Rostocker Dokumentenserver
Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.
Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de

Friedrich Wolters

Stefan George und die Blätter für die Kunst : deutsche Geistesgeschichte seit 1890

Berlin: Bondi, 1930

http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn840009275

Druck Freier Zugang PUBLIC DOMAIN OCR-Volltext

FRIEDRICH WOLTERS

STEFAN GEORGE

UND DIE

BLÄTTER FÜR DIE KUNST

DEUTSCHE GEISTESGESCHICHTE
SEIT 1890



HELMUT
EISIG

6 Taf.

Cf-3241/10

Universitäts-
Bibliothek
Rostock

GEORGE
UND DIE BLÄTTER FÜR DIE KUNST

WERKE AUS DEM KREIS DER BLÄTTER

FÜR DIE KUNST ⅄ GESCHICHTLICHE REIHE



LICHTBILD AUS DEM JAHRE 1928

FRIEDRICH WOLTERS

STEFAN GEORGE

UND DIE

BLÄTTER FÜR DIE KUNST

DEUTSCHE GEISTESGESCHICHTE SEIT 1890

ERSCHIENEN BERLIN 1930 BEI GEORG BONDI

Universitäts-
Bibliothek
Rostock

1942.g.1264.

VORREDE

DIE Erscheinung Stefan Georges ist heute nicht mehr aus der zeitgenössischen Geistesgeschichte wegzudenken. Aber über ihn und seinen Lebenskreis gehen heute schon bis auf die einfachsten Tatsächlichkeiten die abenteuerlichsten Märchen um. Es ist daher die Absicht des Verfassers dieses Buches, das Geschichtlich-Bedeutsame nach möglichst nah von den Quellen selbst ausgehenden Feststellungen zusammenzutragen und ein Bild des Georgeschen Lebens und Wirkens zu entwerfen, das später doch einmal von Geschichtschreibern mit minderer Sachkenntnis und geringerem Einblick versucht würde. Die Geschichte des Lebens und Wirkens Georges jedoch ist zugleich die Geschichte der von ihm ausgegangenen dichterischen Bewegung der Blätter für die Kunst und ihrer Auseinandersetzung mit den geistigen Richtungen der Zeit, soweit sie von George und seinem Werk berührt, verwandelt oder in einen notwendigen Gegensatz zu seinem Weltbild gedrängt wurden. Von seiten Angreifender ist oft gesagt worden, daß man über eine jetzt lebende Gestalt so Endgültiges, so unbedingt klingende Verkündigungen noch nicht äußern könne. Darauf ist zu erwidern: Was alles ist in dem von uns durchmessenen Zeitraum schon für höchste Dichtung und Geistesäußerung von weittragender Bedeutung ausgegeben worden, das meist nach fünf Jahren in den Abgrund des Schweigens gesunken ist! Die hier behandelte Bewegung jedoch hat sich nun vierzig Jahre gehalten und ihr Wachstum stetig ausgedehnt. Dann möchten wir noch die Bemerkung eines anständigen Gelehrten der alten Schule hier zur Kenntnis geben: „Was hilft es uns später, wenn wir über alle Erscheinungen der Vergangenheit seit Erschaffung der Welt die tiefsten Dinge geäußert haben und an der bedeutenden Erscheinung, die unter uns lebt, vorübergegangen sind. Müssen wir uns da nicht schämen bis übers Grab hinaus?“ Und Goethe sagt: „Das Wichtigste bleibt doch das Gleichzeitige, weil es sich in uns am reinsten abspiegelt, wir uns in ihm.“ Von dieser hohen Meinung aus haben wir uns nicht gescheut, das Miterlebte so zu schildern wie wir es mit unseren Augen gesehen und an uns selbst erfahren haben. Wir glauben um so eher, der Wahrheit des Geschehens damit am nächsten zu kommen, als sowohl die Urteilsmittel des öffentlichen Kunstrichtertums wie die der kritischen Wissenschaft jahrzehntelang vor der Bedeutung Georges und heute noch vor der von ihm entfachten geistigen Bewegung unzulänglich blieben. Zuerst wurde von der ganzen Schar der Literaturteilnehmenden und Gebildeten die Erscheinung Georges als vorübergehend und ohne Einfluß auf die geistige

Entwicklung hingestellt. Dann wurde die Dichtung Georges zur Not anerkannt — vielleicht auch noch die Hofmannsthals — alle anderen aber als gleichgültig und bloße Mitläufer bezeichnet. Dann wurde von seiten der Katheder-Literaten das Abnehmen des Dichterischen im Blätterkreise festgestellt, hingegen eine Reihe wissenschaftlicher Leistungen (Friedemann, Gundolf, Bertram und andere) als für die geistige Entwicklung höchst bedeutend hingestellt, aber es wurde schweigend übergangen, daß alle jene Genannten immer nachdrücklich erklärt haben: das Dichterische sei die Quelle ihres Wissens und Sagens.

Gegenüber solchen mißverstehenden wie irreführenden Zeitstimmen, die von uns in einigen Kapiteln summarisch zusammengefaßt worden sind, haben wir um so lieber zahlreiche Äußerungen der von Georges Person und Werk unmittelbar berührten Menschen wörtlich wiedergegeben — auch gelegentlich Auslassungen von Laien nicht verschmäht. Besonders wichtig scheint uns was Künstler und Dichter über Dichter sagen, in einer Zeit wo nur der Kritiker oder Literaturhistoriker darüber spricht. Was wir den älteren und jüngeren Gefährten Georges wie Simmel und Breysig, vor allem aber Verwey und Gundolf für unsere Einsichten zu danken haben, sagen viele Seiten unserer Darstellung.

Für die klugen Alleswisser aber, die bereits aussprengten, daß es mit der Dichtung Georges zu Ende wäre, als er gerade die letzte Hand an „Das Neue Reich" legte, und für all die kleinen Schreiber poetischer oder prosaischer Herkunft, die ohne Georges Wirkung freilich nicht denkbar sind, aber schon heute in ihm ein in die Geschichte Eingegangenes, für sie Überwundenes sehen, bemerken wir, daß das Eigentliche seiner Wirkung eben erst am fernen Horizont sichtbar wird.

Wir wissen, daß uns für unsere Betrachtungsweise der Vorwurf zu großer Einseitigkeit nicht erspart bleiben wird . . es lag aber in unserer Aufgabe, im ungeheueren Wirrwarr der Zeit ein einheitliches Bild aufzurichten. Dennoch wird der Geschichtetreibende uns sicher Dank dafür wissen, daß er hier einmal Gelegenheit hat, in einem gegenwärtigen Vorgang den Verlauf einer Bewegung von Stufe zu Stufe verfolgen zu können, einer Bewegung die anfangs so klein war, daß ein Atemzug sie hätte wegblasen können, die aber nach einem Halbjahrhundert zu allgemeinster Bedeutung gelangt ist.

ERSTES BUCH

DIE WANDERSCHAFT

1. KAPITEL: HERKUNFT · KINDHEIT UND KNABENALTER

STEFAN GEORGE entstammt einem deutschen Geschlecht. Seine Vorfahren saßen in Rupeldingen einem Dorfe nordwestlich von Bolchen in Oberlothringen. Das Dorf liegt an der Nied, einem Nebenfluß der Saar, und blieb seit der Besiedlung so fest im deutschen Sprachbereiche, daß bis zum Weltkrieg nur zwei französische Worte in der Umgangssprache seiner Bewohner üblich waren. Als um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts Napoleon die letzten staatlichen Bänder zwischen Deutschland und Oberlothringen zerriß — seine Großen hatten bis zum Lunéviller Frieden (1801) noch Sitz und Stimme auf den deutschen Reichs- und Kreistagen —, als die deutsche Herrschaft zum ersten Male seit tausend Jahren in diesem Gebiet für sieben Jahrzehnte völlig erlosch, verließ Johann Baptist George das Land seiner Väter und wanderte nach Büdesheim bei Bingen am Rhein. Er erwarb dort Grundbesitz, und da er selbst keine Nachkommen hatte, ließ er die Söhne seines Bruders aus Rupeldingen zu sich kommen: seinen späteren Erben, Stefan George I, den bekannten hessischen Landtagsabgeordneten, der später Pate des Dichters wurde, und Anton George, den Großvater des Dichters. Beide traten aus dem französischen Staatsverbande aus und wurden hessische Bürger. Obwohl also die Vorfahren des Dichters eine Weile im französischen Staatsverbande lebten, waren sie so wenig französischer Abkunft, wie andre in Lothringen oder zur Napoleonischen Zeit auf dem linken Rheinufer wohnende Deutsche: ihre Muttersprache war deutsch, und sie gingen tiefer ins deutsche Land, als ihre Heimat Lothringen ganz an Frankreich fiel. Der Großvater, der als französischer Carabinier unter Carl X. seinen Dienst tat und die Juli-Revolution in Paris mitmachte, lernte doch das Französische erst in der Lehrlings- und Militärzeit. Wie die männlichen, so kommen auch alle weiblichen Mitglieder des Geschlechtes aus dem urkatholischen, mittelbegüterten Grundeigentum, und nach den Erinnerungen der Familie trugen auch alle lothringischen Ahnmütter deutsche Namen. Die Erzählungen von der keltischen oder wallonischen Abkunft Georges, von dem Tropfen fremden Blutes in seinen Adern, beruhen auf freier Erfindung.

Am 12. Juli 1868 wurde dem Landwirt Stefan George II in Büdesheim als zweites Kind ein Sohn geboren: Stefan George, der dritte des Namens, der Dichter. Seine Mutter Eva, geborene Schmitt, stammte von dem Gute Neumühle zwischen Bingen und Büdesheim. Da der Großvater nur einen Sohn hatte, des Großvaters Bruder keinen männlichen Erben hinterließ und die Geschwister des Dichters ledig geblieben sind, stirbt mit ihm der Mannesstamm aus.

Zwischen Obstgärten, fruchtbaren Äckern und Weinbergen verlebte George das erste Jahrfünft seiner Kindheit, doch entbehrte die dörfliche Umgebung nicht ganz des Zusammenhanges mit der weiteren Welt. Vielerlei Erinnerungen wiesen auf Frankreich, den Kamin im Wohnzimmer des schönen, geräumigen, bäuerlichen Gutshauses schmückte ein Standbild Napoleons; einer der Oheime hatte in seinen Mußestunden den Telemach des Fénélon übersetzt, ein anderer war bis Wien gereist und wußte den Kindern viel von seinen Fahrten zu erzählen. Im Jahre 1873 gaben die Eltern das Anwesen in Büdesheim auf und zogen nach Bingen. So gering der Wechsel der Umgebung scheinbar war, so wurde er doch für den offenen Sinn des Knaben von größter Bedeutung. Statt des Dorfes umgab ihn eine Stadt von tausendjähriger Erinnerung: man kannte hier die Orte, wo die Römer die Gallier geschlagen, wo Heinrich V. seinen Vater gefangengenommen, wo die Mordbrenner Ludwigs XIV. gewütet hatten. Trümmer und Werke aus jenen Zeiten standen noch: die Drususbrücke, über welche zwei alte Römerstraßen nach Westen und Norden führten, die eine über den Hunsrück nach Trier, die andere an den Ufern entlang nach Köln, die Burg Klopp auf den Grundmauern eines römischen Kastells, zwei gotische Kirchen aus dem mittleren Alter und die Rochuskapelle über der Stadt mit einem von Goethe gestifteten Bildwerk. Diese alten Bauten und Mauern, von Legenden und Sagen umwittert, stehen in einer Landschaft von unvergleichlichem Reiz: es ist zugleich die heiterste und gefahrvollste Stelle des Rheines; der Strom nimmt hier seinen Lauf nach Norden wieder auf, stößt aufbrausend durch den schroffen, grauen Felsenstoß, der das Tal verriegelt, und scheint dem nächtlichen Beschauer an der steinernen Wand im Abgrund zu versinken. Aber vor den Strudeln und Schnellen dehnt er sich weit zwischen heiteren Hügeln, Orte von gutem Klang reihen sich dicht an seinen Ufern, die winkligen Gevierte der Weingärten schieben sich über ihnen von Fläche zu Fläche bis zu den waldigen Kuppen, die Sommersonne brütet heißer in diesem Tal als irgendsonst im deutschen Land, und die edelsten Weine der Erde gedeihen hier. Am Knie des Rheines, wo die Nahe sich vor der Enge in den Strom ergießt, liegt Bingen, einst eine bedeutende freie Reichsstadt, damals eine kleinbürgerliche Stadt, in der

beim Aufschwung des rheinischen Wirtschaftslebens nach dem Deutsch-Französischen Kriege sich eben ein neuer Handelsgeist zu regen begann. Der Vater des Dichters war dort Weingutsbesitzer und betrieb, wie viele der angesehenen Bürger, zugleich den Weinhandel. Er ließ seinen Sohn Stefan zunächst in einer Privatschule, dann in der Realschule des Ortes unterrichten.

Den Knaben fesselten vor allem die fremden Sprachen, und neben den alten und neueren, welche die Schule lehrte, suchte er sich aus eigenem Antrieb der italienischen zu bemächtigen. Die ersten poetischen Versuche machte er schon im achten und neunten Lebensjahre, und die Ränder seiner Schreibhefte waren mit jugendlichen Versen beschrieben. Aber die gewohnten Formen der Muttersprache genügten schon damals dem dunklen Drängen nicht, das auf dem Grunde dieser jungen Seele rege wurde: ein Etwas wollte laut werden und Wort gewinnen, das noch unausdrückbar war, und so erfand er sich in dumpfgefühlter Not und knabenhaftem Stolz eine eigene Sprache ohne Anlehnung an ein bekanntes Idiom mit vollklingenden Silben, die wenigstens im Tone sagen sollte, was ihn innerst bewegte. Er arbeitete Grammatik und Wortschatz für diese Sprache aus, deren sich der jugendliche Kreis der Eingeweihten, der „Imri", in ihren geheimen Erzeugnissen bediente:

Schon als die ersten kühnen wünsche kamen
In einem seltnen reiche ernst und einsam
Erfand er für die dinge eigne namen. —

Die neue Sprache, von der das Gedicht „Ursprünge" im SIEBENTEN RING uns ein Fragment bewahrt hat, läßt mit fast unheimlicher Deutlichkeit auf dieser frühen Lebensstufe die mitgeborene Dichterkraft des Kindes aufleuchten, sie ist das magische Mittel, mit dem die ihrer selbst noch unbewußte Seele ihr Schicksal vordeutet und ihr künftiges Verhältnis zur Welt bestimmt: das neue Wort wird das Zauberband zwischen ihr und der Welt sein. Sie bedurfte seiner in dem verborgenen Reiche der Träume, die der Knabe, fern von den Spielen seiner kindlichen Gefährten, im einsamen Dickicht der Stromgebüsche spann, und die sich so tief in sein Inneres brannten, daß sie dem Dichter auch später die Urbilder des reinsten dichtesten Lebens blieben. Denn was einmal in diese Seele fiel, blieb unverlorener Keim und stieg an seinem Tage aus der dunkelsten Wurzel der Erinnerung wieder ins helle Bewußtsein, aus dem Traum ins Lied. So ruft das schlafende Kind der „Juli-Schwermut" ein Gedenken des frühesten Kindesalters auf, aber von jener brennenden Deutlichkeit der Dinge und des Ortes, der reifen Ernteäcker hinter dem glühenden Scharlachberg, wie sie nur eine Selbsterfahrung spiegeln kann. So klingt durch alle Stu-

fen der Dichtung der frühste Traum wieder auf, dem noch der STERN DES BUNDES zu folgen befiehlt: der Traum des jugendlichen Königtums, in dem der kindliche Herrscher zur eigenen Sprache sich auch den Raum zur eignen Tat, sein Volk und seinen Staat ersann. Neben diesem Leben der Spiele und Träume beschäftigte noch ein andres den Knaben. Der Sinn für das Ergreifen einer bestimmten Wirklichkeit trieb ihn früh zur Erlernung handlicher Fertigkeiten, die sein offenes Auge auf allen Plätzen und Straßen der Stadt vom Morgen bis zum Abend üben sah. Die Kenntnis des Acker- und Weinbaues, die Teilnahme an Lese und Kelterung, die Beobachtung des Hafengetriebes und der Schiffahrt waren selbstverständlich für den Sohn des Rheingaues und der Handelsstadt. Das feste, aus buntem Rotsandstein erbaute Haus der Eltern lag mit seinem Vorgarten am breiten Nahekai, mit seinem Hoftor an der schmalen Hinteren Grube kurz vor der Mündung der Nahe in den Rhein. Ringsum spielte sich der Betrieb der Märkte, der Stapelplätze wie der Gewerbe des kleinbürgerlichen Handwerkes ab, und was der Schuster und Buchbinder, Steinmetz und Gerber, Holzhändler und Fischer trieb, brauchte der Knabe nicht aus Büchern zu lernen. Er lebte unter ihnen, die Kinder der Handwerker und Kaufleute waren seine Schul- und Spielgefährten, und viele Bilder seines Sprachschatzes zeugen von der fruchtbaren Nähe dieser urtümlichen Umwelt. Er begnügte sich auch nicht mit dem Sehen und Wissen, sondern bis zum zwölften Jahre und in den Ferien, die er später zu Hause verbrachte, eignete er sich dieses oder jenes von den Urberufen handlich an, und beherrschte zum Beispiel die Buchbindekunst wie ein gelernter Geselle.

So wuchs er im geraden Gegensatze zur theoretisch-literarischen Erziehung eines Bürgerkindes der großen Stadt mitten im tätigen Treiben der an Brauch und Herkommen noch enggebundenen Rheinstadt auf, in welche die zersetzenden Mechanisierungen noch nicht eingedrungen waren, in der noch das handwerkliche Können, das Gefühl für das Gemeinschaftliche des Standes, die alte Sitte und der alte Glaube die unbewußte Grundlage bildeten. Dabei fehlte das Regsame und der Blick in die Weite keineswegs. Denn trotz der Beschränktheit seiner räumlichen Ausdehnung war Bingen doch Schnitt- und Haltpunkt der großen Verkehrsstraßen zu Wasser und zu Land für all die zahlreichen Reisenden des In- und Auslandes, die Handel, Schaulust oder Forschung täglich in diese gesegneten Täler führte. Ein steter Durchgang von internationaler Welt, das Kommen und Gehen von Schiffen aller nördlichen Länder, besonders der täglich erscheinenden Holländer, gab den Bürgern der kleinen Stadt einen Weitblick, der auch in größeren Städten einer tieferen Festlandslage damals nicht zu erlangen war. Auch waren sie von Natur von offenem, teilnehmendem Wesen,

aufnahmefähig für das Fremde, und im Heimischen ohne die Schroffen der gesellschaftlichen Ränge, von jener freien und leichtlebigen Art, von jenem Leben und Lebenlassen, wie sie nur das katholische Weinland erzeugt, und jener Freude am schönen und heiteren Genuß, der sie eher den westlichen und südlichen, als östlicheren Ländern geneigt sein ließ. Um geistige Erscheinungen freilich, gleichgültig, ob sie Paris oder Berlin erzeugte, kümmerte man sich herzlich wenig. Im elterlichen Hause Georges wußte man nichts von Literatur, und die Pflege der Dichtung überließ man wie üblich der Schule. Was Geist und Seele an Nahrung forderten, gewährte jener heiter-ernste katholische Glaube, wie ihn das Rheinland so lange bewahrte. Wenn er nicht mehr alle menschlichen Ordnungen regelte, so bestimmte er doch für die Frommen — und zu ihnen gehörte die Mutter des Dichters — das Verhältnis von Himmel und Erde, von Seele zu Seele; er hatte Heilmittel für alle Leiden, Tröstungen für alle Trübnis, die Forderungen seines Gottesdienstes bestimmten noch Tag und Woche, und die Reihe seiner farbigen Feste gab den Zeiten des Jahres ihren welthaltigen Sinn und wechselnden Glanz. Ja, die Kirche hatte noch tiefere Einflüsse zu übermitteln als die tägliche Bindung an den Dienst Gottes und die zeitliche Eingliederung in ihre schöne und große Überlieferung, durch die sie jedem ihrer Kinder das sichere Stolzgefühl der Zugehörigkeit zum größten und ältesten Verband verlieh: sie hatte vom Anfang bis zum Ende des Lebens die heiligen Weihen zu vergeben, deren Kräfte durch eine ununterbrochene Übertragung von Gewalt und Gnade auf den göttlichen Urquell aller christlichen Kraft zurückreichten. George hat uns selbst im KINDLICHEN KALENDER die Kunde von dem tiefen Eindruck aufbewahrt, den das kirchliche Jahr mit seinen Festen und Begehungen in der Seele des Knaben hinterließ. Dazu hatten Kirche und Reich, die großen Doppelgewalten, gerade am Rheine einen ungeheuren Schatz von heiligen und ruhmreichen Erinnerungen aufgehäuft. In Bingen selbst erinnerte der Rupertsberg an die Blumenträume des knabenhaften Pilgers, Herzog Rupert, an Hildegard die weiseste deutsche Frau, die über der Stadt gewohnt hatte; Kirchen und Klöster an den Ufern ringsum sprachen von Scharen heiliger Männer und Frauen, die Trümmer der Kaiserpfalzen in Ingelheim und Lorsch von den ersten karolingischen Gründern, die Dome von Mainz, Worms und Speier von den Schicksalen der Salier und Staufer, der erdüberschattenden deutschen Geschlechter unserer größten Zeit.

So mit den Weihen versehen, in großer Überlieferung und glücklicher Umgebung, unter schönem Spiel und ernstem Traum, auf die Übung von Hand und Auge, und schon die Erlernung dessen bedacht, was ihm das

wesentliche Mittel seines Wirkens werden sollte, der Sprachen nämlich, verlebte Stefan George die Knabenzeit in Bingen bis zum Beginn des vierzehnten Jahres. Dann schickte sein Vater ihn nach Darmstadt auf das altberühmte Ludwig-Georg-Gymnasium, wo er im Herbst des Jahres 1881 aufgenommen und die nächsten sieben Jahre in allen Fächern der humanistischen Bildung unterrichtet wurde.

Er lebte also in den Jahren, in denen der Blick sich langsam nach außen zu richten beginnt, in der Hauptstadt des Großherzogtums Hessen, das mit der Neugestaltung Europas im Wiener Kongreß unter den deutschen Mittelstaaten eine besondere Stellung eingenommen hatte: Hessen war die Brücke gewesen, auf der sich Nord- und Süddeutschland einander genähert hatten; ein Hesse, Friedrich von Motz, hatte als preußischer Finanzminister zuerst die Zollverbindung zwischen Preußen und Hessen, dann zwischen den nord- und süddeutschen Staaten herbeigeführt, und zwar mit der bewußten weitausschauenden Absicht, das zerrissene und an allen Gliedern gelähmte Deutschland zu einem einheitlichen Wirtschaftskörper gegen das ausbeuterische Ausland zu einigen, so dem Werke Bismarcks die wichtigste Grundlage schaffend. Auch in der Einheitsbewegung des Jahres 1848 hatten Männer aus dem hessischen Stamme, wie Max und Heinrich von Gagern, an der Spitze gestanden, und wenn der Bruderkrieg des Jahres 1866 es notwendig auf der Seite der Süddeutschen gesehen hatte, so war doch Hessen-Darmstadt einer der ersten Staaten, der fünf Jahre später die Einigung der Deutschen unter preußischer Führung mitbetrieb, und auch im neuen Reiche eine engere Verwaltungseinheit mit dem Norden einging. Die nähere Umgebung Darmstadts mit ihren Sandflächen und Kiefernwäldern erinnert nicht wenig an die Mark Brandenburg, und das Haus Brabant hatte hier schon seit dem 18. Jahrhundert den gleichen Nachdruck wie die Hohenzollern in Preußen auf den militärischen Aufbau des Staates gelegt und eine Liebe zu soldatischer Zucht gepflegt, die in den kriegerischen Eigenschaften des Hessenvolkes ihre natürliche Grundlage fand. Der Militär- und Beamtenstaat hatte der Residenzstadt Darmstadt ihren weiten Aufbau gegeben, aber ihr fehlte die Regsamkeit der südlichen Handelsstädte ebenso wie die industrielle Betriebsamkeit vieler preußischer Städte, und sie machte damals wie heute noch den Eindruck einer ungewöhnlich stillen, fast verschlafenen Stadt mit allzugroßen Schloßbauten und weiten menschenleeren Straßen und Plätzen. Aber für den Vater Georges war gerade die ruhige Wohlanständigkeit dieser Stadt entscheidend bei der Wahl der Schule für seinen Sohn gewesen; das leichtfertige Mainz war zu nahe, Frankfurt zu groß und schon außerhalb der hessischen Grenzen gelegen.

Es waren also mehr stillwirkende als übermächtige Eindrücke, die der Schüler von Darmstadt empfing. Das Aufwachsen in der ländlichen Mittelstadt am Rhein und das früherworbene Wissen um das tätige Leben des Tages gaben ihm eher ein sicheres Ferngefühl zur Lebensart der steifen Militär- und Beamtenstadt, in der sich Bürgertum und Staatsbeamtentum wie zwei getrennte Welten gegenüberstanden. Sie erschien dem heiteren und selbstbewußten Rheinfranken stets ein wenig unfrei und trocken, und er fühlte deutlich den Unterschied einer Lebenshaltung, die von dem etwas dicklich gewordenen Imperativ der Pflicht geregelt wurde, gegen die unbekümmerte Lebensfreude seines Heimatgaues. Was aber Bingen am wenigsten gewährte, eine Verbindung mit den geistigen Bereichen der Dichtung und Musik, bot ihm die Hofstadt in um so reichlicherem Maße. Das Großherzogliche Theater war von gutem Rufe und konnte, mitten in einem Kreise großer rühriger Städte gelegen, seine Kräfte von allen Seiten aufs beste ergänzen. Die Schüler des Gymnasiums waren seine regelmäßigen Besucher, und George hat hier in den empfänglichsten Jahren nicht nur unsere Klassiker und Shakespeare, sondern auch die Opern Wagners und anderer Komponisten in guter Darbietung gesehen — selbst moderne Stücke wurden gelegentlich aufgeführt. Bot die Umgebung der Stadt nicht viele Reize, so führte doch jede Wanderung bald in eine Landschaft, welche der heimischen an strenger Schönheit nicht ganz vergleichbar war, aber dieselben Merkmale üppiger Fruchtbarkeit und tausendjährigen reichen Lebens trug: vor allem im Süden längs der Eichen- und Buchenhöhen des Odenwaldes die Bergstraße, deren mit Wein- und Mohngärten, Mandel-, Kirsch-, Kastanien- und Nußbäumen übersäete Hügel und Ebenen keinem lombardischen Frühling zu weichen brauchen.

Die Schule bot ihm nicht mehr und nicht weniger als damals die meisten unserer humanistischen Gymnasien: ein neues Leben war noch nicht geweckt, die guten Überlieferungen zerfielen langsam, und die Art des Unterrichts erregte in ihm wie in allen reicheren Naturen mehr Widerstände als Liebe. Auf die leicht wegwerfende Weise, welche diese Lebensstufe liebt, suchte er sich dieses Gegensatzes zu erwehren und machte satirisch-epigrammatische Verse auf seine Umgebung. Auch eine vollständig ausgeführte Verserzählung aus dieser Zeit ist noch erhalten geblieben. Erst mit dem seelischen Durchbruch des Jahres 1886, der den knabenhaften Zwiespalt mehr mit sich selbst als mit der Umwelt aufhob, erwachte das Lyrische der Frühzeit wieder, und mit den ersten Gedichten dieses Jahres begann die ununterbrochene Reihe seiner dichterischen Erzeugnisse. Die fünfzehn Jahre später veröffentlichte FIBEL hat uns eine Anzahl früher Verse aus den Jahren 1886 und 1887 aufbewahrt, von denen der Dichter in

der Vorrede sagt, daß seine Freunde und Verehrer, die, den Druck betreibend, auf eine schöne Offenbarung warteten, vielleicht mit einer Enttäuschung belohnt würden: „Sie werden das für die Zukunft Bedeutsame — sofern es nicht aus persönlichen Gründen oder als zu unfertig ausgeschieden ist — gar oft verhüllt und verflüchtigt vorfinden, und sie bedenken zu wenig, daß die Jugend gerade die seltensten Dinge, die sie fühlt und denkt, noch verschweigt. Wir, die Dichter, aber erkennen uns in diesen Erstlingen wieder und möchten sie unter unsre besondere Obhut nehmen, wir sehen in ihnen die ungestalten Puppen, aus denen später die Falter leuchtender Gesänge fliegen, und lassen uns gern durch sie erinnern an die Zeit unserer reinsten Begeisterung und unserer vollen Blühwilligkeit." Darüber hinaus sprechen die „Geleitverse" und die Gedichte selbst vom Schmerz des ersten dumpfen Bildnerwillens: wie der reifende Knabe früh am Widerspruch zwischen großgefühltem inneren Bild und dem Unvermögen litt, es sprachlich zu fügen. Was er als Verwunschener im Zaubergarten der Träume vor sich sah, klang dem Enttäuschten in der dichterischen Fügung noch als WEISEN DÜRFTIG UND GEWOHN.

Und doch verraten diese stammelnden und schüchternen Versuche der Frühzeit bei aller Bindung am Überlieferten zuweilen schon einen eigenen Ton: die Ausdrucksweise ist vielfach herkömmlich, aber nirgends nur nachempfunden oder als Nachahmung eines bestimmten Dichters anzusprechen. Ihre Inhalte entsprechen ganz der Altersstufe: erweckende und enttäuschende Liebe, Kampf zwischen Vernunft und Liebe, oder Ruhm und Liebe, Zwiespalt zwischen Streben und Können, Todnähe und Frohlocken, Frühling und Winter. Vom christlichen Glauben tönt kaum noch ein Anklang hinein. Wie jeden Fünfzehnjährigen, der etwas auf sich hält, hat die Kirche auch diesen Frömmsten der Lebenden im gleichen Alter nicht fesseln können, da er die Erfüllung tieferer Sehnsüchte in ihrem Schoße nicht mehr fand. Die Versformen sind schwer, sicher aber weder frühreif, noch allzu gewandt. Hier und da unterscheidet ein herberer Ton sie vom Singsang der damals üblichen Erzeugnisse, und ihre fast immer strenge Formung rückte sie aus jeder Nähe der Tagesschule, die schon damals den festgefügten Vers zu verschmähen begann. Die lateinischen Hymnen der Kirche hatten schon ungewußt dem Knaben eine dichterisch strengere Weise eingepflanzt; seine Beschäftigung mit dem Italienischen, das er auch in Darmstadt an den Werken Petrarcas, Torquato Tassos und anderer Dichter weiterübte, hatte diese Neigung verstärkt, und bevor die allgemeinüblichen deutschen Jugenddichter Schiller, Heine und die Freiheitssänger auf ihn zu wirken begannen, war sein Geist schon durch jene strengeren Formen gebildet worden und blieb dadurch

vor dem Einfluß noch leichterer Epigonenschulen der genannten Dichter bewahrt. Deutschland war damals ohne geistige Bildungseinheit, und nicht mehr durch eine künstlerische Übereinkunft, wie sie der junge Goethe noch im Rokoko gefunden hatte, bestimmt, es war ohne eine lebende Dichtergestalt, höchstens in Heyse lebte, mehr fast in Anspruch und Haltung als in Werk und Sein, ein schattenhaftes Abbild dessen, was den Deutschen noch ein halbes Jahrhundert früher die edelste Erscheinung geistigen Menschtums gewesen war: des Dichters. Die Jugend, welche der Gestalt eines Lebenden zum Führer und Vorbild bedarf, suchte daher im Ausland, was sie im eigenen Lande nicht fand, und sah unter anderem auch in dem Norweger Henrik Ibsen den Erneuerer der dramatischen Kunst und den Verteidiger eines neuen Lebenswillens. In jenen Jahren waren erst seine Gesellschaftsstücke ins Deutsche übertragen worden, und George erlernte, um sich dieses Dichters ganz bemächtigen zu können, das Norwegische, las vor allem die frühen historischen Dramen in der Ursprache und übersetzte den „Catilina" vollständig ins Deutsche. Doch fühlte er bald, daß von dort kein Weg für ihn weiterführte. In diese Zeit der Beschäftigung mit dem fremden Dramatiker fallen auch einige Pläne und Entwürfe zu eigenen Dramen, von denen nur wenige kurze Auftritte aus „Manuel" später veröffentlicht wurden (Bl. I, 3) — die „Umschreibungen zum Manuel" gehören schon einer späteren Stufe an. Das Gedicht „Manuel und Menes" im SIEBENTEN RING faßte zwei Jahrzehnte später einen der Gegensätze der ursprünglichen Handlung kurz zusammen, deren Gesamtheit sich etwa als Widerspiel heldischen Tätertums und geistiger Herrschaft begreifen ließe. Es waren die Jahre, in denen bei gewöhnlichen Naturen die Frage nach dem Beruf, bei höheren Naturen die Entscheidung über die Berufung deutlicher, bewußter vor die Seele tritt, wo Fähigkeiten, Neigungen und Kräfte zum ersten Male vor den Gerichtshof des eigenen Urteils treten und einen Spruch verlangen. Die gewöhnlichen Naturen lösen die Frage durch eine Wahl, welche hervorstechende Neigung, Umgebung oder Zufall bedingen, den höheren hilft zur Entscheidung nur ein Horchen auf die innere Stimme, ein Warten auf das Gebot des stärksten Dranges, ein leises tastendes Fußrichten auf das dunkelgefühlte Ziel. Wenn Menes vom Willen beseelt war, die Welt durch Taten umzuwandeln, so glühte in Manuel der Trieb, Mensch und Erde im geistigen Werke umzubilden. Beide waren e i n e Seele und haben in e i n e m Atem ihr Doppelwesen ausgeströmt, aber dem jugendlichen Dichter mußten sie als zwiespältige Pole erscheinen, für deren einen nur die Entscheidung fallen durfte. Er fühlte schon die Not einer Schicksalsfrage, deren Lösung den Einsatz seines ganzen Daseins erfordern sollte.

Während der Schüler George den Verkehr in bürgerlichen Häusern, auch seiner Verwandten in Darmstadt, mied, suchte er früh nach Mitfühlenden und Gleichgesinnten für das, was ihn innerlich bewegte. Er fand freilich auf der Schule in Darmstadt so wenig wie in Bingen die ersehnten Gefährten, und in seiner Erinnerung lebt nur der schöne, früh verstorbene Sohn des Hofmarschalls als einer, der ihn tiefer anzog. Unter den Schulgenossen herrschte eher ein reges als stumpfes literarisches Treiben, und es gab Zirkel, in denen man gemeinsam Goethe las. Aber da sich ihre eigene Erzeugung nur in satirischen Glossen über Mitschüler bewegte, hielten sie George nicht lange. In den letzten Schuljahren schlossen sich unter dem Eindruck des schon ausschwingenden Kulturkampfes die Katholiken des Gymnasiums enger zusammen, um unter Georges Führung ernstere Formen der Dichtung zu pflegen. Diese Freunde sammelten ihre Erzeugnisse in einem geschriebenen Heft, das sie „Rosen und Disteln" nannten und für einen weiteren Kreis von Kameraden vervielfältigten. Die Mitglieder dieser Schülerzeitschrift — sie erlebte nur eine Nummer — haben den Dichter noch einige Jahre begleitet, und einige der Beiträge wurden später in den Blättern für die Kunst (I, 5) und in der FIBEL als Beispiele guter formaler Haltung in diesen Schülergedichten veröffentlicht.

Am 13. März 1888 verließ Stefan George mit dem Zeugnis der Reife das Gymnasium zu Darmstadt und kehrte zunächst nach Bingen zurück. Der Vater hatte mit klarem Blick die besondere Artung seines ersten Sohnes erkannt, und während der zweite sich einem geschäftlichen Beruf widmen mußte, ließ er jenem die volle Freiheit in der Wahl seines Weges. George entschied sich seiner Neigung nach für ein Studium der fremden Sprachen und beschloß, sogleich nach England zu gehen. Die kleinbürgerliche Welt von Bingen und Darmstadt war ihm schon zum unerträglichen Zwang geworden; er wäre in solcher Enge zugrunde gegangen oder hätte seine Kraft in Torheiten entladen müssen, die sie ins Sinnlose versprüht hätten. Er reiste den Rhein hinab über Holland nach London, der größten Hauptstadt der Erde, und tat damit den ersten Schritt auf einer Wanderung, die ihn nach kurzen Rasten von Ort zu Ort geführt und bis heute kein Ende gefunden hat.

2. KAPITEL: DIE REISEN IM AUSLAND

IN London fand der Neunzehnjährige die geeignete Lebensluft für seine inneren Spannungen: ein weites Weltgefühl, getragen von großen staatlichen Aufgaben und Zielen, eine alte, sorgsam die Überlieferungen wahrende Bildungseinheit, eine festgeformte Lebenshaltung aller Schichten der



GEBURTSHAUS GEORGES

Bevölkerung, eine vornehme Gesittung im Verkehr der Menschen untereinander — Gegebenheiten, die im öffentlichen Leben des Deutschland jener Jahre nicht mehr zu finden oder kaum erst im Entstehen begriffen waren. Denn die guten Überlieferungen waren bei uns in ihrem früheren Bestande gefährdet oder hatten sich, unfruchtbar für das Wachstum der Jugend, in wenige abgesperrte Gesellschaftskreise zurückgezogen, und die neuen, aus der Reichseinheit erwachsenen Ansprüche schossen einseitig ins Wirtschaftliche oder Militärische: sie haben die deutsche Bildungseinheit eher zerrissen als gefördert. In England — die tiefen Brüche des Gefüges waren noch nicht spürbar — gaben Überlieferung und Zeitgeltung dem Einzelnen wie dem Gesamten ein festes Gepräge und erzeugten jenen unbeirrbaren Stolz, die selbstbewußte Ruhe, den hohen Anspruch ohne Wallung und Auftrumpf, die wir dem Inselreich und seinen Bewohnern damals neideten. George ergriff mit Eifer diese neue Form des Lebens, das Bestreben, sie sich anzueignen, das Studium der englischen Sprache, die in dem befreundeten Hause, wo er Aufnahme gefunden hatte, fast ausschließlich gesprochen wurde, und die Betrachtung der reichen Kunstschätze der Stadt genügten vollauf, um die jungen Kräfte während der Monate seines Aufenthaltes ganz zu beschäftigen. Die Zeit, Bekanntschaften in der geistigen Welt zu suchen, war für den neunzehnjährigen Neuling noch nicht gekommen; aber ein Jugendfreund, der sich in London angesiedelt hatte, erleichterte ihm den Blick in manche Dinge, und er verließ London als ein völlig andrer: mit einer festgefügten Selbstgewißheit, einem sicheren Maß für das persönliche Verhalten Menschen und Dingen gegenüber und einem klar geöffneten Blick in die Weite der großen Welt.

— dort in andrer luft und andrem land
Entdeckt ich als ein andres fluß und flur.
Ich sah die hellen und die bleichen himmel
Die wälder gaukelten mir bilder vor
Und aus dem duft der morgendlichen wiesen
Aus ferne winkenden gekrönten mauern
Und aus der menschen schritten und gebahren
Und ihrer sänge rätselvollem sehnen
Erhoben sich mir unbekannte welten

Die jugendliche Welt des Schülers war in England verweht. Die frühen Gedichte „Von einer Reise" in der FIBEL lassen schon im Inhalt deutlich ein Befreitsein spüren: die Schulzeit ist vorbei, die Enge der Kirche abgestreift, wenn auch die junge Seele ehrfürchtig vor frommer Handlung bleibt und vom Spott der Freunde über die betenden Mütter verletzt wird. Aber die alten Glocken verwirren und zerren nicht mehr, und auch die Liebe hat ein andres Gesicht: „Das Heilige" der Frühzeit ist verschwunden, die Lei-

I 84

denschaft ist drängender, nackter, sinnlicher geworden, die Gefühle wechseln zwischen Sturm und Mattheit, dem aufgeweiteten Auge erscheint alle Habe, alles Erreichbare klein, und das Herz sehnt sich aus kleinem Lieben nach der großen Liebe, die Seele nach endlichem Erwachen aus dem „Todesschlaf". In der Sprache deutet sich diese Erregung in freieren Strophenformen, größerer Bewegtheit des metrischen Gefüges, kühneren Bildern und farbigeren Sichten an: die Dinge sind deutlicher geschaut, und die Merkmale der nördlichen Landschaft, welche die Reise berührte, sind in ihrer Besonderheit spürbar, sie erscheinen hier im Gegensatz zur südlichen Stadt und zu leidloser „Wärme, Schönheit und Licht".

Nach einem kurzen Aufenthalt in der Heimat ging George im Herbst des Jahres 1888 in die französische Schweiz nach Montreux. Der Aufenthalt in England hatte seine Kenntnis von Land und Leuten wohl vermehrt, auch seinem äußeren Verhalten zur Umwelt eine Bestimmtheit gegeben, aber dem inneren Drang nach eigener Gestaltung und eigener Welt keine dauernde Entspannung gebracht. Hier, fern vom erregenden Atem der großen Städte und Häfen, an den weichen Ufern des Genfer Sees, überkam ihn ein bedrückendes Gefühl des Alleinseins, und er mied die Menschen dieser gesellig-heiteren Fremdenorte. Erst nach längerem Sträuben ließ er sich in das Landhaus einiger vornehmen Frauen des deutschen Adels führen und wurde von ihnen in einen kleinen Kreis gezogen, den frohe Geselligkeit und Beschäftigung mit der Dichtkunst belebten. Man versuchte gemeinsam kleine Bühnenstücke aufzuführen, und fand den Molièrischen Misanthropen die geeignete Rolle für den ernsten, jungen Deutschen. Der fügte sich leicht in die adlige Welt, und man gewöhnte sich bald, seine eckige Art und bestimmte Haltung als das ihm angemessene Wesen und Recht zu achten. Die heitere Geselligkeit milderte ein wenig sein grüblerisches Sinnen, und die frühe Bekanntschaft mit gallischem Witz und Parisischer Anmut in diesem Hause hat ihm bald hernach den Verkehr in Frankreich selbst erleichtert.

In die Zeit des Aufenthaltes am Genfer See fiel auch seine erste Reise nach Italien. Im Februar 1889 ging er nach Mailand und Turin, das er zur selben Zeit betrat, zu der der erkrankte Nietzsche es verließ. Die beiden Gestirne, das eine niederstürzend, das andere noch verhüllt aufsteigend, kreuzten so ihre Lebensbahnen schicksalhaft am dunklen Himmel des deutschen Geistes, ohne voneinander zu wissen: ein Vorzeichen, daß in Zukunft ihre geistigen Bogen sich im Bereich gemeinsamer Kämpfe und Ziele noch öfter schneiden sollten. George gewann damals noch kein näheres Verhältnis zu Italien, das ihm die norditalienischen Städte nicht in seiner eigentümlichen Artung zeigten. Im Vorfrühling wanderte er an den süd-

lichen Alpenseen entlang in die Schweiz zurück und fuhr im März vom Genfer See zum ersten Male nach Paris, der Stadt, die dem Rufe und der Wirkung nach noch immer die Mitte des gebildeten Europa war, das Herz jenes Frankreich, das vor mehr als sechshundert Jahren die universale Herrschaftsidee des Heiligen Reiches der Deutschen abgelöst hatte durch die universale Idee der europäischen Gesittung, der Zivilisation im höchsten Sinne, und den Anspruch aufrechthielt, ihr gültiger Träger und Bewahrer unter den Völkern der Erde zu sein. Als George in einem kleinen Gasthaus nahe beim Boulevard St. Michel abgestiegen war, lernte er dort am gleichen Tage Albert Saint-Paul kennen. Die fast Gleichaltrigen schlossen sich bald einander an, und durch dieses glückliche Zusammentreffen wurde George auf eine unerwartete und fast wunderbare Weise schnell in die Mitte des geistigen Frankreich jener Tage geführt. Saint-Paul hat uns vierzig Jahre später das Aussehen des jungen Deutschen geschildert, dessen Geleit er so unerwartet wurde: „Seine Stirn wölbte sich trotz des jugendlichen Alters schwer unter dem vollen braungoldnen Haar; das einzige Helle in seinem Gesicht waren die Augen. Diese Augen waren von bleichem Blau wie zwei Türkise. Sie erinnerten an die Augen des Dichters François Coppée, von denen Stéphane Mallarmé sagte: ‚Es sind zwei Edelsteine'." Er fand George zunächst nichts weniger als mitteilsam, eher schüchtern, aber im Louvre vor den Gemälden der frühitalienischen Meister, Giotto, Fra Angelico, Mantegna, taute der Verschlossene auf, und Saint-Paul fand in ihm, was er selber war: eine für die Schönheit offene Seele. George wußte damals kaum etwas von der Artung des französischen Menschen und verstand dabei seine Dichtung nur, soweit eine gute Kenntnis der Sprache sie eröffnen kann. In dem jungen Toulousaner Saint-Paul trat ihm eine Urform des Franzosentums entgegen, ein schöner, dunkler Südländer, der zugleich von tiefer Begeisterung für die Dichtkunst erfüllt war und in einem Kreise Gleichgesinnter nur ihrem Dienste lebte. Im Verkehr mit ihm lernte er langsam dieses Volk begreifen: seine für uns so schwer erfaßbare Einheit von hellem Aufflammen und kühler Verständigkeit, von Beweglichkeit und Enge, Rachsucht und Höflichkeit, Verzagen und Aufschnellen, und durch den Anteil am persönlichen Leben drang er schneller und tiefer in die fremde Dichtung ein, als er durch ein langes Studium an der Sorbonne vermocht hätte. Tag für Tag war er mit Saint-Paul zusammen, und jeden Morgen las dieser ihm einige Stunden aus den Werken des französischen Schrifttums vor, von der Frühzeit beginnend bis zu den jüngsten, noch lebenden Dichtern, und dies mit einer Stimme, die selbst in dem anspruchsvollen Pariser Dichterkreise als eine der besten und schönsten zum Hersagen galt.

Bald wurde George mit diesem Kreise bekannt. Es war die berühmte „Plejade der Symbolisten", welche damals im Gegensatz zur parnassischen und realistischen Dichtkunst, der für Frankreich so kennzeichnenden Einheit des 19. Jahrhunderts, standen. Baudelaire war ihr allverehrter Ahnherr, Paul Verlaine stand auf der Grenze der alten und neuen Schule, Stéphane Mallarmé führte die Jungen, die mit ihm für ihre neue Fühlweise neue Formen des Ausdrucks suchten und den Angriff der Romantik gegen den typischen Stil und den typischen Vers der Jahrhunderte erneuerten. An die Stelle der erzählenden und lehrhaften Dichtungsweise wollten sie die dichte, kurze Zusammenballung möglichst reicher Sinnträger im Vers: er sollte mehr Geheimnis, mehr Traum, mehr Musik erhalten. Sie sahen das Leben nicht mehr als eine Sammlung von „documents humains", als eine banale Folge von Tatsachen, sondern als einen „magisch geordneten Vorgang an, in dem jede Gebärde ein Sinnbild bezeichnet". Nur eine Traumkunst mit allen Fähigkeiten feiner Abschattungen, nur die trunkne Eingebung und das freie Spiel der Seelenkräfte konnten nach ihrem Glauben zum schöpferischen Lebensquell vordringen, zu dem die hemmenden Gesetzlichkeiten bisher den Zugang verwehrt hatten. Der alte Kampf des französischen Geistes gegen die eigene Überspannung des Intellekts hatte sich in den jungen Dichtern zu neuer Bewußtheit erhoben, und im zartesten Punkte des nationalen Lebens, in der Sprache, suchten sie Rettung für die verschütteten oder gehemmten Kräfte. In diesem Kreise lernte George neben den schon genannten Meistern Villiers de l'Isle-Adam, Henri de Régnier, Francis Viélé-Griffin, Achille Delaroche, den Belgier Albert Mokkel, den französisierten Athener Jean Moréas, den Amerikaner Stuart Merrill und andere kennen; hier hörte er von den Toten Poe, Baudelaire, dem verschollenen Rimbaud, und von den Lebenden Puvis de Chavannes, Rodin, Seurat, Cézanne, Gauguin und andre bald gerühmte Namen preisen. Es war ein Lebenskreis von Künstlern, der das Lateinische Viertel gerade um die Jahre 1889 und 1890 mit einer neuen geistigen Spannung geladen hatte[1]). Es war die Zeit der Gründung oder Blüte der Zeitschriften La Plume, Le Mercure de France, L'Ermitage und der regelmäßigen Zusammenkünfte der Dichtergruppen im Lateinischen Viertel. Alle Fragen der Kunst wurden dort mit einem jugendlich-heiligen Enthusiasmus behandelt und zugleich das kritische Vermögen in eifernden Gesprächen geschult. Es war der einzige geistige Ort in Europa, wo es eine Gemeinschaft von Dichtern gab, die sich durch einen gemeinsamen Willen zur Vervollkommnung der sprachlichen Form verbunden fühlten, und in jenen Jahren einer entflamm-

[1]) Hier waren auch schon alle Werkkunststückchen ausgestellt die bei uns 30 Jahre später als neueste Mode der Malerei aufkamen.

ten Geistigkeit an eine Erneuerung der Künste in Frankreich, ja in Europa, durch die Kraft ihrer Werke und Ideen glaubten. Saint-Paul und Mockel erkannten in dem jungen Deutschen, der schon damals nach ihren Erinnerungen seine gewinnende Offenheit durch einen treffenden Spott, seine warmherzigen Ereiferungen durch ein frühgereiftes Urteil mäßigte, der das heitere Lachen der gesunden Jugend hatte, aber nur mit nachdrücklichem Ernst von der Kunst und Schönheit sprach, den zukünftigen Dichter, als sie von ihm noch keinen eigenen Vers, nur einige Übertragungen von Baudelaire kannten. Aber er besaß nach Mockels Worten jene Uneigennützigkeit, Glut und Ehrung der Schönheit, die nötig war, um zu Mallarmé zugelassen zu werden. Sie rühmten ihn vor diesem als den jungen Goethe, „den Goethe vor Werther", und Baudelaireübersetzer, und George nahm eine Weile an jenen Dienstagabenden bei Mallarmé teil, in dessen enger Stube nur zwölf Platz fanden, und oft vor der Tür schon andere warteten, um nach dem Aufbruch der ersten den verehrten Meister sprechen zu können. Fand Verlaine sich einmal ein, so war es ein seltsames Bild, wenn die beiden Führer am Kamin lehnten: Mallarmé, der graziöse Franzose, mit einem kleinen Einschlag der jüngsten Londoner Mode gekleidet, der halb zerlumpte Verlaine mit einem Sokrateskopf, buckliger Stirn, platter Nase und schwülstigen Lippen, die ein faunisches Lächeln umspielte, jener von einer überaus gewählten Form der Rede, die vom hellen Scharfsinn bis zum dunklen Tiefsinn fast immer um künstlerische Mache ging, dieser bei kindlicher Gutmütigkeit von einem lässigen, giftgetränkten Zynismus der Erzählung, die oft um das eigne Leben spielte, um jene „fast keusche Odyssee" mit Rimbaud, durch die Verlaine das seltsame Gemisch von Dichter und Trinker wurde, als den George ihn damals kennen lernte: der Halbverkommene, wenn er im verschlissenen Rock auf dem Boulevard St.-Michel dahinschlich, schon eine mythische Figur, vom Schicksal gezeichnet, dem Leid erlegen, langsam verstummend: der verfehmte Dichter.

In dem losen Bund von jungen Männern, in dem die ganze sinnlich-geistige Fülle Frankreichs dem Fremdling aus den feinsten Köpfen und heißesten Herzen zuströmte, verbrachte George den Frühling und Sommer. Wir können uns nach den erinnernden Erzählungen vorstellen, wie die ganze Schar von der Rue de Rome, wo Mallarmé wohnte, durch das nächtliche Paris am Bahnhof St.-Lazare, an der Oper, der Seine, der Sorbonne vorbei zum Luxembourg zog: in eifrigem Wortgefecht über künstlerische Werke und Fragen streitend und lachend, die Gegner verdammend und die Bürger verspottend, wie sie auf dem Boulevard St.-Michel den begegnenden Verlaine vergebens aus seiner schweigenden Verdüsterung zu reißen suchten und ihn am Pantheon seiner Einsamkeit überließen, wie sie zu Hause in der

kleinen Pension der Rue de l'Abbé de l'Epée die Nacht durch weiterplanten: Söhne fast aller Länder Europas, glühend vor Verlangen, ein Hohes zu leisten, am glühendsten der junge Deutsche, der viel horchte und schwieg und noch eine höhere Vorstellung vom Dichtertum in sich trug als jene verehrten Meister und Freunde. „Groß und schlank," so schildert ihn Mockel, „das längliche Gesicht unter einer kurzen Flut von blonden Haaren und von einem fast melancholischen Ausdruck, der durch den lebhaften Glanz der Augen gemäßigt wurde — so wahrte er noch in der Haltung einen Rest von Unschlüssigkeit, die sich bald in vornehme Zurückhaltung wandelte. Eine uneingestandene Schüchternheit wurde bei ihm aufgewogen durch eine schon sehr willensstarke Entschlossenheit. In der Gebärde hatte er die linkische Anmut von zwanzig Jahren, welche die künftige Kraft verrät."

In der Mitte des Jahres 1889 begrub George mit den neuen Freunden den stolzen Villiers, der noch den Kreuzfahreranspruch seiner Vorfahren auf ein Königreich sein Leben durch behauptet hatte; dann verließ er Frankreich auf mehrere Wochen. Die Freundschaft zu drei jungen Mexikanern, die er in Paris kennen lernte, hatte ein frühes Verlangen in ihm nach Erlernung des Spanischen wiedergeweckt, und nachdem er sich der Sprache bemächtigt hatte, brach er im Spätsommer allein nach Spanien auf[1]). Dort überkam ihn das seltsame Gefühl des Wiedersehens mit einer längst entschwundenen Heimat: das Andenken an eine längst verschollene Herrschaft wuchs mit jedem Schritte, den er in das unbekannte Land tat, und verdichtete sich im „Inselgarten" zu Aranjuez zu jenem deutlichen Wiedererkennen, das später in den PILGERFAHRTEN und HÄNGENDEN GÄRTEN dichterische Gestalt gewann. Suchten damals die noch gestaltlos flutenden Kräfte dieser mächtigen Seele einen festen Grund im Spiegel eines vergangenen Daseins, um nicht fessellos in den eigenen Wirbeln umgetrieben zu werden? Erkannte sie das Dunkel-Ersehnte eines herrscherlichen Lebens im Traum einer früheren Wirklichkeit? Oder tauchte tatsächlich aus uraltem Bluterbe ein verborgenes Ehmals auf, dessen Grund uns nicht faßbar ist? Wir wissen es nicht, aber müssen dem Dichter glauben, daß hier in Spanien ein unheimlicher Tiefenraum der Erinnerung in ihm aufbrach und WANDEL DER SEELE GESCHAH. Vor allem im Herzen Spaniens, um Madrid und Toledo, rief die harte, fast unerbittliche Strenge der Landschaft mit den finsterstolzen Königsschlössern gewaltige Bilder einer königlichen Einsamkeit und unnahbaren Größe in ihm wach.

[1]) Saint-Paul irrt in seiner Erinnerung, wenn er meint, George habe die Reise in seiner Begleitung gemacht. — Auch die von Mockel oben angeführte Blondheit der Haare beruht auf einem Irrtum der Erinnerung.

Er wandte sich von dort noch weiter südlich zu den Ufern des Segura nach Murcia, dem letzten Herrschersitz der Mauren, und da ihn die einstige Verbindung des gotischen und maurischen Geistes beschäftigte, die noch in der Baukunst und in Resten des völkischen Lebens sichtbar war, lockte es ihn, dem Ursprung dieser seltsamen Mischung im mohammedanischen Norden Afrikas nachzugehen, doch ein Zufall verhinderte die Überfahrt und er kehrte nach Paris zurück.

3. KAPITEL: DER ERSTE GEFÄHRTE UND DAS ERSTE WERK

Zu Beginn des Winterhalbjahres 1889 reiste George nach Berlin, um an der Friedrich-Wilhelms-Universität die Vorlesungen über Sprach- und Literaturkunde zu hören. Er fand auch dort keinen Lehrer, dem er sich näher hätte anschließen mögen, aber ein freundlicher Zufall führte ihm in den ersten Tagen seines Aufenthaltes in der fremden Stadt seine jungen mexikanischen Freunde wieder in den Weg. Mit ihnen verlebte er einige Monate herzlicher Freundschaft. Sie durchstreiften gemeinsam die große Stadt und lernten auf weiteren Wanderungen die kargen Reize des märkischen Landes kennen. Am liebsten war ihnen Potsdam, wo noch der Geist und das bitterstolze Gedächtnis des großen Königs den Park von Sanssouci belebte. Ohne seine Freunde hätte George diese Stätten damals kaum gesucht. Hier im nordöstlichen Deutschland wurde der ganze Reiz der Pariser Dichtergemeinschaft erst quälend lebendig. Der hohen Lautkunst des Westens, der klaren und beschwingten Form ihrer rhythmischen Gefüge, der gepflegten und aufreizenden Melodik ihrer Tonfolgen stand in der Heimat die schwächliche Reimerei der Spätlingsschule oder das eben beginnende zuchtlose Gerede der Naturalisten gegenüber. Die deutsche Sprache schien sich zu verzerren und in leerem Getöne oder häßlichen Zweckformen unterzugehen. Die Unmöglichkeit, in ihr den dichterischen Ausdruck für die Bilder und Klänge zu finden, die ihn erfüllten, drängten George in eine quälende Einsamkeit zurück, aus der die heitere und herzliche Beweglichkeit der Südländer ihn nur äußerlich löste. Ja die vollen wohlklingenden Laute, welche ihm täglich aus den geliebten Mündern entgegenklangen, vermehrten eher das brennende Gefühl der Ohnmacht, weil er die spanische Sprache damals für die schönste und geeignetste hielt, in der gehobene Formgebilde zu schaffen wären und die deutschen Laute peinigten ihn geradezu. Wie er in Frankreich schon französische Verse gemacht hatte, versuchte er sich jetzt in fast allen Sprachen, bis er zuletzt in der übersteigerten Not des inneren Ausdruckswillens auf die ersten jugendlichen Regungen seines sprach-

lichen Schöpfertums zurückgriff und sich eine eigene von jener ersten ganz verschiedene Sprache erfand, die dem inneren Lautgefühl entsprechen sollte. In dieser Lingua Romana, die neben den lateinischen wesentlich spanische Wort- und Klangformen hatte, dichtete George die ZEICHNUNGEN IN GRAU und die LEGENDEN, ohne freilich ihr inneres Tonbild von der Muttersprache trennen zu können, in die sie bald umgeschrieben wurden.

Die Erlebnisse der spanischen Reise waren vorerst noch in eine scheu behütete Heimlichkeit zurückgesunken. Die ZEICHNUNGEN IN GRAU geben eher Kunde von den Kämpfen des leidenschaftlichen Blutes, das nach Gesellung drängt, vom trotzigen Willen einer keuschen Selbstbehauptung und Bewahrung des jungfräulichen Zaubergürtels: besinnliche Augenblicke einer jungen Seele, triebhafte Erschütterungen eines jungen Leibes: Drang nach höherer Erhebung, Zwang eines sinnlichen Bildes, Lust zur Selbstzerstörung, Neugierde nach unerhörten Lastern, aber über allem ein seltsam sicheres Wissen, daß eines bewahrt und nicht in die Triebsphäre gezogen werden darf: das heilige Wort. Selten biegsam, eher spröde und widerstrebend sucht die Sprachform diese Lockungen und Lockerungen zu meistern, sie ist völlig gelöst von jeder bisherigen Überlieferung und Übereinkunft: weder goethisch noch heinisch, weder epigonisch noch naturalistisch, hat weder strenge Metren noch freie Rhythmen. Sie ist fast Prosa, aber von einem inneren Schrittmaß bewegt, ist fast nüchterne Benennung der inneren und äußeren Vorgänge, aber von einem stechenden Brennen durchsetzt, nirgends leichtes Spiel, nirgends zierliche Künstelei noch falscher Schmuck. Wenn etwas darin die Luft von Paris verriete so ist es der Gehalt wie etwa im Gedichte PRIESTER, das man nur dort entstanden denken kann, sonst ist der Einfluß der Symbolisten in diesen Gedichten kaum erkennbar.

Gegenüber den ZEICHNUNGEN IN GRAU neigen die LEGENDEN gradweise einer strengeren Formung zu. Das Gesamtgefüge gliedert sich noch in ungleichen Strofen, das Maß in der ersten und zweiten Legende ist noch ein bewegter vierhebiger Vers mit wechselnden Senkungen und beliebigem stumpfen oder tönenden Schluß. In der dritten Legende dagegen taucht schon der strenge fünffüßige Blankvers auf, der später in der vierzeiligen gereimten Strophe das bevorzugte Maßgebilde Georges werden sollte. Hier ist er noch in freien Gruppen verwendet, reimlos wie überhaupt alle Gedichte der ZEICHNUNGEN und LEGENDEN, aber in dieser Freiheit weder an die frühen Rhythmen Goethes noch die späten Hölderlins gemahnend. Es ist eine besondere nie gehörte und nie wiederkehrende Weise des Dichters, in der er sich vom Früheren löste und noch den eigenen Ton

nicht fand, in der schon die Worte aus ihrer gewohnten Fügung, ihrem Gemeinplatz gerissen wurden, aber den befreiten noch kein eigener Klang- und Bildraum gegeben werden konnte: es ist ein Schweben und Prüfen, ein Aufbruch-Wagnis, halb zaghaft, halb trotzig, in Sinn und Ton ein Abschiednehmen von alter Welt und zugleich von der eigenen Knabenzeit. Noch schwanken die Gebärden zwischen Stille und wildem Ausbruch, zwischen Verzicht und Begier, geweihtem Bezirk und offenem Sinnenplan: In der ersten Legende ein Zweifel an der Reinheit der Geliebten, der als Frevel, als lieblose Selbstentweihung mit freiwilligem Tode gebüßt wird, in der zweiten mit Waffen- und Liebesweihe der Abschied von der herrischen Einsamkeit und stolzen Selbstgenügung der Knabenzeit, in der dritten Flucht und Aufbruch in die gefährliche Welt aus der Enge und Ruhe überlieferter Heilslehre und toten Wissens, von Führern und Formeln, denen der Jüngling entwachsen ist. Mit dem Willen, für den gewissen Frieden die Bahn ins Ungewisse, für die stillen Freuden Lust und Leid des Kampfes einzutauschen, treibt es ihn auf:

Der alten toten weisheit zu entraten
Bis ich die lebende erkannt: der leiber
Der blumen und der wolken und der wellen.

Die ersten drei Jahrsieben waren vollendet, der Mündiggewordene trat über die Schwelle und begann den eigenen Weg. Die befreundeten Fremdlinge ahnten nichts von der dichterischen Not Georges, sie suchten den Grund seiner Unbefriedigtheit auf einer anderen Seite des Lebens und mühten sich auf alle Weise, ihn für ihre Heimat zu gewinnen: „drüben" habe er größere Möglichkeiten Macht und Reichtum zu erwerben, dort könne ein Mensch seiner Art viel leichter seine Tatkraft entfalten als im engen Deutschland! George hat einen Augenblick geschwankt, aber er hatte sein Ziel schon nach anderem gesteckt als Macht und Reichtum, und schon war eben der deutsche Gefährte an seine Seite getreten, der über die Fremden hinaus eine geistige Gewalt in ihm erkannte: Karl August Klein. George blieb und der heimatliche Frühling gab ihm zum Danke das Höchste, was er begehrte und dessen er bedurfte, um leben zu können: die erste Dichtung eigner Art. Auf einsamen Wanderungen am Schlosse Bellevue fand er Erhörung für seine quälenden Wünsche. Er dichtete dort die ersten der HYMNEN, die noch das besondere Tongepräge aus den Versuchen des Winters tragen, aber ganz aus dem Geist der deutschen Sprache geboren wurden und zugleich ein unerhörtes Neues aus seiner erwachten Seele unserem sprachlichen Erbgut zutrugen: einen Klang, dessen südliche Fülle unser Ohr bisher nur in romanischen Lauten vermutete, ein Schreiten, dessen strenge Getragenheit wir nur aus antiken und katholischen Hymnen

kannten, eine gebändigte Würde, die das leidenschaftliche Leben überherrschte und jedem Neugierblicke über das Kunstwerk hinaus unnahbar den Zugang verwehrte. Daß dies jetzt im ersten Reifejahr geschah, gehört zu den Geheimnissen des Georgischen Lebens, dessen geistige Gezeiten sich mit den Kreisen des Wachstums in unbedingter Einheit zusammenschließen. Nach langsamem herben Knospen war die Zeit der ersten Blüte gekommen, nach scheu bewahrter Haft der fast sprengenden Säfte war der unfindbare Anfang plötzlich da: kein Paulinischer Einbruch von außen, keine jähe Erleuchtung von oben, sondern ein begnadeter Aufbruch des Langerschauten, Keuschgetragenen, eine Weihe, deren Zeichen dem Geweihten die Geburt des Werkes war. Es war auch keine Goethische Entlastung von quälendem Erlebnis und seiner Sühnung in der Werkgestaltung, sondern eine Lösung aus reiner künstlerischer Not, die Gewährung einer neuen Dichtersprache, um das göttliche Sein der Dinge auszudrücken, eines Lobgesanges für die heilige Welt. Die griechischen Lobgesänge auf Götter und Helden waren seit zwei Jahrtausenden verhallt, die Erzeugung der katholischen auf Gott und die Heiligen vor fünfhundert Jahren erloschen und nur ihre matten Abwandlungen noch im Schwange, den protestantischen Choral hatte die Musik aufgesogen, Hölderlins Hymnen lagen unbekannt oder unverstanden in toten Schreinen oder Büchern — und was war Dichtung überhaupt dem Geschlecht der Deutschen um 1890! Und dennoch trotz aller Verhäßlichung der Menschen und ihrer Werke um diese Zeit: waren nicht Himmel und Erde täglich neu, Geschöpfe und Dinge nicht vom gleichen Lichte beseelt und bestrahlt wie vor tausend Tagen, war nicht das Wort unter den Schlacken des verwahrlosten Herdes in seinem innersten Glutkern vom gleichen Zauber zwischen Seele und Stoff wie ehemals in schönerer Zeit? Gewiß war dies so und wird immer sein. Aber es bedarf des göttlich aufgeschlossenen Auges um das Ursprüngliche zu sehen, es bedarf des göttlich begnadeten Mundes, um das Ursprüngliche zu sagen, es bedarf des göttlich gesegneten Menschen, um das Ursprüngliche sichtbar darzustellen und ein Volk ist tot, das ihn nicht mehr aus sich erzeugt. Mit der Geburt der neuen Dichtersprache begann George die Schöpfung einer neuen Menschenwelt: sie beginnt mit der Hymne, dem Lobgesang. Mit dem Lobgesang auf die gewährende Herrin des Gesanges selbst, die dem am heimatlichen Wasser auf die Erhörung Harrenden die Segnung bringt, mit dem Lobgesang auf den Dichter selbst, der inmitten des lockenden Jubels von Pflanze, Tier und Leib sinnversunken und sinnklar zugleich den sich sträubenden Griffel führt, mit dem Lobgesang auf das lösende Geleit der kindlichen Geliebten, auf den sommerlichen Gluttag der großen Stadt, der die brennende Glut des eignen Innern mit rettender

Schwäche lindert, auf den quälenden Zauber der einmal begegneten Schönen, auf das stille Festmahl mit dem Prunk geheimen Wissens und dunkler Erinnerungen, auf Licht und Tod, Strand und Meer, Garten und Bild. Das alles bricht wie langgestaute Wallungen auf, rauschend, klingend, farbig, in immer wechselnden Maßen und dennoch ist nirgends ein nacktes Geschehen weder des inneren noch des äußeren Lebens als solches gegeben, die äußeren Vorgänge wie die inneren Schwingungen sind ganz in die berauschenden Klänge und Bilder und Farben eingegangen, sind nur als Dichtwerk und Dichtwert erkennbar und wirkend. Was den Dichter vom Beginn der zweiten Jahrsieben bis zum Ende des dritten mit dämonischer Unruhe heimgesucht, ihn zu den unwahrscheinlichen Versuchen, sich eigene Sprachen zu schaffen oder in fremden zu dichten, getrieben hatte, der tiefe in der kindlichen Frühzeit quälend bewußte Drang nach einem dichterischen Ausdruck für seine innere Welt hatte in den HYMNEN seine Erfüllung gefunden: Der Genius hatte auf eine unerdenkbare Weise das Mittel gefunden, sein Wesen in lebendiger Sprache auszuwirken, er war deutsche Stimme geworden und es war von nun an eine Frage der Kraft seines Geistes, wie groß der Weltstoff sein würde, den er mit ihr durchdringen und wandeln könnte. Man mag in diesen Gedichten einen letzten Nachklang des Goetheschen Tones, eine Verwandtschaft mit den Romantikern aufspüren, man mag ihnen nachrechnen, daß sie den älteren Franzosen den fehlerlosen Bau des Verses und den strengen Aufbau der Strophe, den jüngeren vor allem die seelischen Abschattungen und musikalischen Tonstufen verdankten, unerklärlich bleibt neben allen Erbschaften und Ähnlichkeiten der geheimnisvolle Zauber der Neubeseelung unserer Sprache, die so noch niemals erfüllte Dichte und Gespanntheit des dichterischen Ausdrucks, die so zum erstenmal geschaffene Verbindung der Heiligung und Trunkenheit des Wortes. Ein anderes Gesetz ist dadurch in das Leben des deutschen Geistes gekommen: die Bändigung seiner leidenschaftlichen Bewegung zum festumgrenzten Bild, die Formwerdung seines glühenden Werdens und Strebens in der scharf umrissenen Gestalt. Noch ist diese Bändigung in den HYMNEN manchmal von übertriebener Härte in der Fügung der Worte, die Formgebung von jugendlich quälendem Ungestüm in der Reihung der Bilder und Klänge, aber der eigene Ton ist unverlierbar erobert, der Ort gewonnen, aus dem allein die Seele eines Volkes erneuert werden kann: das ursprüngliche Wort. Kaum hatte der Dichter seine Sprache gefunden, so erhob sich in ihm auch der Wille mit ihr zu wirken und zunächst die Umwelt auf dem eigensten Gebiete des Könnens, dem der Dichtung zu wandeln. Die tathafte Kraft erhob sich zugleich mit der dichterischen, sie auszuwirken bedurfte er der Gefährten und das gütige

Schicksal schenkte ihm im ersten, in Karl August, den treuesten und geeigneten Gehilfen seiner Pläne. Er entging so am Beginn dem Los der Einsamkeit unter den geistigen Deutschen, das die Besten in Entsagung oder Wahnsinn getrieben hatte, und fand Ohr und Mund des Menschen, ihn zu hören und zu verkünden. Wie ohne diesen ersten, ohne die wenigen, welche ihm folgten, Georges Geschick in Deutschland gewesen wäre, werden wir erzählen, wenn wir vom öffentlichen Echo seiner Werke sprechen.

Karl August Klein, im Jahre 1867 in Darmstadt geboren, hatte George in den Wandelgängen der Universität Berlin kennengelernt und sich dem Gleichaltrigen mit leidenschaftlicher Hingabe angeschlossen. Dieser seltsame Mensch war von der Natur mit einem starken männlichen Trieb und einer zarten fast überfeinen Seele bedacht worden, ein ungezähmtes Blut leuchtete in all seinen Regungen durch, das ihn nie zu einem ruhigen Gleichmaß seiner Kräfte kommen ließ. Ein Dämon im Guten wie im Bösen war er stets zum Äußersten geneigt, und der am Tage mit der betonten Absicht, die ruhigen Bürger zu entrüsten, in snobistischer Kleidung gepudert und geschminkt durch die Straßen der Hauptstadt ging, ritt auch in jäher Wallung auf ungesatteltem Pferde nackt in die nächtliche Landschaft hinaus. Er war unbekümmert um seine äußere Lage und leicht zu betrügen in allen Dingen des eigenen Vorteils, aber sachlich und von diplomatischer Klugheit in allen Angelegenheiten von geistigem Belang. Bei einem hohen Feingefühl und sorgfältiger Begründung seiner Urteile verraten doch seine Briefe eine geheime Selbstqual, einen Mangel an Vertrauen in sein eigenes Können und Urteilen. Dieses schwankend ungestüme und heftige Gemüt spürte in George zuerst die feste Hand, deren Führung er sich mit rückhaltloser Ergebenheit vertrauen konnte. Als dann sein ahnender mehr als wissender Geist in den Gedichten des Freundes ein neues höheres Leben spürte, wandelte sich trotz ihrer beider Jugend diese Ergebenheit in Ehrfurcht um: eine kurze Strophe aus dieser Zeit, die er nach der Lesung eines Georgeschen Gedichtes niederschrieb, drückt tiefe Erschütterung und unbedingten Glauben an den „königlichen Dichter" aus. Ihm geschah zum ersten Male, was von nun an allen geschah, die mit dem Dichter in Berührung kamen: sein Bestes und Edelstes wurde durch die Berührung ausgelöst und blieb als sein Bild, vom Dichter selbst durch Dank- und Preislied bestätigt und geformt, im Lichtkreis des neuen Lebens stehen. Welches auch die dunklen Läufte seines Daseins sein mochten, er bleibt „des ersten stürmejahrs gesell", er bleibt der Folger, der ohne nach eigenem Teil und Heil zu fragen, das ihm Gewiesene ganz und willig tat, der als er weniger tauglich schien und allzu schwere Last auf seine Schultern nahm, wortlos beiseite trat und noch die Selbstverbannung als gerechtes Urteil ehrte, er

bleibt das Bild der stummen Treue, die nicht Lohn noch Liebe fordert und unverrückten Glaubens ins Dunkel geht. Solang er dienen konnte, diente er dem Freunde mit ganzer Kraft und gab George bei seinem Handeln in die Umwelt die Möglichkeit, solang es ihm nötig schien im Hintergrund zu bleiben und nur in wichtigen Fällen einzugreifen. Sichere Verschwiegenheit, freudige Unterordnung und unbedingte Zuverlässigkeit zeichneten ihn in diesem Amte aus und da er mit den literarischen Gruppen der Hauptstadt schon bekannt geworden war, konnte er von ihrem Treiben um die Erforschung der Wahrheit und Natürlichkeit berichten. Er sandte dem Freunde noch zuweilen in der Nacht eine kurze Schilderung über das Tun und Gebaren dieser Leute und illustrierte mit grimmigem Hohn ihre Artung durch gleichläufige Stellen aus den vorgetragenen Werken der „Friedrichshagener" oder anderer „Verbrecherkeller".

Zwischen der neuen Dichtung und jeder Art von Literatur dieser Jahre lag eine unüberbrückbare Kluft. Um einen Ort und Mittelpunkt zu schaffen, der unberührt von dem öffentlichen Treiben war, beschloß George schon im März des Jahres 1890 die Begründung einer Zeitschrift, deren äußere Leitung Karl August übernehmen sollte. Doch war der Plan zur Ausführung noch nicht reif: zum Dichter mußten erst die gleichgesinnten Dichter treten. Wo aber waren sie in Deutschland, in dem kein Hauch der Sinnesart zu leben schien, die George forderte? Nur das tiefe Vertrauen seines Genius in die eigne Kraft und die Erlebnisse in Frankreich konnten ihn hoffen lassen, daß in einer tieferen Schicht des europäischen Gesamtlebens schon eine geistige Strömung gegen die Verödung, Erniedrigung oder Verwissenschaftlichung der Dichtung lebendig sei, deren Verkünder in Deutschland er selbst sein müsse. In dieser Hoffnung bestärkte ihn eine Reise, die er im Hochsommer nach Kopenhagen machte. Er wurde dort mit dem Dänen Stanislaus Rosznecki bekannt und hörte von ihm zum ersten Male von einer jungen idealistischen Richtung des Schrifttums in den skandinavischen Reichen, wie sie etwa der Däne Jacobsen und dessen schwächerer Nachfahr Johannes Jörgensen fördere. Dann lockte Frankreich von neuem: der Herbst führte ihn wieder nach Paris und erst als er im Winter nach Berlin zurückkehrte, ließ er die nun vollendeten HYMNEN in einer kleinen für seine Freunde bestimmten Auflage herstellen, ein schmales dünnes Heft, das sich auch in Druck und Ausstattung von allen Schriftwerken des öffentlichen Marktes unterschied. Es erschien im Dezember des Jahres 1890 in Berlin. Als Karl August das erste Heft in der Hand hielt, sagte er halb scherzhaft: „Dies wird einmal so epochal wie das Büchlein von der teutschen Poëterey."

4. KAPITEL: NEUE WERKE UND GEFÄHRTEN

ALS seine mexikanischen Freunde gegen Weihnachten des Jahres 1890 in ihre Heimat zurückkehrten übergab George ihnen zu ihrer großen Verwunderung beim Abschied in Bremen den ersten Druck seiner Gedichte und schloß damit das Schicksal dieser Freundschaft ab. Dann fuhr er für einige Wochen nach München, das ihn schon beim ersten Sehen erfreute und fesselte und wandte sich von dort im beginnenden Frühling nach Verona und Venedig, wo er die ersten wirklichen Eindrücke italienischen Wesens und Lebens empfing, wie sie die „Gesichte" in den PILGERFAHRTEN bewahren. Auch gab er sich in der Stadt der glühendsten Farben ganz dem bestrickenden Zauber der großen Maler hin, die hier heimatlicher und irdischer erschienen als in den Galerien von London und Paris, Berlin und München, die er schon kannte. Von Venedig fuhr er nach Wien, verbrachte die Spätsommermonate wieder in England und Frankreich und kehrte nach einem zweiten Besuche Münchens im Herbst nach Wien zurück: so im mitteleuropäischen Bildungskreis von Nord nach Süd, von West nach Ost rastlos reisend schauend und suchend. Auf einer dieser Fahrten besuchte er die Königsschlösser Ludwigs II., zu dem ihn eine dunkle Neigung hinzog seit er am 13. Juni 1886 im Theater zu Mannheim während eines Zwischenaktes die Nachricht seines tragischen Todes unter der erschütterten Menge der Besucher miterlebte. Den größten Teil des Jahres verbrachte er in Wien, wo er die Universität nur wenig besuchte, aber in der reichen Bibliothek sich der ganzen Dichtung der Romantik bemächtigte und in ihr schon manches Gut der neuen englischen und französischen Dichterschulen vorgebildet fand. Die Wanderungen durch Stadt und Umgebung förderten diesen Hang zur romantischen Zeit. Wien hatte nichts von der starken hastigen Triebkraft der Großstädte des Nordens und Westens. Das Leben der Kaiserstadt war ruhig fast bis zur Lässigkeit, aber eine heitere Anmut machte es einschmeichelnd und überdeckte den Mangel an tätigen Kräften. Musik, Theater und Tagesschreiberei hatten überwiegend den Anteil aller Schichten der Gesellschaft und verhüllten die Gefahren eines überalterten von bösen Spannungen drinnen und draußen bedrohten Staates. Hof und Bürgertum fühlten sich noch getragen von einer altgeheiligten Sitte, der Name der schon so lange herrschenden Habsburger, das Bild der Stadt mit der Fülle seiner Bauten und Denkmäler aus frommen und heldischen Zeiten und eine ununterbrochene Überlieferung guter Lebensformen verknüpfte Wien wie keinen Ort sonst noch mit dem Glanz des mittelalterlichen Kaisertums und der Pracht der katholischen Kirche. Dazu war es die südlichste Hauptstadt des Deutschtums, einst das unerschütterliche

Bollwerk gegen die Kriegerscharen des Ostens, jetzt noch die Verkehrs- und Handelsbrücke zum Orient und das Gemisch der Völker und Sprachen in seinen Straßen gab ihm etwas von der Buntheit jener morgenländischen Fremde, die den Dichter in Venedig schon berührt hatte. Es war die Stadt der leichtesten und farbigsten Geselligkeit, aber George verlebte in ihr fast sein einsamstes Jahr. Die PILGERFAHRTEN, die dort entstanden, sind das am meisten romantisch anmutende Werk des Dichters und lassen deutlich die Luft des Ortes spüren, aber sie verraten noch mehr die Schritte des Einsamen inmitten der bewegten Menge der heiteren Stadt. Der Weg der PILGERFAHRTEN liegt in der Richtung des Durchbruches der HYMNEN: Die Suche nach der „Herrin" in der Doppelbedeutung von geistiger Begnadung und sinnlicher Wunscherfüllung, welche die Jünglingsjahre kennzeichnet, ist Sinn und Ziel der Wanderung. Die Schritte und Halte, Kämpfe und Opfer auf diesem Wege spiegeln die Gedichte wider und das Ringen zwischen dem leidenschaftlichen Blut und dem Bewußtsein der höheren Berufung ist ihr am häufigsten wiederholtes Thema. Denn die triebhaften Erlebnisse und Erfahrungen fanden in dieser Seele schon ein Maß vor, an dem ihr natürliches Recht gemessen wurde: nicht ihr eigenwilliger Aufruhr sondern ihr Dienst in der dichterischen Gestaltung bestimmte ihren Platz und der Geist Georges kam gerade in dieser Spannung von Menschenglück und Dichterleid zu sich selbst, erfuhr an ihr sein Verhältnis zur Welt. Noch steht er in den PILGERFAHRTEN unsicher tastend vor dem eingeborenen Geschick: nur das höchste Schöne wählen und dennoch kein Irdisch-Triebhaftes verwerfen zu dürfen, und die Waage schlägt nach beiden Seiten fast zu Verzichten und Verzweiflungen aus. Aber das Maß wird gehalten, über Rausch und Taumel siegt die gelassene Kraft der Bändigung, über das Leid das Lied.

In der Glut dieses Ringens ist der Reichtum an innerer und äußerer Welt gegenüber den HYMNEN schnell gewachsen: wir erkennen in den Gedichten die tiefen Eindrücke der spanischen Reise und den üppigen Reiz Venedigs wieder, aber auch „Verjährte Fahrten" der frommen Kindheit tauchen auf und noch tiefer hinab in vorzeitliche Schichten, in längst versunkene Geschehnisse eines ortlosen Ehmals sinkt die Seele des Dichters und zeigt uns, daß ihr innerer Zeitenraum viel weiter und umfassender ist als der durchfahrene Mitteleuropas. Aber in keiner Weite und Tiefe verliert sie sich an ein rein Naturhaftes, noch wird sie überwältigt von einer außermenschlichen Macht. Alles verdichtet sich im Menschen als menschliches Bild, selbst wo der Geist des Dichters in urzeitliche Vorgänge hinabtaucht wie in den Gedichten „Mühle laß die Arme still", „Daß er auf fernem Felsenpfade" und „Wir jagen über weiße Steppen", sind noch die unpersön-

lichen Gewalten der Erdentiefe in menschliche Gestaltung hinaufgerissen. Das weiteste Schweifen und Irren dieser Pilgerseele erscheint im Gedicht sicher umgrenzt und schön. So wird die zarteste Regung, die sie durchzittert, wie der heftige Sturm, dem sie sich überläßt, doch immer Sinnbild der festen Zucht, die sie im Werk gewonnen hat. In den HYMNEN und den PILGERFAHRTEN ist dieses Ringen noch von einer spröden Unmittelbarkeit wie später niemals mehr: Jeder Schritt des dichterischen Erlebens, sein Beginnen und Gelingen, Verzagen und Erhoffen, sein Opfern und Entsagen, ist zugleich der zutreffende Ausdruck der Erschütterungen des Herzens. Die sprachlichen Erwerbungen sind spürbar an Tag und Stunde der aufbrechenden Gefühle geknüpft und selbst die zeitliche Folge der Gedichte, wie sie im Verlauf des Jahres entstanden, ist zugleich die Form des Aufbaues dieser Frühwerke. In den HYMNEN ist es mehr ein erster stürmischer Siegeslauf durch das Jahr, in den PILGERFAHRTEN mehr ein Drängen und Suchen über das zeitliche Jahr hinaus in ein geistig bestimmtes: schon ein Pochen an verschlossenen Pforten, ein Sichstoßen an fremden Grenzen, schon eine Ahnung von den Widerständen des äußeren Schicksalsraumes. Die Sprache ist in den PILGERFAHRTEN noch so rauschend wie in den HYMNEN, aber es gibt schmiegsamere Maße und solche von erregender Unruhe im Wechsel von ausladender Länge und kurzhemmendem Rückstoß, die Pracht und Glut der Farben sind noch dieselben aber die Palette ist vielfältiger geworden, Töne von einer entrückten Stille und Bilder von scheuer Süßigkeit und kindlicher Zartheit stehen zwischen solchen von düstrer Urkraft und geschmiedeter Kühle.

Über solchen Schöpfungen verging das Wiener Jahr und es schien als ob George so einsam wie er gekommen war die gesellige Stadt verlassen sollte. Nur das Warten auf die nach Lüttich zum Druck gesandten PILGERFAHRTEN hielt ihn noch, als er kurz vor dem Aufbruch im November Hugo von Hofmannsthal kennenlernte und nach langen kargen Monaten für einige Wochen von der stürmischen Hoffnung gewiegt wurde, ein höchster Wunsch könnte sich erfüllen, der Dichter den Dichter zum Freund gewinnen. Der fast siebzehnjährige Hofmannsthal — er war zu Wien am 1. Februar 1874 geboren — war damals schon in den literarischen Zirkeln Wiens eine bekannte Figur, hatte unter dem angenommenen NamenLoris Gedichte und Aufsätze in Zeitungen und Zeitschriften und eben jüngst das Dramolet „Gestern" veröffentlicht, das die Anhänger der alten wie der neuen Dichtungsart belobten und als eine Hoffnung der Künstlerschaft begrüßten. „Cherubin", so wird er damals geschildert, — „Gontram oder Guy aber ins Theresianische übersetzt — und Kainz, so etwa lassen sich die Elemente der ersten Empfindung sagen. Das Profil des Dante, nur ein bißchen besänftigt

und verwischt, in weicheren geschmeidigeren Zügen, wie Watteau oder Fragonard es gemalt hätte, aber die Nase unter der kurzen schmalen, von glatten Ponnys überfranzten Stirne, wie aus Marmor, so hart und entschieden, mit starken starren unbeweglichen Flügeln. Braune lustige zutrauliche Mädchenaugen, in denen was Sinnendes, Hoffendes, Fragendes mit einer naiven Koketterie, welche die schiefen Blicke von der Seite liebt, vermischt ist; kurze dicke ungestaltete Lippen, hämisch und grausam, die untere umgestülpt und niederhängend, daß man in das Fleisch der Zähne sieht. Ein feiner schlanker pagenhafter Leib von turnerischer Anmut, biegsam wie eine Gerte, und gern in runden Linien ein wenig geneigt, mit den fallenden Schultern der raffinierten Kulturen, von ungeduldiger Nervosität, aber die nicht wie jene des Kainz, an die man immer wieder denken muß, aus den Fingern sprüht, sondern in den hastigen Beinen ist, die immer zappeln. Aber vor allem in jeder Geste, jedem Ton, der ganzen Haltung was unsäglich Liebes: das gewisse österreichische ‚lieb', das sich wie ein ewiger Mai in den linden lauen Akzent des Wieners und seinen Walzern wiegt." (Bahr, Freie Bühne, Januar 1892.)

Dieser offenbare Spätling und frühreife Mischling aus katholischen und jüdischen Familien der Kaiserstadt hatte durch manche Bekanntschaft mit Menschen und Werken schon ein bestimmtes Urteil über das nördlichere Bruderland, ihm schien unmöglich in Reichsdeutschland wachsen zu können was man in Jung-Wien von einer neuen Kunst erwartete und ersehnte. Er erkannte beim zufälligen Zusammentreffen mit George in einem Kaffeehaus sogleich mit Bestimmtheit die geistige Art dieses herben Deutschen und schon das erste Gespräch gab ihm die Gewißheit, daß sie beide ein Gleiches suchten. Dennoch ging er mit Zagen und der Befürchtung, eine neue Enttäuschung zu erleben, an die Lesung der HYMNEN, welche George ihm schenkte. Aber die Angst, es könnte abermals das Falsche sein, schlug nach der Lesung in Jubel und Begeisterung um, als er erkannte, daß hier die echte Dichtung sei, ja daß ein Ungeahntes aus diesen Strophen dringe, dessen flammender Wind in ihm selbst wie eine Erweckung wirkte, die stummen Saiten seiner Seele erzittern und ihre heimlichen Klänge erst ertönen ließ, wie ein Widmungsgedicht aus diesen Tagen bekannte. Eine kurze stürmische Gemeinschaft flammte auf. Die Gedichte Hofmannsthals aus dieser Zeit zeigen deutlich die Merkmale der Befruchtung durch den stärkeren Geist Georges, sie sind von dem eben erschienenen „Gestern", das sich kaum über die Epigonenschule erhob, durch den Einstrom eines rauschhaften Schwingens unverkennbar unterschieden.

Für Hofmannsthal bedeutete das Zusammentreffen mit George den

Durchbruch seiner besten Kraft, für diesen die Erscheinung Hofmannsthals das froheste Ereignis seiner Fahrt: Die Findung des ersten dichterischen Menschen deutscher Zunge, eines Jünglings voll Feuer und Anmut und scheinbar vom gleichen glühenden Trieb wie er beseelt. Er schloß sich ohne Rückhalt, mit seiner männlichharten besitzergreifenden Leidenschaftlichkeit ihm an und glaubte einen Augenblick seinen höchsten Traum der Freundschaft verwirklicht zu sehen. Doch mußte er bald erfahren, was er um vieles später erst begreifen lernte: daß es Menschen gäbe, für welche das klare Wissen um das Höchste und Nötigste nicht auch die Norm ihres Handelns sei, daß man in Wien mit großem Ernste von Dingen sprechen und sie mit ebenso großem Leichtsinn bald darauf verleugnen, verlieren und verraten könne. Er erkannte die Vereinbarkeit solcher Widersprüche erst viele Jahre später — damals vertraute er der offenen Begeisterung Hofmannsthals und glaubte jeden Bund des Vertrauens mit ihm schließen zu können. Als Hofmannsthal sich diesem Glauben sogleich versagte, sei es aus Furcht vor der geistigen Übergewalt des neuen Freundes, sei es aus Angst von dem schon beschrittenen eigenen Wege abgedrängt zu werden, als er sich ohne verdeutlichende Erklärung geschickt dem liebenden Zugriff des Freundes entzog und dann brüsk die Freundschaft zerriß, bereitete dies George die erste furchtbare Enttäuschung, das erste Verzweifeln vor einer ihm unerklärlichen menschlichen Haltung. Er empfand wie ein Kind noch als selbstverständlich die Einheit von Denken und Tun, von Wissen und Wollen und stand ratlos gequält vor einem Zwiespalt, der dem Wiener gerade seine Lebensmöglichkeit bedeutete: der Gesunde Starke stand wie verkauft vor der ausweichenden Schwäche des Scheingesunden, der um seinen inneren Bruch wußte und sich sogleich mit dem sicheren Gefühl des Bedrohten der starken Gewalt entzog, die ihm in George entgegentrat. Ein Brief Georges an Hofmannsthal aus dem folgenden Jahre verrät noch deutlich den Groll Georges gegen die leichte Art des Wieners den Bruch zu verwischen: „Wir beide", so schrieb er, „sollen uns doch nichts vormachen. Durch unsere letzte Unterredung in Wien wurde nur einer Form genügt, nichts aufgehoben und neugetan. Das empfanden Sie ja auch so und richteten sich danach oder haben Sie mir je geschrieben? Ich tat alles um mich und meine Handlungsweise aufzuklären. Wenn wir mißtrauisch und uns anschielend durchs Leben gehen, so ist das Ihr Wille." Äußerlich war der Zwist in jener Unterredung geschlichtet worden, aber der innerste Grund der Freundschaft war für immer zerbrochen. George verließ nach dem Erscheinen der PILGERFAHRTEN Wien und erst als er nach einem Aufenthalt in Paris und München im Mai des folgenden Jahres noch einmal in die Kaiserstadt zurückkehrte, schloß er mit Hof-

mannsthal eine neue Form der Bekanntschaft auf der Grundlage gegenseitiger Achtung und gewann ihn für seinen Plan, eine Zeitschrift für die neue Dichtung zu begründen. Die persönliche Ferne blieb und erst nach zehn Jahren gemeinsamen Wirkens sollten die beiden sich wiedersehen.

Ende Mai 1892 war George nach Lüttich gereist, wohin ihn der Brief des jungen Belgiers Gérardy zog, der die HYMNEN und PILGERFAHRTEN bei Albert Mockel gelesen hatte. Paul Gérardy war um 1870 unweit Malmédy auf deutschem Boden geboren und hatte dort bis zu seinem zwölften Jahre gelebt. Dann hatte ein Verwandter ihn nach Lüttich gerufen und ganz französisch erzogen. Denn Lüttich, von dem ehemals die ganze christliche Kultur des Niederrheins ausgegangen war, war in den letzten Jahrhunderten als nördlichste Stadt von der Welle des französischen Sprachgeistes überflutet worden und stand damals in einem regen und innigen Verkehr mit Paris. Mockel selbst, der das Wort „La Wallonie" als Bezeichnung für eine geistige Gruppe aufgebracht hat, ließ seine Zeitschrift gleichen Namens in Lüttich drucken. Mehrere der Pariser Symbolisten waren seine Mitarbeiter und verknüpften so den wallonischen Bereich noch fester mit Frankreich. Dennoch konnte Lüttich nicht ganz die Nähe des deutschen und flämischen Sprachgebietes verleugnen, obwohl das Flämische nur in den armen Unterschichten der zugewanderten Bergarbeiter gesprochen wurde. Von Geburt Deutscher, durch Bildung Wallone, der deutschen wie der französischen Sprache völlig mächtig trug Gérardy das Wesen zweier Völker in sich. Er verband auf der Grenze der Länder die reife Geistigkeit Galliens mit den lebendigen Elementen des germanischen Katholizismus, hatte von dort eine feste Kunsterkenntnis gewonnen und aus der Heimat, diesem Winkel alten Römertums, ein tiefes religiöses Spüren um das Heidnische und Christliche mit sich gebracht. Er wollte gern ein Heide heißen und seine späteren „Wahlsprüche" sind wahre antike Pansgesänge, aber das Christlich-Romanische herrschte in ihm vor und seine Liebe galt der mittelalterlichen Legende. Er war darum wie die meisten romanischen Schriftsteller der Politik des Tages nicht abgewandt und schrieb als junger Mensch eine Satire auf Leopold von Belgien „Les carnets du Roi" und eine schlimmere auf Wilhelm II. „Le grand roi Patakake", die in Deutschland verboten, aber von einem Wiener Verlag in einer Übersetzung veröffentlicht wurde. Sonst war er freilich in den Geschäften der Welt so wenig erfahren wie die Maler des lateinischen Viertels, nach deren Vorbild er sich ein wenig lässig trug: mit einem braunen Samtjackett und einem kleinen runden Hut auf den braunen Haaren. Um so geschulter war er in geistigen Dingen, eine große Klugheit leuchtete von der ungewöhnlich hohen Stirn, eine germanische Schwermut aus den dunklen weitgeöffneten Augen und beides vereinte der schmerzlich

umfurchte aber stets zu Witz und Scherz bereite Mund. Frühere Pariser Freunde nannten Gérardy „un homme haineux" und in der Tat haben manche seiner Gedichte harte selbst böse Züge. Seine Verse sind von breiter derber Machart, so charakterisiert sie einmal Verwey: „Sie erscheinen mehr auf sich gestellte Werkstücke als daß sie mir ein Bild der Persönlichkeit geben. Sie lassen mich an alte flämische Holzbilder denken mit großen ausdrucksvollen Zügen ohne Abtönung. Es ist als ob in Sorge vor dem Stoff der Widerstand leistet, der Künstler leidenschaftlich sein Auge auf das Wesen seiner Vorstellung hefte und dann fest und schnell die Hauptlinien davon ins Holz kerbte." Doch betrifft das nur die eine Seite seines Wesens, in anderen Gedichten ist er von einer fast blumigen Zartheit des Fühlens und vor allem von einer schmiegsamen Einfühlung in späte Menschen- und Völkerschicksale: nur ein Dichter, der durch die französische fin-de-siècle-Stimmung gegangen war, konnte die Endzeit eines Volkes mit solcher Plastik wiedergeben, wie er im Gedicht „Byzanz" getan hat.

Gérardy hatte eben seine erste Gedichtsammlung „Les chansons naïves" vollendet, als er George kennenlernte. Sein erstes Widmungsgedicht (Blätter II, 2) an diesen gibt uns Kunde von der reinen Höhe ihrer ersten Freundschaft:

Auf deiner erhobenen theorbe singen die sterne
Von Goethe von Platen und dem dichtergeblüt
Dess klare hoheit entzündete die sterne
Das freudige gold das germanische himmel besprüht.

Du Herrlicher singst allein noch die sänge der götter
Aus niederer menge die das schweigen entweiht —
Du wandelst hehr und die ganze freude der götter
Aus deinem mund sich in strahlenden takten befreit.

O sänger der mir meine lange torheit verdachte
Von dem ich ferne mein leidendes leben verbrachte
Ich widme dir meine brüderlichen träume

Damit für euch ihr bewohner im heiligen lichte
Aus azur und reinem glanze sich errichte
Das stolze schloß meiner brüderlichen träume.

Es ist neben den kurzen Widmungsversen Kleins und Hofmannsthals das erste veröffentlichte Bekenntnisgedicht an George, das erste von einer anschwellenden Reihe, in denen sich Glut und Verehrung bis heute nicht gemindert haben. Wenn Gérardy später, wie ein zweites Widmungsgedicht (Blätter III, 4) es ausdrückte, in der Liedkraft erlahmt und fürchtete, daß ihm „Mut zum Schaffen und zum Fluge" fehle, so geschah auch dies mit solcher ernsten Trauer im Blick auf den, der ihm den hehren Schwung gelehrt, der in einsamem Stolze und mit Verachtung des niedrigen Heute

auf neuer Bahn, wie nur die Größten sie kannten, in die Zukunft wandre, und Gérardy drückte auch dieses brennende Weh, den Freund nicht mehr kräftig genug begleiten zu können, mit solchem Adel aus, daß wir begreifen, wie viel schöner und edler selbst das Versagen nach begeistertem Einsatz ist als kluge Vorsicht und weises Sich-Schonen. Es war wichtig, daß Männer von solcher Hingabefähigkeit wie Gérardy in den Bannkreis Georges traten und selbst wenn sie später wieder in eine dünnere Lebensluft zurücksanken, doch in ihren Jugendjahren zu einem menschlichen Aufschwung hingerissen wurden, der sie eine Weile über ihre Natur erhob. In Gérardy gewann George einen neuen Freund und den dritten Dichter für die geplante Zeitschrift, er verbrachte damals einige Wochen mit ihm und begab sich dann nach Paris, wo er sein drittes Werk, den ALGABAL vollendete.

Auf die feierliche Entrücktheit der HYMNEN die sprühende Bildlichkeit der PILGERFAHRTEN folgte die leidenschaftliche Erhabenheit des ALGABAL, auf den Einbruch und das Ringen um den neuen Sprachraum seine triumphierende Eroberung. Sollte nach der im Schrifttum bisher nur von Hölderlin vertretenen Ansicht das „lyrische" Gedicht alle Sphären bis zum Tragischen ausdrücken können, so mußte eine Dichtart entstehen, in der das unmittelbare Erlebnis der Seele, ihr Sinnlich-Stoffliches wie Geistig-Besonderes, ganz zurücktrat, in der die Person des Dichters ganz in den Geschöpfen seiner Schöpfung aufging, der Zeigende nur in seinem Zeichen erschien. Im ALGABAL erscheint der Dichter nur mehr im überpersönlichen Gleichnis seiner selbst, in einer sinnbildlichen Gestalt, die vom Erlebnis nicht einmal mehr „mit der zarten Scheue des Akzidentiellen", sondern „in großen und stolzen, festen Tönen und mit entscheidender Verleugnung des Akzidentiellen" redet. Mit dieser Möglichkeit sich selbst als geistig-sinnliche Gestalt zu schaffen, mit seinem Tun und Leiden in den ihr zugehörigen Luft- und Weltraum einzugehen, hatte George erst die volle Gewalt über die Sprache gewonnen. Wenn er in den HYMNEN ihr Erwählter in den PILGERFAHRTEN ihr Geliebter wurde, so war er jetzt ihr Herr geworden, der schrankenlos über die Wunder ihrer Liebe verfügte. Schon das Gesetz des Aufbaues zeigt die neue Herrschaft der Gestaltungen: ALGABAL ist nicht mehr nach der Entstehungsfolge im Lauf des Jahres geordnet, an die Stelle der Wachstumsfolge ist die geistig geschichtete Ordnung getreten. Das Gesetz einer festen plastisch ruhenden Fügung der Bilder, das die ersten neuen Gedichte einzeln beherrschte, hat nun den ganzen Gedichtkreis ergriffen, er ist als dreiteilige Fuge aufgebaut: „Unterreich", „Tage" und „Andenken", deren ineinandergreifende Themen erst das ganze Bild erzeugen. Das rhythmische Gefüge und die Gestalt, die es ausdrückt, sind im Wesen eins: hier erscheint der selbstherrliche in sich

vollendete Mensch zum ersten Male als Wunschtraum einer deutschen Seele. In dem frei über sich und Menschen und Dinge verfügenden Priesterkönig, im Erben der größten Macht mit der größten Aufgabe seiner herrscherlichen Selbstformung, im einsamen allmächtigen Fürsten, dem Wille und Schicksal, Weisheit und Rausch, heldische Tat und vermessener Traum sich widerspruchslos vereinen, fand George über den Sänger und Pilger hinaus den Bildträger für die ganze Fülle seiner leidenschaftlichen Dränge und geistigen Gesichte. Ob das geschichtliche Bild des spätrömischen Kaisers Heliogabalos dem so geschaffenen Sinnbild des Dichters mehr oder weniger oder gar nicht entspricht, ist nicht von Belang. Wie damals in Rom war auch im sinkenden 19. Jahrhundert wieder Endzeit, verzweifelte Weise schrien es von den Bergen, höhnende Umstürzler verkündeten es im niederen Volke und nur die es anging, die bürgerliche Gesellschaft vom Kaufmann bis zum Fürsten, vom Tagesschreiber bis zum Gelehrten, türmte den Wahnbau des Fortschritts weiter und verzerrte Mensch und Erde bis zu nie gesehener Scheußlichkeit. Alles schien damals den Begehrenden möglich, es gab nichts Unerreichbares, Unerkennbares mehr: alle Zonen des Raumes vermischten ihre Gewächse und Güter, alle Stoffe wurden für Forschung und Betrieb nutzbar und anwendbar, alle Zonen der Zeiten öffneten sich den Neugierblicken, alle Sitten wurden vertauschbar, alle Genüsse erreichbar für Seele und Sinne. Die erlesenen Köpfe von Paris bis Moskau hatten schon das ganze 19. Jahrhundert hindurch auf den tiefen Niedergang des europäischen Geisteslebens hingewiesen, die empfindlichen Geister spürten den Endhauch einer Weltzeit um sich wehen und die Fin-de-siècle-Stimmung, wie sie in Kunst und Literatur von Frankreich ausging, war nur der feinste Anzeiger dieser Seelenlage. Sie äußerte sich in der Dichtung nach zwei entgegengesetzten Richtungen hin: einmal als Zerbrechen veralteter, ja Verachtung aller strengen Formen überhaupt und Neigung zum Rohstofflichen der Sachen Zustände und Gefühle, das andre Mal als äußerste Verfeinerung ja Übersteigerung der Formen und Hinneigung zum Seltnen, Erlesenen, Verfeinerten, ja auch Giftigen und Verruchten, Richtungen jeder Endzeit, die den Verlust der bindenden Lebensmitte anzeigen. Sie unterscheiden sich nur darin, daß bei letzter Übersteigerung die erste zur pöbelhaften Auflösung, die zweite zur byzantinischen Erstarrung der Gesellschaft führt, daß jene in der Zertrümmerung aller Gebilde und der Entladung aller gemeinen Triebe, diese in der höchsten Zuspitzung der Gesetzlichkeiten, in der erlesensten Auswahl der Stoffe und der äußersten Verfeinerung der Künste ihre Erfüllung sucht. In Deutschland hatte um 1890 in der Dichtung eben jene rohe Zerlösung begonnen, in den Weststaaten Europas war dagegen die höchste Durchbil-

dung der dichterischen Formen im Sinne der Erlesenheit der Stoffe wie der Mittel herrschend, in Frankreich besonders im Anschluß an die frühen jetzt erst zur vollen Wirkung gelangenden Dichtungen Baudelaires. Auch George wurde im Kreis seiner Pariser Freunde tief von der Sprachgewalt dieses Dichters ergriffen. Er hatte im Verlauf des vorhergehenden Jahres eine große Anzahl seiner Gedichte ins Deutsche übertragen und in einer handschriftlichen Vervielfältigung für seine Freunde veröffentlicht. Während ihm der ganze europäische Naturalismus, wie jene erste Richtung in Kunst und Leben genannt worden ist, in seiner offenbaren Niedrigkeit und Unfähigkeit künstlerische Gebilde hervorzubringen, verächtlich war, fand er in Baudelaire und seinen Folgern eine solche Höhe der sprachlichen Formung, eine solche Sauberkeit und Strenge der Versbearbeitung, einen solchen Ernst in der Behandlung künstlerischer Fragen und Aufgaben, daß er sich mit der ganzen Lust des Werkbegierigen dieser Welt der „Künstlichen Paradiese" und „Blumen des Bösen" hingab. Indem er so das Endzeitliche in höchster Verfeinerung als künstlerisches Formgebilde aufnahm, wurde ihm freilich zugleich die späte Reizwelt in all ihren Erlesenheiten und Verderbtheiten als Erbe zugebracht. Es war eine damals noch stumme Frage unseres Schicksals an seine Kraft, ob er wie die bedeutenden Geister des Westens darin verhaftet bleiben oder auch ihrer Herr würde. Einmal mußte seine Seele, da die Kunst in ihrer lebendigen Zeitform nur d i e s e Einheit von Schönheit und Späte hatte, alle Möglichkeiten dieser Reize nicht im sinnlichen Genuß sondern in der geistigen Werkschöpfung erfahren, mußte sie auskosten, um sie hinter sich zu lassen, mußte die Süchte bis zur letzten Übersteigerung ins Dichterische bannen, damit keine Nötigung für einkommendes Geschlecht bliebe, sich an diesen Gefahren der Spätzeiten zu versuchen. Wir wissen es heute, daß nach dem ALGABAL ein Mehr auf diesem Felde nicht mehr möglich war, die Seele des Dichters und mit ihr die unsre hatte sich satt getrunken an den berauschenden Giften und ist ihnen nicht erlegen.

Denn nicht aus den Reizbegierden ging seine Dichtung hervor, sondern aus dem tiefen Bedürfen der Seele, ihr menschliches Traumbild in solcher Schönheit, Höhe und Unantastbarkeit hinzustellen, daß zwischen ihm und dem Menschenbild der Zeit, daß zwischen dem einen und der Menge ein Gleichgewicht der Kräfte geschaffen würde: „Ich bin als einer so wie sie als viele." Die Aufreißung der tiefsten Kluft zwischen dieser Seele und der europäischen Menschheit, ihre größte Vereinsamung und ihre größte Entfernung von dieser bot allein die Gewähr eines Sieges über sie in der Zeit der Gleichheit und Einebnung aller Stufen unter Menschen und Völkern.

Der Baudelairesche Rat: „Enivrez-vous!" bot George keine Hilfe auf diesem Weg: Die geistigen Räusche, und mochten sie eine noch so hohe Stufe des Künstlerischen erreichen, waren wie die leiblichen nur ein Ausweg aus dem Gemeinen, eine Flucht vor dem Rohen und Vielen, ein Widerspruch gegen das Banale, es war ein Scheinheilmittel, das durch seine Art der Endzeit selber angehörte, es war vor dem grausamen Antlitz des verzerrten Lebens Betäubung in schönem Vergessen und also Verzicht auf Bezwingung und Verwandlung der Wirklichkeit. Daher hat auch die Dichtung ALGABAL nichts von dem unverkennbaren Pariser Parfüm der Baudelaire-Gedichte, nichts von dem besonderen Zeitduft des französischen Verfalls, sie faßt die Endzeit in ihren einfachen menschlichen Grundspannungen und wenn etwas von spätrömischer Luft sie durchweht so deshalb weil der Dichter eine endende Kultur nur dort versinnbildlichen kann, wo sie in großen Figuren nicht wie heute im Massenelend oder Massenaufstieg erscheint. Es gab damals in Europa keinen Adel, kein Herrschertum mehr als in den wenigen, welche es mit fast übermenschlicher Kraft gegen die verpöbelnde Welt, ja gegen ihr eignes alterndes Blut noch in Haltung und Anspruch vertraten, wie etwa Ludwig II. von Bayern und Elisabeth von Österreich. Sie hielten das Bild des entschwindenden fürstlichen Menschen auf dem Throne für ihre Person noch aufrecht, das schon zum Untergang bestimmte Erbkönigtum christlicher Zeit fand in ihnen noch die letzte Verkörperung einer stolzen Hoheit und Unnahbarkeit. Ludwig II. suchte in seinen einsamen Schloßbauten — fast so einsam und zeitfremd wie im Unterreich des ALGABAL — vergeblich noch den letzten freien Prunkraum, das Palatium Majestatis zu schaffen, um überhaupt leben zu können. Für solche Naturen, die in einer schon ganz gewandelten Welt, das letzte Erbe noch einsam, schön aber widerhallos behaupteten, war Wahnsinn oder Dolchstoß das letzte Geschick. Aber ihr Schimmer blieb dennoch unverloren: Die erlöschenden Gestirne stürzen in die aufgehenden und ohne die Spätkaiser der Antike wären schwerlich die Funken von Rom und Byzanz in die Franken gefahren und hätten die Glut unserer Kaisergeschlechter entzündet. So steht heute vor der Dichtung ALGABAL die Aufschrift: Dem Gedächtnis Ludwigs II.

> Als meine jugend mein leben hob in solch ein licht
> Kam sie erstaunend deinem nah und liebte dich.
> Nun ruft ein heil dir übers grab hinaus Algabal
> Dein jüngrer bruder, o verhöhnter dulderkönig.

Der Erneuerer des Bildes herrscherlichen Menschentums wurde zugleich der Bewahrer des Bildes versinkenden Herrschertums.

Aus solcher Not, mit dem Blick auf solche Vorbilder und dem Wissen



JUGENDBILDNIS

um den Sinn menschlicher Maße im Auf- und Untergang schuf George die Gestalt des Algabal, den Fürsten der menschenfernsten Räume und alltagfremdesten Stunden, der nur das eine unerbittliche Gesetz der Hoheit und Einzigkeit, die eine unerbittliche Freiheit des Wandels in den ihm bestimmten Bahnen kennt, den Unbefleckten und Makellosen, der lieber die äußerste Härte als die Duldung des Unzulänglichen, lieber den Tod als die Ernüchterung, lieber den Mord als die leise selbst ungewollte Antastung der Würde will. Mit dieser Gestalt stellte George, was keiner der westlichen Enddichter wagte noch vermochte, wieder Bild und Recht des herrscherlichen Menschen in die Mitte Europas. So leben zu wollen, die Dränge und Kräfte in sich zu fühlen so leben zu können, aber hineingeboren sein in d i e s e n Weltzustand, hieß für den schöpferischen Geist untergehen oder mit dem Mittel seiner Gewalt das Reich erobern, in dessen Luft er atmen konnte, hieß also für den Dichter zuerst das Wunschbild in der Sprache und als Sprache so wirklich, so groß so schön gestalten, daß die Achse der Zeit sich vor ihrer lebendigen Wucht verlagern und die verwandten Kräfte um die neue Mitte zu kreisen beginnen mußten. Mochten die Wirbel zunächst kaum sichtbar sein, mochte die Ergriffenheit dem scheinbar Ungefährlichsten Untäterischsten nämlich der künstlerischen Schönheit gelten: sie barg diesmal die Gewähr der Weiterwirkung, Traum und Tat zugleich in ihrem sprachlichen Geheimnis. Der welthungrige und zukunftsträchtige Geist des Dichters hob sich schon in der Dichtung selbst über das Verhängnis der Endzeit: das Gedicht „Graue rosse muß ich schirren" sprengt den Weltraum Algabals und läßt den Sturmwind eines unverbrauchten Barbarentums aus der gebärenden Urnacht der Zeit in die Marmorhallen und Ziergärten wehen, das Schlußgedicht öffnet den Blick in die jungfräulich kalten klaren Himmel, in noch unbetretenen neuen Raum. Aber gab es noch ein Mehr für ihn nach dieser Steigerung und Erhöhung des Menschenbildes? Gab es noch einen Stoff nach diesem Erleben, noch eine Form nach dieser dichtesten Fügung der Worte, noch einen Ton nach diesem Prunk der Maße und Klänge, gab es noch einen Schoß der Sprache, in dem dieser Geist neue Geburten erzeugen konnte? War dies nicht doch das Ende? Eine Weiterführung dieser Linie war nicht mehr möglich, schon drohten die Spannungen das Gefäß des Körpers zu sprengen, der Dichter überwachte noch die Veröffentlichung des neuen Werkes, das in Paris im September erschien, dann warf ihn im Herbst eine schwere Krise seiner Gesundheit in der Heimat nieder, von der er erst langsam im Elternhause zu Bingen genas, als der Frühling ihm die Gewißheit neuer dichterischer Schaffensfreude brachte.

5. KAPITEL: DIE GRÜNDUNG DER „BLÄTTER FÜR DIE KUNST“ UND DIE „ERSTE FOLGE“

INZWISCHEN hatte Karl August Klein die Verhandlungen über die geplante Zeitschrift mit Hofmannsthal und Gérardy weitergeführt. Er hatte von den wenigen Beteiligten „die größte Offenheit und Rückhaltlosigkeit gegeneinander als einziges Mittel gefordert, um den streng ausschließenden Charakter der Sache zu wahren“ und bei jedem „das unbedingte Bedürfnis vorausgesetzt, Namen und Werke nicht in den abgeschmackten befleckenden — sogenannten modernen — Zeitschriften zu verewigen“. Obwohl Hofmannsthal sich völlig mit dieser Haltung einverstanden erklärte, ließ er doch in diesen Monaten einige seiner Gedichte in einer Tageszeitung veröffentlichen ohne diese Tatsache mitzuteilen, und fast drohte am mangelnden Vertrauen auch die dichterische Verbindung mit ihm zu scheitern. Ein bittrer Brief Georges rief ihn auf den gewiesenen Weg zurück und im Oktober 1892 erschien in Berlin das erste Heft der ersten Folge der „Blätter für die Kunst“ einer Bezeichnung, von der die westlichen Freunde gern behaupten, daß sie ihren „Ecrits pour l'art“ entliehen sei. Drei junge katholische Dichter, ein Deutscher, der nur in Paris bekannt war, ein Österreicher, dessen Name man kaum über Wien hinaus wußte, ein rhein-preußischer Wallone, der eben in Lüttich seine ersten Verse veröffentlicht hatte, dazu ein ebenfalls katholischer Schulfreund Georges mit Namen Carl Rouge, vereinigten in einem dünnen Heft von zwei Bogen ihre Dichtungen und es wird immer eine der seltsamsten Erscheinungen unseres Schrifttums bleiben, mit welchem Anspruch sie auftraten und wie dennoch weit darüber hinaus ihre Hoffnungen und Wünsche erfüllt wurden.

Eine Auswahl aus den drei schon veröffentlichten Werken Georges, die erste seiner Legenden unter dem Decknamen Edmund Lorm, der „Tod des Tizian“ von Hofmannsthal, die „Kreuze“ von Gérardy und zwei Gedichte von Rouge nahmen den größten Teil der schmalen Blätter ein. Sie hielten es „für einen Vorteil nicht mit Lehrsätzen zu beginnen sondern mit Werken, die unser Wollen behellen und an denen man später die Regeln ableite“. Die Dichtungen unterschieden sich an Gehalt Form und Stoff grundsätzlich von allen literarischen Erzeugnissen der Zeit in Deutschland und ihre Verfasser stellten sich vor allem in Gegensatz zu der „verbrauchten und minderwertigen Schule die einer falschen Auffassung der Wirklichkeit entsprang“. Auch jede Zweck- und Lehrdichtung, welche sich mit Weltverbesserungen und Allbeglückungsträumen abgab, wurde

von ihnen abgewiesen und vor modernen Schlagworten wie Symbolismus, Dekadentismus und Okkultismus gewarnt, welche auch schon in Deutschland auftauchten und geeignet seien die Köpfe zu verwirren. Die Blätter wollten, wie schon ihr Name sage, der Dichtung und dem Schrifttum dienen und mit Ausscheidung alles Staatlichen und Gesellschaftlichen „eine Kunst für die Kunst" vertreten. Aber ein aufmerksamer Leser hätte schon aus den knappen und andeutenden Sätzen dieser ersten Vorrede erkennen können, daß die formalästhetische Formel des L'art-pour-l'art bei den Deutschen eine andere Bedeutung hatte und sogleich einen in Frankreich unbekannten Inhalt bekam. Diese Veröffentlichung hieß es „will die Geistige Kunst auf Grund einer neuen Fühlweise und Mache". Ihre Verkünder lehnten es ab, mit anderen über das Wesen dieser Kunst zu streiten, aber sie wollten „zerstreute und unbekannte Ähnlichgesinnte entdecken und anwerben". Sie sagten noch nichts aus — außer im Gedichte selbst — welches diese neue Fühlweise, welches die neuen Mittel der Darstellung wären, aber sie wiesen mit dem Rate „sich allen Streites und Spottes über das Leben zu enthalten" das bürgerliche Leichtnehmen und die proletarische Entwürdigung des Wichtigsten zurück und stellten Goethe als mahnendes Richtbild gegen das Zerreden und Zerfasern des Lebendigen auf. Sie grenzten also das Feld ihrer Betätigung sorgfältig auf die engste Aufgabe künstlerischer Gestaltung ab, aber auf diesem Gebiete verkündete der Schlußsatz eine stolze Siegeszuversicht: „In der Kunst glauben wir an eine glänzende Wiedergeburt". Die fünf Bände der ersten Folge, welche im Laufe eines Jahres bis zum August 1893 erschienen, rechtfertigen diesen Glauben durch eine Reihe von Dichtungen. Neben denen Georges sind die Beiträge Hofmannsthals, nämlich „der Tod des Tizian", die Idylle und einige seiner schönsten Gedichte die wichtigsten davon.

„Die Blätter für die Kunst wurden geboren, weil ein Dichter in einem anderen Dichter eine Flamme entzündete, der gleich, die in ihm selber brannte." Die Gedichte Hofmannsthals zeigen zum ersten Male das Wunder der Weiterzeugung des Georgeschen Geistes in dichterisch erschütterbaren Menschen, sein Weiterschwingen in einem fremden Seelenelement, das nach der Berührung mit ihm zwar seinen dichtesten Eigenwuchs erhält aber zugleich in Art und Ton seiner Äußerungen Kunde geben muß von dem treffenden Strahl, der es befruchtet hat. Der härtere metallene Klang Georges trat in den Werken Hofmannsthals als weiches fast musikalisches Schwingen auf, die plastische Formung der Bilder als fließendes auf schimmernden Wellen gebrochenes Licht. Der neue Ton erhielt bei dem Sohn der Donau eine offene einschmeichelnde Leichtigkeit, welche für viele erst

den Weg zu den strengeren verschlossenen Gebilden des Rheinländers vorbereitete. Die Leichtigkeit Hofmannsthals geht auch in dieser Frühzeit manchmal bis zur Leichtfertigkeit und Unverantwortlichkeit, aber noch in seinen Ungewichtigkeiten und Entgleisungen bleibt er Künstler und ist noch Dichter, wenn er den Faden achtlos fallen läßt. Im Gegensatz zu den Gedichten der HYMNEN und noch der FIBEL scheint ihm alles mühelos zuzufließen und sich dem leisesten Druck seiner Hand einzuschmeicheln. Wenn seine Gehalte nicht immer groß sind, so ist ihr Ausdruck doch von großer Zartheit der seelischen Schwingungen, von zierlich leichter Anmut der Bewegungen und in den besten Augenblicken hat er die Geste des trunknen Sängers neuer Herrlichkeiten. Nicht die Welt der Dichter und Herrscher sondern der Maler und Abenteurer ist sein Bereich und die Künstlergefühle der Renaissance-Menschen hat er in einer Steigerung von Glut und Farbe, Schwung und Fülle gegeben, wie sie damals die deutsche Dichtung nirgendwo hervorbringen konnte. Ein solcher Hymnus wie „Der Tod des Tizian" war noch nie auf das bildende Künstlertum gesungen worden, ein so hohes Lob des festlichen Lebens und der Ablehnung des gemeinen unkünstlerischen Alltags war noch nie in solchen Tönen von knabenhafter Schwermut und hinreißendem Jugendfieber erklungen. Nur aus der lebendigen Gleichung Wien-Venedig konnte diese zitternde Farbigkeit, diese schlanke Schmiegsamkeit und der zarte Schauer um seine Gestalten kommen und die Kentaurenszene etwa ist mehr ein italisches Bild nach Böcklin als nach einer griechischen Vase. Das Farbigfließende lockt seinen Pinsel vor allem, Lebensstufen und Gestaltungsgrenzen gehen ineinander über, Welten und Geschlechter, Seelen und Leiber verschwimmen in bunten ziehenden Wellen. Auch wenn seine Erinnerung in tiefere Schicksalsräume greift, erscheinen Bilder eines dumpfen Getriebenseins, einer endlosen Verstrickung, in der der Mensch wehrlos verhaftet ist. Er hat „zu vielen Göttern Dienst zu tun" und schon früh läuft über all seine bezaubernden Tinten und Schmelze ein Rauch von Müdigkeit, ein Schatten des frühen Verströmens. Von den übrigen Mitarbeitern der Blätter, welche im Laufe des ersten Jahres noch zu der kleinen Anfangsschar traten, bewegten sich die Gedichte von Max Dauthendey und Karl Bauer auf derselben malerischen Linie wie die von Hofmannsthal: Gedichte nach Bildern oder Farbenspielen der Natur, aber von der plumpen Nachahmung durch ein Überschwingen ins Traumhafte bei Bauer, bei Dauthendey durch eine Verseelung der Farben geschieden. Sie nahmen Versuche der Romantiker und Symbolisten auf, die für Deutschland in dieser Form noch neu waren und den späteren „Futurismus" und „Impressionismus" schon vorwegnahmen. Georg Edward, ein junger Gießener Student, der später Professor der Literaturge-

schichte in Amerika wurde, Carl Rouge der Jugendfreund, zeichnen sich nur durch wohlgepflegte Verse aus, die eine erste Verbindung des neuen Sprachelementes mit dem Goethischen darstellen. Die Vierzeiler von Fritz Kögel, dem späteren Verwalter und Herausgeber der Werke Nietzsches, sind eine Mischung von Goethischer und Nietzschischer Spruchweisheit, die gegen die übrigen Leistungen etwas Altmodisches an sich trug. George selbst trat nur sparsam mit drei Bildern aus dem Schaustück MANUEL und einigen neuen Gedichten aus dem „Buch der Sagen und Sänge", aber um so reicher mit Prosastücken aus den TAGEN und TATEN und Übertragungen fremder Dichter hervor. Von der Prosa Georges haben die Deutschen auch heute nach einem Menschenalter außerhalb des Kreises der Blätter noch kaum Notiz genommen, und fast scheint es als ob sie ihnen noch unzugänglicher wäre als seine Gedichte. Sie bot freilich weder dem rein begrifflichen Denken einen Zugang noch dem weichlichen Gefühlshunger eine Nahrung, hatte weder Handlung noch Bekenntnis, weder Gemütsschwang noch Naturschwärmerei. In einer Zeit wo nach einer Hofmannsthalischen Wendung das schakalhafte Ausstoßen von Wortbrocken üblich wurde, klang sie verschlossen und hart mit ihrem ebenmäßig durchgehaltenen Schrittmaß, mit ihren kalt und klar abgewogenen Satzteilen und ihrem schmucklos strengen Gefüge.

Die Übertragungen Georges, welche in der ersten Folge veröffentlicht wurden, waren Gedichte aus den Werken von Stéphane Mallarmé, Paul Verlaine, Francis Vielé-Griffin, Albert Saint-Paul, Stuart Merrill, Algernon Charles Swinburne, Gabriele d'Annunzio, Jens Peter Jacobsen. Sie machten in Deutschland vielfach zum ersten Male die Namen und Werke dieser französischen, belgischen, englischen, italienischen und dänischen Dichter bekannt, an die sich über die Grenzen der Länder hinaus eine neue dichterische Bewegung in Europa knüpfte. Die meisten von ihnen hatte George schon persönlich kennengelernt und der lebendige Verkehr von Dichter zu Dichter gab seiner großen Sprachbeherrschung noch besondere Mittel zur Hand, die fremden Kunstwerke fast ungebrochen in unsere Sprache zu übertragen.

Der Klärung und Abgrenzung der eigenen Bestrebungen gegen die des Auslandes und der Abwehr gegen feindliche Erscheinungen in der Heimat diente eine letzte mehr verstandesmäßige Äußerung der Blätter: Die Vorreden und Aufsätze, welche George vielfach mit den Freunden gemeinsam beriet. In der ersten Folge bestritt Karl August Klein in seinem Aufsatz „Über Stefan George, eine neue Kunst" und in den „Unterhaltungen im grünen Salon" den Kampf in diesem Außenbereich, den er auch durch Veröffentlichungen in ausländischen Zeitschriften stützte. Zunächst wies er

die Versuche befreundeter Franzosen zurück, George als Glied ihrer Reihe und besonders als Nachfolger Baudelaires, Verlaines und Mallarmés anzusprechen. Das von Albert Mockel veröffentlichte Gespräch mit George aus den ersten Pariser Jahren (Rev. d'All. Nov.-Dez. 1928) zeigt deutlich, wie klar George sich des Gegensatzes der dichterischen Aufgabe in Deutschland zu der in Frankreich schon in der Frühzeit bewußt geworden war. In der gemeinsamen Richtung der geistigen Strömung, welche in allen Ländern dem Realismus gefolgt war, sah er mehr ein Zusammentreffen der Geister auf dem gleichen Wege als eine Abhängigkeit des einen vom andern. Der gleiche Umschwung bedeutete für die Dichtkunst der einzelnen Völker etwas völlig Verschiedenes, weil sie sich auf verschiedenen Stufen des Lebens bewegten. „Klassizismus und Parnasse," so formuliert Karl August Klein die Lage, „traten in Frankreich ganz anders auf als bei uns und die Vollendung des ‚Parnasse', die wir noch nicht erreicht, ist drüben schon ein überwundener Standpunkt." Die Ursprünglichkeit Georges schien ihm gerade an der Grundverschiedenheit seines Verfahrens von dem der Franzosen, insbesondere Baudelaires deutlich zu werden: „am Fehlen aller Reflexion, aller Rhetorik. Im Gegensatz zu den Jüngsten, die die Formen auflösen, sind die seinigen streng regelmäßig und er läßt nie die Verständlichkeit und die zusammenfassende Beschränkung vermissen". Aber all diesen europäischen Dichtern war aufgegangen, worin das Wesen der neuen Dichtung liege: „das Wort aus seinem gemeinen alltäglichen Kreis zu reißen und in eine leuchtende Sphäre zu erheben", und Klein wies noch deutlicher als die Pariser damals selber taten, darauf hin, daß die Urquellen dieser Bewegung im germanischen Gebiet, in Deutschland und der deutschen Romantik lagen, daß die hellsichtigen Aussprüche eines Novalis die Erfordernisse der sinnbildlichen Kunst ja jeder Dichtung im strengen Sinne schon umschrieben hatten. Aus ihrem Erbe hatte sich in Deutschland eine neue Kunst entwickelt, die keiner Anlehnung an das Ausland mehr bedurfte: „Ihre Hauptstützen Richard Wagner der Komponist, Friedrich Nietzsche der Orator, der Maler Arnold Böcklin und der Zeichner Max Klinger. Zu ihnen tritt ein Dichter." Man spürt noch heute das Feuer seiner jugendlichen Ergriffenheit durch manche seiner Sätze brennen: „Seitdem die alten Götter tot sind," schreibt er in seinem ersten Aufsatz, „haben wir es zum erstenmal mit den Offenbarungen eines ursprünglichen Geistes zu tun, der aus seinen Gedanken eine Welt für sich gebaut und nach einem ganz bestimmten ihm eigentümlichen Plan ein stehendes abgerundetes Werk geschaffen. Die Form dieses Werkes ist im strengsten Sinne klassisch. Hier gibt es keine falschen unreinen Reime mehr, keinen einzigen leichtsinnigen Fehler im Takt und — ein seltener Reichtum —

dasselbe Wort wiederholt sich niemals im Reim. — — Durch genau erwogene Wahl von Konsonanten und Vokalen bekommen wir einen Eindruck ohne Zutat des Sinnes. Jubel und Trauer, Glätte und Härte, Nacht und Licht fühlen wir ohne daß wir die Begriffe dastehn haben. Ganze Verse dünken uns aus einer anderen Sprache und versetzen uns in seltsame Unruhe. Alles läuft auf eines hinaus: den großen Zusammenklang, wobei wir durch die Worte erregt werden, wie durch Rauschmittel. — Aber trotz diesem Ringen nach der höchsten und vollendetsten Form vermissen wir niemals die Seelentiefe. — Die weittragende Bedeutung dieser poetischen Schöpfungen liegt nicht nur darin, daß sie neue Sätze über klangliche Möglichkeiten und Unmöglichkeiten und damit eine neue Poetik andeuten: sie teilen zugleich das sichere Gefühl mit, daß der geistige Gehalt jeder literarischen Gattung auch der erzählenden und dramatischen eine Umformung erfahren muß."

Hier war schon klar betont, daß es sich bei der neuen Bewegung um eine Wandlung des ganzen dichterischen Bereiches handle, vor dem die schulbegrifflichen Aufteilungen hinfällig waren. Die Blätter schieden sich von Beginn an von allen literarischen Gruppen und Bewegungen, welche unter der Maske einen besonderen Zweig der Dichtung zu pflegen, der Volks- oder Familienkunde, der Erforschung von Gesellschaftsschichten oder sonst einem nützlichen Geschäfte nachgingen — vor allem vom zeitgenössischen Roman und Theater. Sie maßen den Romanen „jenen bürgerlichen Ausdeutungen der Lebensvorgänge", wie es später in den Vorreden einmal heißt, und den Theaterstücken der Zeit, in denen die Landesgeschichte flach und langweilig behandelt, der Welt mit leidenschaftlichem Ernst ein Sittenspiegel vorgehalten oder alle möglichen spannenden Streitfragen in Reden umgesetzt würden, nicht anders als den Tageszeitungen vielleicht einen kulturgeschichtlichen aber keinen künstlerischen Wert bei. Im bestehenden Theater war der Hauptanteil so sehr auf den Schauspieler gefallen, daß der dichterische Wert des Stückes darüber gleichgültig wurde: das war, wie die „Unterhaltungen im grünen Salon" sagen „gleichbedeutend mit dem Untergang des Dramas". Auch vom ausländischen Schrifttum konnte man keine Abwendung dieses Untergangs erwarten: Ibsens neueste Stücke zeigten, daß er für seine der Zeit vorauseilenden Sichten keine andere dichterische Form zu finden vermochte „als für seine ganz naturalistischen Gengangere". Frankreich und England waren für das Drama schon lange brach. Wenn der Belgier Maeterlinck mit seinen traumhaften Gestalten, seinen Puppen und seiner perversen Schmächtigkeit damals einige Erschütterung in Theaterkreisen hervorrief, so ließen die Blätter sich auch davon nicht täuschen. Die Aufführung seiner Stücke mit modischen Schauspielern war

nach ihrer Darlegung ein völliges Verkennen ihrer literarischen Gattung, die ihren Ursprung in den „Flaireurs", der Originallegende für Marionettentheater von Charles von Lerberghe hatte und deren Technik, wie ein Übersetzungsbeispiel in den Blättern (I, 4) zeigte, mehr ein letztes Niederreißen als ein neues Aufbauen der dramatischen Kunst bezeichnete. Eine Rettung für diese sahen die deutschen Dichter nur in der Abkehr von der ganzen Äußerlichkeit der modernen Bühne, „ihrer Überschätzung des Schauspielers, ihren abgeschmackten Dekorationen ihrer Parterrenachbarschaft und ihrem Geschäftsbetrieb, eine Erneuerung für sie nur in der Rückkehr der rein-dichterischen Schätzung des Schauspiels, die von selbst eine Änderung des Äußeren nach sich ziehen würde. Sie wünschten ein Wegrücken der Bühne in weiter verhüllender Entfernung nach Art des griechischen Rundtheaters, ein Zurücktreten des Schauspielers hinter die Maske „da sein einziger Beruf ist, in gemessenen Bewegungen die kristallreinen Verse des Dichters herzusagen, wie sie nach dem Traume des Dichters unter dem hellenischen Himmel geklungen haben mögen". Auch auf die Einführung des Chores neben der Wechselrede wurde schon hingedeutet, kurz eine Kunst und künstlerische Darstellung gefordert, die nach einem Worte Kleins „nur vornehmen Geistern einen Genuß bereiten kann. Wer anders aber als ein vornehmer Geist hat sich jemals um ernsthafte Kunst gekümmert — und gibt es nicht genug Geschriebenes für die Menge?" Mit diesen Worten war auch der letzte Grenzkreis, die Voraussetzung einer besonderen menschlichen Artung für die neue Dichtung, in der ersten Folge der Blätter schon umschrieben. Sie schloß beim Urlaub von den Lesern vor dem sommerlichen Verlassen der Stadt mit diesen Worten der Dichter: „Wir werden auch fernerhin Regeln und Schulnamen sein lassen, uns verschließen gegen das Flache und Alte sowohl als gegen das Derbe und Niedre des zeitgenössischen Schreibewesens, aber aller Jugend offenstehen, die nach dem Schönen und Neuen sucht." Und diese Leitsätze des Anfangs gelten auch heute noch.

6. KAPITEL: DIE WIRKUNG IM AUSLAND

FRANKREICH hatte sich nach der Meinung seiner besten Köpfe nach der kriegerischen Niederlage von 1870 auf seine geistige Wiedergeburt besonnen, es war der großen Überlieferung des frühen 19. Jahrhunderts, der Erneuerung der europäischen Bildung treu geblieben und hatte die Hoffnung auf seine Wiederherstellung in der Belebung der Künste und Wissenschaften, in der Aufrechterhaltung seiner Sendung gesehen, vor allen Völkern Träger der menschlichen Zivilisation zu sein. Die Schu-

len der Parnassiens und Realisten, der Décadents und Symbolisten wurden in den folgenden Jahrzehnten von dieser Bewegung getragen, auch wenn sie scheinbar dem politischen Leben fern sich „der reinen Schönheit" widmeten. Der Stolz, Frankreich an die Spitze des menschlichen Fortschritts zu setzen, belebte sie alle. Dabei waren die französischen Geister dem Einstrom der Nachbarvölker niemals offener als in diesen Jahrzehnten nach 1870, „Frankreich rächen durch die Brüderlichkeit der Völker, die Kaiserreiche abschaffen, Europa schaffen" hatte Victor Hugo als Ziel bezeichnet. Man nahm die englische Bewegung der Präraffaeliten auf und wie man im Militärischen von dem verhaßten Sieger lernte, scheute man sich nicht in der Dichtung an die deutschen Romantiker anzuknüpfen und etwa die musikalische Klangwirkung Wagners auch für die eigene dichterische fruchtbar zu machen. Jean Thorel hatte schon im September 1891 in einer Studie über die deutschen Romantiker und die französischen Symbolisten in den Entretiens politiques et littéraires die innige Beziehung zwischen den beiden Bewegungen aufgedeckt. Um so verächtlicher sahen die Pariser damals auf die literarischen Gruppen des zeitgenössischen Deutschlands herab, ob sie nun in den ausgefahrenen Gleisen der Epigonen weiterleierten oder sich im unbeholfenen Gestammel der Naturalisten versuchten. Erst als ihnen die erste Dichtung Georges, die HYMNEN bekannt wurden, sahen sie in ihm einen verwandten von den literarischen Gruppen seiner Heimat unabhängigen Dichter und einen Bundesgenossen im Kampf um die geistige Einheit Europas. Schon im Oktober 1891 und März 1892 brachte die L'Ermitage in Paris und im September 1892 der Floréal in Lüttich eine Anzahl seiner Gedichte in der Ursprache und in französischer Übersetzung. Die daran geknüpften Besprechungen von Albert Saint-Paul und Achille Delaroche suchten George natürlich als einen Nachfolger Baudelaires, Verlaines und Mallarmés darzustellen, der vom französischen Symbolismus angezogen nun auch in Deutschland den Kampf gegen die untauglichen alten und neuen Schulen eröffnen wolle. Er erschien ihnen als „der bemerkenswerteste Dichter des jungen Geschlechtes jenseit des Rheines" und als im Herbst 1892 das Pariser Blatt La Plume einen Aufruf für ein Baudelaire-Denkmal erließ, das Auguste Rodin ausführen sollte, war in dem führenden Ausschuß, der sich bildete, neben den Namen Lecomte de Lisle, Paul Bourget, François Coppée, Anatole France, Edmond de Goncourt, Hérédia, Huysmans, Lemonnier, Maeterlinck, Mallarmé, Mirbeau, de Régnier, Richepin, Rodenbach, Stuart Merrill, Sully-Prudhomme, Swinburne, Verlaine, Verhaeren und anderen Stefan George als einziger deutscher Dichter vertreten.

Die Begründung der „Blätter für die Kunst" verstärkte noch den Wider-

hall seines Namens in Frankreich und Belgien. Man begrüßte im Mercure de France, im Floréal, der Wallonie und anderen Zeitschriften mit freudigen Wünschen die neuen Verbündeten, welche endlich den guten Kampf in die trüben Bezirke der deutschen Literatur trügen und sah schon in den ersten Gedichten, deren Technik ohne Tadel und deren Eingebung deutschen Gewohnheiten überaus fremd sei, die sicherste Gewähr des Sieges. Eine damals geschriebene und später in den „Portraits du prochain siècle" veröffentlichte Skizze von Saint-Paul wirft am besten das Bild zurück, das man sich damals im Westen von George und seinem Werke machte: „Ein fahrender Ritter mit abgelegter Rüstung an die seine starre Haltung uns noch gemahnt. Sein reines Antlitz mit den schmalen Lippen ist kaum belebt von einem Blick, dessen Mondglanz aus der Mattheit alten Elfenbeins dringt. Diese Erscheinung des Dichters weiht uns schon in sein Denken ein. Die Verse Stefan Georges gestalten Träume eines schwermütigen Heldentums, die von kalter blauer Klarheit — wie Lichter auf Stahl — erleuchtet sind. Seine drei Dichtungen HYMNEN PILGERFAHRTEN ALGABAL lassen uns wie in einer orchestralen Symphonie das erregende Leben einer überlegen adligen Seele schauen: malerisch in den HYMNEN, bildhaft in den PILGERFAHRTEN, musikalisch im ALGABAL. Beachtenswürdig ist die Verbundenheit des Titels mit dem Gehalt der Dichtung, in der die innige und selbstverständliche Einheit von Poesie und schönen Künsten überhaupt verdeutlicht wird — Mitgift der dichterischen Offenbarung unserer Zeit. Aber vor allem ist zu behalten, daß dieser Dichter in seinem Lande die wahre dichterische Überlieferung wieder aufnimmt, indem er unmittelbar auf die deutschen Romantiker zurückgeht. So geht die Bewegung, die sein Werk hervorruft, in der gleichen Richtung wie die des französischen Symbolismus.

In einer kleinen Zeitschrift, die er in Berlin erscheinen läßt, die Blätter für die Kunst, suchen sich um ihn die jungen Dichter zu scharen voll Stolz die ersten Stöße in die Posaune zu tun, die schon ihren Sieg über den endlich zurückgeworfenen Einbruch der Naturalisten verkündet.

Stefan George ist außerdem der Verfasser einer Übertragung sagen wir der einzigen deutschen Übertragung Baudelaires, einer bemerkenswerten Arbeit, die in solcher Vollkommenheit nur ein so sicherer Dichter wie wohl unterrichteter Kenner der Sprache zu leisten vermochte."

In ähnlicher Weise sprachen sich brieflich nach dem Erscheinen der weiteren Übertragungen fremder Dichter in der ersten Folge der Blätter auch Maeterlinck, Gabriele d'Annunzio und in seiner etwas dunklen Form der Anerkennung Stéphane Mallarmé aus.

Im germanischen Norden machte 1894 zuerst der Däne Georg Brandes

in einem Aufsatz über Gustav Fröding auf das jüngste Geschlecht der lyrischen Dichter aufmerksam, das in allen Ländern auftauche und in Deutschland in dem „merkwürdigen aber schwer zugänglichen Stefan George" seinen Führer und in der „wirklichkeitsfernen und kühlen Zeitschrift der Blätter für die Kunst" seinen Mittelpunkt gefunden habe. Der Lobredner des Volkstümlichen und Volksliedes hatte freilich keine Freude an diesen Dichtern, die völlig der wohltuenden Gabe der Naivität ermangelten und sich darin einig seien niemals zu lächeln. „Sie sind oft feierlich," schloß der seltsame Menschenkenner seine Betrachtung, „am häufigsten melancholisch, vor allen Dingen aber niemals fröhlich."

Noch höher im Norden widmete Johannes Jörgensen der jüngsten dichterischen Bewegung in Deutschland eine Studie, die im September 1893 in den norwegischen „Samtiden" erschien. Auch er wies seine Landsleute auf die gesamteuropäische Bewegung in der Dichtung hin, welche sich gegen die naturalistischen Skribenten wende, die wohl die Fähigkeit hätten, eine Handlung zu schaffen, eine Person zu schildern, ein Interieur zu malen aber von dem wesentlichen Erfordernis der Dichtung nichts verstünden. Er leitete die neue Bewegung von England her, von dort sei sie nach Frankreich, Belgien und Holland und jetzt auch nach Deutschland verpflanzt worden, wo die jungen Dichter zu ihrem anerkannten Führer Stefan George aufsähen „als zu dem, der den Weg weiß und das Ziel kennt". Jörgensen sah trotz der Betonung des unzweifelhaften französischen Einflusses schon deutlich, daß „George ebenso unzweifelhaft aus tiefer Wurzel des deutschen Dichterstammes entsprungen ist und seine wesentlichen Voraussetzungen innerhalb der Grenzen seines Landes zu finden sind". Das Denken und Fühlen in Metren und Reimen erschien ihm als das kennzeichnende Merkmal Georges. Aber der Eindruck „reiner und echter Poesie", den seine Werke machten, stammt nach seinen Worten nicht aus dieser oder jener Seltsamkeit in der äußeren Form, sondern aus dem Fühlen „einer ganz eigentümlichen und eigenwilligen Seele, die sich in souveräner und selbstgeschaffener Form ausdrückt". Diese Form erinnerte ihn im Wesen an Mallarmés Wortmusik und an Verlaines suggestive Kunst: mehr musikalisch als malend, mehr durch das wirkend was sie ahnen ließ als was sie sagte. „Wie traumzeugendes Opium ist diese Poesie. Die Verse buchten sich in seltsamem Schwung wie Rauchsäulen eines Gefäßes mit brennendem Weihrauch. Wie hinter einem Nebel sieht man unsichere Gesichter, unbestimmte Wesen, Gestalten einer Welt über Wolken oder in Meerestiefe. Vergebens sucht man nach diesen Traumbildern zu greifen, sucht vergebens durch den Nebel zu dringen: man muß stillsitzen und in Andacht lauschen. Und dann wird man ergriffen von die-

ser Wortmusik, die Stefan Georges dunkle und dämmernde Dichtung trägt. Diese uns oft unverständlichen oder nur halbklaren Verse haben eine Fähigkeit sich einem ins Bewußtsein hineinzusingen. Sie suchen einen heim in stillen Stunden und man ertappt sich dabei, daß man mitten auf der Straße geht und halblaut einen dieser absonderlichen Rhythmen hersagt ... Es ist Zauberei in seinen Versen, Stimmungshexerei und eine Macht, wie sie die Alten gewissen Runen beilegten. Wer mehr fordert, Klarheit, scharfe Gestalten, lieblichen Schein fordert — muß sich folgender Worte von Goethe erinnern: Wenn durch die Phantasie nicht Dinge entstehen, die ewig problematisch bleiben, so wäre es überhaupt nicht viel mit der Phantasie." Jörgensen gab dann, obwohl er selbst sagte, daß die Gedichte Georges sich nicht von ihrer Sprache losreißen ließen, so sehr seien sie mit ihrem Land verwachsen, zwei von ihnen in dänischer Übertragung wieder, die deutlich erkennen lassen, daß die Unklarheit der Gesichter und Gestalten, die er zu fühlen glaubte, von seiner Unkenntnis des Georgeschen Wortschatzes herrührten.

Der Schwede Gustav Uddgren, der die Werke Georges in den gleichen Jahren kennenlernte, wurde sich dieses Mangels deutlicher bewußt und gestand, daß diese neuen Dichtungen von Worten wimmelten, denen er niemals früher in der deutschen Dichtung begegnet wäre. Auch er fühlte jenen zauberhaften Sinn in den Gedichten, der ihn zwang, sie in der Stille vor sich selber aufzurufen und suchte ihn in der symbolischen Unterbedeutung der Worte zu erfassen, in deren Geheimnis sich das innere Erleben einer hohen Seele berge. Er hatte George an einem Frühlingsabend des Jahres 1893 durch einen Zufall in Berlin Unter den Linden kennengelernt und schilderte diese Begegnung einige Jahre später in der Nordisk Revy in folgender Weise: „Als ich in das große Café eintrat, wo die Fremden aus allen Weltgegenden sich versammeln, um abends ihre Zeitungen zu lesen, alte Bekannte zu treffen oder neue Bekanntschaften einzugehen, fand ich meinen Freund im Gespräche begriffen mit zwei mir ganz unbekannten Personen.

Es war etwas so Seltsames und Diskretes über diesen beiden, daß ich stutzte und zweifelhaft wurde, ob ich zu ihrem Tisch vorgehen sollte. Aber mein Freund nickte mir zu und ich wurde als ein Freund vorgestellt. Das unterbrochene Gespräch wurde fortgesetzt. Sie sprachen über deutsche Dichtung und daß die jungen Dichter sich zusammenschließen sollten und sie nannten öfters die Blätter für die Kunst. Ich schwieg und betrachtete die beiden Fremden. Der eine war ein kleiner eleganter Herr, gekleidet nach der letzten Berliner Mode. Er sah aus wie ein junger Philosophiekandidat aus besserer Familie. Aber er hatte etwas äußerst Sensitives in sei-

nem Wesen, um nicht zu sagen Feminines. Es war der Herausgeber der obengenannten Zeitschrift, wie sich bald ergab. Der andere hingegen wirkte so stark eigenartig, daß ich die Blicke ein paarmal von ihm wenden mußte, bis ich den Mut fand, seine Gesichtszüge zu erforschen.

Es war ein beinah leichenblasses Antlitz mit stark zurückfallender Stirn und mächtigem Hinterkopf mit schwarzem glatt zurückgestrichenem Haar. Die Augen waren tief eingesunken und umgeben von großen dunklen Augenhöhlen. Sein Blick war nur schwer aufzufangen, er war nach innen gewandt und schien beständig etwas Weitentlegenes zu schauen. Da er einige Male auf mich sah, fühlte ich eine unerhörte Glutkraft mir entgegenströmen. Die Nase war leicht nach unten gebogen, der Mund ganz und gar ebengestreckt und mit einem eigentümlich zitternden Zug wie einem stillen Lächeln vor Schmerz, aber über seinem ganzen Gesicht ruhte jene Klarheit, die uns der Kampf mit starken Stürmen verleiht. Ich fühlte instinktiv, daß ich vor mir einen von denen hatte, die des Leidens große Tiefe gepeilt haben. Er hatte etwas Imperatorisches in seinem Wesen. Sein Anzug war schwarz und eng anliegend. Er sprach langsam aber mit einem Enthusiasmus der keine Widerrede duldete".

So sah man allerdings nur in Zenakeln, nicht in der Öffentlichkeit nach drei Jahren seines Wirkens George in Paris und Neapel, in Lüttich und Amsterdam, in Kopenhagen und Stockholm, so sah ihn der Freund und der Fremde und wenn es nur wenige Stimmen waren, so klang — den Allerweltskenner Brandes ausgenommen — in ihnen allen doch eine Ahnung von der menschlichen Bedeutung, ja manchmal schon von dem unheimlichen Zauber durch, der von ihm ausging. — Hören wir nach den Stimmen des Auslandes was die Heimat von ihm wußte und wie sie ihn sah.

7. KAPITEL: DIE NEUE DICHTUNG UND DER DEUTSCHE NATURALISMUS

ALS im Jahre 1890 die HYMNEN Georges erschienen, war die deutsche Dichtung noch in allen Schichten der Bevölkerung fast ausschließlich durch die flach- und flaugewordenen Nachfahren der Klassik und Romantik bestimmt. Mit wenigen Ausnahmen wie Hebbel, C. F. Meyer und Leuthold waren diese Dichter nicht mehr imstande lebendige Erzeugnisse von Bedeutung hervorzubringen und auch die besten von ihnen machten der gewöhnlichen Tagesschreiberei durch gefällige Geschichten für die Menge Zugeständnisse, die jährlich an Seichtheit zunah-

men. Gegen den hohlen theatralischen Prunk und die immer matter werdenden Aufgüsse dieser Schule empörte sich um die Mitte der achtziger Jahre eine Gruppe der deutschen Jugend, verwarf die gefühlsamen Liebeleien ihrer Romane und Novellen, die Aufgeblasenheit und Gestelztheit ihrer Dramen und die leblose Schablone ihrer Gedichte und nahm sich die Realisten und Rationalisten Frankreichs, die Moralisten Skandinaviens und die grüblerischen Kriminalisten des barbarischen Rußlands zum Vorbild. So echt der jugendliche Drang war, dem eigenen Geschlecht und Zeitalter für die verwandelten Lebensgefühle im Schrifttum Laut und Stimme zu verleihen, so kläglich scheiterten die Jungen bei der Verwirklichung ihrer Absicht. Sie warfen mit den leicht zu besiegenden Nachfahren auch das beste Erbe unserer Großen mit über Bord und wollten die Dichtung der Zukunft lieber als an Goethe an die Gescheiterten und Haltlosen „an Lenz und den titanischen Grabbe" knüpfen, denen sie sich verwandt fühlten. Sie verwechselten die Wahrheit und Wirklichkeit, in deren Darstellung sie das Wesen der neuen Kunst suchten, mit dem Oberflächlichen und Gemeinen. Sie fanden auch niemand in ihren Reihen, der sich an Kraft und Können auch nur über die Ebene des bescheidenen Mittelmaßes erhoben hätte und nur entfernt mit den bedeutsamen Werken eines Zola, Ibsen und Dostojewski hätte wetteifern können. Dazu mißkannten diese deutschen Nachahmer völlig die Bedingtheiten jener Schriftsteller im Raum und Geist ihrer Völker. Wenn der entgöttlichte Franzose „die Haupteigenschaft des Romanschreibers im Wirklichkeitssinne sah", das heißt „die Natur zu fühlen und wiederzugeben wie sie ist" (Zola), so baute sein gallischer Verstand diese gefühlte Natur doch immer nach den klaren Denkgesetzen einer noch ungebrochenen Überlieferung seines Landes auf, wenn der trübe Nordländer seine Dramen scheinbar aus einer allgemeinen Erkenntnis seelischer und gesellschaftlicher Zustände der Zeit erschuf, so pochte doch in ihnen wesentlich ein Nationales: die strengen Grundsätze eines nordisch-pastoralen, eines einsam und kampflos weiter moralisierenden Luthertums, und wenn endlich der gestaltlose Russe Jammer und Elend seiner geknechteten Massen in die unerbittliche Logik fiebriger Wahnsinnsträume bannte, so gab er damit die seelische Wesenheit s e i n e s Volkes wieder: die unüberwindbaren Klüfte, die Gliederlosigkeit und das dumpfe verquollene Hoffen auf Rettung in seinen untersten gärenden Schichten.

Die Deutschen machten sich mit diesen Zerfallserscheinungen des Auslandes völlig gemein, auch wenn sie weder in Vorgängen noch im Wesen unseres Volkes Boden und Wurzel hatten, sie erhoben was dort noch gewachsenes Erzeugnis überalteter oder erst barbarischer Bildungen war,

in die Sphäre unbedingter Gültigkeit und machten es zu einem allgemeinen Grundgesetz der Dichtung. Die Kunst wurde ihnen zu einer Halbwissenschaft, welche die natürliche und gesellschaftliche Wahrheit an sich nachbilden sollte, aber ohne die seit Jahrhunderten durchgebildeten genauen Mittel der Wissenschaft und ohne die seit Jahrtausenden bekannten und angewandten Mittel der Kunst! Was zutage kam, mußte notwendig ein Zerrbild der Natur wie der Gesellschaft werden. Die vielgerühmte Erweiterung des Stoffgebietes durch den „Naturalismus" auf Gesellschaft, Staat, Wirtschaft und Wissenschaft bedeutet künstlerisch nichts solang es nur „ein ernstes Gespräch der Gegenwart mit ihrem eigenen Echo" war. Was erweitert wurde war die Fähigkeit, öffentlich unter dem Anschein der Dichtung von Dingen zu reden, die unter der Ebene des Anständigen lagen und in einer Art, die unter der Ebene der gesitteten Sprache lag. Als Natur galt das Gemeinste und Häßlichste, als Wahrheit das Äußerlichste und Niedrigste: Wenn es in dem blühenden Deutschland nicht anging die unteren Klassen noch tierischer darzustellen als die russischen, so wählte man wenigstens die verkommensten Winkel oder die längst erledigten Nöte schlesischer Weber zum Stoffe der Darstellung, und wenn es im Lande eines noch gesitteten fast prüden Bürgertums nicht anging die Verworfenheit englischer und französischer Zustände zu unterbieten, so wählte man wenigstens statt der verachteten gefühlsseligen nun die gemeine Erotik der Gasse oder die noch gemeinere der Krankheiten zum Stoff. „Die psychopathischen Elemente der Liebe" wagte 1892 „das Magazin" zu schreiben „jene grauenhaften und nur dem Manne der Wissenschaft bekannten und verständlichen Verirrungen des sexuellen Triebes in der Literatur zu öffentlichem Ausdruck gebracht zu haben, ist doch unbestrittenes Verdienst der modernen Dichtung". So und ähnlich für die anderen Gebiete waren die neuen Offenbarungen, welche aufdämmerten und in unzähligen Ankündigungen, Broschüren und Vorreden als Mittel zur Enthüllung der Wahrheit, zur Lösung der Frauen- und anderer Fragen, zur Hebung der Massen und Befreiung der Jugend angekündigt wurden. Heute begreift man kaum noch die Anmaßung mit der diese Programme auftraten, denn selbst wer hie und da in der Prose der Naturalisten noch ein erträgliches Stück, in ihren Gedichten noch eine Strophe nach seinem Geschmack finden könnte, muß zugeben, daß in ihren Rezepten das Subalterne und Geistesarme allzu erschreckend war. Sie rechtfertigten die Formlosigkeit ihrer Romane und Dramen mit der Notwendigkeit der „zwanglosen" und „natürlichen" Wiedergabe der Wirklichkeit oder ließen das naturwissenschaftliche Gesetz der Entwicklung auch für den Ablauf ihrer Federstriche gelten. „Da das Entwicklungsgesetz die

oberste Norm der beginnenden Zeit ist", so ließ sich einer und ähnlich andre vernehmen, „so ist diese für uns die Entwicklungszeit, welche der Dogmenzeit schroff gegenübersteht. Wir sind Entwicklungsmenschen und begründen die Entwicklungsliteratur".

Zum völligen Widersinn mußten diese Anschauungen führen, sobald man sie von der Prose auf das Gedicht übertrug, dessen Wesen schon das geistige Gesetz in sich begreift. Einige Vertreter der neuen Richtung behalfen sich mit „freien Rhythmen" oder dem „Achsengedicht", bei dem ganz äußerlich die Verse um eine senkrechte Mittellinie geordnet wurden, die Folgerichtigsten aber gingen in der neuen „Revolution der Lyrik" (1886) so weit, „Sprache und Form als konventionelles äußerliches Gewand" zu betrachten, als „das sogenannte Künstlerische", an dem man nicht allzusehr haften dürfte. Ja die „Moderne Dichtung" vom Januar 1890 hielt die Form in gebundener Rede, überhaupt die Lyrik als Dichterberuf für überlebt und meinte, wenn die Poesie nur „die Wahrhaftigkeit des Lokaltones, den Erdgeruch der Selbstbeobachtung, die dralle Gegenständlichkeit des Ausdrucks zeige, so sei es einerlei, welche Form der Gedanke sich im Einzelnen wähle".

Freilich für die Entstehung selbst solcher Gebilde der Gesetzlosigkeit vertrösteten die unzähligen schnell aufschießenden und schneller verschwindenden Zeitschriften immer wieder auf die Zukunft und als endlich Werke kamen, ließen sie sehen, wie Wolfskehl später sagte, was an der ganzen Sache — nicht war. „Die viel berufene in alle übelriechenden geheimen Kammern hinausgreifende ‚Erweiterung des Stoffgebietes' — welche Formen schuf, erglühte sie sich? Welcher von all den Sündenliedermachern, Menschenliedermachern, Tagebuchbrünstlingen, Adjutantenrittern fand eine rhythmische Folge, einen aufbauenden Ton, ja nur einen Reim, die nicht von Heine bis Heyse als längst erprobte Kunstmittel im Schwange gewesen wären! Es wird einmal für Literaturgeschichtslehrlinge eine so leichte als erheiternde Aufgabe sein, diese Zusammenhänge festzustellen und vor allem zu zeigen, wie in den damals beliebten mörderischen Vorworten gerade diejenigen der äußersten künstlerischen Frevel geziehen werden, deren vorgebahnte Wege der betreffende Pontifex des Bannstrahls in dem freilich oft nur wie ein Anhängsel wirkenden Werke selber zu wandeln sich gezwungen fühlte". War ein Gedicht einmal lesbar, so war es durchaus Epigonenmache. „Man muß es heute aussprechen: Keiner der damals ‚Führenden' das heißt eifrig sich gebärdenden Geister hat der Struktur, dem Wesen der Kunst auch nur den geringsten Dienst erwiesen. Einzig die bis dahin herrschend gewesene Sachkonvention änderte sich nach einer für Zeiten sinkenden Lebensge-

fühls und sinkender Lebenskraft bezeichnenden Richtung, indem die Lebensbedingungen der unteren Klassen, die sogenannte natürliche Menschheit und die geschlechtlichen Phänomene mehr als bisher und ungenierter verwertet wurden. Seelisch und technisch wurde bei uns in Deutschland dem vorhandenen Gute nichts organisch angesetzt" (Jahrbuch für die Geistige Bewegung, I). Die kleine Schar der „Blätter für die Kunst" hat sich von Beginn an durch keine noch so lauten Trompetenstöße und Theatererfolge der Naturalisten über die gänzliche Belanglosigkeit ihrer dichterischen Leistung täuschen lassen. Daß sie der Ausdruck des erwachten Klassenbewußtseins der unteren Volksschichten oder vielmehr dessen Spiegelung in bürgerlichen Literatenseelen war, ändert nichts und hat auch bis heute in ihren Nachfolgern nichts an der geistigen Bedeutungslosigkeit ihrer Werke geändert. Wohl aber wurde in ihnen offenbar, welch ein zerdrücktes Menschtum hier heraufkam und durch Bürger-Münder nach einem Ausdruck für sein entwürdigtes Dasein suchte. Karl August Klein kennzeichnete ihre Erzeugnisse in seinen Aufsätzen in der L'Ermitage und La Plume (Okt. 1892 und Mai 1893) als eine Vereinigung von Wirklichkeit und Schlüpfrigkeit, Plumpheit und hohler sozialer Rednerei, ihre Zeitschriften als Orte, in die man nicht schreiben könnte, ohne sich zu kompromittieren. Er führte, um dem Ausland einen Begriff von dieser Niedrigkeit zu geben, einige Beispiele auf, die sich heute ins Ungemessene vermehren ließen. „Einer unserer beliebtesten Lyriker", so schreibt er, „erklärt den Ursprung eines seiner geliebtesten Bücher: Als er bei jemandem auf Besuch war, fand er im Nachtkasten einige verlorene Papiere, deren Inhalt er abschrieb, er singt ‚von dem König Regnar der froh und frei lebte und dessen Hosen nicht nach Rosen rochen' und von einer Kuh, ‚die träumt von wundervollem Düngerwühlen'. Ein andrer Psalmensänger sagt: ‚Was ist mein Schatz? — Eine Plättmamsell. Wo wohnt sie? — Unten am Gries ... Wo die Wiese von flatternden Hemden weht: Da liegt mein Paradies.' Oder auch: ‚Die Sonne spuckt ihre Gedärme von Sternen in die Nacht' oder gar dieses Gestirn wird verglichen ‚mit einer verfaulten Orange, die stinkend auseinanderklatscht' und das Firmament mit einem haarigen Lümmel. Das entströmt noch den berühmtesten Federn. Man könnte über diese gemeinen und lächerlichen Hervorbringungen hinwegsehen, wenn ein Teil der Öffentlichkeit sich nicht einbildete, daß sie ‚von einem wesentlich deutschen Charakter' wären. Wäre das in der Tat der wesentlich deutsche Charakter, so hätte weder ein Deutscher noch ein Ausländer nötig, sich mit deutscher Sprache, Sitten und Gebräuchen zu beschäftigen". Wir könnten heute erst recht darüber hinwegsehen, wären nicht die literarischen Erzeugnisse unserer Tage zu

einem großen Teile denen vor vierzig Jahren noch verzweifelt ähnlich — nur daß an Stelle des Rüpelhaft-Burschikosen das Rüpelhaft-Brüchige getreten ist — und wagten nicht fast alle Literaturgeschichten unter der Maske wissenschaftlicher Unparteilichkeit, die ihre Verfasser jeder Stellungnahme zu den wichtigsten Fragen unseres Geisteslebens enthebt, jene und ähnliche Machwerke und Zerfallsprodukte der achtziger und neunziger Jahre unter dem Kapitel „Stoffkunst", „Herrschaft der Materie", „Hochblüte des Naturalismus" oder ähnlichen gleichberechtigt neben die hohen Erscheinungen des deutschen Geistes der Vergangenheit und Gegenwart zu stellen. In der natürlichen Aufeinanderfolge der Entwicklung bildet dann für sie wie der Naturalismus die Reaktion auf das Epigonentum so die Dichtung Georges und der Blätter für die Kunst die Reaktion auf den Naturalismus.

Aber noch bevor der deutsche Naturalismus überhaupt ein Werk von Belang hervorgebracht hatte, stand das Gedicht Georges schon vollendet da und brachten die „Blätter" Strophen von einer Höhe und Schönheit der geistigen Haltung, die als einzige dichterische Erzeugnisse jener Zeit ihren Wert behauptet haben. Die deutschen Zeitgenossen um 1893 freilich standen noch rat- und verständnislos vor diesen Werken. Die wenigen, die sich darüber äußerten, stießen sich an der „verschrobenen Orthographie". „Die Freie Bühne" höhnte, daß von der Lothringer Straße aus, wo es die billigen Mietbuden gäbe, die deutsche Literatur erneuert werden solle, das Wolffsche Tageblatt nannte die abseits vom Wege stehenden Symbolisten, die gerade in den klingenden farbigen Worten das Hauptinstrument des Lyrikers suchten, ein paar talentvolle Leute, aber „sie haben nur Bedeutung als Einzelerscheinung, keinerlei für die Entwicklung" (9. März 1893). Das Literarische Bulletin der Schweiz (1. Dez. 1892) erkannte „das Originelle und Wertvolle der poetischen Beiträge" der ersten Blätterfolge noch an, fühlte sich aber auf so unsicherem Boden, daß es seine Betrachtung schloß: „Das ganze Unternehmen hat übrigens einen Beigeschmack von Mystifikation. Wer weiß welcher Schalk dahintersteckt". Das waren die Stimmen der Heimat! Doch ist bemerkenswert, daß schon in den ersten Jahren nicht wenige „Dichter" von Namen sich mit Briefen und Beiträgen an die Blätter wandten oder in schlichter Ahnungslosigkeit George zur Mitarbeit für ihre Wochen- und Monatsschriften gewinnen wollten. Weder die einen noch die anderen erhielten jemals eine Antwort und niemals hat auch nur einer von den tausend wimmelnden Literaten die Wege Georges persönlich gekreuzt. Selbst dann mißlang eine Begegnung, als seine Binger Freundin Ida Coblenz ihn überraschend mit ihrem späteren zweiten Manne zusammenführen wollte.

Das Ergebnis war nur jene von ihr selbst veröffentlichte Briefzeile Georges: „Wenn einer anfängt, schön zu finden, was dem anderen gemein ist, dann ist es Zeit zum Abschiednehmen". Was auch geschah.

In beschämendem Gegensatz zu den Ausländern haben die Ohren der heimischen Amtsbrüder von dem Geiste der neuen Dichtung damals keinen Hauch verspürt, nur die besondere Schreibweise, die schwerverständliche Symbolik, die Abweisung jeder Vermischung — „sie glauben die Kunst allein gepachtet zu haben", wie einer der „Lyriker" schrieb — kurz die ausschließende Haltung der Blätter war ihnen peinlich aufgefallen und wenn ein anderer bekannteren Namens sich als „einen sehr einsamen, sehr sehnsüchtigen, schönheits-glücklichen Dichter" anpries und bettelte „ich will bei den Wenigen Einzigen Entgegenkommen finden für meine stille Kunst und ein bißchen Liebe" — so mußte er lernen, daß sowohl den Begründer wie den Herausgeber der Blätter nichts weniger rührte als solche Gefühle, für sie galt nur eine gute sprachliche Leistung die diesem Eingeber ebenso mangelte wie den übrigen.

ZWEITES BUCH

DIE KUNST

1. KAPITEL: DIE ERWEITERUNG DER BLÄTTER-GEMEINDE

AUS dem Pilger und Wandrer George war nach den ersten Werken der Menschensucher geworden, der im gesamten west- und mitteleuropäischen Bildungskreise, nach empfänglichen Menschen für die neue Dichtung forschte. Er verweilte vor allem gern in den alten Städten, deren Luft die Jahrtausende mit unfaßlichen Erinnerungen geschwängert hatten, oder in den neuen Großstädten, in deren fiebriger Regsamkeit die Geister geschmeidig werden und ein Ungeahntes mit freierem Blick begrüßen. Wenn er in den ersten Wanderjahren die europäischen Hauptstädte aus dem Drang nach Bereicherung der Erfahrung und im Westen vor allem nach Erlernung der Sprachen gesucht hatte, so geschah es nun in der Erwartung, an diesen Stätten geballten Lebens und gesteigerter Tatkräfte am ehesten die Menschen zu finden, von denen er träumte: unter der Menge der Wißbegierigen am ehesten die Sehnsüchtigen, unter den Abenteuerlustigen am ehesten die Einsamen, unter den Zehntausend Getriebenen am ehesten die Unzerreibbaren zu entdecken, deren er notwendig bedurfte. Aber da der lebendige Stoff, nach dem er begehrte, kein Stoff des Marktes und der Masse war, so war sein Finden eher eine Sache des Glückes als ein Ergebnis der Absicht, mehr eine Sache des günstigen Schicksals als der überlegten Mittel und Wege. Wieviel junge Leute besuchten damals die Hauptstädte und was brachten sie heim?! Nur den einen führte der rechte Stern. „Daß ich allen diesen Menschen begegnete", sagte er später einmal, „sie fand und hielt, mögen andre Zufall nennen. Wenn einem Armen ein Sack Gold geradeswegs vom Himmel vor die Füße fällt, so mag das wunderbar sein: ich weiß, daß es ein größeres Wunder war, daß ich die fand, welche ich brauchte. Warum Gott mir das gewährte, weiß ich nicht, aber es war wohl nötig so". Er handelte und der Himmel gab das Seine dazu. Zum Handeln gehörte, daß er seine Gedichte im Druck verbreitete wie jeder junge Dichter, aber zur besonderen Art seines Handelns, daß er am Beginn die breite Öffentlichkeit vermied, seine Werke in ungewohnter äußerer Form und sehr geringer Anzahl herausgab: so wurden sie zunächst nur durch ein Weiterreichen von Hand zu Hand verbreitet. Zum

Handeln gehörte, daß er sogleich, als er drei Gefährten gefunden hatte, in den „Blättern für die Kunst" ein Organ für das gemeinsame Wirken schuf, zur besonderen Art seines Handelns, daß er diesen Blättern eine Eigengesetzlichkeit aufprägte, welche sie sofort und bis heute von allen ähnlichen Erscheinungsformen unterschied. Wenn sie ein Werkzeug des Werbens und der Verbreitung sein sollten, so warben sie doch nicht um die vielen sondern um die wenigen, ja mit erklärter Ablehnung alles Massenhaften: sie suchten kein Publikum auf dem üblichen Wege der öffentlichen Anpreisung sondern erschwerten eher den Zugang durch eigenwillige äußere Formen und hielten sich frei von jedem Einfluß des geschäftlichen Verlegertums .. sie „honorierten" auch niemals die aufgenommenen Beiträge noch sandten sie die unerbetenen und unbrauchbaren ihren Verfassern zurück. Sie waren zwar öffentlich erreichbar, denn sie lagen bei den sichtbarsten Buchhändlern in Berlin Unter den Linden, in Wien in den Tuchlauben, in Paris auf dem Quai Saint-Michel — oder statt des letzten später bei Littauer in München — zum Verkaufe auf, aber weiter mühten sie sich durch kein zeitgemäßes Mittel weder der Anzeigen noch der Versendung von Besprechungsstücken um Abnehmer und Verbreiter. Dies alles ist von der ersten bis zur letzten Folge so geblieben: die Blätter waren und wurden kein geschäftliches Unternehmen, sie waren ein frei verfügbares Mittel in der Hand des Dichters die Tauglichen für sein geistiges Heer zu werben und dies war auch der sachliche und symbolische Sinn ihrer Aufschrift: „Diese Zeitschrift im Verlag des Herausgebers hat einen geschlossenen von den Mitgliedern geladenen Leserkreis". Zu solchem Unternehmen bedurfte es keines „Kapitals" und keiner „Rente", wohl aber eines reinen großen Willens zu geistiger Tat und der Uneigennützigkeit im Dienste dieser Tat. Zum Handeln gehörte endlich, daß der Führer der neuen Bewegung mit jedem in persönliche Verbindung trat, der trotz der wenig anlockenden Formen den Weg zu den Blättern fand. George hat es nie versäumt durch eigenen Augenschein ein Urteil über die menschliche Artung eines Mitarbeiters zu gewinnen und es gehört zum besonderen Kennzeichen seiner Führerschaft, daß er sich dabei niemals täuschte. Nie hat ein Menschlich-Niedriges oder Gemeines in den Blättern Aufnahme gefunden. Wohl wurde hier und da ein schwächeres Talent mit kurzen Beiträgen in die Blätter aufgenommen, wenn es eine besondere Farbe oder Neuheit im Schrifttum vertrat, ja ein- oder zweimal sogar mit Absicht ein abschreckendes Beispiel hineingesetzt, das lag nicht außerhalb der Grenzen ihres Zweckes, aber die meisten von denen, welche in den Blättern zuerst und mit den besten Früchten ihrer Jugend auftraten, sind geachtete Schriftsteller der Nation geworden, auch wenn sie keine Werke

mehr hervorbrachten, welche dem Anspruch der Blätter an dichterische Leistungen genügten.

In Bingen hatte George schon bald nach dem Erscheinen der HYMNEN und PILGERFAHRTEN in Ida Coblenz, welche später die Frau eines beliebigen Handelsmannes dann die bekannte Frau Isi Dehmel wurde, ein junges Mädchen gefunden, das diese verschlossenen Dichtungen mit sicherem Verständnis und leidenschaftlicher Hingabe aufgenommen hatte. Sie führte ihn in das geistig rege Haus der Frau Luise Brück und ihrer Schwester ein und George hat unter diesen Frauen und Mädchen gern geweilt, wenn ihn sein Wanderweg wieder ins Elternhaus führte. Aber auch sie mußten sich schon der strengen Eigenwilligkeit seines Lebensgesetzes fügen, das er allen Nahkommenden auferlegte. So heißt es in den Erinnerungen, die Franziska Bram veröffentlichte: „Man mußte ihn in allem seinen eigenen Weg gehen lassen, nicht über sein Kommen und Gehen fragen wollen. — — Seine ganzen Lebensformen drängten eben zum Sammeln und Hüten seiner selbst für größere Zwecke. Durchbrach man aber doch dieses ungeschriebene Gesetz, so machte er ein ablehnendes Gesicht und sagte kurz ‚ich war am Arno' oder ähnlich. Jede Neugier wäre dabei zu kurz gekommen". Auch Ida Coblenz hat später die fernhaltende Scheu Georges schon für diese Jugendjahre bestätigt, aber sie blieb dem Einsamen durch mehrere Jahre eine getreue Freundin und Mitgenießerin schöner Stunden in ihrem elterlichen Hause. Ihr widmete er in der zweiten Folge die drei Gedichte „zur Erinnerung an einige Abende innerer Geselligkeit" und erst durch ihre Verheiratung nach Berlin und ihre Hinneigung zu anderen Lebenskreisen wurde, wie wir schon erwähnten, diese Freundschaft gelöst. Doch lernte George bald nach seiner Genesung in Berlin durch ihre Vermittlung noch Fritz Kögel kennen, den ersten Herausgeber von Nietzsches Werken, der für eine ganze an Nietzsche gebildete Menschenart bezeichnend war und sich bald von aller Öffentlichkeit zurückzog. In denselben Wochen kam ihm auch Dauthendey zu Gesicht, dessen Beiträge zur ersten Folge der Blätter wir schon kurz gekennzeichnet haben. Max Dauthendey, der 1867 in Würzburg geboren war und damals erst einige Aufsätze veröffentlicht hatte, war zufällig mit den ersten Blätterbänden bekannt geworden und ihr Eintreten „für die Welt der reinen Unwirklichkeit" und „die Anbetung der Menschenseele" hatte ihn nach seinen eigenen Worten angezogen. Nach einem Briefaustausche mit Karl August Klein traf er mit ihm und George zusammen. Er empfand die Begegnung mit den beiden Herren, deren sorgfältige Kleidung und gezüchtetes Auftreten ihn überraschte und etwas bedrückte, nicht von hinreißender Art. Denn sie sprachen mit ihm über einige, wie ihm schien, ganz

belanglose Dinge, wie „über die Stellung von Satzzeichen und Stefan George meinte, er wünsche in meinem Gedicht die Fragezeichen, wie es in spanischer Literatur üblich sei, an den Anfang der Sätze zu stellen". Er merkte offenbar nicht, daß der „schlanke gleichfalls vornehm mit Gehrock und Zylinder bekleidete Herr, mit ausgeprägten starken Gesichtszügen, die einem Kardinal gehören konnten", ein wenig mit ihm spielte, um Art und Haltung zu erfahren, aber er nahm doch aus jener Begegnung den angenehmen Gedanken mit nach Hause, daß es trotz des Maschinenzeitalters und der Wirklichkeitskunst, die in jenen Jahren die Bühnen beherrschten, nicht unmöglich sei, Dichtungen in Versen und Gesängen zu schreiben, „daß es wirklich neue Männer in Deutschland gab, die ihr Leben für die Kunst einsetzen wollten und dieses mit Eigenwillen taten". Er folgte ihnen freilich nicht lange auf diesem Wege und verfiel, bald nachdem die Blätter seine ersten Gedichte veröffentlicht hatten, durch neueste Malerei bestimmt, ins Absurde.

Von Berlin wandte George sich wieder nach München. Von allen Hauptstädten Europas, die er damals schon besucht hatte oder bald besuchte, sollte diese mittelste im germanisch-romanischen Raume die Stadt seiner dunkelsten und hellsten Geschicke werden. Mit den Entstehungs- und zugleich Ausgabeorten der drei ersten Werke, der HYMNEN in Berlin, der PILGERFAHRTEN in Wien, des ALGABAL in Paris war der Umkreis seines Wanderraumes im wesentlichen schon fest umschrieben. Berlin als Stätte der Erstgeburt blieb von da an der Druck- und Ausgabeort aller seiner weiteren Werke, aber München wurde ihm zur geistigen Heimat, wie es der Spruch in den „Tafeln" des SIEBENTEN RINGES später verkündete, zum Ort der größten Erschütterungen und Erfüllungen seines Lebens.

Schon im Vorjahre hatte er dort bei einem kurzen Aufenthalte den auch dichterisch begabten Maler Karl Bauer kennengelernt, dessen Zeichnungen später die Linien des Georgeschen Kopfes am meisten in Deutschland bekanntgemacht haben. Der mit George fast gleichaltrige Stuttgarter, — er war 1869 geboren —, hat uns selbst von dem frühen Eindruck Kunde gegeben, den die Gestalt Georges auf ihn machte. „Ich war gleich bei der ersten Begegnung" schreibt er „von dem merkwürdigen Kopfe künstlerisch und menschlich fasziniert. Soviel ich weiß, kam George damals aus Paris, wenigstens erzählte er vielerlei von dort, besonders von Verlaine und Mallarmé. Die Gesamterscheinung war aber damals eine andere als die bekannte des letzten Jahrzehntes, vor allem trat die Danteähnlichkeit noch nicht so auffallend hervor wie später. Er wirkte fast mehr wie mittelgroß, da er sehr aufrecht ging und der Hals dabei durch einen hohen vorn

geschlossenen Stehkragen mit anschließender weißer Schleife länger wirkte als er sein konnte. Der übrige Anzug war fast immer schwarz von modischem Schnitt. Man hätte ihn für einen Herrn der Gesandtschaft halten können. Die dunkelblonden zurückfliegenden Haare trug er ziemlich kurz und regelmäßig, so daß der kugelrunde harmonische Schädel im Profil klar hervortrat. Der spätere auf meinen Bildnissen oft so hervortretende Hinterkopf entstand durch die längere Haartracht. Die großen schmalen Hände fielen mir durch ihre damals vollkommene Schönheit auf. Wer Hände lesen kann, dem erzählen Georges Hände soviel wie sein Antlitz. Die Hautfarbe des Gesichtes hatte bereits den bräunlich blassen, dabei etwas dunklen Ton. Sehr auffallend fand ich den medusenhaften seltsamen Blick der tief unter den felsigen eckigen Stirnknochen liegenden graugrünlichen Augen, deren Iris um einen Ton heller gefärbt schien als die dunklere Epidermis der Lider und ihrer Umgebung. Dazu kam noch eine gewisse Gleichmäßigkeit im Ausdruck dieser Augen ganz im Gegensatz zu den übrigen Gesichtszügen. Alles das gab und gibt noch heute dem Antlitz etwas Sphinxhaft-Dämonisches, wie wir es bei Napoleon geschildert lesen, wo die großen Augen ähnlich aus dem fahldunklen Fleischton hervorbrachen oder vielmehr schimmerten. Die sehr breite nach oben stark zurückfliegende Stirn — mit den vielen Kanten und Flächen eine richtige Bildhauerstirn — die dichten dicken in ihrem Ansatz damals weit hereinreichenden Haare, dazu das triebsichere impulsive Kinn erinnerten mich an die Büste Alexanders des Großen, ebenso der mächtige löwenhafte Kieferknochen, während mich das Ganze mit dem energisch gepreßten Mund an die Münzen italienischer Renaissance (Malatesta, Coleoni und anderer) denken ließ.

Wenn jetzt mehr Deutsches in dem Abkömmling lothringischer Bauern sich bemerkbar machte, so ist es gewiß nichts vom norddeutsch-germanischen Typus, sondern eher süddeutsch-keltisches Element. Wenn ich mich recht erinnere, so hielten andere George damals für einen Sprößling von Liszt, dem Musiker, auch Wagnerisches wurde hinter ihm vermutet. Die große Breite des Gesichtsbaues mit Magerkeit verbunden ist mir nie mehr im Leben vorgekommen.

Bei meiner langen Beobachtung und Darstellung an Dichtergesichtern sind mir hauptsächlich zwei Haupttypen (und Mischung unter sich) aufgefallen: ein Schiller-Dante-Typus und ein Goethe-Homer-Typus: Georges Kopf möchte ich mehr zu ersterem zählen. — — Zum Physiognomischen möchte ich noch hinzufügen, daß bei George das Ohr besonders schön gebildet ist. Seine unregelmäßige Nase erscheint (wie die Schillers obgleich ganz gegenteilig im Profil) bald gebogen bald wellig

je nach der Drehung des Kopfes mehr halblinks oder halbrechts. Die Ähnlichkeit mit Dantes Maske wird immer hervortretender im Profil, und hier sind tatsächlich so ganz übereinstimmende Züge festzustellen, daß man an eine Wiederkunft denken könnte, zumal auch die bräunliche Gesichtsfarbe mit mangelndem Wangenrot dantesk ist, wie es heißt. Wesentlich verschieden von Dante ist eigentlich nur die untere Hälfte der Nase und der Bau des Kieferknochens. Wahntraum und bändigenden Willen vereinigen unseres Dichters Züge in seltener Weise. Dem Eindruck des Gefaßten und Stolzen beim ersten Zusammentreffen steht bei näherer Bekanntschaft Lebhaftigkeit der Rede, ja Leidenschaftlichkeit und zarte Reizbarkeit im besten Sinne, die sich gern in Ironie flüchtet, gegenüber, und der Rheinfranke kommt bei der Wärme des Temperaments in der Sprache leicht zum Vorschein. —

George sagte gern Verse beim Gehen her, teils von Freunden und auf Bitten auch von den seinen. Auch in meinem Atelier und Zimmer hörte ich ihn mit seinem hellen klaren oft markigen Organ Verse sprechen, rhythmisch jedes Wort zur Geltung bringend, doch weniger in Litaneienart, mehr den Sinn betonend als oft später. Es war die Zeit der Hymnen, der Pilgerfahrten, des Algabal".

Bauer war der erste bildende deutsche Künstler, der mit George in Berührung kam, und wie die jungen Dichter von dessen Werk, so erhielt er von dessen Zügen einen so starken Eindruck, daß er zu einem innigen Studium der europäischen Dichterköpfe angeregt wurde.

Als George im Herbst 1893 wieder nach München kam begegneten ihm dort hintereinander in den drei letzten Monaten des Jahres Klages, Wolfskehl und Schuler, die sich damals noch wenig angingen, aber später in dieser Dreiheit von großer Bedeutung füreinander und für Georges Werk und Leben werden sollten. Ludwig Klages, der 1872 in Hannover geboren wurde, betrieb damals am Polytechnikum naturwissenschaftliche Studien, besonders die Chemie und beschäftigte sich nebenbei schon mit der Auslegung von Handschriften, aus der er in späteren Jahren seine Charakterkunde entwickelte. Der jugendliche blonde Niedersachse war eine hochaufgeschossene Gestalt von fast ausgezehrter Schlankheit, man konnte ihn mit seinen großen blauen Siegfriedaugen eine germanische Schönheit nennen, die nur wenig beeinträchtigt wurde durch seine etwas schief zur Grundfläche stehende Nase. Als George ihn kennenlernte war er noch völlig unberührt von Fragen der Kunst, unbedarft in Dingen der großen Welt und in beiden noch ohne Geschmack. Seine dichterische Anregung holte er sich bis dahin bei Wilhelm Jordan. Erst in der Gesellschaft des Dichters erhielten Provinzkinder wie er und auch Wolfskehl ein wenig weltmän-

nische Haltung und Weite der Sichten, erst in der Vertrautheit mit den Künstlern öffneten sich Klages die ästhetischen und philosophischen Einsichten, die er zuerst in seinen Prosastücken in den Blättern, in seinem Werke „Stefan George" und nach dem Verlassen der dichterischen Ebene in erkenntnistheoretischer Form für ein weiteres Publikum niederlegte. „Um das Geheimnis der Welt im Diesseits und im Leben erblicken" zu können, mußte er erst einen von den wenigen gesehen und erfahren haben, die wie er von George bekennt, „bis zur schaffenden Mitte des Lebens dringen" —, um die miteinander kämpfenden Urmächte der geschichtlichen Menschheit erschauen zu können, mußte er erst, um in seinen Wendungen zu sprechen, „eine Seele kennenlernen, die dichtend lebt, deren Leib sehend ist", die die Pforten zur Urheimat der Seele wieder öffnete und das nagende Heimweh nach der Götternähe aus den Eisregionen des vergeisteten Alls zum ersten Male in verschlossenen Sigeln niederschrieb. Um dem Kennertum des heutigen Geistes und den toten Formeln der Wissenschaft, wie seine Sehnsucht lautete, zu entgehen und die „im bildnerischen Einzelwesen wirksamen allgemeinen Grundkräfte . ., durch die es zwar zum scheinlosen Tropfen großer Geisterströme vermindert, aber auch erhöht wird zum Körper des Alls", zu erfassen, mußte er erst am Gebilde, an der Form im sprachlichen Organismus lernen, daß im schöpferischen Rausch die Stromkräfte des Alls das Einzelwesen erschütternd durchfluten und in die Geburt des Werkes gebannt als dessen Substanz, als „seine bewußte zentrale Einheit" erscheinen: „einzige Trägerschaft", wie Klages sagt, „metrischer wie gedanklicher Oberflächen", aber auch einziger Wissensquell von jenen allgemeinen Grundkräften des Alls und einzige Ursache, weshalb „die dichterische Sprache das natürliche Ausdrucksmittel religiösen Menschtums ist".

Wenn Klages heute nicht mehr von diesen frühen Quellen seines Wissens spricht, so werden wir die Gründe dafür noch erfahren. Damals herrschten in dem Anhänger des plattesten Rationalisten Dühring noch die verstandesmäßigen Kräfte vor, aber wie schon die Liebhaberei der Schriftkunde andeuten mochte, hatte sein Geist eine Anlage, die den Bewohnern unserer Norddeutschen Tiefebene eignet, die Welt und ihre Geschöpfe in Zeichen zu sehen und zu deuten, seien sie sinnlicher oder übersinnlicher Art, Runen, Schrifthäkchen, Träume oder Gespenster. Von dieser Zeichensicht und -deutung her, zu welcher auch ein gewisser Grundzug der deutschen Metaphysik hinabreicht, erhielt Klages einen Zugang zu den künstlerischen Sinnbildern, vor denen „die geglaubte Sachwelt blaßt und zergeht im Glutringe mächtigerer Wirklichkeit". Durch die Gedichte Georges und dessen kurze andeutenden Prosasätze erfuhr Klages,

wie er selbst es in den Abschnitten seines George-Buches „Die Wirklichkeit der Bilder" und „Intuitiver Stil" darstellt, daß im Werk des Dichters der Trugschleier des Denkens zerrissen wird und „Konzeptionen keine Denkvorgänge und Kinder keine Allgemeinbegriffe sind", sondern daß aus der Rauschwoge des Blutes nach dem Worte Georges jenes „tief Erregende in Maß und Klang" aufschäumt, und nur die schöpferische alle Denkdeutlichkeit verschmähende Entrücktheit das Urbild heraufführt. Klages lernte hier, daß nur der wahrhaft Gläubige, weil er Weltgeschehen lebt, um den Sinn des Weltgeschehens weiß, wie uns seine Worte über den Dichter an die wissensstolzen Zeitgenossen bezeugen: „Was ihr unverständlich und verworren scheltet, ist es nur, weil eure L e i b e r nicht mehr sehend sind — weil ihr hinausgestoßen in die glutlose Helle des Tagesbewußtseins, Leichname der Abstraktion für Wirklichkeiten nehmt! Wem Linien nicht mehr klingen, Farben nicht duften, Töne nicht wärmen oder kühlen, wem nicht weissagend und dröhnend der Feuerkreis aus Blumen und Sternen sich dreht, der höhne den Dichter lieber einen Wahnsinnigen als daß er mit Insektenblick seine Hautporen zähle, um ihn zu ‚begreifen'".

Aus dieser Sicht ins dichterische Werk erhielt die ihm eigentümliche Kraft der Zeichendeutung neue Befruchtung. Er erkannte, daß alles was an Zaubersprüchen, Mantik und Beschwörungen auf uns kam oder neu entsteht, ohne den Umweg über die unfruchtbare Zahl- und Regellust des Verstandes über den dorrenden Sand der Aufklärung aus Blutgrund und „Goldfeuchte der Scholle" in Wort, Gebärde und Gemeinschaft steigen muß, um neues Leben zu zeugen. Aber freilich blieb ihm von diesem Bereich her aus der Eigentümlichkeit seiner nordischen Herkunft stets ein Hang ins Innerliche und Dämmrige, ins Weite und Gestaltlose, ins Vorzeitliche und Vormenschliche. Er wurde Gespenst und Schemen nicht los, griff immer noch lieber zum Zeichen des Lebens als zur lebendigen Gestalt und der so sehr um die Urkraft wußte und warb, scheute so sehr eine letzte Hingabe an den erkannten und erschauten Träger der Urkraft, daß er jede liebende Näherung mit Flucht ins Einsame, jeden Vorstoß ins Gemeinsame mit trotzigem Rückzug auf sich selbst bezahlen mußte. Er blieb der norddeutsche Mystiker der das Aufgehen im All der Hingabe an die höchste menschliche Erscheinung vorzog und wurde wieder, als jenes mißlang, der Vereinzelte und Protestierende, der noch vom Dichtererbe zehrt aber vergeblich mit den verhaßten und damals so geschmähten Mitteln der verstandesmäßigen Erkenntnis das Weltgeschehen zu fassen sucht.

Damals in München blühte sein heller Geist und seine dunkle Seele von

der „Blutwoge" des Dichters getränkt zu schönerem Leben auf und George suchte ihn von den neuen Gefährten am liebsten und häufigsten.

Karl Wolfskehl, den George einen Monat später sah, war 1869 in Darmstadt geboren und hatte dort das gleiche Gymnasium besucht, ohne daß die durch eine Klasse getrennten Schüler sich berührten. Als er Ende des Jahres 1892 in Gießen, wo er das Studium der Germanistik betrieb, durch Georg Edward die ersten Gedicht- und Blätterbände kennenlernte, erfaßten die Gedichte Georges ihn augenblicklich und dieser erste Eindruck war bestimmend für sein ganzes Leben. Das geformte Wort Georges war durch die ihm innewohnende Haltung Entscheidung heischend vor ihn getreten: „Ohne alles vergleichende Werturteil", so schreibt er selbst, „ja ohne auch nur an persönliche Vorliebe, Wesensverwandtschaft mit mir selbst oder irgendwelche näheren Zusammenhänge zu denken, war mir mit einem Male klar geworden, was mit mir, mir selber los sei, wohin ich selber gehöre, was von da ab mein Leben zu bedingen habe. — — Plötzlich war die Welt zwar nicht ‚vollkommen', aber sie hatte einen Sinn erhalten, man wußte warum man da war und zu welchem Ende" (Liter. Welt, Juli 1928). Bei der ein Jahr später folgenden persönlichen Bekanntschaft wirkte die Einheit von Träger und Werk, die jeder davon Berührte auf allen Lebensstufen des Dichters mit gleicher Macht erfuhr, auch auf Wolfskehl mit der Gewalt einer höheren bisher ungekannten Menschlichkeit und während des ersten Jahres seines Münchener Aufenthaltes, wo er gewöhnlich zweimal in der Woche mit George allein zusammen kam, überließ er sich ganz dem Zauber dieses Geistes, der ihn aus allen gewohnten Regungen riß und ihm das Auge für niegeahnte Bereiche des dichterischen Schaffens öffnete. Wolfskehl war eine spät zu Reife und Einheit kommende Natur, weil sein Anteil sich nicht einem sondern vielen Gebieten des Lebens und Wissens zuwandte: ihn erfüllte ebenso die flammende Neugier nach der Fülle der Erlebnisse wie der brennende Eifer nach der Tiefe des Wissens, keine Enge noch Weite, keine Höhe und keinen Schlund wollte er unbesucht und unversucht lassen, an jeder dunklen Stelle und jedem unvollkommen überlieferten Bruchstück der Dichtung mußte er seinen Spürsinn üben, ein großes Wissen um alle Zonen des Schrifttums befähigte ihn zu vergleichender Erklärung, wie sie wenigen Sonderkennern der gleichen Zweige zu Gebote stand. Die ganze Spanne zwischen Bibel und Edda, zwischen dem Hildebrantslied und dem Allerneuesten des Tages suchte sein unersättliches Verlangen nach den verborgenen Schönheiten und Rätseln dichterischer Gebilde zu durchdringen, aber nur selten und spät von äußerer Not getrieben, faßte er etwas von diesem Wissen in kurzen Einzelstudien zusammen. Denn das gesellige Leben mit all seinen Leiden und Freuden,

Flügen und Stürzen füllte die Tage und Nächte des Unermüdlichen, Menschenhungrigen aus und mit vollen Händen unbekümmert um Verderb, Mißbrauch oder Aufgang der Saat schüttete er die Schätze seiner reichen Natur in Gute und Schlechte: wer nicht faßte oder in jugendlichem Vertrauen zu viel verschlang, verdarb daran, wer faßte und in seinen Wirbeln feststand, wurde reich daran. Ihn selbst konnte nichts vernichten, solang seine Bahn um die einmal gefundene Mitte kreiste, mochte er bis an die äußersten Ränder schweifen, in Gluten des Rausches, in Gründe des Ekels tauchen, er faßte immer wieder den letzten Zipfel des Schleiers und rettete sich ins dichterische Gebild. Er hat tausend Menschen verschlungen und sich nicht übersättigt, tausend Abenteuer bestanden und sich nicht verzehrt, tausend Richtungen der Kunst geliebt und sich nicht vertan — seine Kraft, seine Liebe, sein Urteil kehrten immer wieder heim und blieben im Kerne heil. Man hat in vielen Schlüsselromanen die Seltsamkeit seiner äußeren Erscheinung geschildert, die ein wenig stockende stotternde Redeweise, die ewige Hast seiner bewegten Glieder, die Übersteigerung all seiner Urteile über Menschen, die er unglaublich schön, bevor sein kurzsichtiges Auge sie recht gesehen, unglaublich gescheit fand bevor sein schneller Geist ihnen Ruhe zur Äußerung gelassen hatte. Aber diese Schreiber haben nur die skurrile Seite seines Wesens beachtet und selbst von seiner körperlichen Gestalt ein falsches Bild gegeben, weil ihnen die Fähigkeit mangelte sein echtes zu sehen: dieser hohe breitgefügte Körper war von einem wühlenden Fieber bewegt, das nie ermattete, dieses kräftige Haupt, das er oft stolz und jäh zurückwarf, so daß die schwarzen Locken von der hohen weißen Stirn zurückflogen, war von einem Wissen berauscht, das die Besten bannte und in Atem hielt, dieses halbblinde Auge war von einem Feuer durchglüht, das sich an der Schönheit entzündete und vor der Meduse des Grauens nicht bebte, dieser in der Frühzeit von bräunlichem Bart umrahmte üppige Mund schwoll stets von drängenden Worten über, die schmeicheln, verführen, bezaubern konnten und mitrissen in die Rätselfragen der Wüsten- wie der Mitternachtsonne, die aber niemals öffneten, was verschlossen bleiben, niemals ein Geheimnis verrieten, dessen Bewahrung dem neuen Leben dienen sollte. Aus dem flackerigen Studenten, dessen Gaben noch schlummerten, wurde unter Georges Händen jenes Wesen, das in Jachheit und Glut seiner Rede und Gebärde am ehesten an die Propheten seiner Rasse gemahnt, getränkt mit dem Wein des heiligen Zornes und giftigen Ekels aus allen Bechern der Zeit bis auf unseren Tag.

Zu diesen beiden, die so erst wurden, trat im Dezember Alfred Schuler. Wird man es wieder Zufall nennen, daß Georges erste Wohnung in

München der Schulers schräg gegenüber lag? Es ging schon die Rede um ihn in einem Kreis von unbeträchtlichen Genossen, die ihn für geistig schwer gefährdet erklärten. Es war kein Neuling sondern ein schon in eigener Esse Geformter, ein Mann am Ende des dritten Jahrzehnts, ein Sonderling, den nur eins erfüllte, der blieb was er war und dennoch nur weiterlebte und als menschliche Erscheinung sichtbar wurde, weil George ihn traf und ihm die Luft zu atmen gab. Er war im Jahre 1865 in Zweibrücken geboren, ein katholischer Pfälzer und Römererbe aus der Stadt der Bipontiner Ausgaben, von knapp mittelgroßer untersetzter Gestalt, hatte die Züge des männlichen Goethe an seinem schöngeformten breiten Haupt mit der hohen mächtigen Stirn und den großen wenn auch helleren Augen, auf deren Grund eine dem Olympier fremde Schwermut lag. Doch wechselte er in Haltung und Gebärde blitzschnell sein eigenes Bild, glich eben im Gehen und Sprechen einem katholischen Priester und erinnerte gleich danach in plötzlicher Starrheit mit stummen unbeweglichen Zügen an die Büsten römischer Kaiser — zwei Menschenarten also, die bei aller Ferne doch aus einer Wurzel kamen. Obwohl seine akademischen Lehrer ihn sehr geschätzt hatten, hatte Schuler sein Studium der Archäologie schon frühzeitig aufgegeben. Er sah in den Archäologen nur grabschänderische Schurken, die alles was heilig im Boden wirkte und im verborgenen Dunkel noch menschliches Leben förderte, mit gewissenloser Absicht ans Tageslicht heraufhöben und in den Museen zum wirkungslosen Schaustück erniedrigten. Dieser sein Zorn gegen alle wissenschaftliche Neugier kam aus der Ehrfurcht gegen das einmal Versunkene, die auch dem antiken Menschen eignete, er kam mehr noch aus dem stolzen Gefühl, selbst der lebendige Verwalter des antiken Schatzes, ja der Erbe und spät in fremder Zeit geborene Nachkömmling der Römer zu sein. Er trug sein höheres Wissen von jener versunkenen Welt aus der Ahnenschaft verschollener Geschlechter lebendig im Blute, sah mit einem Blick aus überkommener Schrift oder Scherbe die verlorenen Geheimnisse jenes Volkes, hob mit einem Wort die vom Schutt der Jahrtausende überdeckten Zusammenhänge ans Licht und weste mit keinem anderen Zweck im Kreise blutverwandter Bilder und Gedanken, als um im eigenen Leben den Hauch des römischen Lebens zu verspüren. „In Schuler" so schildert ihn Klages später im Kosmogonischen Eros, „trat uns die unter Zeitgenossen wahrscheinlich beispiellose, aber selbst in der ‚Weltgeschichte' sicherlich äußerst seltene Erscheinung entgegen einer ganz unbezweifelbaren Wiederkehr v o r m a l s g e l e b t e r Lebensschauer oder um deutlicher symbolisch zu reden, der Neueinkörperung von erloschenen Funken ferner Vergangenheiten: welchem zufolge sein Träger sich niemals in Werken

hätte vollenden können, sondern nur durch Umschmelzung dieser ganzen verdorrenden Gegenwart in einem zurückbeschworenen Ehmals. Und nur, weil sich außerdem noch begab, wofür wenigstens uns kein Vergleichsfall bekannt ist, daß der in solchem Sinn Nochmals-Geborene zugleich sich dessen durchdringend b e w u ß t zu werden die Kraft erhielt, ward er Entzifferer des verborgenen Sinnes mehr als einer Rune der Vorzeit und gab so verschwenderisch als wahllos dem mündlichen Wort anheim, was i h m freilich nur bedeuten konnte ein beinahe selbstverständliches Nebenher wieder g e l e b t e r Ahnenschaft."

Als George auf Schuler traf, hatte dieser freilich weder die Möglichkeit zum verschwenderischen Wort noch zum Weiterleben in der widerhallosen Luft einer geistigen Einsamkeit. Ja er hatte durch das beständige Hinausschreien ohne verstanden zu werden etwas gefährlich Übersteigertes bekommen. Eingesperrt in den Kerker eines verschollenen Lebens, mit zynischer Verachtung gegen alles Heutige, gewiß daß nur e r wahrhaft lebe und alle anderen tote Larven, daß nur er wirklich wisse und alle Gelehrten Narren oder Betrüger seien, gewiß, daß nur er Mittel und Wege zur Heilung der jahrtausendealten Krankheit Europas kenne und alle Priester Lügner, alle Staatsmänner Frevler, alle Gesellschaftsneuerer Verbrecher am Menschen seien — dabei unfähig etwas anderes aus diesem Kerker von Hohn und Verachtung zu äußern als sein für alle Lebenden unfruchtbares Wissen und daher von jedem, zu dem er davon sprach, ja der ihn nur ansah in der unheimlichen Geste seiner unbedingten Fremdheit, für verrückt und wahngeschlagen gehalten: wie mußte dieser beinahe Dreißigjährige, der einsam, unverstanden, beruflos mit seiner alten Mutter lebte, wie mußte dieser Gottbegeisterte ohne Gott, dieser Tatbegeisterte ohne Tat, dieser Wortbegeisterte ohne Wort, aufhorchen, als im ALGABAL eine Stimme aufklang noch verwegener als die seine, ein Wissen noch abgründiger als das seine, ein Heidentum noch tiefer als das seine und dies alles nicht winkelhaft und verworren sondern herrisch überlegen in einer rauscherregten und -erregenden Sprache, als Gesicht eines Gegenwärtigen, das die Neugeburt einer verlorenen Menschenart in unserer Zeit verbürgte. Gewiß in aller Hoffnungslosigkeit der Gegenwelt hatte Schulers Stolz keines Trostes, in allem Unverständnis der Umwelt hatte sein Glaube, der sein Wesen war, keiner Bestätigung bedurft, aber ein Mensch dieser Art erstickt, wenn er nicht endlich sprechen kann, wird wirklich wahnsinnig wenn er überhaupt kein verstehendes Ohr findet. Und nun kam einer, von dem das Gleiche galt, der aber bei gleichem Stolz und Glauben vor gleicher Gegenwelt und Umwelt dennoch durch Werk und Rede zu wirken und zu handeln wußte. Wie mußte der Verfemte

aufblicken und vor diesem Einen aufsprühen lassen, was an verschlossenen Kräften und Zaubern in ihm war! Freilich ein Dichterisches, das erkannte George bald, konnte die Ausdrucksform dieses Mannes nicht sein: sein Dithyrambus, den er George fast noch mit dem Pathos des einsamen Wahnes vorlas, war das verworrene Gestammel einer pythischen Stimme, aus dem nur hie und da der blitzende Funke eines zerbrochenen Schmuckstücks, der verlorene Fund eines tiefererregbaren Geistes aufleuchtete. Aber die ganze Wirklichkeit seines fremden Menschentums trat mit unheimlicher Kraft zutage, wenn er in abendlicher Gemeinschaft ein Gefäß, eine Scherbe des Altertums in der Hand hielt oder von Geräten des Volkes redete, an denen noch heute auf dumpf überlieferten Wegen eine Wesenheit jener Zeiten hafte. Dann sprach eine dunkle monotone Stimme und es war keine Erklärung, keine Deutung der Bilder und Dinge mehr, die sie gab, sondern ein Wiedererstehenlassen versunkenen Lebens selbst, ein Aufbeschwören von atmenden Gestalten, als habe die Zeit sich im eignen Schlund zurückgedreht und die Gegenwärtigen zu Mitlebenden eines ehemals kreisenden schöneren Lebens gemacht. George war der erste, der nicht nur begriff was Schuler wollte sondern auch was er war, der Wesen und Äußerung dieser dämonischen Natur gelten ließ und als wertvolles Menschtum in einer verstandesmäßig überzüchteten Zeit erkannte. Er löste ihn aus seiner unfruchtbaren Vereinzelung, indem er ihm einen Kreis zeigte worin er endlich seine Stimme erheben konnte und Widerhall fand.

2. KAPITEL: DIE ZWEITE FOLGE UND DER MÜNCHENER KÜNSTLERKREIS

ZUR gleichen Zeit, in der diese bedeutsamen Beziehungen geknüpft wurden, hatte auch ein junger Wiener, Leopold zu Andrian-Werburg sich mit einigen Gedichten an die Blätter gewandt und kam im Februar des Jahres 1894 selbst nach München, um George aufzusuchen. Der damals neunzehnjährige Andrian — er war 1875 in Wien geboren — stammte aus dem alten Geschlechte der Freiherren von Andrian und war von mütterlicher Seite ein Enkel des Komponisten Meyerbeer: sonst ganz Wiener Blut, wie er denn auch in Sprache und Gebaren das Wienerische mehr markierte als etwa Hofmannsthal, mit dem er schon bekannt war. Sonst hatte er wenig Ähnlichkeit mit dessen leiblicher Erscheinung. Er war von kleiner fast zierlicher Gestalt, dunkler Prägung mit leichtem jüdischem Einschlag, aus den stolzen eigenwilligen Zügen seines Gesichtes stachen

kluge ja listige Augen mit etwas schwimmendem Blick und die Oberlippe zierte ein für die jugendlichen Mienen überkräftiger Schnauzbart. George traf im gleichen Jahre noch einmal in Wien mit ihm zusammen, als Andrian eben seine Erzählung „Der Garten der Erkenntnis" vollendete, dann sahen sie sich nicht mehr wieder. Andrian trat in den diplomatischen Dienst und ging bald ins Ausland. Sein Name wurde im Weltkriege noch als der des Gouverneurs in dem von Österreichern besetzten russischen Gebiete genannt. Der fromm gewordene Staatsmann blickte auf seine Dichtungen wie auf Jugendsünden zurück, aber nach dem Kriege gab er in einer jener unerklärlichen Wallungen, die in den Jahren der Erschütterung viele ergriffen, seinen „Garten" und seine Gedichte nochmals heraus, die letzteren mit nicht immer glücklichen Zusätzen und Änderungen. Sie fanden in dieser neuen Form so wenig Widerhall bei der Menge wie ein Vierteljahrhundert vorher und Hermann Bahr, der dem jugendlichen Hofmannsthal die große Zukunft vorausgesagt hatte, irrte sich ganz über Andrian, dessen „Garten der Erkenntnis" er damals einen Widerhall in ganz Europa verkündete. Solche Werke sind stets nur von den wenigen geschätzt und geliebt worden, die in ihnen nachfühlend das innerste Schicksal einer Lebensgemeinschaft spüren: hier das des alten Österreich oder genauer des alten Wien. Schuler hat diesen Andrian schwärmerisch verehrt, weil er aus ihm die „Wiener Essenz, die noch schöpferische Substanz der Hofburg" spürte, Verwey widmete ihm eine lange Besprechung und zeichnete „das Leben eines jungen Wieners im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts", jene brüchig gewordene Einheit von Alltag und Lebenswunder mit leisen Strichen nach.

George hatte in den ersten eingesandten Gedichten das Artvertretende des jungen Dichters an der Absichtslosigkeit seiner Äußerung erkannt: sie waren das noch unbewußte Blühen einer eben auf der Schwelle des Erwachens stehenden jungen Seele, von geringerer Könnerschaft, aber auch weniger „Literatur" als die Dichtungen Hofmannsthals, im Ton noch zarter als dessen Verse aber von größerer seelischer Bewegtheit und einer fast unerklärlichen feinen Stofflichkeit, die sie heute noch erregender erscheinen lassen als die seines größeren Mitbürgers. Die Natur hatte sich in ihrer spielenden Willkür eine junge überempfindliche Knabenseele ausgesucht, um eine kurze reizvolle Blüte in ihr hervorzutreiben und ihr dann ein Weiterblühen zu versagen: das ist Andrian. Die wenigen Gedichte von ihm vereinigen die Anmut der Jugend mit der schwanken Zier der Spätzeit. Sie halten damit eine menschliche Weltminute fest, die zwischen alternder Zeit und jugendlichem Leben an jeder großen Wende pocht und die dem frischen Eroberer auch den versinkenden „Reiz der verwelk-

ten Dinge" noch einmal ahnen ja ihm lockend erscheinen läßt, wie dem Barbaren die Töchter und Schätze von Byzanz.

Mit dem „Garten der Erkenntnis"', den er 1895 in einem Berliner Verlage veröffentlichte, der „grundsätzlich" keine Poesie aufnahm, beschloß Andrian seine Jugendblüte. — Es war ein Werk, das wie seine Gedichte außerhalb des gewöhnlichen Literaturbetriebes stand und stehengeblieben ist, weil es von der neuen Dichtung jenen Abstand zum Leben, jene geistige Ferne von der nackten Tatsächlichkeit mitbekommen hatte, die der bürgerliche Zeitgenosse nicht verstand. Es gibt auf kaum vier Bogen ein in seiner Art einziges seelenhaftes Bild einer Stadt: dieser bestimmten Stadt Wien in dieser bestimmten Schicksalsstunde, als sie eben noch den ganzen Stolz und Reiz ihrer Überlieferung und schon den Endhauch vor dem Erlöschen in ihren Mauern fühlte, als ihre Musik noch von den Resten der hohen Meisterzeit um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts zehrte und die lockenden wiegenden Töne noch das tägliche Leben ihrer Bewohner bis in die Weinberge vor den Toren ihrer Stadt wirklich mitbestimmten, als ihr Burgtheater, das dritte der großen von Weltberühmtheit neben der Skala in Mailand und der Comédie in Paris, noch unmittelbar in das Dasein seiner Bewohner wirkte und das Auftreten eines Schauspielers in einer neuen Rolle ein Ereignis von wesentlicher Bedeutung für die Wiener war. In dem vergeblichen Suchen Erwins nach dem Geheimnis des Lebens verfingen sich noch alle Bilder des Wiens der heiteren Anmut und des leichten Lebens, der Keckheit seiner jugendlichen oft knabenalten Schriftsteller, der Freude an festlichem Kult und an fröhlicher Feier, verfingen sich auch mit zynischem Witz und Selbstspott die Ahnungen vom Ende, das müde Sich-Beugen unter veraltetem Priesterregiment, der Zweifel am eigenen Können und die erschauernden Blicke in die Seelengründe und Seelenwinkel, aus deren Labyrinth es keinen Ausweg mehr gab als frühen Verzicht oder frühen Tod. Erwin, das Narcissus-Sinnbild der schönen Stadt, stirbt diesen Tod, Andrian nahm den Verzicht auf sich. Denn vor dem Weitergehen im geistigen Bereich, als die Kraft erlosch, vor dem Abgleiten ins literarische Geschäft bewahrte ihn mehr noch als Stand und Reichtum der Stolz und die Sauberkeit seiner Natur: er wählte die tüchtige Arbeit des Amtes und ließ schön zurück was einmal schön in ihm war.

Für die Blätter wurden alle diese Erweiterungen des Georgeschen Lebenskreises sofort fruchtbar: zu den früheren Mitarbeitern traten schon vom ersten Bande der zweiten Folge ab, der im Januar 1894 erschien, Klages und Andrian mit ihren Beiträgen, denen Wolfskehl und andere im Laufe des Jahres folgten. Mit unveränderter Führung und den glei-

chen Ansichten, wie sie die erste ausgesprochen hatte, wurde die zweite Folge eröffnet. Trotz der wachsenden Bekanntschaft in größeren Kreisen des Schrifttums schien den Blättern die Sorge um eine weitere Verbreitung müßig, solange „das Künstlerische in der Dichtung besonders vom jüngeren Geschlecht gestandenermaßen hintangesetzt und verwahrlost" wurde. Um so ernstlicher wollten sie, wie eine kurze Vorrede betonte, von ihrer kleinen Arbeiter- und Leserschaft aus auf die Forderungen der dichterischen Erziehung und des Geschmackes hinweisen und nach jener höchsten Freiheit der Bewegung streben, woraus erst das Werk entsteht (II, 1). Mit einigen bohrenden andeutenden Sätzen, den „sibyllinischen Zeichen aus denen die Jugend ihre tiefste Anregung empfängt", setzten sie sich mit den Strebungen und Schlagwörtern der Zeit auseinander, verwiesen den Begriff des Niedergangs (Dekadenz) in das Gebiet der Heilkunde, die Romane in das Gebiet der Berichterstatterei, wo ihnen immerhin ein gewisser zeitgeschichtlicher wenn auch geringerer Wert als der der Tagesblätter, Richtverhandlungen und behördlichen Erzählungen zukomme, und warnten vor allen Fremdwörtern, unter denen sich leicht das Leere und Unzulängliche verberge: „Wenn ein Satz, der eines solchen Wortes nicht entbehren kann, fortfällt, so wird weder Sprache noch Gesellschaft dadurch einen Verlust erleiden". Diese und noch einige anderen abgrenzenden Sätze über den Schauspieler und den Kunstrichter sind heute nach einem Menschenalter noch ebenso gültig und wichtig wie die bejahenden über das Kunstwerk. George, denn wir erkennen oft seine Tatze an der Prägung der Sätze, schied schroff zwischen älterer und heutiger Kunst: „Wir wollen keine Erfindung von Geschichten sondern Wiedergabe von Stimmungen, keine Betrachtung sondern Darstellung, keine Unterhaltung sondern Eindruck. Die älteren Dichter schufen der Mehrzahl nach ihre Werke oder wollten sie wenigstens angesehen haben als Stütze einer Meinung: einer Weltanschauung — wir sehen in jedem Ereignis, jedem Zeitalter nur ein Mittel künstlerischer Erregung. Auch die Freisten der Freien konnten ohne den sittlichen Deckmantel nicht auskommen (man denke an die Begriffe von Schuld usw.), der uns ganz wertlos geworden ist.

Drittens die Kürze — rein ellenmäßig — die Kürze". Bis zu der jüngsten „Weltanschauungskunst" war hier jede Sinngebung der Kunst aus anderen Gebieten verurteilt, jeder Überwurf, jede Zweckhaftigkeit außer ihrer selbst verworfen: das Gedicht sei nur zum höchsten geistigen Genusse da, eine Zweckdichtung gäbe es ebensowenig wie ein Zweckgemälde oder ein Zwecktonstück. Nicht aus der Begrenztheit oder Teilhaftigkeit der Kunst sondern aus ihrer allumfassenden Kraft wollte der Werker sie rein und in ihrer Reinheit der höchsten Wirkung fähig machen. Kunstwert

besaß ihm nur die Arbeit, die Menschen oder Dingen irgendeine neue unbekannte Seite abzugewinnen und als möglich darzustellen wisse. Die sprachlichen Mittel dazu waren ihm Auswahl, Klang, Maß und Reim, das seelische Mittel „als die natürliche Folge geistiger Reife und Tiefe": das sinnbildliche Sehen. Denn „das Sinnbild ist so alt wie die Sprache und Dichtung selbst. Es gibt ein Sinnbild der einzelnen Worte, der einzelnen Teile und des Gesamtinhalts einer Kunstschöpfung. Letzteres nennt man auch die tiefere Meinung die jedem bedeutenden Werk innewohnt". Dazu lese man den Abschnitt „Über Dichtung", der jetzt in die TAGE UND TATEN aufgenommen ist. Diese kühlen sachlichen Sätze rührten an das Kleinste wie Größte des künstlerischen Schaffens und man spürte ihren Widerhall noch in der gleichen Folge in den Aufsätzen von Paul Gérardy und Ludwig Klages. Der erstere umschreibt in seiner „Geistigen Kunst" (II, 4) die Symbolik als die Kraft unter allen bedeutungsvollen Dingen das Größte und Schönste, das durch seine vollkommene Form der unbedingten Einheit dem höchsten Traum sich Nähernde auszuwählen und als die Fähigkeit dies mit klarer schöner und sogar am Abgrundsrande unerschütterter Stimme zu sagen. — Klages durchbrach in seiner „Seelenlehre des Künstlers" (II, 5) die bisherige Lehre vom Schönen und statt auf die Feststellung und Ausmessung der Begriffe Schön und Häßlich gründete er sie auf die Trieb- und Formkräfte des Künstlers, auf sein bewußtes und unbewußtes Wählen, Formen und Bearbeiten des Seelenstoffes, auf seine Fähigkeit Zeichen zu geben für die geheimnisvollen Werte von Seele und Welt. Triumphierend schlägt uns aus beiden das neue Wissen um Kunst und Künstlertum entgegen, sie wollen sich nicht unter dies oder jenes Schlagwort reihen, nicht dies oder jenes tun: nur Künstler sein und Werke schaffen: „Man darf den Dichtern, die sich hier vereinigt haben nicht die leeren oder unvollständigen Namen Mystiker und Symbolisten beilegen, denn das wollen sie nicht mehr sein als die klassischen Meister es waren. Allein der Name Künstler genügt und paßt ihrem geringen Stolz. Eine reine klangvolle strenge und schöne Sprache ohne irgend etwas von dieser leichtfertigen und zerfahrenen Weise die heut im Schwung ist. Kein Dunkel, kein Wirrwarr, die kräftige Schönheit, die Feinheit ohne kränkliche Verziertheit, das ist was die neuen Dichter erstreben. Fern liegt es ihnen, Dinge und Ereignisse zu beschreiben — ihnen heißt es nur: hervorrufen und einflüstern mit Hilfe wesentlicher Worte. Sie werden keine Erfindungen machen, Gesellschaftsfragen lassen sie kalt, d i e Menschen sind für sie von geringem Interesse. Denn ihre Aufmerksamkeit richtet sich auf d e n Menschen und Glaubensbekenntnisse haben für sie nur durch den darin eingeschlossenen Schönheitsgehalt einen Wert.

Sie sind keine Sittenprediger und lieben nur die Schönheit die Schönheit die Schönheit". So Gérardy und nicht anders als der Ton des wallonischen Franken klang der des welfischen Niedersachsen wenn er von dem tiefsten Kennzeichen des Meisterwerkes sprach: „daß es in uns eine Lust entzündet, etwas Ungeheures hervorzubringen. Aufgewühlt werden in uns schlummernde Tiefen. Wir erwachen aus dem Leben des Alltags wie aus einer öden Vereisung der mächtigen Ströme unseres Innern. Mit Erstaunen glauben wir neue Kräfte zu entdecken und werden einer ungewohnten Spannung gewahr. Dies Ringen und Branden ist der Kampf mit dem Genius des Künstlers — aber es ist ein berauschender Kampf. Die Kunst heizt mit Lebensdurst und großen Selbstgefühlen und das ist die höchste Wirkung, die Dichter und Künstler wünschen dürfen" ... denn „mögen sie sich selbst über den eigentlichen Zweck ihres Schaffens täuschen, es bleibt doch das Nämliche: ein Leben hervorzubringen das höhere Wogen schlägt als das wirkliche und mit dessen Notwendigkeiten eine menschliche Willkür schaltet".

Und doch waren dies nur die Begleittöne, welche neben den neuen Dichtungen in der zweiten Folge einen kaum nennenswerten Raum einnahmen und erst von diesen her ihren Ursprung und Sinn bekamen! Von George selbst enthielt sie eine Anzahl Gedichte aus den noch unveröffentlichten BÜCHERN, auch die darin nicht aufgenommene Sage „Die Herrin betet", Proben aus dem werdenden JAHR DER SEELE, Übertragungen von Baudelaire, Verlaine, Rossetti und Waclaw Lieder, einige Prosastücke aus TAGE UND TATEN und die Umschreibungen einiger Auftritte aus ‚Manuel'. Zu den früheren Mitarbeitern, von denen Hofmannsthal drei sonst nicht mehr veröffentlichte Gedichte, Gérardy die schönen „Ritterlichen Träume" „Jungfrauen", und die George-Widmung, Karl August Klein, Dauthendey und Georg Edward ihre Lieder beisteuerten, traten die neugewonnenen Freunde Andrian, Klages, Wolfskehl schon im ersten und zweiten Bande, dann im fünften Bande Richard Perls, von dem noch zu reden sein wird. Die Beiträge der drei Erstgenannten sind von einer Besonderung und Eigenwilligkeit, welche die Rede von den „Nachahmern Georges" schon in dieser Frühzeit Lügen straft und sie nur aus einer zu schwachen Hörfähigkeit und mangelnden Unterscheidungsgabe der Beurteiler erklärbar macht. Die Lieder Andrians unterscheiden sich trotz der gemeinsamen Wiener Herkunft noch von denen Hofmannsthals durch eine eigene unverkennbare und unwiederholbare Seelenhaltung: der eines jungen gefangenen Fürstenkindes, wie er es selber in einem später veröffentlichten Sonett (III, 1—2) gezeichnet hat: das mit der Müde und Traurigkeit alter Geschlechter beladen ist, aus der Fremdheit des Zu-

spätgekommenen in die harten Rätsel des Lebens schaut und mit der rührenden Anmut der Jugend sich vor dem Unbegreifbaren beugt das schön ist und doch zermalmt.

Daneben stehen die Stücke von Klages wie eine nordische Sturmnacht neben einem sanften südlichen Abendhimmel. Wie an seiner Gestalt Desiderata werden in seiner Seele altersgraue Zeiten wach, die Erinnerung an das schon Schlummernde wird durch irgendein Zeichen in ihr aufgeweckt und sie fährt auf der eigenen Blutfahne rückwärts in ihr gewesenes und doch auch seiendes Leben. Mensch und Ding sind bei ihm vom Geheimnis der Schatten umwittert und stehen immer auf dem Gefahrpunkt eines dunklen Schicksals, seine Gestalten treten nur jäh beleuchtet oder großschattig aus der Nacht: im Blitz der sie trifft oder im kleinen Licht des Hauses, das im Sturme zittert. Ein Barbarenhauch der Heide bricht aus diesen frühen Gedichten, die Sprache ist stockend wie aussetzende Windstöße und das innere Gesicht nicht völlig durchformt, als ob Gedanken sich einmischten, die doch zurückgedrängt und verschwiegen würden.

Im Gegensatz dazu ist Wolfskehl ganz Dichter, vom Sprachlichen aus bewegt, seine ersten Verse von einer metrisch-strengen Durchbildung, die erst ein Jahrfünft später unter dem Einbruch schwerer Erschütterungen sich zu lockern begann. Hier ist sie noch ganz von der neugewonnenen handwerklichen Zucht beherrscht, obwohl die Maßfolgen reichbewegt und immer wechselnd sind. Man spürt zuweilen noch den Kenner der Klassik und Romantik durch, aber jeder epigonale Rest ist im neuen Feuer aufgezehrt. Sein Seelengut ist älter als das von Andrian, reicher als das von Klages und vor beiden zeichnet ihn eine Kraft der Vergegenwärtigung des Erbes aus, die diese älteste Seele als die jüngste und heutigste erscheinen läßt. Die Gestalten, die sie heraufführt, bewegen sich um das Geheimnis des Opfers und des heldischen Lebens. Die Sinnbilder sind meist dem Vorstellungsbereich des Altertums entnommen, aber sie deuten und bedeuten das Geschehen des Nun und Hier: Sehnsucht und Gefahr des Wachstums, Spähe nach dem königlichen Führer, Bereitschaft zum Dienst, Spende und Fest.

Mit der zweiten Folge begann auch eine Erweiterung der „Blätter" auf das Gebiet der bildenden Kunst, nicht etwa so, daß George mit den wenigen eingeschalteten Kunstbeilagen ähnlich wie mit den Dichtungen ein Muster für die Umordnung des Malerischen zu geben meinte sondern so, daß er allgemein auf die Einheit der verschiedenen Künste hinweisen wollte.

Er fand auch auf dem Gebiete der bildenden Künste, besonders der im Vordergrund des Anteils stehenden Malerei, die gleichen Gegensätze wie im Schrifttum vor. Die ihm von Paris her wohlbekannte von Courbet, dem

Stürzer der Vendômesäule, eingeleitete Bewegung der naturalistischen Malerei war von der Verwerfung jedes geistigen, ja überhaupt jedes höheren menschlichen Vorwurfes in den neunziger Jahren schon bis zur ausschließlichen Schätzung des freien Vortrages, eines rein optischen Impressionismus gelangt: als Malwerte wurden allein die Reize anerkannt, welche das Auge von außen trafen. Unzweifelhaft hatten die jungen Geschlechter der beginnenden zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein Recht sich gegen die verbürgerten Formen der Kunst zu wenden: dem Epigonentum in der Literatur entsprach ein „Salonidealismus" in den bildenden Künsten, der die überlieferten geistigen Werte zu rührseligen lüsternen und scheinprächtigen Szenen herabwürdigte, deren Verlogenheit auch ein großes technisches Können nicht mehr rechtfertigen konnte. Aber was die Umstürzler an seine Stelle setzten war weder eine größere Technik noch ein höheres Leben, sondern eine Auflockerung von beiden. Die Schilderung des bürgerlichen Reichtums, der Harems- und anderer Diven wurde ersetzt durch die Schilderung des Schwächlichen, Kranken, Gedrückten und Verbrecherischen, die pikante Schönheit durch das pikante Elend, der erklügelte Prunk durch die niedrige Häßlichkeit. Unter der Behauptung, die Dinge zu malen wie man sie sehe, malte man nur die Flecken flüchtiger ungeformter Sehreize, die zu einer stetigen Steigerung nervenerregender Lichtflimmer, wirbelnder Bewegungen und verschobener Blickpunkte führte, in denen alle Gegenstände, Menschen, Tiere und Dinge, da sie nun einmal nicht völlig in Farbflecke aufzulösen waren, in wüster Verzerrung oder häßlicher Verschmierung auftraten. Genau wie die Naturalisten des Schrifttums sahen die Impressionisten der Natur die „Wahrheit" im Niedrigsten und Gemeinsten und ihre Technik vollendete die ihnen innewohnende Ehrfurchtlosigkeit gegen Mensch und Ding durch ein Übertreiben, Zerzausen und Karikieren aller Erscheinungen der Erde. Während die Werke der Franzosen gleicher Richtung, eines Monet, Renoir, Degas u. a. in Gegenstand und Malweise immer noch Geschmack und Feinheit behielten, wurde den deutschen Malern die Freiheit von alten Regeln zur Willkür, die Selbständigkeit der Person zur Zuchtlosigkeit und der Kampf gegen das Überlieferte zu einer talmudisch-metaphysischen Rechtfertigung des Umsturzes aller Bilder des großen geistigen Erbes der Jahrhunderte. Aber in eben diesem Deutschland waren zu gleicher Zeit auch in der Malerei noch Kräfte lebendig, welche Frankreich und die anderen Nachbarn weder in dieser Fülle noch Könnerschaft besaßen: neben Feuerbach und Marées, die schon in den achtziger Jahren starben, vor allem der umkämpfte und kämpfende Arnold Böcklin. Er war der einzige, der weder in der verbürgerten Malerei der Gründerzeit noch in der proletarischen des

Naturalismus und Impressionismus aufging, sondern als Könner stark genug war, die technischen Mittel beider Richtungen zu beherrschen und zu überherrschen, als Person groß genug, um in allem Wechsel der Meinungen und Schulen, Befeindungen und Belobungen seinen Eigenwuchs ungebrochen zu behaupten, als Künstler tief genug, um bewußt oder unbewußt die künstlerische Schöpfung in der sinnbildlichen Gestaltung zu finden. Er war als Deutscher an geistiger und sinnlicher Glut reich genug, um das überkommene Erbe von Antike und Renaissance, Klassik und Romantik nicht allein zu bewahren, nein mit einem eigenen urtümlichen Feuer zu beseelen und seinen Wesen und Landschaften — beide Geschöpfe gleichen Ursprungs — jene unvergleichliche Echtheit des Lebens zu geben, die uns ihren Atem mitatmen, ihr gesteigertes Pulsen durch gesteigerte Lust des Daseins mitpulsen macht. Es bedeutete in jenen Jahrzehnten des Zerfallens der überlieferten Werte, sowohl der christlich-religiösen wie der adligweltlichen Sitten und Bilder, ein Ungeheueres für das deutsche Schicksal, daß ein Künstler bis zu einem urtümlichen Grunde durchstoßen konnte: dem des schönen und starken Wachstums, auf dem Mensch und Tier, Halbmensch und Halbtier, Pflanze und Stein in einem leiblichen Sinne fromm und in schaubarer Einheit lebten; daß dieser Künstler trotz der Verflachung und Erniedrigung des privaten wie öffentlichen Lebens seinen Erscheinungen eine durch alle Stufungen und Regungen sichere Getragenheit der Geste vom Feierlichen bis zum Burlesken gab und trotz der grauenhaft wachsenden Seellosigkeit ringsum seinen Geschöpfen jene tiefe tragische Heiterkeit des Auges verlieh, die verriet, daß noch neues Geheimnis im deutschen Blute glühte.

Eine Reihe von Künstlern, Klinger, Stuck, von Hofmann, Lechter, einige von der Münchener Gruppe der „Jugend" u. a. mochten sie in vielem, als Kinder ihrer Zeit, unter den gleichen Bedingtheiten stehen wie die gegnerischen Schulen, blieben durch Böcklin und Marées vor dem Aufgehen in der plebejischen und ungeistigen Reizkunst bewahrt und suchten im Bildwerk wieder menschlich-wesentliche Seelengehalte zu geben und Linien, Farben und Lichter der Formung bedeutender Gegenstände dienstbar zu machen. Die Liebe zum höheren Leben verband sich bei ihnen meist mit einer sorgfältigen Pflege und eignen Ausgestaltung der Werkmittel und es ist kennzeichnend, daß besonders von Männern dieser Richtung die Erneuerung des Kunsthandwerks ausgegangen ist, jene schlichten Versuche — heute schon wichtiger als die ablaufende Tafelmalerei —, die Dinge des Gebrauchs in schönen Maßen, guten Stoffen und Farben herzustellen und die im Maschinenzeitalter verlorengegangenen Handfertigkeiten wieder zu erwerben.

Diese Künstler und nur diese lernte George in der Mehrzahl um die Mitte der neunziger Jahre kennen. Alle, die vom Naturalismus und Impressionismus los wollten, fühlten in ihm nach dem Erscheinen seiner ersten Dichtungen den Gleichgesinnten und als schon die ersten Folgen rühmend die Namen Böcklin und Klinger nannten und ihren Werken Beschreibung und Lobrede widmeten, auch den Mitstreiter auf dem gemeinsamen Kampffelde. Im Laufe des Jahres 1894 traf George mit Thomas Theodor Heine dem bekannten Zeichner, Otto Eckmann, dem späteren Lehrer der Berliner Kunstgewerbeschule, dem Zeichner und Maler Hermann Schlittgen, dem Bildnismaler Leo Samberger, einem Altbayern, und Gebhard Fugel, einem katholischen Schwaben, zusammen. Der letztere malte bald ein Porträt Georges, das er in der Münchener Jahresausstellung im Kgl. Glaspalast ausstellte. Die meisten von diesen Künstlern nahmen durch Beilagen, Heine durch eine Umschlagszeichnung auch tätigen Anteil an dem von den Blättern im Augustband verkündeten Plan: sich auch den verwandten Ton- und bildenden Künsten zu erschließen und wie schon die belgischen Freunde so auch die heimischen Künstler zur Mithilfe an ihrem Unternehmen zu bewegen. Schon der zweiten Folge lagen die Abdrucke je einer Zeichnung von August Donnay, Fernand Khnopff und eines Bildes von Leo Samberger bei. Die Tonkunst wurde vertreten durch den Berliner Komponisten Kurt Peters, den späteren Musikmeister in Hamburg Karl Hallwachs und den späteren Münchener Theaterintendanten Clemens von Franckenstein, die inzwischen persönlich mit George in Berührung gekommen waren.

So stand der Dichter schon nach kurzer Zeit in der Isarstadt in einem Kreis junger Männer, die alle vom gleichen leidenschaftlichen Trieb zur Erneuerung der Kunst beseelt waren. Ihre Meinungen und Absichten gingen gewiß weit auseinander und manche dieser Talente wogen nicht allzu schwer, aber sie besaßen jenen Ernst in Dingen der Kunst, auf den es George ankam und der sie befähigte auch den neuen dichterischen Ton zu vernehmen. Was sie daran ergriff, lag nicht so sehr in der Richtung der vom Dichter selbst noch ersehnten Klarheit und Kühle der Form noch im tathaft nüchternen Willen, den seine Sinnbilder bargen, sie entzündeten sich mehr an der leidenschaftlichen Heiligung und rauschhaften Erhöhung der Kunst, die aus den neuen Gedichten sprach. Aber es war für George besonders wichtig, daß die bildenden Künstler, und nicht die Literaten zuerst seine Dichtung aufnahmen, daß die nicht literarisch verbildeten und nicht wissenschaftlich beengten Geister sofort das Sinnlich-Bildhafte der neuen Dichtung augenhaft erfaßten und mit erschüttertem Herzen als das Land ihrer Träume begrüßten. Es war ihm ein Zeichen, daß die unge-

schwächte Sinneneinheit ohne Umweg Gebilde begreifen konnte, welche den rational zugespitzten Mitteln der meisten deutschen Zeitgenossen noch undurchdringlich und unverständlich waren.

Unter solchen Genossen wurde der Winter 1894 auf 95 eine Zeit des lebhaften Austausches von Erfahrungen und Meinungen über die Kunst. Auch Gérardy verbrachte diesen Winter in München und verstärkte die erregenden Gespräche nach einer besonderen Seite hin, da er einer der besten Kenner der mittelalterlichen Künste war, die damals noch nicht den Anteil der Wissenschaft wie heute fanden. Eine gewisse Begierde wurde im Eifer des gegenseitigen Lehrens und Lernens bei den Freunden laut, sich mehr als bisher erklärend und deutend den Fragen der Kunst zu widmen und die Gedanken darüber in den Blättern niederzulegen. Aber George warnte in der Vorrede des fünften Bandes vor dieser Erweiterung, ihm schien es fast „das Wesentliche in unseren Blättern wie in unserer ganzen Kunstübung: die verdehnte hergebrachte Redeweise zu mißachten und vom Selbstverständlichen, genugsam Behandelten endlich einmal zu schweigen". Für die jüngeren Anhänger sei es nicht so sehr das einzelne der G e h a l t, wie das allgemeine die H a l t u n g, was sie schnell bemerkt und sich lebhaft angeeignet hätten. Die Freunde und wissenden Gönner aber „würden uns den lästigen Ausleger kaum verdanken". Doch fand diese Lust zur weiteren Ausbreitung damals ihren Ausdruck in zwei Sonderheften der „Allgemeinen Kunstchronik", welche Georg Fuchs, ein Freund von Wolfskehl, im November 1894 und Februar 1895 herausgab und ganz den in Deutschland noch kaum bekannten Dichtern, Musikern, Malern und Bildhauern widmete. Sie berichteten über die Vorbilder der neuen Bewegung Goethe und Platen, Böcklin, Wagner und Nietzsche, gaben eine Anzahl der in der zweiten Folge der Blätter schon veröffentlichten Gedichte und Aufsätze wieder, machten zum ersten Male zwei Bildnisse Georges bekannt und brachten neue Aufsätze von Gérardy über die junge belgische Kunstbewegung. Ein „Sendschreiben" von Karl August Klein gibt am ehesten etwas von dem Geiste wieder, der damals diese Künstlergemeinschaft beseelte. „Die Blätter für die Kunst", schrieb er, machten zuerst den Unterschied „zwischen dem Schaffen aus innerer Notwendigkeit und dem aus gewerblichen Gründen — — sie zogen einen Kreis von Künstlern heran, die fern von der Menge weiter nichts wollten als sich leben, frei von allen geschäftlichen und journalistischen Nebengedanken und sie gaben zuerst die Anregung alle gleiches erstrebenden Vertreter der verwandten Ton- und bildenden Künste zu vereinigen, deren Hand-in-Hand-Gehen in anderen Kulturstaaten eine beispiellose Kunstblüte erzeugen half, eine Kunstblüte, nach der wir noch vergeblich

schmachten". Der Weg zu einer solchen war freilich schwerer und weiter als damals die jugendlichen Kunstjünger ahnten. George sah schon beim Erscheinen der „Kunstchronik", deren zweites Heft der Herausgeber zu seiner Selbstverherrlichung gebrauchte, daß jeder zu frühe Schritt in die Öffentlichkeit sein Werk eher gefährde als fördere. Wenn es den jungen Sucher trieb die Umwelt kennenzulernen, so erfuhr er dabei am ehesten, was ihn n i c h t anging und fand sich in seinem innersten Glauben bestätigt, daß nur in der engsten persönlichen Verbindung mit Gleichgearteten auf dem von ihm beherrschten Boden der Blätter ein fruchtbares Wirken möglich war. Und das Nötigste, Gefährten, gewährte das Schicksal.

Noch bevor die zweite Folge abschloß, trat im Januar 1895 ein neuer an seine Seite, jung aber schon vom Tode gezeichnet, arm an Freuden aber reich an Wissen und fremden Erfahrungen: Richard Perls. Der im Jahre 1873 in Gleiwitz geborene Schlesier war von kleiner zarter Gestalt, hatte kohlschwarzes Haar und große schwarze Augen, aber die blasse durchsichtige Haut eines Kranken. Ein inneres Fieber hetzte ihn von einem Ort zum andern ruhelos durch ganz Europa, wie Nietzsche begeisterte er sich wenige Tage für eine Stadt um sie kurz darauf unerträglich und scheußlich zu finden und wie dieser gebrauchte er gegen seinen Dämon der Unruhe Mittel, die ihm völlig die Ruhe raubten und seinen frühen Tod herbeiführten. Aber von einem unersättlichen Wissenshunger erfüllt, benutzte er noch seine schlaflosen Nächte, um das Schrifttum und die neuen Kunstbewegungen der Länder, die er durchreiste, vor allem den ganzen romanischen Bildungsraum zu durchforschen und wurde ohne geregeltes Studium auch ein guter Kenner der deutschen Philosophie vor allem Schopenhauers und Nietzsches. Weltwanderer und Sammler hatte er eine der besten Büchereien der Endjahrzehnte des 19. Jahrhunderts, des Fin-de-siècle-Schrifttums von Barbey d'Aurévilly und Baudelaire bis Verlaine und Rimbaud in Frankreich, von Elskamp bis Verhaeren in Belgien mit leidenschaftlichem Eifer gesammelt und in München aufgestellt. In George traf er auf die Kraft, die seine Triebe und Neigungen teilte, ja selbst besaß aber in gerader bejahender Umkehrung: auf den Wanderer nicht aus Ziellosigkeit sondern aus zielsicherem Willen, auf den Liebhaber der feinsten ausgebildeten Künste, aber nicht aus Liebe zur Spätzeit sondern aus lebenschaffender Lust, auf den Freund der Bücher aber nicht den Sammler sondern Werkmeister und endlich auf den Träger alter und neuer Weisheit, aber nicht aus dem Studium der Philosophen sondern aus eigner Fülle der Gesichte. Daher liebte der Zarte in George das lebendige kraftvollere Bild seines Selbst mit voller Inbrunst und suchte ihn in den kurzen Jah-

ren gemeinsamer Wanderungen überall auf, in Paris, in Brüssel, in München und anderswo, wohin den gleich Leichtfüßigen die Freunde riefen. Auch George liebte diesen einzigen wirklichen deutschen „Dekadent", der zu der seltsamen Umkehrung seiner Kräfte doch auch die gleiche Unbedingtheit seiner Natur mit ihm teilte. Unvergleichlich war Perls in der Sicherheit seiner Aussagen über Menschen und Dinge: sein Urteil besaß die Giftigkeit aber auch die Hellsichtigkeit der Kranken und in guten Stunden hatte er den sprühenden Witz und Tiefblick der Todgeweihten. Nicht zuletzt: seine Bewegungen waren die eines ruhigen vornehmen Weltmannes der alles Hastige und Laute haßte, aber freilich durch sein seltsames Gebaren dazu beigetragen hat, die ganze Blättergemeinschaft in den Ruf eines Ästhetenkreises zu bringen. „Er war sehr schön," schrieb Wolfskehl jüngst bei der Versteigerung seiner Bücherei von ihm, „leichtester geschliffenster anmutigster Geistigkeit, ein unvergleichlicher Leser, Beobachter, Errater, Sager. Viele seiner Zufallsworte, schillernden oder tiefen Sätze sind heute noch unvergessen, nicht nur im Gedächtnis der Freunde blieben sie bewahrt, man trifft sie mehr oder weniger umgebogen immer wieder als schärfste meist freilich ablehnende Formulierungen einer Stellungnahme zu den Problemen der Zeit, die in ihrer Weise an Oscar Wilde erinnert".

Dieser Müde aber Getriebene, Todnahe aber Unverzagte, der mit zwanzig Jahren mehr vom Leben wußte als die Alten und Gesunden, hat einige wenige Gedichte verfaßt, als er in die Wachstumsluft Georges getreten war, welche „den wenigen, die damals um deutsche Dichtung wußten oder sich mühten, durch ihre Reinheit, Entstofflichung und das zum Lächeln verklärte Leid ihres Schwingens ganz nahe gingen und deren Zauber die Empfänglichen heute und immer rühren und berücken wird". Sie sind die ins Wort gebannte Geste dieses Lebens: die blaue Blume der Sehnsucht, die seinem Auge noch einmal in der Dichtung aufleuchtet, ist zugleich die Blume des Todes und man spürt: das irdische Wissen um sie wird bald vom neuen tieferen Wissen um sie im hohen Sphärenklang abgelöst werden. Aber durch die schwere klare Traurigkeit des unabwendbaren Abschieds klingt ein leiser verhaltener Jubel über das Stolzgetragene und Nahgeschaute: Grüße des Sinkenden an das schöne Leben!

3. KAPITEL: VON BELGIEN BIS POLEN

ÜBER der wachsenden Fülle gemeinsamen Lebens mit den Gefährten in Deutschland hatte George den Verkehr mit seinen Freunden im Westen nicht versäumt. Er besuchte Gérardy und Mockel in Lüttich und der Generaldirektor der belgischen Museen Glesener hat uns launig aus der Erinnerung geschildert wie er ihn damals in Mockels Begleitung sah: „einen vornehmen Fremden, dessen gequälte Stirn und gebieterischer Kiefer, dessen sardonisches Auge und blitzendes Monokel sogleich einen starken Eindruck auf mich machten — — der sein Glas mit der Gebärde eines Gottes leerte, indem er es wie eine Schale Ambrosia schwenkte". Er verweilte mit Gérardy auch einmal auf dessen Wohnsitz in Tilff in der Nähe von Lüttich, wo er dessen Freund Auguste Donnay kennenlernte. Seit 1894 blieb er regelmäßig bis zum Ende des Jahrzehnts auf den Fahrten von oder nach Paris einige Monate in Brüssel, wo die Freunde aus Lüttich und Deutschland und zuweilen einer der Pariser mit ihm und Gérardy zusammentrafen. Hier machte er die Bekanntschaft von Charles van Lerberghe, dem Vorläufer und Freunde Maeterlincks, von Emil Verhaeren, der schon durch eine Anzahl von Werken in Belgien und Frankreich bekannt geworden war und Edmond Rassenfosse, der eben die hübsche Dichtung „Dit un Page" herausgab und bald Übertragungen Georgescher Gedichte im Réveil (Okt. 1895) veröffentlichte. Zu diesen Dichtern gesellten sich mehrere bildende Künstler: neben Donnay der Zeichner Armand Rassenfosse, ein Schüler von Félicien Rops, und der Maler Fernand Khnopff, der bei einem Aufenthalt in England noch Burnes Jones gesehen hatte und George unmittelbare Kunde von den Präraffaeliten brachte, als sie in Deutschland noch kaum jemand kannte. In diesen Künstlern mischten sich, wie in Brüssel selbst, die wallonischen und flämischen Elemente, wenn auch die ersteren vorherrschten und geistig bestimmend waren. Sie erinnerten sich wieder der untergegangenen Herrlichkeit Burgunds, dessen Ausstrahlungen lange erloschen blieben, nachdem das Land seine letzte Verbindung mit dem alten Heiligen Reiche verloren hatte. Jetzt wachte der Stolz auf dieses Erbe wieder auf, bei den einen die Zeit wo flämisch so viel wie gut und edel bedeutete oder die Freiheit in den Schwertfäusten flandrischer Bürger ruhte, bei den andern die Zeit der prunkvollen Höfe der Brabanter, Burgunder und Habsburger, als die Kunst der Bildhauer, Goldschmiede, Holzschneider und Kupferstecher ihre wundervollen Werke schuf, bei beiden die Erinnerung an die heiteren Lieder der Vorfahren, an die großen Namen der Tonkunst wie des Roland de Lattre und Josquin des Près und die nicht geringeren der Malerei: der

Brüder van Eyck, des unvergleichlichen Roger van Weyden und der späteren Rubens, van Dyck und unzähliger anderer, die aus diesem Zauberkessel germanisch-romanischer Mischung mit berauschenden Farbenwundern emporgestiegen waren.

Dies alles und noch manches Gedenken an glänzende und blutige Tage witterte um den goldgrauen Marktplatz der flämischen Unterstadt, und die Palast- und Kirchenhöhen der wallonischen Oberstadt und durchzog die Gespräche und Werke der Dichter und Künstler. Nach schwerem geistlosem Schlafe war in dem selbständig gewordenen Lande ein eigenes Schrifttum lebendig geworden. Man suchte aus dem früheren Widerspiel zwischen dem „lachenden zweifelsüchtigen Paris und dem fanatisch rohen Flandern" zu einer belgischen Einheit zu gelangen und die fast unvereinbaren Gegensätze zwischen den Landschaften der grünen blumigen Teppiche und denen der traurigen bleichen Erdflächen, „wo Pflanzen wie struppige Fäden und Bäume aus Sargholz wachsen", zu einer heimatlichen Dichtung zu verschmelzen, — Einheitsträume die heute wieder verweht sind. George stand durch seine Lütticher und Pariser Freunde mit dieser Bewegung, welche für das jüngere Geschlecht von den Zeitschriften Le Réveil, L'Art Moderne, La Jeune Belgique, Van Nu en Straks, La Wallonie und Floréal getragen wurde, in naher Verbindung und hat Verhaeren durch die Übertragung seiner Gedichte, Gérardy durch tiefere Einbeziehung ins Deutsche für die heimatliche Kunstbewegung fruchtbar gemacht. Er selbst nahm aus dem lebendigen Austausch mit den beweglichen Belgiern Kraft und Bestätigung für den eigenen Weg. Auf diesem Schnittpunkt zwischen Holland, Deutschland, Frankreich und England nahmen wie die staatlichen so auch alle künstlerischen Fragen einen besonders gesamteuropäischen Ausdruck an. Belgien war noch ein letzter Rest — und leider ein allzu schwacher — des alten Zwischenreiches, das die tiefen Wesensspannungen zwischen Germanen- und Romanentum überbrücken sollte. Damals hörte man in Brüssel Vorträge über die Dichtung Georges und machten die Blätter Werke von Donnay, Khnopff, Verhaeren, Gérardy und anderen in Deutschland bekannt.

Als ob das alte sterbende Europa den Keim einer neuen Gemeinsamkeit noch in den deutschen Dichter senken wollte, so mutet es an wenn wir erfahren, daß George in eben diesen Jahren in Paris, das er alljährlich noch besuchte, auch den polnischen Dichter zum Freund gewann. Selbst für sein an Wundern reiches Leben bedeutete das Aufblühen der Freundschaft mit Waclaw Lieder ein wunderbares Glück.

Waclaw Rolicz-Lieder war 1866 in Warschau geboren und stammte aus einer katholischen polnischen Adelsfamilie, die wie ihr Beiname War-

minsky zeigte, ehmals aus Ermland gekommen war. Schon sein Vater hatte polnische Volkslieder gesammelt und der Sohn überkam wohl von ihm das dichterische Geblüt. Als Student widmete Waclaw sich den Sprachwissenschaften vor allem der Erforschung des Orients und hat neben anderen Studien auch eine arabische Grammatik und Übersetzungen von persischen Dichtern verfaßt. Wie viele vornehme Polen lebte er lange in Paris wo George ihn schon 1889 kennenlernte, aber dem verschlossenen jungen Manne erst nach mehreren Jahren näherkam. Denn er war der ernsteste und finsterste unter den Freunden in Paris: der staat- und vaterlandslose Gast unter den Erben der ältesten und festesten Staats- und Volksgebilde. Dann freilich als die beiden einander aufzuschließen begannen und aus langsamem Zögern und Werben die Flamme schlug, verband die Fremdlinge eine Freundschaft, die keiner von ihnen bei den Franzosen gefunden hätte, in deren Beziehungen ein letzter literarischer Rest das tiefere menschliche Verhältnis hemmte. Lieder pflegte zu sagen: allen französischen Dichtern fehlt das Priesterliche. Die Augen Georges hatten in der Begeisterung des Aufbruchs in den französischen Zirkeln mehr gesehen als sie gewähren konnten, es waren die Augen des Deutschen, der ein anderes Reich suchte als jene nur denken konnten. Die „littérature", die für den Franzosen jener Inbegriff von technischem Können, publizistischem Wirken und feinstem Genießen ist, war etwas anderes als die Dichtung, welche er fühlte und suchte. Auch die kühnsten Pariser Neuerer konnten gleichsam nie ganz ohne Akademie sein und sahen in der dichterischen Äußerung stets mehr die Mitteilung an die Umgebung, die formale Beziehung zur Gesellschaft als die Erschütterung des ursprünglichen Geistes. Ihre Auffassung von der Dichtung hatte gegen die Waclaw Lieders etwas Profanes. Er sah wie George in der Dichtung die Stimme des Göttlichen, die Weltstimme des Menschen, der unbekümmert um das Draußen sich äußert weil er muß und singt was ihm drinnen geboten wird. Doch war es anfangs für George schwer bis zu diesem Kerne gleicher Anschauungen vorzudringen, weil er noch ohne Kenntnis des Polnischen, also auch ohne Einblick in die schon bestehenden polnischen Dichtungen Waclaws war. Dieser beherrschte zwar das Deutsche durchaus, war aber schweigsam und verriet von seinem inneren Wissen und Wesen nichts. Er war ein schöner hoher bleicher Mann mit dunklem Haar und leichtem Bart, der in späteren Jahren wegfiel, mit tiefdunklen Augen, aus denen ein ruhiger Blick souverän über alles hinwegschaute, von vornehmer Haltung und gemessen freundlichen Formen des Umgangs: in der äußeren Erscheinung wie im ganzen Wesen der ritterlichste Mensch dem George begegnet ist. Seine adlige Menschlichkeit wurde noch durch die

Herkunft aus einem Lande getragen, in dem einst jeder adlig war und König werden konnte, ein Anspruch der in den edleren Naturen auch nach den furchtbaren Geschicken ihres Vaterlandes noch als hohe Forderung an sie selbst und als Verpflichtung zu einer getragenen Lebenshaltung weiterwirkte, wie es stolzen Verbannten auch selbstverschuldeten Schicksals geziemt.

George lernte viel von ihm für die Gestaltung seines Selbst und sagt es gern, wie Großes er ihm dankt. In den folgenden Jahren kam er fast nur um Waclaws willen nach Paris, lernte um seinetwillen die polnische Sprache und genoß im schnelleren Näherrücken mit ihm einen wunderbaren Austausch inneren Lebens. Sie sagten einander Dinge, wie sie nur Dichter sich zu sagen haben, die über anderes sprechen müssen und können, als sonst Menschen tun, und ihre dichterischen Geister schlugen so innig zusammen, daß polnische Gedichte aus Waclaws Munde sich in Georges Ohr und Mund sogleich zu deutschen formten. So entstanden durch die beiden gemeinsame Schöpfungen wie aus einer Seele und als Waclaw sie im dritten Bande seiner poetischen, dem fünften seiner Gesamt-Werke 1897 veröffentlichte setzte er dem Bande als Ehrung dieser Einigung die Widmung in deutschen Versen vor:

Wir der Bewahrer des geistigen Erbes:
An Stefan George mit der Seele des nächtigen Rheins.
Er einzig unter den trüben germanischen Völkern
Freite zu wahrem Bund das unfehlbare Wort.
Feierte sein Geschick in erhabenen Strofen
Sang mit Frömmigkeit seine stolzesten Lieben.
In der Unsterblichkeit treuen Armen
Wird er verhauchen gleich hehren Festgesängen.
Erde zu jener Zeit sei leicht für ihn
War er für dich ja nur ein Kuß von Gott.

Er nahm in diesen Band auch das ihn bezeichnende Gedicht Georges ‚An Kallimachus' und sieben jener Gedichte, die am nächsten ihr Erlebnis berührten, in deutscher und polnischer Sprache auf. Sie sind in einem höheren und wirklicheren Sinne als es bei manchen Umdichtungen Gérardys und Verweys durch George der Fall ist, zweigezeugte Früchte gleichstarker männlicher Geister und haben aus dieser einzigen und nie erhörten Entstehung eine besondere Weite und Schwere. „Man schätzt" schrieb Verwey einige Jahre später von ihnen, „in einem so großen Lande lebend, die verschiedenen Pflanzen die aus anderen Rassen und Erden aufreifen. So ist, seine polnische Sprache ablegend, Waclaw Lieder zu seinem Nachbarn übergegangen. Es ist in diesem polnischen Geist etwas, das zuerst nicht deutsch scheint, etwas Morgenländisches vom Hohenlied, aber

dann hat Platen in seinen Gaselen auch schon für morgenländische Begeisterung die Sprache bereitgemacht. Erst durch Bearbeitung von George wurde der polnische Dichter in den Blättern eingeführt: denn den Schwung seiner hochgestimmten Verse kann nur ein hochgestimmter Geist wiedergeben. Eben darin aber auch in Darstellungen einer durchdringenden veilchenfarbenen Schwermut liegt sein Dichtertum" (Tweemaand. Tijdschr. Jan. 1898). In der Tat dieser „Träume Zweigesang", wie es in einem der Gedichte heißt, berührt zunächst durch Fremdheit und Schwermut. Ihre Bilder liegen auf einer mit uns verbundenen Linie, der katholischen, und auf einer fremden, der slawischen mit ihrer Verlängerung ins Orientalische, das bei Waclaw noch durch sein forschendes Eindringen ins Asiatische verstärkt war. Aus diesem Slawisch-Orientalischen haben sie jene überklaren Umrisse wie in einem dünnen Luftraum, jene sinnliche Nähe und Nacktheit der stofflichen Dinge wie in regenklarer Luft, die ihnen eine unheimliche und fast beängstigende Fremdheit gibt. Aber die Fremdheit wird aufgewogen durch die menschliche Artung, welche aus den Gedichten spricht. Wie — um es am Beispiel deutlicher zu machen — Swinburne uns nahe ist durch den gemeinsamen Bildungsbereich und uns daher in seinen Bildern unmittelbar sprechend ja schmeichelnd anrührt, aber als menschliche Artung als männliche Haltung fremd vernebelt fast gestaltlos erscheint: so wird umgekehrt der in der Bildart fremde Waclaw Lieder uns durch Gebärde und Sitte nahegerückt, die östliche Unmittelbarkeit der Bilder wird beruhigt durch den großen Wurf des adligen Menschen, der jeder Strofe eine feierliche Bewegung gibt und selbst mit dem Fernen und Ungewöhnlichen schaltet wie ein großer viele Länder überschauender Fürst. Seine Schwermut ist nicht minder ein Erbteil der weiten traurigen Ebenen des Ostens, aber sie hatte in dem Sohn des unterworfenen Volkes, des von seinen Nachbarn aufgeteilten Vaterlandes noch eine besondere Wurzel: er gehörte nicht zu den Landsgenossen, die noch auf die Wiederherstellung Polens hofften, mochte sie ihm äußerlich als Erlangung staatlicher Selbständigkeit auch nicht unmöglich scheinen, aber er glaubte nicht mehr an die Kraft seines Volkes zu eigener höherer Gestaltung. Dieses herbere Schicksal seines Vaterlandes bedrückte ihn tief und das Erlebnis mit George dem hoffnungsmutigsten Kämpfer für seine Welt ließ ihn noch deutlicher das furchtbare sinnlose Gesicht erkennen: wissend und schauend für etwas schaffen zu müssen, das nicht war und nicht mehr sein konnte. Er ging wenige Jahre später in eine Art freiwilliger Verbannung und Entsagung und kreuzte den Weg Georges nur noch einmal ein volles Jahrzehnt später: ein Vierzigjähriger mit einem Antlitz, in dem die Runen eines tief von

Schaudern und Leiden gequälten Lebens, eines hoffnungslosen Unterganges eingegraben waren. Aber unverändert war Gestalt und Haltung geblieben und unverändert was auch der Schwermut in seinen Gedichten jede romantische Note nimmt: der trauerüberherrschende Stolz, die unantastbare Hoheit dessen, der ein schweres Schicksal würdig trägt, und nicht zuletzt der große Sternklüfte überbauende Glaube an den Dichter, der dem Ton dieser Seele die hohe Erhabenheit und den reinen Adel gibt.

So spannten sich um die Mitte der neunziger Jahre die Flügel Georges schon vom romanischen bis zum slawischen Raume — nicht durch Studien, nicht durch Briefe, sondern durch Menschen die würdige Träger der Eigentümlichkeiten ihrer Völker waren, durch Jünglinge und Männer, deren Freundschaft er erwarb und die in ihm den höchsten und reinsten Träger deutschen Geistes unter den Lebenden verehrten. Die aufmerksamen Blicke der Ausländer sahen in dieser Mittelstellung Georges bereits damals ein staatliches europäisches Moment, als bereite sich hier im Dichterischen ein völkerversöhnender Austausch der Kräfte vor, der in der Tat bei wachsender Ausdehnung eine tiefere Näherung der Völker hätte bewirken können als politische Besuche und wirtschaftliche Verträge. Wie der Holländer Verwey bald mit dem Ton freudiger Zustimmung auf das innige Bündnis des deutschen und polnischen Dichters hinwies, so hatte der Welschschweizer William Ritter schon im Frühjahr 1895 in einem Aufsatz über die neue deutsche Dichtung in der Genfer Semaine Littéraire (2. III. 95) geschrieben: die junge französische belgische und deutsche Dichtung stünde in gemeinsamer Front gegen den Naturalismus und vollziehe in Lüttich eine Einung von Frankreich und Deutschland „un véritable phénomène d'endosmose littéraire". Der bekannteste Lütticher Dichter Paul Gérardy, so erläuterte er diesen Vorgang, schreibe so gut französisch wie deutsch und der Führer der jungdeutschen Plejade, der feine und außergewöhnliche Stefan George betrachte das Französische als seine zweite Muttersprache. „Die politischen Sieger haben sich mit dem Zivilisationsherd der Besiegten inspiriert und die Blätter für die Kunst sind voll von Übersetzungen von Baudelaire, Verlaine, Moréas, Régnier, Griffin, Merrill und anderen.... Dabei gibt der deutsche Ernst niemals seine Rechte auf und Stefan George hat in seinen Urteilen über andere stets eine Milde und Zurückhaltung geübt, die schnurstracks der Ungebundenheit und Bohème entgegengesetzt ist, wie sie vor etwa zehn Jahren im lateinischen Viertel Mode waren".

Es waren die Jahre, wo nach dem Sturze des kriegslustigen General Boulanger eine Entspannung zwischen Frankreich und Deutschland in

ihren politischen Beziehungen statthatte und eben im Frühjahr 1895 versöhnliche Männer eine öffentliche Rundfrage in Frankreich veranstalten konnten, ob fortgesetzte geistige Beziehungen zwischen den beiden Ländern erwünscht seien. Mallarmé antwortete darauf, indem er für die deutsche Seite auf die Blätter für die Kunst hinwies, daß die Wünschbarkeit dieser Beziehungen nicht mehr in Frage stehe, sie seien schon da: „Baudelaire ist übersetzt, ich klatsche Beifall!" Und schon damals fühlte auf seinem neutralen Beobachterposten Verwey, der George noch nicht persönlich kannte, die Wichtigkeit der geistigen Bänder, die sich so zwischen den feindlichen Völkern neu zu knüpfen schienen und schrieb zu jener Antwort Mallarmés in seiner zweimonatlichen Zeitschrift: „Die liebenswürdige Hoheit dieser Erwiderung ist um so schöner, weil die Antwort selbst eine vollkommene Kenntnis und durchsichtige Wahrheit ist, um die jedoch von all den Menschen, welche die Frage beantwortet haben, niemand wußte, und die von diesem Dichter wie von einem Eingeweihten, einem göttlichen Orakel auf den Markt gesprochen wurde. Hoch ist diese Antwort, weil sie die ganze Aufzucht furchtbar wuchernder, hüben und drüben des Rheins schwappender Theaterbewunderung, die es doch mit ihrem Geschwatze dem Ohre schwierig genug macht, gar nicht zu bemerken scheint. Liebenswürdig, weil sie dieser Abschätzung des Minderen nur durch eine Anerkennung des Höheren Ausdruck verleiht. Und wahr und vollkommen wissend ist sie, weil es für jeden Kenner deutscher Gedichte deutlich, ja offenbar ist, daß die einzige Erscheinung in Deutschland in diesem Augenblick von höchster, weil dichterischer Bedeutung innerhalb jener geistigen Beziehungen die ‚Blätter für die Kunst' und die Verse ihres Dichters, zugleich des Übersetzers Baudelaires, sind: Stefan George".

4. KAPITEL: DIE BÜCHER

ALS die seltsamen Stimmen des Auslandes ertönten, die den in Deutschland nur von ganz wenigen beachteten, der Öffentlichkeit noch gänzlich unbekannten Dichter schon mit europäischen Fragen in Zusammenhang brachten, legte dieser nach der Rückkehr nach Deutschland die letzte Hand an das Werk, von dem er in den Blättern schon eine Anzahl Gedichte veröffentlicht hatte: DIE BÜCHER DER HIRTEN- UND PREISGEDICHTE, DER SAGEN UND SÄNGE UND DER HÄNGENDEN GÄRTEN. Er vollendete in der Heimat, was er in der Heimat begonnen hatte, als er am Rheine langsam von den Erschütterungen des ALGABAL genas. Es liegt daher die Stille nach dem Sturm der ersten Durchbruchsjahre über

dem Werke. Die Sprache, das Drängen des Gottes zu sagen, war geschaffen, die Kraft, das Leben zu durchdringen, war geweiht, die unantastbare Ferne über der eigenen Zeit war erreicht. So gewappnet und gefeit tat der Geist des Dichters den ersten Blick in das Wo und Wann seiner Umwelt. Er trat aus dem innersten Ring des Ich an den ihm nächsten Stoff: an die ihn selbst bedingende geistige Ahnenschaft, an sein Erbe als Deutscher an diesem Ort und in dieser Stunde der Welt. Noch bevor er mit Schuler die Spät-Antike, mit Gérardy und Lechter das Mittelalter, mit Waclaw und Wolfskehl den Orient liebend und schauend durchfuhr, hatte George die Gestaltung der BÜCHER begonnen und die Grundbedingungen unseres geistigen Baues, jene drei großen Bildungswelten in den Bereich seiner Dichtung gezogen. Die ihn durchbebende Erregung dieser Gesichte gab in diesen Jahren dem Freundesgespräche über das Morgen- und Abendland, gab den gemeinsamen Fahrten durch „unsere noch unentweihten Täler und Wälder — unsere mittelalterlichen Ströme und die sinnliche Luft unserer angebeteten Städte" jenen begeisterten Schwung und Atem, der in den Prosestücken und auch den Dichtungen der Gefährten seinen Ausdruck fand. Dem Dichter gab dieses Mitschwingen der Nächsten die lebendige Luft der Gegenwart, deren er zum Schaffen bedarf: er muß das Menschentum auch ältester Ahnen im Beben lebender Seelen spüren, die ihn erschüttern und rühren, um es ins Hier und Heute bannen zu können. Die schon trümmerhaften und die noch stehenden Werke der Vergangenheit in Landschaft, Kirche und Palast, in Sage, Buch und Bildwerk spiegelten sich ihm aus Wort und Miene von Freund und Freundin wider und nicht ihr gewesenes sondern ihr noch seiendes Menschtum nährte seine Einbildung. „Von unseren drei großen Bildungswelten" sagt die Vorrede zu den BÜCHERN „ist hier nicht mehr enthalten als in einigen von uns noch eben lebt".

Es bleibt freilich dem nachforschenden Verstande unbegreiflich, wie der junge Dichter eine solche Gesamterkenntnis und ein solches Einzelwissen von jenen großen Bildungswelten besitzen konnte, das zu erlangen ein Studium mehrer Jahrzehnte nicht zu genügen scheint. Es bleibt uns nur die Erklärung, daß nicht nur das erworbene Bildungserbe des letzten Jahrhunderts wie es die Künste und Wissenschaften aufgehäuft hatten, in George lebendig gegenwärtig war: daß vielmehr darüber hinaus sein Wissen rätselhaft in jene Zeiten selbst zurückreichte und in seinem Blute, wie er es in Spanien tief erschüttert gefühlt hatte, die Erinnerung von Jahrtausenden schlummerte. „In jedem Menschen" sagt Jean Paul, „wohnen alle Formen der Menschheit, all ihre Charaktere, und der eigne ist nur die unbegreifliche Schöpfungswahl Einer Welt unter der Unendlichkeit

von Welten, der Übergang der unendlichen Freiheit in die endliche Erscheinung. Wäre das nicht: so könnten wir keinen anderen Charakter verstehen oder gar erraten als unsern von andern wiederholten. — — Nur unterscheidet sich der Genius dadurch, daß in ihm das Universum menschlicher Kräfte und Bildungen als ein mehr erhabenes Bildwerk in einem hellen Tage liegt, indes dasselbe in andern unbeleuchtet ruht, und dem seinigen als ein vertieftes entspricht. Im Dichter kommt die ganze Menschheit zur Besinnung und zur Sprache, darum weckt er sie wieder leicht in andern auf". In diesem Sinne trug George, wie Friedrich Gundolf es gerade für die BÜCHER unvergleichlich geschildert hat, die menschlichen Urformen unserer Bildungswelten in seinem Innern und führte sie durch die dichterische Eingebung ins helle Licht der Sprache herauf. Aber indem er die reinen Menschenbilder der Geschichte, das heißt der einmal dort und damals zeitgewordenen Gottesseele in seiner lebendigen Seele wiedererstehen ließ, erfaßte er doch zugleich auch ihre späteren historischen Spiegelungen im deutschen Geiste und unsere klassische Wiedergeburt, unsere Mittelalter-Romantik wie unser orientalischer Märchen- und Schicksalsschauer, der von der Gralsage über Goethes West-östlichen Diwan bis zu Wagners Parsifal und Nietzsches Zarathustra schwingt, ist in seinen Dichtungen mitverfangen. George offenbarte sich gerade in diesem Werke zuerst als der umfassendste Geist der Gegenwart. Er ist weder Klassizist noch Romantiker noch Orientalist, aber was wir mit diesen Bezeichnungen an Dichtersehnen und Denkermühen, an Fernfahrersüchten und Kinderträumen umfassen und noch atmender Teil unseres Wesens ist, auch dies und gerade dies hat George mit in sein Werk gehoben: nicht mehr als quälende Sehnsüchte und vage Stimmungen sondern als unvergängliche erfüllte Gestalt unseres eigenen Menschentums. Wir dürfen seitdem — und es ist im jungen Geschlecht schon geschehen — an die Wiedererwekkung der Vergangenheit gehen, ohne Furcht uns selbst zu verlieren: am hellenischen Traum zu verbluten, am christlichen Seelenflug zu verschwärmen, am morgenländischen Herrscher- und Weltenprunk zu verflüchtigen. Wie ALGABAL den Endrausch unserer Zeit aufgefangen hat, um dem beginnenden Leben freien Weg zu geben, so haben die BÜCHER unsere fernsüchtigen und rückgewandten Triebe wieder ins Gegenwärtige heimgeholt, ja sie haben uns von der ganzen Belastung der Geschichte als eines zum Selbstzweck gewordenen toten Wissens vom Vergangenen befreit und sie uns wiedergeschenkt als vertieften Schicksalsraum unseres handelnden und bildenden nicht nur unseres erkennenden Selbst.

Der Aufbau des neuen Werkes brachte die weitere Vollendung des Gesetzes, das wir auf der Linie von den HYMNEN zum ALGABAL sich ge-

stalten sahen: das ganze Werk ist in einer dreiteiligen zyklischen Ordnung geplant und durchgeführt, jeder der drei Bereiche vollendet sich in einem geschlossenen Gedichtkreis, der selbst wieder eine Zwei- oder Dreiteilung des Raumes aufweist. In jedem der Gedichtkreise ähneln die Versmaße und Strofenbauten sich leise den Zeiträumen an, denen der sinnbildende Gehalt entstammt, aber nirgends sind die alten Formen wie im Barock und in der Klassik einfach nachgeahmt. In den HIRTEN- und PREISGEDICHTEN sind antike Maße in freier Umformung verwendet oder nur anklingend durchgeführt, die SAGEN UND SÄNGE geben nicht den Aufbau provenzalischer oder deutscher Minnelieder wieder, aber haben von ihrem Tonfall so viel aufgenommen um das Ethos jener Lieder anklingen zu lassen. Für die HÄNGENDEN GÄRTEN liegen überhaupt keine unmittelbaren Vorbilder vor, höchstens klingen die poetischen Stellen aus Tausend und einer Nacht — persischer Herkunft wie alles Poetische darin — und etwa das Hohelied von ferne an. Die zarte Ferntönung bleibt an keiner Stelle fremdes Element, ja es ist das Wunder dieser Gedichte, daß die Ort- und Zeitfarbe der vergangenen Bildungswelten ganz ins Heutige eingegangen ist. Der eigene Ton Georges überherrscht alle Maßgebilde mit unbedingter Gewalt, er war es ja der schon im Durchbruch der ersten Werke dem Wort sein neues Geheimnis gab und nun auch die neuen Seelenbereiche für die verwandelte Sprache eroberte. Gerade das Weiterschwingen dieses Tones in den völlig veränderten Stoff- und Maßgefügen der BÜCHER zeigte an, daß es sich bei seiner Erscheinung nicht um die gelegentliche Gefühlslage eines Dichters noch um die Ausklügelung technischer Kunstgriffe handelte, sondern um den notwendigen Ausdruck einer dichterischen Wesensart, wie sie alle Völker und Zeiten einer einheitlichen Lebensbildung besessen haben. Es ist der festlich durchgehaltene, der „Dauerton", wie Gundolf ihn genannt hat, der über die nur persönliche und nur gelegentliche Gefühlsäußerung hinaus von einem Bleibenden, Göttlich-Lebendigen in Leib und Seele kündet, von der ewigen Feier eines gläubigen Geistes, für den die heilige Welt eine unbezweifelte Wirklichkeit ist. Im zarten Liede wie im Zorn- oder Lobgesang behält dieser Ton ein gehobenes durchwaltendes Maß und gibt dadurch erst den Boden her für eine feste dichterische Überlieferung, für Schöpfungszeiten von langanhaltendem Atem, in denen sich eine künstlerische Stileinheit bilden kann. Im Georgeschen Gedichtkreis ist diese Stileinheit bei völliger Durchbildung und Selbständigkeit der Einzelgebilde vorgeschaffen. Die lebendige Unterschiedenheit der Teile wird gebunden durch e i n Gesetz, dem jeder in sich und in der Aufeinanderfolge aller gehorcht, so daß im Wechsel der Einzeltöne zugleich der Einklang des Ganzen liegt. Ja noch die Titelgebung

der Gedichtkreise, die bei George nie etwas Zufälliges hat, wird als äußerster Rand von der Toneinheit erfaßt und deutet als sinngebendes Vorzeichen die Gesamtlage der Dichtung an. Daß ein solcher Ton, der eine gerundete Götter- und Menschenwelt voraussetzt, in einem einzelnen Menschen in gottloser Einsamkeit wieder erklingen konnte, ist ein Rätsel, das sich der begrifflichen Erklärung entzieht und nur das Geständnis erlaubt: in diesem Menschen lebt und beginnt eine neue Welt.

Und welch eine Welt trat hier in das waffenstarrende und warenstrotzende Ende des 19. Jahrhunderts! Ein fremdes Inselreich, dessen Gestalten von all dem nicht berührt schienen, was sich ringsum als „das Leben" gebärdete, die von anderem Ernst und anderer Lust brannten als die Zeitgenossen für die ihre priesen. Und doch besaß der Dichter zugleich was sie als ihr Höchstes achteten in größerem Reichtum als sie selbst: Er war wessen sie sich rühmten: Sohn der Erde aus einer tieferen Schicht und in dichterer Fülle als sie nur ahnen konnten. Es ist bezeichnend für die Form der „Erinnerung" von der wir sprachen, daß sie sich bei George nicht auf platonische Ideen noch christliche Überhimmel richtete sondern auf verwandten Ort und Leib, auf irdisches Gewächs und Ding. Denn es unterscheidet Götter und Welten wie die großen schöpferischen Seelen ihren Ursprung oder die Heimkehr in ihr Eigen fühlen, ob zu den ewigen Bildern wie Platon, den Wohnungen des Vaters wie Christus, den Bogen des unendlichen Lichtes wie Dante — George sah sie in den BÜCHERN in den Altern der Erde wo der Mensch am schönsten blühte, er war von Bildern einer göttlichen Heimat trächtig, die sich hier auf mütterlichem Grund vollendet hatten und wieder vollenden sollten. Drei orphische Sphären des Vergangen-Gegenwärtigen öffnen die BÜCHER: die des heldischen und opfernden Menschen wie ihn vor allem Griechenland, die des ritterlich-frommen und minnenden Menschen wie ihn das christliche Mittelalter, und die des schicksalswilligen und sich vergeudenden Menschen wie ihn das Morgenland in den klarsten Grundformen gestaltet hat. Welches Alters oder Geschlechtes dieser Mensch ist, in welche Schicksale oder Begebenheiten er gestellt ist: immer ist dieser Mensch schön oder ersehnt doch wie der Flurgott und der Faun die Schönheit als höchstes Gut, immer ist die Landschaft und Umgebung in die er gestellt ist schön vom erhabenen Sinnbild der unberührten Traumeinsamkeit des „Herrn der Insel" bis zu den lichtüberstrahlten Trümmern der eroberten Stadt in den HÄNGENDEN GÄRTEN. Wie schön muß diese Dichterseele sein, da noch das Häßliche und Ungenügende, das Sieche und Trümmerhafte in ihren Gesichten groß und schön erscheint und uns durch die Trauer des Verzichtes, die Scheu das Vollkommnere zu stören oder ein stummes Beiseitegehen entzückt und rührt!

Vor diesen Gedichten erinnert man sich am ehesten, daß nie ein gemeines Wort über die Lippen Georges kam, daß keiner je eine häßliche oder obszöne Rede von ihm hörte.

Die Gestalten der BÜCHER sind die menschliche Erscheinung des vollkommen schönen Gefüges der göttlichen Welt. Ihnen allen ob sie Sieger oder Gescheiterte, Erkorene oder Verworfene, Glückliche oder Verzichtende sind ist die Kraft des Dichters mitgegeben, vor dem Schicksal zu bestehen, das Notwendige fraglos und klaglos auf sich zu nehmen als Teil des Wachsens oder Welkens. Und diese Kraft zum willigen Aufgang oder willigen Untergang ist immer ein Lebenbejahendes, ein Schönsein im Tempel der Welt. Um die HIRTEN-GEDICHTE weht die griechische Luft, jenes innige Einssein von Mensch Natur und Schicksal, wie seit Winckelmann und Goethe vor allem wir Deutsche es gespürt haben. Seit dieser Aufbruchszeit war durch die Künste und Wissenschaften, neues Forschen und neue Funde ein noch tieferes Sehen der Antike möglich geworden. Durch die Werke der Vasenmalerei und Bildnerkunst und nicht zum mindesten durch die Böcklins und Marées, also auf dem augenhaften Wege hatte George vor allem den Zugang in die hellenische Frühzeit gefunden und hier sein eigenes heroisches Fühlen und Schauen verkörpert gesehen. In zweimal sieben Gestalten hat er den heroischen Geist in seiner maßvollen Gelassenheit und opferwilligen Hingebung dargestellt: die hellen wie schwermütigen Zauber seiner Verflochtenheit mit Stern und Quell und Pflanze und die ernsten wie düsteren Geschicke eines erbarmungslos wählenden und verwerfenden Lebens von einer tragischen Unbedingtheit, die Goethe noch erschauern machte und deren Erschütterungen er am liebsten vermied. Aber eben weil die Seele des deutschen Dichters vom gleichen Lebensgefühl wie die der Griechen bebte, sind seine Gestalten und Landschaften keine fernen Märchen mehr: Brunnen, Pappel und Fichte, Mädchen, Knaben und Männer sind seines sind unseres Wesens und atmen die heimische Luft.

Auch wenn die PREISGEDICHTE nicht die Aufschrift trügen „Auf einige junge Männer und Frauen dieser Zeit", würden wir unter den antiken Figuren nicht minder laut den Pulsschlag u n s e r e r Herzen fühlen und ahnen, daß hier im Gleichnis des Alten dem heimatlichen Leben eine neue Form der Feier entstanden ist: die Verklärung von Tag und Stunde, Ort und Fahrt im Verkehr mit den Nächsten, die Heiligung der freien Gebärde in der Freund- und Liebesgemeinschaft, die Ehrung der Schönheit als täglichen Gasts bei Mahl und Gespräch. Damit taucht zum ersten Male die bislang in der lyrischen Gattung für unmöglich geltende Form auf, die von nun an in allen Werken Georges wiederkehren und zur höchsten Voll-

endung geführt werden sollte: die Darstellung lebender Persönlichkeiten in ihrer Einzelerscheinung, ihrem Verhältnis zum Dichter oder zu einem weiteren Kreis der Geselligkeit. Obwohl ihre Namen hier noch ins Sinnbild gehüllt sind gibt dieses doch Zeugnis von der Glut und Unmittelbarkeit, von der Milde und Mäßigung mit der George vor jeder großen und kleinen Menschlichkeit seiner Gefährten und Gefährtinnen stand und das Bild der höchsten geselligen Stunden mit ihnen liebend und ehrfürchtig erhob und bewahrte.

In den SAGEN UND SÄNGEN sind in gleicher Weise nur in der Sphäre einer anderen geschichtlichen Sinnbildlichkeit die Triebe und Dränge, Wünsche und Gewalten der Dichterseele Gestalt geworden. Urmenschliche Leidenschaften und Eigenschaften, Fernzauber und Fahrfreude, Mannentreue und Frauendienst, Gottversunkenheit und Gottverlassenheit sind in der besonderen Spiegelung, wie das christliche Mönchs- und Rittertum, wie die aus ihnen genährte Sagen- und Legendendichtung und der noch währende Kult der katholischen Kirche sie ausgebildet und bewahrt hatten, mit einer von der ganzen Romantik vergeblich erstrebten Sinnfälligkeit in diese Lieder eingegangen. Ja sie haben hier zum ersten Male die große Dichterstimme gefunden. Denn was sich an menschlichen Geschicken frommer und tapferer Art in der gott- und minnesuchenden Zeit begab und in ihren Gemeinschaftsformen, Bildern und Bauwerken einen vollkommenen Ausdruck erhielt, hatte in der D i c h t u n g des deutschen Mittelalters keine gleichwertige Gestaltung gefunden, wie etwa die hellenischen Lebensbilder in der ihren. Die großen Gewalten des Daseins, das Diesseit und Jenseit, das Sinnliche und Übersinnliche, das Leibliche und Geistige mußten sich in jenen Zeiten zweier Sprachen, der völkischen und der lateinischen, bedienen und jede von ihnen entbehrte die der anderen zufallende Hälfte des Menschenwesens für seine dichterische Gestaltung. So blieben die Minnelieder ungeistig, die Kirchenhymnen unsinnlich, soweit sie sich nicht gelegentlich vom gegnerischen Körper Nahrung entliehen. Nur Dante ist es bekanntlich gelungen, diesen Zwiespalt aufzuheben, indem er die ganzen himmlischen Sphären in die Volkssprache einbegriff, ja mehr noch die ganze übersinnliche Welt auf seiner göttlichen Reise mit den Gestalten und Leidenschaften seines sinnlich-irdischen Dichtertums erfüllte. Die mißtrauende Kirche hat daher sein Werk erst vor wenigen Jahrzehnten — ein Zeichen ihres alternden Feingefühls — vom Index der verbotenen Bücher gestrichen. Sie wird die Kraft nicht mehr haben, die SAGEN UND SÄNGE Georges darauf zu setzen, in denen der weltliche Dichter frommere Weisen des ewigen Lebens singt als einer der geistlichen seit einem Halbjahrtausend, in denen der Laie tiefere Gebete

an die Mutter des ewigen Lichtes richtet als einer ihrer Priester mit verwelkten Herzen und erloschenen Gluten.

Die Gedichte dieses Buches haben bald den trotzigen Klang eisenbewehrter Kämpfer und Beter, bald die Zartheit der keuschfingrigen Maler des mittleren Alters und zum ersten Male sind hier die geisternden Seelenkräfte eines christlichen Jahrtausends ganz deutsches Sprachgut geworden. George hat sie aus dem Bereich romantischer Sehnsüchte und verstockter Gelehrten-Überlieferung erlöst und auch sie zu Spannungen und Schichtungen des lebenden deutschen Menschen gemacht.

Im Buch der HÄNGENDEN GÄRTEN, einem der wenigen Werke Georges mit abklingendem Rhythmus und entspanntem Schluß, ist der Traum des kindlichen Königtums zu Ende geträumt. Der immer noch wache Trieb nach unmittelbarer Auswirkung in einem staatlichen Handeln mußte in den dichterischen Kraftkern gezogen werden, wenn die geistige Herrschaft ganz erstehen sollte. So führt der Dichter seine Seele im Bilde des östlichen Fürsten durch die Sphäre des Verzichtes, des Sich-Verlierens und Erlöschens. Er verlegt diesen Vorgang in das Land des Unwahrscheinlichen und Willkürlichen, in das Reich der märchenhaften Phantastik, in der uns der Orient seit der Alexandersage, den Kreuzzügen, seit den Epen Tassos, Ariostos, Wielands und noch dem Diwan Goethes und seinen Folgern schimmert. Denn nur in diesem fernsten fremdesten Raum konnte die Entsagung wahrscheinlich, die Verflüchtigung möglich erscheinen. Hier war das Ungewöhnliche alltäglich, unerwartete Erhebung und Sturz auch der Größten ein häufiges Spiel. George hat von dem Unendlich-Mannigfaltigen des morgenländischen Märchen-Reiches genommen, wessen er bedurfte um den Luft- und Umkreis sichtbar zu machen, in dem die über den Rand der Gestaltenwelt schweifende Seele sich bewegt: den glutvoll erschlaffenden Atem um alle Dinge, die schwüle Begehrlichkeit aller sinnlich bunten Reize, den betäubenden Prunk von Stahl und Purpur, Weihrauch und Blumen. Der Blutrausch der Schlachten wie der Friedensabend, der Jubel der Feste wie der stillste Mittagstraum sind nur Zeichen für den einen, der einmal ganz sich lösen und im Traum der Lust versinken will. In dieser schwelgenden Verschwendung von Lichtern und Wassern, Gärten und Bauten, Kriegern und Frauen ist die Herrschaft, nicht wie im ALGABAL eine brennende Aufgabe mehr, sondern ein zu verschwendender Überfluß und ihr Träger ist von schrankenloser Hingabe in der Liebe, von willentlicher Unterwerfung unter die Schläge des Schicksals, von demütigem rachelosem Dienst vor dem glücklicheren Sieger. Wer das widerstandslose Erlöschen der Herrschaft in solcher Unbedingtheit fassen konnte, mußte wie der Dichter der HÄNGENDEN GÄRTEN schon den Bo-

den der neuen Herrschaft gewonnen haben, um die versunkenen und versinkenden Träume in solcher Schönheit erstehen zu lassen. Daß der Fürst sich nicht aufbäumt sondern auch das Äußerste hinnimmt, daß ihn die gesteigerten Leiden nicht erbittern und die scheue Traurigkeit vermehren, daß der ganz Verlassene sich dem versöhnenden Wasser übergibt, um ins Dunkel gleitend Vergessen und erlösende Ruhe zu finden, ist Sinnbild des inneren Geschickes, auf das George hier schon zurückschaut: auf die Gefahren und Leiden, als der kindliche Königstraum erlosch und in den größeren der geistigen Eroberung der Sprache einging, als er in das mütterliche Element der Seele tauchte, um verwandelt zu erstehen.

Man muß die frühen Aufsätze von Hofmannsthal, Gérardy, Wolfskehl, Verwey, Klages gelesen, die Erinnerungen der bildenden Künstler jener Tage gehört haben, um zu begreifen, welch eine neue Erde ihnen in den BÜCHERN aufging, wie die keusche und doch bezwingende Gebärde, die adlige Anmut und Stärke der Gestalten sie ergriff! Es war die Zeit eines hohlen und groben Theaters und einer lauten nervenreizenden Musik, das Jahrzehnt, in dem auch die Staatsmänner zur bombastischen Geste, die Kaufleute und Unternehmer zur schreienden Reklame und die Massenführer zum Straßen-Schlagwort griffen. Schon damals stellte die Dichtung Georges Welt gegen Welt. In den BÜCHERN war alles Grelle gedämpft, alles Laute vermieden, aber gerade am leisen Aufhub schwerer Wuchten spürten die Künstler den Anbruch eines schöneren Menschenmorgens. Nicht ein Klassisches, nicht ein Romantisches, nicht ein Orientalisches hörten sie aus den Gedichten schwingen, wohl aber die Befreiung von den Formen der eng gewordenen Überlieferung und den schlimmeren der künstlerischen Verrohung ihrer Zeit: sie fühlten die Erweckung einer ursprünglichen ewigen Menschlichkeit gleich edel wie die der Antike, gleich fromm wie die des Mittelalters, gleich schicksalsgläubig wie die des Orients — aber unseres Herzens und unseres Landes. Wir wollen von jenen Stimmen nur die eine von Hofmannsthal, einige Sätze aus seiner schönen Besprechung der BÜCHER anführen, da sie in seinen Werken bisher nicht wieder gedruckt worden ist. „Obwohl in einer reichlichen Breite der inneren und äußeren Erfahrung webend" schrieb er in der Wiener Wochenschrift „Die Zeit" vom 21. März 1896, „ist in diesen drei Büchern Gedichte das Leben so völlig gebändigt, so unterworfen, daß unserem an verworrenen Lärm gewöhnten Sinn eine unglaubliche Ruhe und die Kühle eines tiefen Tempels entgegenweht. Wir sind in einem Hain, den wie eine Insel die kühlen Abgründe ungeheueren Schweigens von den Wegen der Menschen abtrennen.

Es ist ein Hauptmerkmal der schlechten Bücher unserer Zeit, daß sie

gar keine Entfernung vom Leben haben: eine lächerliche korybantenhafte Hingabe an das Vorderste, Augenblickliche hat sie diktiert. Zuchtlosigkeit ist ihr Antrieb, freudlose Anmaßung ihr merkwürdiges Kennzeichen.

Hier nun redet wieder die hochgezogene Seele eines Dichters.

carmina non prius
audita Musarum sacerdos
Virginibus puerisque canto.

Diese Gedichte speien freilich nicht das gierig verschluckte Leben in ganzen Brocken von Sensationen von sich, wie die Schakale und Hunde, aber sie sind ganz mit Leben durchdrungen und es ist gar nicht völlig aus ihnen herauszuwickeln. So eins sind in echter Poesie, wie in der Natur, Kern und Schale, daß uns ein Teil des Gemeinten auf einem Wege zugeht, der dem Verstand unauffindbar ist. — —

Das Buch der „Hirten und Preisgedichte", als erstes gestellt, ist erfüllt mit dem Reiz der Jugend. Es ist die gehaltene Anmut antiker Knabenstatuen darin, jenes bescheidene und nachdenkliche ‚Gürten der Lenden für die Reife des Lebens'.

Die lieblichsten Schüler des Sokrates schweben ungenannt vorüber: Menexenes, Apollodoros, Charmides, Lysis; man ahnt, wie sie sich bewegt haben, man erinnert sich, wie schnell sie erröteten. Es ist fast keine Zeile in dem Buch, die nicht dem Triumph der Jugend gewidmet wäre. — —

Das scheue Wesen, die ahnungsvolle Fülle und Leere wird in schönen Beispielen ländlichen, einsamen Lebens gemalt und hier tritt eine frühe, halbsinnliche Frömmigkeit auf, eine knabenhafte Andacht zur untergehenden Sonne und zu dunkelnden Wolken. — — — Die gleiche Gesinnung verbannt aus diesen Gedichten die breite Schilderung, die orgiastische unreife Wiedergabe des dumpf Angeschauten. Es ist nichts von Qualm darin. Strenge Hintergründe bieten das Notwendige: den Strand, eine Straße, das Schiff, sparsame und bedeutende Linien wie an alten Krügen, vieles sagend, wie im Traum, Umrißlinien des unterworfenen Lebens. Diese Übereinstimmung zwischen Gesinnung und Manier hätten wir nicht entbehren dürfen, ohne irre zu werden. Denn die künstlerische Kraft und das Weltgefühl eines Künstlers sind eins. An wem die Welt mit verworrenen Auspizien zerrt, wer sich nicht selbst gehört, der hat keine Gewalt, die Worte anders als scheinhaft und gemein zu setzen. Wer lügt, macht schlechte Metaphern. Die Verse, die ein Mensch schreibt, sind auf ewig ein unentrinnbares Gefängnis seiner Seele, wie sein lebendiger Leib, wie sein lebendiges Leben. Es ist ganz so unmöglich, von außen Schönheit in ein Gedicht zu bringen, als es unmöglich ist, durch den Willen den Ausdruck seiner Augen schöner zu machen.

Die Bilder sind spärlich, groß und gehen aufs Wesen; und neben ihnen erscheint die metaphorische Reichlichkeit vieler Dichter aufgedunsen und übel angebracht.

Von einem Sieger ist gesagt:

Er geht mit vollem fuße wie der löwe
Und ernst ...

Der sinnlich geistige Eindruck einer singenden Menschenstimme wird so gemalt:

Wenn deine stimme sich in lieder löst, verbreitest
Du warm und tief behagen und genuß.

Einzelne Bilder sind vom überspringenden Feuer, vom Sternenhimmel, von den einfachsten, sozusagen ewigen Hausgeräten genommen. Der vielfältige „verklausulierte und zersplitterte" Zustand unserer Weltverhältnisse ist in den ungeheuren Abgrund des Schweigens geworfen. Auf das mannigfaltige Aufdringliche, innen und außen, wird nicht angespielt. Das grenzenlose Formale ist abgetan und damit eine verworrene Gewissenslast abgeschüttelt.

Diese Menschen scheinen freier, leichten Hauptes und leichter Hände, behender und lautloser ihr Atem, minderes Gewicht auf ihren Augenlidern. Wir erkennen unser Dasein in ihnen wieder, aber in einem neuen, freieren Verhältnis gegen die ganze Natur fortgesetzt. Man wird an jene glücklichen Bewohner entfernterer Gestirne erinnert, die aus leichterem und feinerem Stoff vermutet werden. — —

Es wird niemandem ein gewisses Verhältnis der „Hirten- und Preisgedichte" zu den Alten (und mehr zu dem Tone des Tibull und Horaz, als dem der Griechen), ein gewisses Verhältnis der „Sagen und Sänge" zu dem Tone der Deutschen des 13. Jahrhunderts entgehen. Auch wird hier die giebelige Stadt, die Kapelle, die beblümte Au der Miniaturen sparsam angedeutet, wie dort das Entsprechende in der Art der geschmückten Krüge. Nur ist dieses Verhältnis nicht stärker herbeigezogen, als es für Menschen später Geschlechter ganz unaufdringlich und selbstverständlich in den Landschaften, den ererbten inneren Zuständen und äußeren Manieren zu liegen scheint. Wir sind von vielfältiger Vergangenheit nicht loszudenken. Aber freilich ebensowenig in eine bestimmte Vergangenheit hineinzudenken. Hier wird der Takt eines Künstlers alles entscheiden; das Widerwärtigste und der feinste Reiz scheinen hier durcheinander zu liegen. Wir geben uns kaum Rechenschaft darüber, wie viel von dem Zauber eines jeden Tones diese mitschwingenden Obertöne ausmachen, dieses Anklingen des früheren Herben im späten Milden, des Kindlichen im Feinen, dieses Mitschwingen des Homer in den späten Griechen, der Griechen

in den Römern, dieser Abglanz der Venus in den Bildern von christlichen Heiligen.

Und sind nicht die Antike Goethes, die Antike Shelleys und die Antike Hölderlins drei so seltsam verwandt-geschiedene Gebilde, daß es einen traumhaften Reiz hat, sie nebeneinander zu denken, wie die Spiegelbilder dreier sehr seltsamer Schwestern, in einem stillen Wasser, am Abend?

Einen freieren, unsicheren Hintergrund haben die Gedichte des dritten Buches. Bald über der Welt, bald wie im lautlosen Kern der Erde eingebohrt, immer fernab von den Wegen der Menschen. Diesen traumhaften Zustand bezeichnend, heißt es das „Buch der hängenden Gärten". Sterne werden nur durch das Netzwerk phantastischer Blätter erblickt, das Wasser nur, wie es aus den Schlünden von Fabeltieren in ein Becken springt.

Aber auch in diesen tieferen Betäubungen der Phantasie finden wir das Gemüt wieder, das uns in den „Hirtengedichten" und in den „Sagen und Sängen" nahe gekommen ist. War es dort zart, nach dem Leben begierig, bewundernd und dienend, so sind die Gedichte der „Hängenden Gärten" prächtig, ja ruhmredig und heftig, voll vom Begriff eines höchst persönlichen Königtums und voll von dumpfen und grausamen Erfahrungen.

Aber eine hochgespannte innere Reinheit und das Gefühl der Berufung geht nicht verloren, in allen An- und Abspannungen kommt keine erniedrigende Schwere in diese Gebärden.

Er ließ sich einsam hin auf hohem steine.

Mit keinem maßloseren, keinem unwürdigeren Wort ist der verlassenste, traurigste Zustand gemalt.

Die angeborene Königlichkeit eines sich selbst besitzenden Gemütes ist der Gegenstand der drei Bücher. Nichts ist der Zeit fremder, nichts ist den wenigen wertvoller. Die Zeit wird sich begnügen, aus den schlanken tyrannischen Gebärden, aus den mit schmalen Lippen sparsam gesetzten Worten, aus dieser leichtschreitenden hochköpfigen Menschlichkeit und der im unsicheren Licht der frühen Morgenstunden gesehenen Welt einen seltsamen Reiz zu ziehen. Einige wenige aber meinen nun mehr um den Wert des Daseins zu wissen als vorher".

5. KAPITEL: HOLLAND UND ENGLAND

ALS George noch in Belgien weilte, erhielt er um die Mitte des Jahres 1895 einen Aufsatz des schon öfter erwähnten Holländers Albert Verwey zugesandt: „Twee Dichters", in dem die Gedichte Georges und Verhaerens besprochen waren. Verwey, der in seiner Heimat schon seit

einigen Jahren für eine gehobenere Stellung der Dichtung kämpfte und überall in den Nachbarländern die Bewegung des Schrifttums verfolgte, hatte aus Deutschland auch die ersten Bände der „Blätter für die Kunst" erhalten. Sofort erkannte er: hier ist das Gesuchte, und schrieb den eben erwähnten Aufsatz, von dem wir die begeisterten Worte über Mallarmé und George schon angeführt haben. Verwey untersuchte darin das Verhältnis Georges zu den französischen Dichtern und stellte im Gegensatze zu Karl August Klein eine Verwandtschaft nicht so sehr seines Dichtertums wie seiner Persönlichkeit mit Baudelaire fest. Sein Ton sei freilich der erste selbständige seit den großen Deutschen, seit Heine gäbe es kein Lied von so sauberem Gang, so süßen Lauten und faltenloser Dünung, seit Platen kein auch nur annähernd gleich gestaltendes Vermögen, ein Gemälde von so kräftiger Farbe und strengem Charakter aufzubauen. Die innerliche Gediegenheit dieses Dichters beruhe auf dem Klassischen seines Satzbaues, dem Streben nach Kürze, dem Vermeiden des unreinen Reimes, einer besonderen Sorgfalt im Technischen und einem kargen Gebrauch von störenden Satzzeichen. Aber in seiner Persönlichkeit, in der verkörperten Natur, „die der Stoff des Künstlers ist und von der allein es abhängt, in welcherlei Gestalt er die Phantasie seiner Leser berühren wird" glaubte er die Welt Baudelaires und der französischen Dekadenz zu erkennen, die Welt derer „für die die Berührung mit dem kräftigen Leben von Natur und Menschheit kein Genüge mehr ist, derer die das gesunde Aufschwellen von Leben zu Leben, den Erguß und die Verkuppelung der Körper und Seelen, wodurch dieser Kosmos lebt, fürchten, weil sie ihnen zu mächtig sind, derer denen nur fremde Reizung und bizarre Nuance eine vorübergehende Genugtuung gibt". Verwey spürte dennoch in der scheinbaren Schwäche die unverkennbare Hochherzigkeit des neuen Dichters. Wenn nach seinen Worten ein Gedicht wie die „Spange" eine bizarre Persönlichkeit verrät, so muß es doch eine königliche Pilgerseele sein, die dies gebieten kann, wenn Algabal ein kranker Kaiser ist, so muß man doch ein Kaiser sein, um so die Träume seiner Krankheit zu verbildlichen und zu verwirklichen. Eben darum beklagte er tief, daß jetzt auch in Deutschland der Dichter, dem das höchste Lob gebühre, bei den Dekadenten aufträte, denn gegenüber dem damals schon berühmteren Dichter Verhaeren, den er im zweiten Teil seines Aufsatzes behandelte, schien ihm der Deutsche doch die wichtigere Erscheinung von beiden zu sein. (Tweemaand. Tijdschr. Mai 1895.)

George ließ Verwey durch Karl August Klein auf einiges Falschgesehene aufmerksam machen und ihm seine bis dahin veröffentlichten Dichtungen senden. Als er im Herbst in Bad Scheveningen weilte, folgte

er einer Einladung Verweys nach Noordwijk-aan-Zee. Von nun an kam er öfter in dieses immer unveränderte Haus in den Dünen: er hatte hier auf nicht mehr deutschem aber ganz germanischem Boden einen großen Dichter und Freund gefunden. In der jahrhundertelangen Trennung vom Mutterlande hatte Holland mit dem eigenen staatlichen Schicksal auch eine eigene Bildungseinheit erworben. Dieses Land, das zur Stauferzeit den Vater des Minnesangs, Heinrich von Veldeke gebar, den Wolfram als seinen Meister und Gottfried als den Pflanzer des ersten Reises in deutscher Zunge preist, das im Spätmittelalter die innigen Brüderschaften hervorbrachte, deren mystische Liebeserschütterungen auf Ekkehart, Ruysbrock, Tauler, Thomas von Kempen und noch Luther einwirkten, dieses Land der Rhein-, Maas- und Scheldeniederungen hatte sich im Verlauf seines Unabhängigkeitskampfes gegen Spanien-Habsburg und dann im Dreißigjährigen Kriege mehr noch als durch eine staatliche Grenze durch eine seelische Kluft vom alten Reiche geschieden. Indem es sich in allen geistigen und gesellschaftlichen Bewegungen den westeuropäischen Völkern anschloß und auch deren weltumgreifende wirtschaftliche Formen auf Gedeih und Verderben teilte, hatte es dem immer mehr auf sich zurückgeworfenen Deutschland gleichsam den Rücken gekehrt und nur in den schlimmsten Nöten die Hilfe seiner Krieger gerufen. Man kann gewiß nicht sagen, daß diese Wendung dem Ansehen seines Staates, dem Vorteil seiner Wirtschaft, der Höhe seiner humanistischen Wissenschaft und der Blüte seiner bildenden Künste geschadet habe: der Ruhm der Holländer auf allen diesen Gebieten ist unbestritten, aber gewiß ist auch, daß er seit dem 18. Jahrhundert allmählich mehr und mehr verblaßte. War ein altes Erbe aufgezehrt und fehlte der Nährboden des alten Mutterlandes, der den Holländern zur Zeit ihrer höchsten Blüte noch ihren größten Dichter beschert hatte? Joost van Vondel, ein Sohn kölnischer wiedertäuferischer Eltern und selbst noch in Köln geboren, war gewiß kein Dichter von weltvertretender Größe. Durch seinen Übertritt zum Katholizismus hat er nicht einmal die volksschaffenden Kräfte des holländischen Kalvinismus umgreifen und das Bild der heldenhaften Zeit seines Volkes dichterisch gestalten können. Aber dieser Rheinländer hat dem Schrifttum seines zweiten Vaterlandes doch die romanisch-klassizistische Schulung erobert und es damit auf eine Stufe der gemeineuropäischen Überlieferung gehoben welche die barocke Dichtung in Deutschland nicht erreichte. Doch diese hohe Ebene Vondels hatte das holländische Schrifttum nicht lange gehalten, Vondels frömmelnde Art vermochte den aufgeklärten Geschlechtern des 18. Jahrhunderts nichts mehr zu sagen und als in Deutschland die große Wiedergeburt anbrach, stand Holland auf dem tiefsten Punkte sei-

ner dichterischen Bildung. Die geistige wie staatliche Lage seines Volkes am Ende des 18. und bis tief ins 19. Jahrhundert hinein umschrieb Verwey selbst einmal mit den Worten: „Ein machtloses, charakterloses an Freude leeres Volk, das noch immer nicht absehen konnte vom Stolz auf seine frühere Größe, ja sich das beste in Europa wähnte, das war das Volk von Bilderdijk (1756—1831) und so war auch er. — Andre Völker besaßen das volle Heute, wir das Vergangene in leerer Abgezogenheit, andre freuten sich, wir mußten leidend unser Großes festhalten". Nur langsam kam mit der von außen einbrechenden Romantik ein frischeres Leben in den niederländischen Geist und wenn auch Potgieter nur erst „eine Renaissance der Renaissance", ein Zusammenstoßen aller Formen der niederländischen Dichtung seit dem 16. Jahrhundert war, so löste er doch die Holländer dadurch aus ihrer Vereinzelung und Vereinsamung, daß er sie unter dem romantischen Blickpunkt als Volk in der ihm eigentümlichen Besonderheit unter den anderen Völkern sah und gerade hiermit die Grenzen öffnete. Der frühverstorbene Jacques Perk stieß dann vollends um 1880 in den klassischen Raum Goethes und den katholischen Dantes vor — auch er mehr von den südlichen Tälern des bisher so verhaßten katholischen Belgien als von den nördlichen niederländischen Ebenen erregt — und befreite das junge Geschlecht plötzlich von der ganzen verwässerten Renaissance-Überlieferung von Vondel bis Potgieter. Es war ein Durchbruch durch den „ganzen römisch-klassizistischen Apparat" und dem großen europäischen Zuge folgend ein Aufbruch in das Reich der freien Natürlichkeit und der natürlichen Menschlichkeit.

Die jugendlichen Amsterdamer Dichter Verwey, Kloos, Gorter, Van Eeden und andre gründeten gegen die bisher führende literarische Zeitschrift „De Gids" im Jahre 1884 „De Nieuwe Gids", dessen Kampfansage gegen den alten „Führer" mit den Worten schloß: „Wir sind keine Naturalisten, aber wir nehmen sie und ebenso Hypersymbolisten auf, wenn ihre Werke haben was wir fordern: Wir wollen den gesunden Verstand in der Kunst". Hier kündete sich also mehr ein jugendlich brausender Wille zur Sprengung jeder Überlieferung, zur Außerachtlassung jeder Grenze und Fessel, kurz eine mehr auf Ablehnung und Verneinung als auf einer sicheren Kunstanschauung beruhende Bewegung an. Wir werden aus der Betrachtung der künstlerischen Ideen Verweys bald deutlicher erkennen, warum dieser sich nach dem Gelingen des Durchbruchs in zehnjährigem Kampfe von seinen Genossen trennen mußte und im Jahre 1895 mit Ludwig van Deyssel zwei neue Zeitschriften gründete, die „Tweemaandelijksch Tijdschrift" und „De XX. Eeuw" (Die Zweimonatliche Zeitschrift und Das Zwanzigste Jahrhundert), die nach abermals zehnjährigem Be-

stehen seit 1904 durch die von ihm allein herausgegebene „De Beweging" abgelöst wurden.

In diesen Zeitschriften, welche für sein kleines Land durch die größere Sichtbarkeit aller öffentlichen Äußerungen eine weitaus stärkere Bedeutung haben als Erscheinungen gleicher Art in Deutschland, hat Verwey fast vier Jahrzehnte hindurch sowohl durch Förderung und Veröffentlichung junger Dichtungen wie durch kritische und darstellende Aufsätze einen zähen Kampf dafür gefochten, dem Dichter in seiner Heimat einen gebührenden Platz in der Gesellschaft neben dem Geistlichen, dem Staatsmann, dem Wissenschafter und Wirtschafter zu erobern. Nach dem Erlöschen der Zeitschriften faßte er seine eigenen Aufsätze nochmals zusammen — so in den Büchern Toen de Gids Werd Opgericht, Amsterdam 1899; Stille Toernooien 1901; Luide Toernooien 1903; De Oude Strijd 1905; Proza 10 Bde. 1921—23 — und setzte durch diese Sammelbände den Kampf in geschlossener Ordnung fort.

Mit einer Übertragung von Shelleys „Verteidigung der Dichtkunst" hatte der Jugendliche diesen Kampf um das Jahr 1880 eingeleitet und in einem Vorwort der bürgerlich-protestantischen Anmaßung seiner Landsgenossen die trotzige Erklärung entgegengeschleudert, daß nicht Luther sondern Dante der erste Neuformer, der erste Erwecker des in Schlaf gefallenen Europa gewesen sei und daß alle Gründe hinfällig seien, aus denen man vom Dichter gefordert habe, die bürgerliche Krone an Redner und Werkleute abzutreten. Das Vorwort zu seiner zehnbändigen Prosaausgabe schloß er vierzig Jahre später mit den gleichen Gedanken in gereifter Form: „Die Idee der Dichterschaft bildend und betrachtend stellt sich in die Gesellschaft. Sie bestimmt da ihr Verhältnis zu Künsten und Wissenschaften, Religion und Philosophie, Staatskunst und Volkswirtschaftslehre. Sie gibt Führung den jungen Dichtern. Sie ordnet die Vergangenheit der vaterländischen Dichtkunst und sucht Verwandtschaften im Ausland. Sie zeigt an einer großen Anzahl Erscheinungen Kunst und Leben betreffend wie die Welt, von ihr aus gesehen, werden muß.

Denn die Idee der Dichterschaft ist nicht nur von Bedeutung für Dichter. Sie ist die schaffende Einbildungskraft, die am unmittelbarsten in der Dichtkunst verkörpert wird, die aber als erster menschlicher Trieb mit dem Leben selbst zusammenfällt. Jeder Mensch hat Augenblicke wo er Dichter ist. Jede große und gute Tat kommt hervor aus der dichterischen Einbildungskraft. — —

Dies ist die Überzeugung, die wie ich hoffe, aus dieser Ausgabe sprechen wird. Die Dichterschaft die sie verkündet, ist nichts anderes als der eingeborene Glaube an die Göttlichkeit der Welt".

In der Zeitspanne zwischen diesen Aussprüchen liegt ein Lebenswerk, das ganz durchglüht ist von der Idee des Dichtertums: Durch Zeichnung und Rangschichtung heimischer Dichter, durch scharfe Unterscheidungen zwischen Vers und Prose, durch Erläutern fremder Geister und Geistesarten und nicht zuletzt durch eigene dichterische Schöpfungen hat Verwey der Verteidigung, Klärung und Gestaltung dieser Idee alle Kräfte seines scharfen Verstandes und seinen weiten Umblick über die Geschichte und Gegenwart Europas gewidmet. Das hohe Bild des Dichters, wie er es von Beginn an in sich trug, ist das des schöpferischen Genius, des Urdichters, wie Gundolf es später genannt hat, der die im Ursprung der Sprache vorhandene aber durch Schrift, Gewöhnung und Verschleiß stets bedrohte und zerreißende Einheit von Bild und Gebärde rettet und wiederschafft, er „der erneuende lebenerweckende Gott der Sprache", der alles was geformt und erstarrt nur totes Kapital für die Menschheit ist, erlöst und wieder mit Leben füllt. Nur große vom inneren Schöpferdrang getriebene Seelen haben die Kraft zu solcher Wiedergeburt. Denn niemand, heißt es in dem Aufsatz über dichterische Sprache vom Jahre 1884, „niemand der nichts Großes in seiner Seele hatte, ist Meister über die Sprache geworden: der Geist ist nicht stark genug die Natursprache aus dem toten darüber lastenden Haufen auszugraben, wenn er sie nicht notwendig braucht, um ein Bedeutendes damit auszudrücken. Wer Eingebung hat sucht sie nicht weil er fremd oder anders sein will wie die meisten, sondern weil er anders nicht sagen k a n n, was er sagen muß" (De Oude Strijd). Der Dichter tritt, so formuliert Verwey es später anders, aus der alten, weil er eine neue Gesellschaft beginnen muß und scheint einen Augenblick außer jeder Gesellschaft zu stehen (Proza I).

Wir berührten schon, daß er im ersten Jahrzehnt seines Wirkens mit den Genossen im „Nieuwe Gids" die überkommenen Formen abschüttelte. Die jungen Stürmer glaubten weder dieser noch anderer Stützen der Gemeinschaft hinter und um sich zu bedürfen und jeder vertraute bei der Gewinnung neuer Formen und Gehalte auf die Vernünftigkeit und Natürlichkeit seiner eigenen Person. Dadurch ging, wie Verwey selbst im „Anbruch der neuen Dichtung in den Niederlanden" (Proza II) ausgeführt hat, jede bindende Innerlichkeit der Gedichte verloren: gefühlsmäßige Erregungen, „Organ- und Nervenreflexe" im Gedicht aufzufangen, galt schließlich als die Norm und es entstand „eine Poesie der Anarchie und Auflösung", der jede tiefere Einheit von dichterischem und menschlichem Wesen fehlte. Dieser auf die Spitze getriebene Ichkult brach in den neunziger Jahren um. Wir sehen Verweys Anteil daran überhaupt mehr in seiner Kampfstellung gegen das Alte, gegen die hausbackene Literatur

und Literaturbetrachtung, die selbst der deutschen an spießbürgerlicher Flachheit weit überlegen war. Denn wer wie er schon am Beginn jener Bewegung eine Studie wie „Das Sonett und die Sonette Shakespeares" schreiben konnte, von einer so wundervollen Deutung der rhythmischen Möglichkeiten des Sonetts, seiner Technik im allgemeinen und bei Shakespeare im besonderen, von einer so bezaubernden und erhellenden Darstellung des Blankverses im Vergleich zum Acht- oder Zwölfsilber, wie wir etwas Ähnliches vergeblich in unserer Wissenschaft suchen — der war vor einem völligen Abgleiten in die naturalistische Auflösung gesichert. Er löste sich, sobald er den Weg für das junge Geschlecht geöffnet sah, langsam von den Mitkämpfern, noch ungewiß zu welchen neuen Zielen. Eine Reise nach Italien (1890), der Anblick so vieler Werke der hohen Kunst aus drei Jahrtausenden, vor allem seltsamerweise der römischen Bildnisköpfe in Neapel lenkten seine Gedanken von den natürlichen Ichgefühlen auf das künstlerische G e b i l d e, von Eindruck und Vorstellung auf den Geist, vom Wort auf den Satz: „Denn Lust- und Nervengefühl äußern sich durch das Wort, die tiefere Einheit des Geistes drückt sich im Satze aus" (Proza II, 47).

In diese Wandlung, deren Gegensätze er mit solcher Klarheit erst später erkannte, fiel die Bekanntschaft mit den Gedichten der ersten Blätter-Bände und dann die Begegnung mit George selbst. In nichts zerflog bei dessen erstem Anblick das Bild des „Dekadenten", in nichts die Sorge um die Endschaft-Süchte auch des deutschen Geistes! Jugendlich strahlend bewegt, von der fast kampflosen Klarheit und Wachstumsfreudigkeit wie diese ganzen Monate eines reichen Zustroms von Freunden und Gefährten, schön minnend gelassen wie diese Jahre der Entstehung der Hirten- und Preisgedichte ihn gestaltet hatten, trat der schlanke brünette Deutsche vor ihn: mit dem vollen welligen Haar, der gewaltigen Stirn, den blitzenden dämonisch festen Augen, den löwenkräftigen Kinn- und Kieferknochen, einem Antlitz das ihm von vorne breit und mächtig, von der Seite schmal und feingliedrig erschien, ein Mensch ohne Spur von Müdigkeit wenn auch mit jener Schwermut auf dem Grund der Seele, welche die Wissenden kennen. Vor allem, was Verwey aus den Werken schon wußte, aber in den Gesprächen tief bestätigt fand: ein Dichter in jedem Blick und Nerv stand vor ihm, ein solcher wie Verwey, gleichgültig auf welche Person oder Frage angewandt, ihn seitdem immer wieder gezeichnet hat, einer der glaubt „daß der Kunsttrieb eine Naturgewalt ist die nicht getötet werden kann, daß das Kunstwerk nach eigenen Gesetzen geht und daß ein Leben hingebracht in der Schöpfung der Kunst-in-Worten mehr denn jedes das Leben lohnt", einer der Leid und Leidenschaft und alle Bereiche des

natürlichen Daseins bis in die Tiefen fühlt aber zugleich Herr über die dunkelflutenden Gründe ist und sie mit den beherrschenden Mitteln seines Geistes im Kunstwerk bändigt.

Wer, um bei der Unbekanntheit von Verweys Schriften in Deutschland nur eines seiner vielen Dichter-Bilder wiederzugeben, wer, der ihn kennt, dächte bei diesem hier nicht an George? „Lassen wir uns nicht unnötig schwierig machen durch lästige Umschreibungen dessen was Kunst sein oder nicht sein müßte. Wenn ich aus jemandes Worten höre, daß er tief erschüttert ist und ich fühle dann zugleich, daß er in vollkommenem Selbstbesitz spricht, dann stelle ich nicht zuerst die Frage ob das was er sagt Kunst ist: ich stelle überhaupt keine Frage: ich lausche".

Soviel erhellt aus diesen wenigen Stellen: mit welcher Freudigkeit diese beiden Seelen zueinander eilen mußten! Verwey sah durch den Rheinfranken den dunkelgefühlten Weg plötzlich in vollem Lichte und aus der Klamme der Verneinung tretend die Gipfel hohen künstlerischen Wirkens klar vor Augen, George fand in dem blonden um drei Jahre älteren Niederländer mit dem borstigen Haupthaar, der hohen hellen Stirn, den blauen ebenso klugen wie tiefgründigen Seemannsaugen und unter kräftiger Nase dem kräftigen Mund, um den ein schütterer Bart die Züge von Witz- und Spottlust nicht verdecken konnte — er fand in diesem weltkundigen und schon in Streiten gereiften Amsterdamer eine germanische Wesensart in besonderer Reinheit und Stärke: Verwey hatte das was wir Deutsche „Tiefe" nennen, etwas das der Romane ablehnt oder belächelt weil es ihm unsympathisch und unverständlich ist. Ein Etwas, um ein Augenbeispiel zu nennen, das uns mit unheimlicher Gewalt entgegenspringt, wenn wir in den Uffizien nach dem Betrachten italienischer, spanischer und französischer Meister plötzlich vor den Gemälden Rogers van der Weyden und Hugos van der Goes stehen: ein seelischer Farbenabgrund und eine mystische Bewegtheit der Gebärden, die von etwas anderem aussagen und woanders hinreichen, als alle Farben und Gebärden die wir vorher sahen. Es ist jene andere Fragestellung an das All, die auch allen dichterischen Werken Verweys eigentümlich ist und ihnen das völlig germanische Merkmal gibt. Mochte der kalvinische Holländer und Erbe der englisch-französischen Aufklärung vor katholischem Kult und Papsttum schaudern, er ist dennoch eine tiefreligiöse Natur. Freilich schwingen seine Gedichte wie seine dichterischen Anschauungen um das mystische „Selbst" und „Sich", um die leidende Gott-Tiefe und -Innigkeit mehr als um die leibliche Gottgestalt.

Der Dichter der SAGEN UND SÄNGE war nie empfänglicher für diese Schwingungen unserer germanischen Seele als damals. Den alternden Kir-

chen gegenüber waren sie beide Zweifler, der Gott-Natur und ihrer unendlichen unzerstörbaren Schönheit galt beider Verehrung, nur ihre Erscheinung war dem einen dunkler Spiegel dem andern helle Gestalt. In jenen ersten Jahren ihrer Freundschaft aber tauschten sie ihre innere Habe rückhaltlos miteinander aus, hatten nur das eine gemeinsame Ziel der Wiedergeburt der Dichtung in ihren Ländern vor Augen. Gedankliche Erörterungen, für Verwey eine notwendige Ausdrucksform seines Wesens, waren für George im Schrifttum nur eine begleitende Note aber im Gespräch ein Kampfspiel und die Würze der Stunden. So führte die Gemeinsamkeit der Sichten und des Willens zu einem tiefen dichterischen Bündnis der Söhne solang getrennter Bruderstämme: als reife Frucht der Vereinigungsjahre erschien im gleichen Jahre DAS JAHR DER SEELE von George und DE NIEUWE TUIN (Der neue Garten) von Verwey, und beide Werke verraten schon im Titel etwas von der Gegenseitigkeit der Gaben: der Seelentiefe beim einen, der neuen Form beim andern. Das Wichtigste was Verwey dem deutschen Dichter dankt, ist ein neues dichterisches Erwachen. Denn sein an allen Kunstbewegungen geschultes Malerauge das auch den neuesten Zersetzungen noch einen gewissen Geschmack abgewinnen konnte, war in Gefahr gewesen auch schon in der Dichtung zu blinzeln. Die Gedichte des „Nieuwe Tuin" und der nächstfolgenden Versbände dagegen haben gerade wo sie dem Sinn nach am meisten holländisch sind, einen beinah heroischen Ton.

Wie die geistigen hatten die beiden auch die Schätze der heimatlichen Fluren ausgetauscht. Es erleichterte die Einung, daß beide doch Söhne des Rheines waren. Die wenigen Fäden, welche von Holland noch nach Deutschland liefen, waren ja an den Strom geknüpft: die gemeinsame Schiffahrt auf ihm, die Erinnerung, daß das holländische Herrscherhaus von den Ufern der Lahn stammte, gleichnamige Landstriche dies und jenseits der Grenze und die noch immer übervölkische Wölbung der Kirche, welche die rheinischen Katholiken mit den südholländischen in Verbindung hielt. Wie George von nun an alljährlich die Niederlande, so besuchte Verwey den Rheingau und noch heute klingt das Erstaunen durch seine Erinnerung über den ersten Besuch im Elternhaus des Freundes in Bingen, das Erstaunen wie dieser Dichter des ALGABAL, der Schöpfer der höchsten Kunstformen und Gefährte der feinsten Geister in den großen Städten, wie der Mensch so großer geistiger Ansprüche zu Hause in schlichtester Einung mit den Seinen lebte und die Sorgen des Tages wie Freuden des Abends sohnlich und brüderlich mit ihnen teilte. In einigen Gedichten seines Buches „Tage und Taten" hat Verwey das seltsame Doppelbildnis Georges festgehalten: im Zyklus „Der Einsame" den leidenden Menschen,

der als Künstler zum Mehr-als-Menschen ward, den um seine Herrschaft streitenden Dichter mit dem stillen Antlitz, den die Gefährten umdrängen, daß er spreche, weil sie wissen, daß nur Reiche meistern kann, wer in sich das Weltall bezwang — in dem Gedicht „Familie im Rheingebiet" den geselligen Menschen in der Umgebung des heiteren weinfrohen Vaters, der sorgenden Mutter, der rüstigen Geschwister, des emsigen Arbeitsvolkes im festen Hause und all das umrahmt und umblüht von dem unbeschreiblich vielfältigen Leben des Stromes und der Berge, der Schiffe und Bahnen — und im „Strom"-Gedicht endlich glüht die Abendwache der beiden Freunde unter dem rheinischen Farbenhimmel auf, wie dem Älteren aus dem Munde des Jüngeren „Worte voll unendlichen Hoffens" entgegenklangen, wie diesem der Strom zum Bild der Dichtung wurde, in dem er sein langes Verlangen löschte: in ihn sollten die Völker den Stahl härtend eintauchen, in ihm der Geist aller Deutschen sich tränken und im Spiegel des Vergangenen das Künftige preisen.

Auch mit ihren Freunden machten die Freunde sich nach und nach bekannt. George lernte bei Verwey den Dichter Gorter, den Prosaisten Ludwig van Deyssel, den Maler Jan Toorop und den Baumeister Berlage, den späteren Erbauer der Neuen Börse, und andere kennen, während er den von Verwey schon getrennten Kloos nicht sah. Er fand in diesem Kreise ein so freies gelöstes Verhältnis zur Umwelt, daß er sich auf die Bitten der Holländer zum ersten Male entschloß, eine öffentliche Lesung zu halten. Ende März 1896 las er im „Haagschen Kunstkring" eigene Gedichte und solche von Hofmannsthal und Gérardy. Die Wochenschrift „De Kroniek" (5. April 1896) und van Deyssel in der Tweemaandelijksch Tijdschrift (Mai 1896), welche darüber berichteten, nannten die Lesung ein gesellschaftliches Ereignis ersten Ranges, weil denen die Zweifel hegten, wie sich die Stellung des Schriftstellers als solchen in der Gesellschaft rechtfertige, wieder eine sichere Anschauung und ein schönes Vertrauen gegeben wurde. „Denn wer meinte" heißt es bei dem letzteren, „der durch seine höheren Geistesfähigkeiten lebende Mensch könne eigentlich nur zwei Wege gehen: nämlich sich absondern von der Welt um der Abstraktion und Beschauung zu leben, oder sich ganz der Welt hingeben, eingefügt in das Mosaik wozu das Menschheitsleben geworden ist, als Lehrer und Leiter (Geistlicher und Staatsmann), wer also meinte, der Schriftsteller sei ein — bald seltsamer bald schöner — ungeheuerlicher Auswuchs der modernen Zeit: ein Blick auf Stefan George verändert das Unfertige einer solchen Vorstellung. Man gelangt zur gerade entgegengesetzten Anschauung von ihm als einer Lebensmitte statt eines Auswuchses, harmonischer Einheit statt eines Mißwesens, zur Anschauung also, daß der Schriftsteller an

Ganzheit und Zusammenhalt gewinnt, wo er an Höhe der Lebensbewegungen hinter dem Betrachter und an Wärme der Mitteilung hinter dem Lehrer zurücksteht". Deyssel nannte diesen Verwandten des echtesten geistigen Adels, diesen Nachkommen der Fürsten und Helden des Geistes und der Seele — auch äußerlich betrachtet — vornehmer als den Adel der mit dem Gewicht der Abstammung von alten Geschlechtern auftritt. Er verglich den von verhalten gleitender Eleganz durchdrungenen Dichter-Künstler, diesen „Boten der Anmut" mit den damals am meisten bekannten Typen männlicher „Eleganz" wie Oscar Wilde, den Prinzen von Wales oder den aus d'Aurévillys Büchlein bekannten Brummel mit dem Ergebnis: „Ihr werdet einen Unterschied sehen wie zwischen einer aufgeputzten Kutsche und einem Bildchen alt und fein. Die Kleider und Nägel und Bewegungen der einen werden ein Ganzes von hoher äußerlicher Lebenskunst bilden, mehr eine gesucht vollkommene als die des anderen. Aber bei ihm, in dessen Wort das edlere innere Leben spricht, wird ein Gesamt von äußerer Bewegung, von tieferer einfältiger Schöne, ein Winken, Schreiten und pflanzenhaft schlankes Neigen auf den wechselnden Rhythmen des Lebens sein, das allzeit tief in ihm singt". „De Kroniek" schrieb in ähnlicher Weise von dem „zart-majestätischen Adel dieser Gestalt und dem feinen stillen Klang womit er seine Verse vortrug", wies aber vor allem auf die allgemeine Bedeutung der Erscheinung Georges hin. Deutschland, so führte sie aus, war den lebenden Holländern als das Land der vorzüglich musikalischen, wissenschaftlichen, philosophischen und militärischen Leistungen bekannt. Mochte dort auch ein einziger großer Maler, Böcklin und der größte Prosaist des Jahrhunderts Nietzsche leben — es gab doch im engeren Sinne keine eigentlich dichterische Kultur, auf die Holland in Verbindung mit Frankreich und Belgien so stolz war. Trotz der näheren Verwandtschaft mit Deutschland konnten wir diesen Bruder nicht lieben, „wenn unser Gemüt die Leere bei unseren Stammesgenossen fühlte". Nun sei mit Stefan George eine junge Dichtung in Deutschland emporgewachsen und die Holländer freuten sich darüber. — Die Hoffnung auf eine tiefere geistige Verbindung mit Deutschland, die wir schon in Frankreich und Belgien hatten laut werden hören, sprang so auch in Holland auf, kaum ein halbes Jahr nachdem George das Land betreten hatte.

Zu England, das George seit seinem ersten Aufenthalt in London nur einmal wiedergesehen hatte, trat er in eine neue Beziehung durch den jungen Cyril Scott, der sich mit Clemens von Franckenstein in Frankfurt a. M. in der deutschen Musik ausbildete. Der kaum siebzehnjährige Engländer von den Ufern des Mersey war von einer auffallenden Schön-

heit, die scharf ausgeprägten Linien seiner Rasse waren durch weichere Züge, welche den Musiker kennzeichnen, etwas gemildert und eine Büste des Zweiundzwanzigjährigen ist man versucht, ebenso mit William Pitt wie mit Amadeus Mozart zu vergleichen. Er wurde von George einige Jahre sehr geliebt, weil er in ihm etwas fand, das es in Deutschland nicht gab: eine völlig durchgebildete Art junger Mensch, der in all seinen Ausdrucksformen, Gebärden und Äußerungen stets eine unverkennbare unbedingte Gleichartigkeit bewahrte, der beim Gehen oder Sitzen, Essen oder Trinken, Plaudern oder Schweigen, ja bis in seine Unarten und Frechheiten hinein stets dieselbe Eigenheit, das Sichgleichbleiben einer ausgeprägten Rassigkeit zeigte. George hat sich eine Weile sehr um die Gesamtausbildung des jungen Engländers bemüht, ihm wie Scott selbst in seinen Years of Indiscretion (London 1924) erzählt, erst den Sinn für Dichtung und Malerei, Wissenschaft und Philosophie geöffnet und dadurch auch die musikalische Grundfähigkeit des „neuen Debussy", wie ihn bald ein deutsches Pamphlet nannte, befruchtet. George veranlaßte auch den Leiter der Darmstädter Oper Willem de Haan, in dessen Hause er verkehrte, das erste Orchesterwerk des jugendlichen Scott in Darmstadt aufzuführen und führte ihn bald seinen musikalischen Freunden in Berlin zu, wo er sich mit besonderer Hinneigung Lechter anschloß. Aber so anreizend dieses Menschenbild war, so blieb doch die Fühlweise dieses Ausländers dem Deutschen im letzten fremd und war George in entscheidenden Augenblicken so unbegreiflich zynisch, daß eine trennende Linie von vornherein spürbar blieb. Sein Verkehr mit Franzosen verstärkte die Anlage Scotts sich nie ganz ernst zu nehmen, eine Anlage, die ihm auch die Möglichkeit nahm, das Werk seines Freundes und Erziehers ganz ernst zu nehmen, obwohl er ihn sehr verehrte und ihn in seinen Erinnerungen in Erscheinung und Art die auffallendste und ungewöhnlichste Persönlichkeit unter den zahlreichen Künstlern nennt auf die er im Laufe seines Lebens gestoßen sei. Scott war klug gewandt und hat sich auch mehrfach als Dichter versucht. Er lernte das Deutsche unter Georges Leitung sehr gut und seine 1902 veröffentlichten Übertragungen Georgescher Gedichte ins Englische sind bis heute weitaus die besten geblieben. Auch von allen Vertonungen seiner Gedichte gefielen George die von Cyril Scott gesetzten „Sänge eines fahrenden Spielmanns" am besten, weil sie am wenigsten das Dickliche hatten, das er an allen Liedkompositionen als störend empfand. Die choralhaften Töne Cyrils hatten am ehesten etwas von dem Schauer der Frühzeit aufgefangen. Später freilich hat er seine Kunst unter dem Einfluß Debussys und anderer Modernen zu verzerrenden Überreizen gesteigert und nicht nur seine musikalische Kraft erweichte sich durch seine Hinneigung zur spiritistischen

Theosophie. Heute ist Cyril Meir Scott — seinen wallisischen Doppelnamen Meir hat er später abgelegt — in der angelsächsischen Welt längst eine anerkannte Berühmtheit, aber um das Jahr 1896 stand der noch unbekannte Inselknabe in der Blüte seiner wahrhaft unbekümmerten Jugend und vermehrte den wachsenden Freundeskreis Georges in Europa durch ein neues englisches Element. An seiner Person erlebte George den Umschwung des englischen Geistes, der am Anfang des 19. Jahrhunderts nach der deutschen Seite aber gegen dessen Ende immer mehr zu Frankreich hinneigte.

Zwei Jahre später fuhr George nochmals nach England, um den einsamen den Engländern selbst kaum bekannten Ernest Dowson zu suchen, dessen Gedichte ihn und Verwey entflammt hatten und den dieser schon vergeblich aufzufinden versucht hatte. George fand auch diesen letzten Nachfahren der englischen Überlieferung ja vielleicht den letzten Dichter des adligen Englands, aber er war schon krank und erschöpft von Elend und Enttäuschung aus denen der Tod ihn bald erlöste. Scott selber wurde erst durch den Deutschen auf seinen eigenen Landsmann hingewiesen und hat einige seiner schönsten Lieder komponiert. Aus dem schönen Bund der Präraffaeliten die Rossettis Dichterkraft erweckt hatte, war keine lebendig weiterwirkende Gemeinschaft erwachsen: die Dichter gingen einsam in England und auch der alternde Swinburne lebte fast verschollen.

6. KAPITEL: BERLIN ALS MITTELPUNKT

ZWISCHEN den verschiedenen Besuchen in München und den westlichen Nachbarländern war George einige Male nach Berlin gereist, um mit Karl August Klein die Zusammenstellung der neuen Bände der Blätter für die Kunst vorzubereiten und in der kleinen Werkstatt des braven alten Felix Cynamon den Druck der BÜCHER zu betreiben, die Ende des Jahres 1895 an die Freunde und Bekannten ausgegeben wurden. Damals begann sich in der Hauptstadt des Reiches ein neuer Kreis von Gefährten zu bilden, der bald von großer Bedeutung für George wurde. Es waren besonders wieder bildende Künstler wie die Maler Lechter, Lepsius, Stoeving und der Musiker Ansorge, welche den Weg zur neuen Dichtung und von ihr zur Person des Dichters fanden. Zu ihnen traten schon früh auch einige Gelehrte der großen Friedrich-Wilhelms-Universität wie Dessoir, Simmel, R. M. Meyer, Botho Graef und einige Jahre später Kurt Breysig und Wilhelm Dilthey — Künstler und Gelehrte wie schon die Namen besagen von einer geistigeren Richtung, einer empfänglicheren

Aufgeschlossenheit für höhere Werte des Bildens und Wissens, meist Außenseiter, die weder den überalteten Schulen der Wissenschaft noch den neuen überlauten Gruppen der Kunst gehörten. George fand auch diese Menschen durch jenen „glücklichen Zufall", der ihn stets zu dem ihm Verwandten und Angemessenen führte und der sich freilich in diesen Jahren schon nicht mehr von der Wirkung trennen läßt, welche seine Werke auf ähnlich gesinnte Seelen ausübten.

Nachdem „der grüne Salon" in der Lothringer Straße des Berliner Nordens verlassen war, wohnte George viele Jahre in den Herbst- und Wintermonaten im Westen und war lange bei dem alten Bildhauer Martin Wolf zur Miete, der brav das Handwerk seines Vaters weitertrieb. Schon 1894 stieß er in Berlin auf den ersten Wissenschaftler seines Bekanntenkreises auf Max Dessoir, der, damals ein zurückgezogener und anspruchsloser Privatdozent, Philosophie und Kunstlehre verband, vor allem die Gesetze der Ästhetik zu ergründen suchte und in seinen Vorlesungen auch die moderne Dichtung in den Bereich seines Forschens zog. Dessoir war schon frühzeitig auf die Blätter für die Kunst aufmerksam geworden und hat als erster deutscher Gelehrter auf seinem Lehrstuhl und in seinen Schriften die unterscheidende Grenze zwischen der Dichtung Georges und dem Wust des Naturalismus aller Richtungen aufgezeigt. George hat oft mit diesem angenehmen Plauderer die weiten Fragen, die sich damals beim Zusammenbruch einer alten Kunstlehre vor dem Erforscher der Gesetzlichkeit des Schönen auftaten, durchgesprochen und ihn selbst einmal in einer Vorlesung durch eine kurze Lesung eigener Gedichte zur Erläuterung des neuen Tones unterstützt — bis heute nach einem Menschenalter die einzige Lesung seiner Gedichte in diesen Hallen der Wissenschaft.

Selber mehr als Gelehrter denn als Person bedeutend führte Dessoir den Dichter mit einem Manne zusammen, bei dem die Bedeutung der Person die des Gelehrten, die menschliche Artung ein umfassendes Wissen überwog und ein im Gespräch geäußertes Wort oft seine ganze Lehre übertraf: mit Georg Simmel. Dieser Mann ein geborener Erkenntnissucher mit dem ganzen Rüstzeug des Verstandes, ja was mehr ist, mit der zartesten Feinfühligkeit des geistigen Taktes ausgerüstet, hatte das Unglück, in einer Zeit zu leben, die dem Erkenner kein Ganzes mehr zur Erkenntnis darbot. Der geistige Bau unserer Menschenwelt war von innen gesprengt, durchschwebte in tausend wirbelnden Stücken den Raum und schwirrte in tausend und aber tausend immer wechselnden Bezügen durcheinander. Er täuschte freilich dem aus geformter Welt herkommenden oder an geformten Gedankenbauten unseres Idealismus geschulten Blick noch in dieser Beziehungsvielheit eine Einheit oder ein Ganzes vor, das nicht vorhanden

war. Da Simmels Geist zu rein war, um ein nur erdachtes Ordnungsschema für ein lebendiges System, zu stark war um eine Geschichte der Philosophie für eine eigene Philosophie zu halten, so blieb ihm nichts als in jenes vorgetäuschte Ganze von den tausend Blickpunkten der Zeitwirklichkeiten einzudringen im festen Glauben, jede anpeilend müsse er endlich die Mitte der vielfältigen Erscheinungen erkennen. Er war als seelische Artung darin dem Zeitkind Hofmannsthal verwandt: nur daß dieser leidend sich als durchfahrenen Schnittpunkt unendlich vieler Beziehungen fühlte, Simmel tätig auf den Bahnen unendlich vieler Beziehungen den Schnittpunkt aller im Weltall und damit den Kernpunkt seines Rätsels finden wollte. So versuchte er sich an Michelangelo, Kant, Goethe und der Persönlichkeit Gottes ebenso wie an Abenteuer, Mode, Geschlechterproblem und weiblicher Kultur, an der Metaphysik des „Und" ebenso wie an der Philosophie des Geldes, und war ebendarum, dürfen wir sagen, der einzige echte Philosoph seiner Zeit, wahrer Ausdruck ihres zersplitterten Geistes, auch darin, daß er aus dieser mangelnden Fähigkeit Mitte zu bilden, schülerlos blieb, obwohl 500 Studierende jährlich zu seinen Füßen saßen.

Was George zu Simmel hinzog war dessen ungewöhnliche Bewandertheit in allen Dingen der Kunst. Er faßte auch menschliche Zuneigung zu dem ungewöhnlichen Gelehrten, der auf dem einmal für recht erkannten Wege ohne Nachgiebigkeit und schwächliches Ausweichen weiterging, auch als Mann von Weltruf lieber ohne amtlichen Lehrstuhl blieb als der Zunft etwas einzuräumen und bei vornehmer alter Gelehrtenart als Seele von größter Sauberkeit und Zartheit war. Seine Grundartung änderte sich auch im häufigen Verkehr mit dem Dichter nicht, die Dichtung konnte für ihn nur eine der Bahnlinien in die vorgestellte Mitte sein und wenn seine Einsichten in das Wesen der neuen Dichtung, von denen wir später noch sprechen werden, auch eine tiefe Erschütterung, eine Ahnung von der Unerkennbarkeit des tiefsten Lebens verraten, so blieb doch in der Anschauung der Welt der größte Gegensatz zwischen dem Denker und dem Dichter bestehen. Wenn George etwa spottete und die moderne Welt unter einem Zahlenbilde vorführte, wie sie Nullen an Nullen hänge, aber nie zu einem festen Werte komme, weil die Eins vorne fehle, so meinte Simmel nach mancher Hin- und Widerrede zum Schluß indem er in seiner seltsamen Art die Finger krümmte — er dachte gleichsam mit dem ganzen Körper —: „Man kanns nicht wissen, vielleicht haben wir noch nicht genug Nullen aneinandergereiht, vielleicht wenn wir immer weiterreihen wird doch einmal eine Eins daraus". Oder wenn ein andermal der Forscher seine Arbeitsweise verteidigend wahrscheinlich machen wollte, daß man vom Umkreis der Welt auf unzähligen Einzelpunkten sich nach innen wendend

endlich zum Mittelpunkte gelangte, so erhielt er die Antwort des Dichters: „Wer nicht in der Mitte steht gelangt niemals hin".

Aber das Unvereinbare solcher Anschauungen war in jenen Jahren noch nicht sichtbar, die Gegensätze dienten vielmehr der lebhafteren Entwicklung der Meinungen über Kunst und Weisheit und nicht zum mindesten wurde diese Lebhaftigkeit gefördert durch den dritten Partner der Gespräche, Gertrud die Gattin Simmels, die sich als Schriftstellerin Marie-Luise Enkendorf nennt: eine Frau von hoher Bildung und eigner philosophischer Begabung, die George durch die größere Tiefe ihres Fühlens einige Jahre hindurch fast näher stand als Simmel selbst.

Noch vor der Bekanntschaft mit diesen und einigen anderen Gelehrten, die mehr zum Werke als zur Person des Dichters in Beziehung traten, hatte George einen engeren Freundschaftsbund mit Lechter geschlossen, von dem er schon im Jahre 1894 einige begeisterte Briefe über die Blätter erhalten und den er im folgenden Frühjahr selber aufgesucht hatte. Melchior Lechter war am 2. Oktober 1865 zu Münster i. W. geboren, einer Stadt in der die Überlieferung alter dem kirchlichen Kulte dienenden Handwerke noch gerade lebendig war, hatte dort mit vierzehn Jahren die Glasmalerei erlernt und im Drange nach höherer Ausbildung im beginnenden zwanzigsten Lebensjahre die Berliner Hochschule für die bildenden Künste bezogen, die Tage studierend, in den Nächten durch Glasmalerarbeiten sich die Mittel zum Studium und Lebensunterhalt erwerbend. Von mittelgroßem gedrungenen Körperbau und unverwüstlicher Kraft, dem Erbe westfälischen Bauerntums, stellt er in jeder Bewegung und Haltung den Maler, ja in einem höchst verfeinerten Sinne den Handwerker edler Künste dar. Die Hände, mit dem großen Opalring geschmückt, sind voll lebendigen Ausdrucks und zeigen zugleich das Stämmige des ganzen Gliederbaues, der von dünnem Blondhaar bedeckte Kopf hat bei weichen runden Formen vielfältige Flächen und wird beherrscht durch das hellblaue scharfe in der Erinnerung fast brauen- und wimperlose Auge mit dem feststehenden klaren Malerblick unter der breitgewölbten Stirn. Um die fleischige kurze Nase und den kräftigen meist zusammengepreßten Mund spielen in leicht veränderlichem Wechsel die Züge tiefen Ernstes wie leichten Spottes, schöner Güte wie heftigen Zornes. Niemals auch in den Stunden von Leid, Krankheit und verzweifelter Trauer sahen wir seine von feinem Geäder durchbluteten und schon in leichter Erregung heftig geröteten Stirn- und Wangenflächen schlaff oder ohne Spannung wie es bei Musikern häufig der Fall ist. Wenn vielleicht einige Formen seines Gesichtes an diese erinnern, so hebt der von einer anderen inneren Kraft bestimmte Ausdruck seiner Züge diese Erinnerung sogleich wieder

auf. Ein tief erregbares, für Lust und Schmerz gefährlich offenes Gemüt steht bei ihm in fruchtbarer Spannung zu dem beherrschenden Trieb: dem Dienst am Werke. Dem „Trachten nach dem Werke" mußte von Jugend auf sich alles unterordnen, er prägte den Geschicken der Liebe und Freundschaft, der äußeren Umgebung wie der inneren Haltung Lechters ein unverkennbar eigenes Zeichen auf: das eines eigenwilligen von Schulen und Strömungen unabhängigen Künstlertums fast außer der Zeit, ja gegen die Zeit. Er wich niemals nur um Haaresbreite vom gewählten Wege, vom strengsten Anspruch an das eigene Können, an die Beherrschung der alten wie neuen Werkmittel, der unbedingten Sauberkeit wie Haltbarkeit der Ausführung bis auf Rahmen und Faden, der klaren Darstellung eines auf innerem Gesicht beruhenden Ganzen, nicht eines Eindrucks oder Ausdrucks augenblicklicher Reize. Man mag seine Kunst archaisierend oder formal, ornamental oder gedanklich nennen — hier ist der Ort nicht weder sie einzureihen noch zu werten — gewiß ist nur, daß seine Erscheinung als Künstler von einer Ungebrochenheit und Strenge vor uns steht wie kaum die eines anderen dieser Jahrzehnte. Wenn seine Unverbundenheit mit den hundert wechselnden Schulen und Schülchen ihn vom lauten Erfolg des Tages ausschloß, so bleibt sein Ruhm der Helfer und Gefährte des Größten unter den Lebenden gewesen zu sein, ein Ruhm, der dauern wird, wenn keine Silbe mehr von den Namen meldet, die heute den Preis der Richter und Makler für sich haben.

Als Erbe seiner katholischen Heimat und der Stadt altkirchlicher Handwerkskünste brachte er die Liebe zu den niederländischen, Kölnischen und westfälischen Meistern mit und fand von ihnen den Weg zu den frühen Sienesen, Florentinern und Venetianern. Den lebendigen Einstrom der Gegenwart nahm er von Böcklin, Puvis de Chavanne und den englischen Präraffaeliten, aber nicht weniger unmittelbar auf sein geistiges Zentrum wirkten Wagner und Nietzsche. Es sind scheinbar fast unvereinbare Ströme, die so in dem jungen Dränger zusammenflossen, aber er nahm und nährte aus ihnen die eine ihn bewegende Triebkraft: die höchsten geistigen Gesichte in Linie Farbe und Raum zu bannen, das unsagbar göttlich Eine in Zeichen und Lichtern auszudrücken, das innerste Schwelgen der Seele in Blumen und Leibern, Gefäßen und Geräten augenhaft faßbar und schön zu machen. Die Einheit des höchsten Geistigen mit der größten Schönheit ist immer Lechters letzte Sehnsucht geblieben und hat ihn später in die Bahn einer mystischen Wissenschaft geführt, wo Werk und Leib in Gefahr geraten sich zu verflüchtigen. Damals sah er den Weg zu dieser Einheit noch nicht im Geheimwissen der Mystiker, das nur Nahrung für seinen Bildungshunger und begeistertes Mitschwingen im Reiche

großer Seelen war, sondern in der Werkgestaltung und Verwirklichung der Träume im Bild, in der stofflichen Versinnlichung der inneren Gesichte.

Aus dieser Einstellung zum künstlerischen Schaffen erfaßte Lechter, als er die Gedichte Georges kennenlernte, sogleich die geistige Sphäre, aus der sie geboren waren. Ohne schulgerecht die Bildungsart seiner Zeit erworben zu haben, eher durch die musikalische Gefühlswelt bestimmt, der er sich seit der Anhörung von Wagners Parsifal in Bayreuth aufs tiefste verbunden wußte, ergriff er mit leidenschaftlicher Wärme von den dichterischen Gebilden Besitz. Sie waren ihm Schmuckstücke von unerhörter Kostbarkeit, Werkstücke von einer bisher unbekannten Feinheit und Sorgfalt der Mache und zugleich Zauberstücke von unergründlicher quellender Tonfülle, die den Kenner und Könner auf eins entzückten. Wie sie aus einem unverbildeten G a n z e n kamen, so sprachen sie hier zu einem g a n z e n unverbildeten Menschen unmittelbar und waren seinen ungebrochenen Sinnen ohne Mittelweg zugänglich und verständlich.

Als George bei seinem ersten Besuche im zweiten Hofe eines großen Berliner Mietshauses die vielen Stufen bis zum fünften Stockwerk emporgestiegen und in die Wohnung Lechters eingetreten war, fand er sich wie jeder der dort hingekommen ist, plötzlich der Großstadt ja überhaupt jeder zeitgemäßen Umwelt entrückt in einer Umgebung, in der jedem Ding, dem Lichte selbst, nur e i n Atem entströmte: der des Bewohners. Es war nur ein großes Atelier mit zwei kleineren Zimmern daneben, zu denen später ein drittes als Ausstellungsraum hinzutrat, aber vom Türschild und Wandornament, von der Lampe bis zu Stuhl und Tisch, Bett und Schrank war jedes Stück vom Künstler selbst entworfen, die Fenster mit den von ihm gemalten Scheiben erleuchtet, die Wände und Böden mit den von ihm gezeichneten Matten und Teppichen bekleidet. Den Gestalten der Glasfenster Tristan und Isolde, Sanctus Sonus und Sanctus Odor, den in Holz geschnitzten Blumenranken und Sprüchen der Schränke, den Einbänden der Bücher und allem worauf das Auge traf, entströmte eine schlichte Feierlichkeit und Künstlerfrömmigkeit, welche von allem Draußen abschieden und die vom Lärm der großen Straßen erregten Sinne beruhigten. Es gab kein zweites Heim dieser Art in der Stadt der Millionen. Der darin lebte war gewiß kein Heiliger sondern ein vom Lieben und Leiden geschüttelter Mensch, gewiß kein Verzichter sondern ein von Trotz und Ehrgeiz erfüllter Künstler, aber er gab hier dem tätigen Alltag seine schöne Heiligung und dem festlichen Abend seinen heiteren Ernst. Was Wunder wenn George dorthin wiederkehrte und Lechters Wohnung der erste Versammlungsort für den Freundeskreis wurde und es Jahre hindurch blieb. Zwischen den beiden jungen Männern wurde eine fruchtbare

Einung geschlossen, deren Auswirkungen auf vielen dem öffentlichen Getriebe verborgenen Wegen weitergegangen sind, aber in der Buchkunst bald auch sichtbar auf die Entwicklung des künstlerischen Handwerks Einfluß übten. Über ein Jahrzehnt lang zeigten die Bücher Georges, wie wir noch sehen werden, das Gepräge der Lechterschen Hand und im selben Zeitraum ging die Form des Georgeschen Kopfes und vielfach auch seine Haltung in die Gestalten Lechters ein, freilich in einer übergeistigten und der leiblichen Wirklichkeit entkleideten Weise. Die überschlanke Anmut, die asketischen Züge, der entrückte Ausdruck des schöpferischen Augenblicks, die hingerissene oder tiefdemütige Gebärde der Gestalten Lechters waren einer Seite des Georgeschen Wesens und Werkes verwandt, die, wenn sie allein auftritt, die Blut- und Erdnähe ihres Trägers abschwächt. Lechters herber eckiger Strich und seine glutvollere Farbe schied seine Gestalten zwar von den weichen Präraffaeliten, aber sie gehörten doch mehr einer christlich-verzichtenden als einer Welt der blühenden herrscherlichen Leiber an, die Georges Dichtung durchstrahlte. Doch was damals in Deutschland vor allem zu betonen nottat, besaßen diese Gestalten Lechters einzig vor denen der Berliner Zeitgenossen: die geistige Zucht und Schönheit, die hohe Andacht und Ehrfurcht vor den göttlichen Mächten, die vornehme adlige Haltung und in immer wechselnden Sinnbildern den triumphierenden Lobgesang auf die heilige Quelle der Freuden: die Ars Coelestina wie Ars Humana! Hier lag der Einungspunkt zwischen Maler und Dichter. Seit der ersten Begegnung war George ein regelmäßiger Gast im hohen Atelier, wo sich bildende Künstler und Liebhaber und Liebhaberinnen der Künste in kleiner Anzahl zu versammeln pflegten. Auch George führte seine vertrauteren Freunde dorthin wenn sie auf kürzere oder längere Zeit in Berlin weilten und hielt mit ihnen und Lechter in dieser Burg der Abgeschiedenheit jene Leseabende, welche den Süd- und Norddeutschen, den Holländer und Belgier, den Polen und Engländer mit dem gleichen einigenden Atem der Dichtung durchdrangen. Unter den Freunden Lechters gewann er ein näheres Verhältnis zu Curt Stoeving dem feinen norddeutschen Künstler, der aus ganz anderen Wurzeln wie Lechter stammend, doch in der gleichen Richtung einer geistigen Kunst arbeitete, auch er in umfassenderem Sinne als die marktgängigen Tafelmaler der Kunstbörse dem Gesamtbereich des hohen künstlerischen Handwerks zugerichtet: Baumeister, Erz- und Tonbildner, Entwerfer von Gebrauchsgeräten und einer der ersten neben Lechter, Eckmann, Olbrich, Behrens und Van de Velde der ganze Räume und Wohnstätten aus eigener künstlerischer Idee gestaltete und das bürgerliche Haus von den schrecklichen „Möbeln im Stil der Gotik, Renaissance, Louis-Quinze, Bieder-

maier“ und ähnlichem Schutt befreien half. Stoeving hat zwischen 1897 und 1899 auch einige Bildnisse Georges von großer Vornehmheit und Zartheit gezeichnet und modelliert und in langen Jahren der Beobachtung schien ihm als kennzeichnender Grundzug des Georgeschen Wesens und Werkes vor allem das Plastische hervorzustechen: „Sein unerbittlicher Wille zur plastisch starken unveränderbaren konzentrierten letzten Form“, so schreibt er „schien mir immer als größte Kraft seiner großen Kunst, damit dem eigenen geistigen Gehalt bis zum Letzten dienstbar; und auch die bezwingende klangbildende Schöpferkraft, die jedes Wort zu einem neuerlebten Laut und einem neu zu denkenden Sinn erhebt, ist Teil dieser plastischen Kraft. Mir scheint, daß er selbst dies als Hauptzug seines Schaffens empfindet, wenigstens erinnere ich mich bestätigend eines Gespräches, daß er wohl Bildhauer sein könnte, wenn er nicht Dichter wäre“. —

Der Kreis dieser Berliner Künstler und Gelehrten wurde im Herbst des Jahres 1896 auf das glücklichste erweitert durch die Bekanntschaft Georges mit Reinhold und Sabine Lepsius. Die beiden hatten bei ihrem letzten Winteraufenthalt in Rom Richard Perls kennengelernt, der ihnen von George sprach und dessen Gedichte gab. Sie erwarteten nach diesem Vorbild einen „Ästheten“, aber bei dem Erscheinen Georges war der wirkliche Eindruck ein völlig verschiedener von dem vorgestellten und die elementare Menschlichkeit des Dichters drang stark auf sie ein. Für die Erkennung menschlichen Wesens aus Gestalt und Antlitz waren die Künstleraugen der beiden Lepsius noch besonders geschult, da Sabine sich fast ganz, Reinhold ausschließlich der Bildnismalerei gewidmet hatte. Reinhold Lepsius war vielleicht nach Franz von Lenbach, der größere Würfe mit leichterer Verantwortlichkeit wagte, der bedeutendste Bildnismaler der Jahrzehnte um die Jahrhundertwende, er wäre der beherrschende geworden, wenn die Zahl seiner Arbeiten auch nur in irgendeinem Verhältnis zu ihrer eindringenden Tiefe gestanden hätte. Aber schnell und leicht zu arbeiten, ja auch nur das Begonnene auf dem besten Punkte des Erreichbaren abzuschließen, hinderte ihn eine doppelte Anlage seiner Natur: aus altem Gelehrtenhause stammend war er ein ebenso feiner Kenner als Künstler und ein allzu helles Bewußtsein verwehrte ihm den sicheren Abschluß seiner Bilder. Das Wissen um die letzten Bedingnisse der Wirkung forderte stets neue Überlegung, die Überlegung stets neue Versuche, das Geleistete noch zu übersteigern. Es ist wohl kein Zufall, daß neben seinen schönen Frauenbildnissen die besten seiner Männerbildnisse die von Gelehrten in höheren Jahren wie des Ägyptologen Lepsius seines Vaters des Philologen Curtius und des Archäologen Carl Justi sind. Diese Köpfe entsprachen seiner inneren Fragestellung: er erfaßte die Bildnis-

malerei wie „eine Wissenschaft der Kunst", deren Aufgaben nicht durch triebhafte Unbefangenheit sondern durch ganz bewußte Einsicht in das Wesen der darzustellenden Personen gelöst werden könnten. Je vielfältiger dieses Wesen war um so mehr reizte es seinen reichen vielgeschliffenen Geist und sein prismatischer Blick suchte die Einheit eines Charakters am liebsten über die Zusammensetzung von Einzelzügen zu gewinnen. Dieser Weg stellte sich im formalen Bau seiner Bildwerke selber dar: aus einer unendlichen Menge von Flächen suchte er einen einheitlichen Person und Luftkreis gleichmäßig bindenden Raum, aus einer unendlichen Fülle von Schatten und Lichtern eine einzige das Seelenwesen kennzeichnende Bewegung oder Ruhelage, aus einer unendlichen Stufenleiter von Farbtönen eine einzige höchstens zwei Grundfarben zu gewinnen und so eine an den späten Rembrandt erinnernde Vielfältigkeit der Einzelteile zu einer geschlossenen Wirkung zu bringen. Was aber dem Maler Lepsius sein Handwerk erschwerte, machte den Menschen zum angenehmsten Gesellschafter und hob jedes Gespräch mit ihm auf die Ebene edelsten Genusses und geistiger Erquickung. Er war von schlanker feingliedriger Gestalt, eine immer gleichbleibende Überlegenheit lag über seinen klugen Zügen, er hatte mehr die Gebärde und Haltung eines vornehmen Marquis vergangener Zeiten als eines Berliner Malers im Wilhelminischen Zeitalter. Von feinster Bildung in allen Fragen der Philosophie und Künste, mit der für den Künstler seltenen Fähigkeit begabt, seine Erfahrungen und Einsichten auch klar zu umreißen, ja oft in den Formulierungen von schärferer und tieferer Umgreifung des Gegenstandes als selbst Simmel, erweckte er bei spielender Sicherheit auf allen geistigen Gebieten doch den Anschein eines Mannes, der nur zufällig zur Unterhaltung des Gastes von solchen Dingen redet und sie nach der schönen flüchtigen Stunde wieder vergißt. Unbekümmert verstreute er sein hohes Kunstwissen und manche Gelehrte wie Simmel, Breysig und andre bis hinab zu Walter Rathenau haben von ihm gezehrt und große Anregungen für ihre Schriften aus seinen Gesprächen empfangen. Er selber zeichnete nie etwas auf, er hatte einen wahren Abscheu davor etwas niederzuschreiben, ja schon vor dem Schreiben selbst.

Dieser Mann wußte George in die reiche Geselligkeit seines Hauses zu ziehen, fast dem einzigen damals in dem die beste Überlieferung des alten Berlin, eine feingeistige und musikalische Unterhaltung von hohem Anspruch, eine wahrhaft häusliche Kultur noch gepflegt wurde. Für George war der Besuch dieses Hauses die schönste Form sich von der gesellschaftlichen Vereinzelung, in der er auch mit den zerstreuten Gefährten noch befangen geblieben war, zu befreien und das Schicksal einsamer Ge-

nies in Deutschland zu vermeiden: trotz aller Kräfte in Winkelhaftigkeit zugrunde zu gehen. Hier leitete die stillen wie bewegten Abende Frau Sabine, selbst als Malerin ein tüchtiges Talent, in Musik und Gesang von hoher Schulung, in geistigen Dingen ohne besondere Eigenbildung aber von großer natürlicher Klugheit, die von ihrer hohen Männerstirn und den klaren durchschauenden braunen Augen ausstrahlte, als Frau von den neuen Gedanken der Frauenbewegung angerührt und für sie eintretend, aber eine Gattin und Mutter von dem ungebrochenen Opfersinn alter Art für Mann und Kind und Haus. Da Reinhold von allem nichts zu verstehen behauptete was ihn störte, trug sie die ganze Last, ein großes Haus zu halten, und ihre stete strahlende Freundlichkeit und ihr belebendes Feuer zogen Ernst und Anmut zu Gaste. George selbst brachte manche seiner Freunde ins Haus und sah hier viele Männer und Frauen der großen Stadt, mit denen er nicht in nähere Fühlung trat. An einem der Leseabende erschien dort Nietzsches ehemalige Freundin Lou Andreas-Salomé und brachte ihren Schützling, den damals noch völlig unbekannten jungen Rilke, mit. All diese Männer und Frauen bewegten sich handelnd und denkend im Bereich der Künste und von der Kunst des Altertums über Gotik und Barock bis zu den jüngsten Zeiterscheinungen spannten sich die Neigungen und Gegensätze. Nicht immer standen sich die Meinungen so ruhig gegenüber wie im Verhältnis von Lepsius und Lechter, dem feinen Berliner Rationalisten von höchster ästhetischer Schulung und dem erdhaften starken Mystiker aus Westfalen, dem Rembrandtliebhaber und dem Verehrer Lochners und Simone Martinis — einem Verhältnis zweier Größen die sich stillschweigend anerkannten ohne die Unterschiede ihrer Anschauungen zu sehr zu betonen. Denn eines verband sie damals alle: daß sie von verschiedenen Punkten her Zugang zur neuen Dichtung hatten, das Schöne liebten und das Häßliche haßten. In diesem Raume konnte George eine Zurückhaltung lockern, die ihm in einer fremden ja feindlichen deutschen Umwelt jede Öffentlichkeit noch zu meiden befahl: er hat bei Lepsius, neben den Lesungen im engeren Freundeskreise im November 1897 und im Oktober 1898 zwei Vorträge seiner Dichtungen vor einem größeren Kreise von Geladenen gehalten. Der erste dieser Vorträge fand durch zwei der geladenen Frauen, die sich schriftstellerisch betätigten, auch einen öffentlichen Widerhall und wir führen diese Auslassungen an, weil ihre lügnerische Ausschmückung durch Unberufene bestimmte Kreise des literarischen und wissenschaftlichen Schrifttums ergriff, denen wir bald begegnen werden, und von dort her das Urteil der Öffentlichkeit über den Dichter fast anderthalb Jahrzehnte trübend beeinflußt hat. Marie von Bunsen berichtete in einer Tageszeitung über „Stefan George, ein Dichter und

eine Gemeinde", daß vielen gewissenhaften Kennern der neudeutschen Literatur selbst dieser Name noch unbekannt sei, daß sie selbst durch einen überschwenglich begeisterten Aufsatz über ihn in einer belgischen Zeitschrift aufmerksam geworden, auch Berliner Künstler von ihm sprechen hörte und zwar als von einer Bereicherung und Verklärung ihres Daseins, daß sie dann nach mühevollem Suchen seine Gedichte gefunden und gelesen habe: „Seitdem erscheint mir Stefan George als der bedeutendste sympathischste Lyriker unserer Tage". Nach einer Besprechung der bisher erschienenen Werke schildert sie dann: „Es war ein Spätnachmittag im November, unbestimmte graue Häusermassen, dunkle vorbeieilende Menschensilhouetten, weißes Glühlicht und ein gelblichgrün absterbender Himmel, einer jener mystisch-schönen Momente, welche die Großstadt denen, die Nerven dafür besitzen, wohl bringt. Unser Wirt war der feinste subtilste Bildnismaler Berlins. Wir saßen in den mit verschleierten Lampen matt erleuchteten Räumen auf florentinischen eingelegten Sesseln, auf verblaßtem Brokat. Bekannte Menschen waren zugegen. Nur in gedämpften Tönen wurde gesprochen. Dann glitt aus einer Seitentür ein Mann herein und setzte sich nach einer Verbeugung an das gelbverhüllte Licht: hinter ihm eine japanische golddunkle Stickerei, nicht weit von ihm Lorbeerzweige und orangerote Blüten in getriebenem Kupfergefäß. Niemals in meinem ganzen Leben ist mir ein so merkwürdiges Gesicht begegnet: Blaß, verarbeitet, mit müden schweren Lidern, mit herbem ausdrucksvoll vibrierendem Mund. Die Backenknochen sind stark geprägt, wuchtig wölbt sich die Stirn, aus der sich schwere dunkle Haarmassen erheben. Von Gedanken und inneren Kämpfen ausgemergelte Züge, weit weit älter als seine 28 Jahre. Das Profil hat eine verfolgende Ähnlichkeit mit dem Dantebild im Bargello. Der ganze Kopf, die mageren nervösen Hände erinnern sonderbar an den jungen Liszt. Er las mit leiser gleichmäßiger Stimme, mit feiner diskreter Betonung. Hin und wieder störte sein rheinischer Akzent. Obwohl ich die meisten Gedichte kannte, war es nicht leicht, den immerhin ungewöhnlichen Gedanken- oder Bilderverbindungen zu folgen. Aber mehr und mehr wurden wir hypnotisiert, in die Stimmung hineingebannt. Zum Schluß erhob er sich, sagte noch ein Gedicht her und schlug zum erstenmal die Augen auf: matte etwas rote Lider, dunkle starre, nicht große Augensterne. Dann verbeugte er sich und ging.

Erst allmählich begannen wir im Flüsterton zu sprechen. Einigen waren seine Gedichte gänzlich fremd gewesen, ich glaube, jeden hatten sie gepackt und bewegt. Als ich später von dieser Stunde erzählte, meinte man, es klänge etwas theatralisch und ‚gemacht'. Dies war keineswegs der Fall. Das Ganze entsprach in der echtesten Weise der Richtung, dem Geschmack

unserer intim künstlerisch empfindenden Wirte, ihrem Verhältnis zum Dichter. Es war nur ‚esoterisch'". (Voss. Ztg. 9. 1. 98.) Lou Andreas-Salomé in ihren „Grundformen der Kunst" sah schon damals deutlich, daß George nicht zu den „Dekadenzpoeten" zu zählen sei: „sonst wäre er uns nicht die Fülle seltsamer und unheimlicher Seelenregungen der Krankhaftigkeit schuldig geblieben und würden wir auch bei seinen Schülern auf solche stoßen". Doch glaubte sie ein Überwiegen von hoher Formenschönheit über den Gehalt feststellen zu müssen, das nur aufgehoben würde sobald man den Dichter selber seine Gedichte sagen hörte. Denn „bei Stefan George ist jeder Inhalt, den er zugrunde legt, nicht nur in wunderbar intimem Zusammenhang mit seiner technischen Äußerungsform gebracht, sondern steht auch zum Äußern und Innern des ganzen Menschen, zu seiner Haltung, seiner Stimme, seinem Antlitz, seinem Lächeln in so fein abgetönter Harmonie als machte eben diese Persönlichkeit nebst der von ihr geschaffenen Lyrik erst vereinigt das eigentlich wahre Kunstwerk aus. Gewiß ist das ein wenig paradox ausgedrückt, aber dem Kern nach verhält es sich so und das erklärt manches von der schrankenlosen Bewunderung einerseits und von der überzeugten Bemängelung der dichterischen Qualitäten Stefan Georges andrerseits, die sich meist an die Erwähnung seines nicht viel aber stets mit einem besonderen Nachdruck genannten Namens zu schließen pflegen. Für mich hat ein Gedicht noch niemals eine solche siegreiche und überwältigende Umwandlung erlebt, wie Stefan Georges Gedichte in seinem mündlichen Vortrag. Es war als wenn sorgfältig getrocknete und schön geordnete Blumenleichen unversehens aus einem Herbarium in einen blühenden Garten zurücksprängen und jedes kleinste ihrer Blättchen goldgrün schimmernd in der Sommersonne dehnten. Dieses Bild ist bewußt falsch, insofern in der Lyrik Georges die reinen und strengen technischen Formen das Leben seines Kunstinhaltes keineswegs töten und austrocknen, vielmehr sich diesem gerade in allen seinen Nuancen so meisterhaft anschmiegen wie es nur dem ganz großen Techniker gelingt. Aber der Eindruck, den dieses falsche Bild vermittelt, ist dennoch im wesentlichen richtig — — — denn obgleich Form und Inhalt meistergültig ineinander aufgehen, kann es sehr leicht vorwiegend ja weit überwiegend das Formhafte sein, das unsere Bewunderung für diese Poesie fortwährend in Anspruch nimmt und fesselt. Denn es enthüllt nur ihre originelle Note. Das wird nun ausgeglichen, wenn zum zurücktretenden Kunstinhalt die Persönlichkeit des Vortragenden tritt, die ihn dadurch ohne daß sie es will betont, indem sie ihn mit unwidersprechlichem Leben füllt, von dem wir nun nicht willkürlich auf die Form abgleiten können. Und dennoch bleibt die Wirkung eine rein künstle-

rische, nicht unkünstlerisch durch persönliche Mittel ergänzte, weil die Persönlichkeit gleichsam an sich noch einmal ihr Kunstwerk wiederholt, noch einmal an ihrer menschlichen Außenform gleichsam stilisiert symbolisch anmutet, als sei sie ihrerseits aus ihren eigenen Gedichten herausgesprungen und deren Geschöpf nicht minder wie deren Schöpfer" (Pan, 4. Jahrg. 1898).

Was diese Frauen also sahen — und Frauen sehen in diesen Dingen oft schärfer als Männer — war die volle Übereinstimmung von Geist und Haltung, Stimme und Gedicht, die tiefe schlichte Einheit von Mann und Werk, eine Sicht, die erst dreißig Jahre später in den gebildeten Kreisen des Volkes durchdrang.

7. KAPITEL: DIE DRITTE FOLGE UND DAS JAHR DER SEELE

WIR sind vorausgeeilt: all diese Erweiterung der menschlichen Beziehungen Georges in Deutschland und den Nachbarländern hatte nur Sinn wenn der innere Kern seiner Welt, die Dichtung und die Dichtergemeinschaft weiterwuchs: nur von diesem aus erhielt der Trieb bis an die ersten Ränder des gesellschaftlichen öffentlichen Lebens vorzudringen, seine nährende Kraft. Nur soweit der innere Raum erobert war, konnte der äußere betreten werden.

Die dritte Folge der Blätter deren fünf Bände vom Januar bis Oktober 1896 erschienen, berichtete mit Freude den wachsenden Anhang unter den bildenden Künstlern und brachte als Inlagen den Abdruck eines Glasgemäldes von Melchior Lechter, einer Zeichnung des in Paris lebenden Malers Paul Herrmann und zwei Tonstücke von Clemens Franckenstein und Karl Hallwachs.

Von den lebenden Dichtern des Auslandes wurden neben den früheren Gérardy und Waclaw zum ersten Male die neuen Freunde in Holland Albert Verwey, Hermann Gorter und auch ihr ehemaliger Mitstreiter Willem Kloos, aus England Algernon Swinburne und als Vertreter einer neuen Schönheitslehre John Ruskin in Übertragungen aufgenommen. Die Blätter sahen freilich ihre Aufgabe, wie sie ausdrücklich betonten, nicht in einem sinnlosen bloßen Herübernehmen alles ähnlich Gerichteten aus dem Ausland: sie „brachten nur das, was durch die Art der Übertragung eigenster Besitz geworden, für unsere Sprache, unser Schrifttum und unser Werk im einzelnen natürlich und zuträglich war". Niemals wurde um der Vollständigkeit oder anderer Gründe willen der höchste künstlerische An-

spruch auf die lebendige Aneignung eines Fremden aufgegeben und gerade durch die in geringer Anzahl aber in vollkommener Eindeutschung wiedergegebenen Gedichte erhielten die fremden Dichter in den Blättern ihr eigenstes Gesicht und fügten sich zugleich dem deutschen Ganzen ohne Widersprüche ein.

Die Werke von Gérardy und Waclaw behielten auch in dieser Folge die seltsame Spannung und fremde Schönheit des zweigezeugten Gesanges. Gérardy lebt fast ganz in Sinnbildern der Vergangenheit und Ferne, seinen „Jungfrauen" sind die „Ritter" gefolgt und verraten die Einwirkung der SAGEN UND SÄNGE. In den „Tänzen" aber stieß er durch ein Tor, das seit Hölderlin verschlossen war und das die Romantiker oder ihre Nachfahren nur umgaukelt hatten. Hier tauchen wieder Völkergestalten in der Dichtung auf: Hellas, Gallien, Germanien, Arabien, Indien und werden in je drei Strofen von wechselnden zwingenden Rhythmen farbig und plastisch hingestellt: gewiß keine Gegenwartsbilder der Völker aber von jener tief ergreifenden Wahrheit, welche im Ehmals und Heute ihre ewigen Grundzüge erscheinen läßt, die unverwischbar sind. Waclaw Lieder ist bis in Bild und Vorwurf ganz Gegenwart. Zwei Klagen „Am Totenbett" und „Nach dem Begräbnis" Paul Verlaines, doch mehr als Klagen, hohe Worte eherner Bereitschaft und männlichen Gedenkens, eine magische Bewegung der Hand, die mit einem Schlage die ganze Luft „auf Sankt Genovevens lateinischer Höhe" und das sagenhafte Haupt des armen Lelian erscheinen lassen — fünf Widmungen an Stefan George und doch mehr als Widmungen: die schönste Ruhmestafel, die nach Goethes Gedicht über Schillers Schädel ein Dichterfreund dem anderen geschrieben hat, hier ein Lebender dem Lebenden, in gleicher Höhe der Bahn mit ihm kreisend und beider Tage als zwei Sterne sehend „Die brennen werden über Weichsel und Rhein" — zehn oder mehr Gedichte der Liebe, der Landschaft, der Einsamkeit oder wie man sie nennen mag: es sind die sprechenden schreitenden ruhenden Zeichen eines Mannes, der mit der Abendschwermut eines ganzen Volkes, ja eines ganzen Weltzeitalters beladen ist und dennoch Schulter und Haupt aus dem Dunkel bis an die Sterne hebt und trauernd aber groß und schön auf die Stunden und Dinge des engen Daseins schaut.

Die Gruppe der holländischen Dichter betrachten wir erst bei der sechsten Folge, in der besonders von Verwey eine größere Auswahl von Übertragungen aus seinen zahlreichen Werken veröffentlicht wurde. Hier am Beginn der Verbindungen mit ihnen gaben einige Stücke aus „Mai" von Hermann Gorter und einige der schönsten Sonette von Willem Kloos und Albert Verwey vor allem einen Begriff von der hohen geschulten Vers-

kunst der Niederländer, die gerade in diesen Stücken mehr die englische und romanische als die deutsche Überlieferung anklingen ließ: nur bei Kloos spricht unser Platen mit. Auch die Dichtungsart von Algernon Charles Swinburne lag ganz auf der westlichen Linie, er hat seine dichterische Schulung mehr bei den Franzosen und Römern als bei den Deutschen gesucht, obwohl eine unmittelbare Liebe zu den Griechen ihn mehr mit uns zu verbinden scheint. Die von George nachgebildete „Widmung" aus dem ersten Band der „Gedichte und Balladen" gab ein Beispiel seiner durchformten leidenschaftlich-bewegten Rhythmik, in der die Wellenstöße des Meeres und ein unaufhörlicher Wind in immer wechselnden Tönen vom blumigen Felsengarten abgleiten und eine traumhaft aufgelockerte Bildlichkeit schwingt, deren bezaubernde Wiedergabe durch George uns zeigt, wie weit er auch in diesen Jahren seine strenge Gebundenheit der Sprache lösen und weiten konnte. Weder Verweys noch kaum Swinburnes Gedichte waren damals in deutschen Übertragungen bekannt, — König Ludwig II. von Bayern hatte sich Swinburnes Drama „Chastelard" schon 1872 übersetzen lassen, — und erst die Blätter wiesen die Deutschen auf die größten Dichter des neuen Holland und England hin, mit denen wir im übrigen in den lebhaftesten Handelsbeziehungen standen.

Von den neuen deutschen Gefährten nahm die dritte Folge einige Proben dichterischer Prose aus „Sieben Nächte am mystischen Quell" von Melchior Lechter auf: Farbentraum des Malers, Musikrausch des Liszt-Begeisterten, Vernichtungswunsch des Mystikers: verzücktes Sehnen, dessen seine kräftige Natur zur Vergeistigung der sinnlichen Stoffe bedurfte; dann einige „Seufzer seiner blonden Liebesjahre" von Emil Rudolf Weiß, dem Zeichner und Maler, und eine Anzahl Gedichte von Oskar Schmitz, der schon im Frühjahr 1894 mit Wolfskehl in Rom bekannt geworden war. Er hat dieses Zusammentreffen später in seiner Bekenntnisschrift „Dämon Welt" geschildert und gibt dort einen bezeichnenden Eindruck vom ersten Hören der ihm noch unbekannten Dichtung wieder: „Die Verse — — versetzten mich in einen Taumel des Entzückens. Ich schlief die ganze Nacht nicht. Während ich mich der mitgeteilten Verse zu erinnern suchte, entstanden neue im selben Stil und nun wußte ich, was jahrelang mein Dichten gehemmt hatte: Die Furcht, in der alten abgegriffenen Sprache alltäglich zu sein. Selbst eine neue zu schaffen wie George und Hofmannsthal — — hatte ich nicht vermocht. Jetzt aber wo sie mir geboten wurde, ergriff ich sie gewissermaßen in einer Nacht und meine Zunge war gelöst. — — Wolfskehl schüttelte sein langes Haar und schaute verzückt in die Luft, nicht wegen der Herrlichkeit meiner ganz unselbständigen Gedichte sondern gewissermaßen um die Götter als Zeugen an-

zurufen für das Wunder meiner Transfiguration, wie er es schon bei mehreren jungen Dichtern erlebt hatte. Die flüchtigste Berührung mit dieser neuen Kunst war für jeden Berufenen eine sofortige gründliche Reinigung von Naturalismus und Stillosigkeit". Oskar A. H. Schmitz war 1873 zu Homburg vor der Höhe geboren und hatte schon seit mehreren Jahren in stetem Hunger nach Erlebnissen die Welt durchfahren, ohne viel erlebt zu haben. Jetzt wurde er durch die Berührung mit der neuen Dichtung und den Verkehr mit Wolfskehl aufs tiefste aufgewühlt: „Wolfskehl eröffnete mir einen üppig sprießenden Zaubergarten, dem etwas Dunkles in mir zutiefst entsprach. Schauernd erzitterte ich bisweilen bei seinen Worten in meinen Grundfesten und leise begann sich in mir etwas wie ein eingefrorenes Mühlrad im Frühling zu drehen, als sollte das Unterste zu oberst gekehrt werden". Die Aufnahme einiger seiner Gedichte in den Blättern betrachtet er auch heute noch als seine eigentliche literarische Sporenweihe. Aber wenn er glaubte darin ein Werturteil über seine Begabung zu erkennen, so mußte er später selbst gestehen, daß dies ein Irrtum war: „Georges Urteil entschied nicht die Talent- sondern die freilich ebenso wichtige Niveaufrage". Ja der Irrtum lag noch tiefer, wie Schmitz einige Jahre später erfahren sollte. Die Mitarbeiterschaft an den Blättern enthielt auch kein d a u e r n d e s Urteil über die Person und entschied ebensowenig etwas über das Verhältnis zu George wie über die Zugehörigkeit zu seinem engeren Lebenskreise. Dies wurde nicht durch noch so gute Gedichte sondern die Bewährung des Menschen im lebendigen Mit und Neben erworben. Dazu gehörte vor allem unbedingtes Einstehen des einen für den andern und aller für das Ganze, zum wenigsten ein Zurückstellen persönlicher Meinungen und Zwiste nach außen. Im Innern gab es schon Kräfte genug für jedes geistige Gefecht und Kampfspiel, aber bei der gefährdeten Stellung des kleinen Häufleins, an dessen Spitze George für eine Welt wider eine Welt kämpfte, war ein Abwerten der eigenen Gefährten an irgendeiner öffentlichen Stelle schon ein Übergang zum Feinde. Weder das Talent noch die Höhe der Könnerschaft also entschieden über einen Menschen sondern seine Art und Haltung. George zog zunächst den jungen Begeisterten auch in seinen persönlichen Umgang. Er traf ihn im Jahre 1897 in Paris auf einem Dienstag-Empfang der Madame Rachilde-Valette, bei der die Künstler sich zu treffen pflegten, machte ihn dort mit seinen Freunden bekannt und öffnete ihm bald auch die Berliner und Münchener Kreise. Seine Gedichte in den Blättern und seine Sammlung „Orpheus" im Verlag der Blätter — es blieben die einzigen, welche veröffentlicht wurden — verrieten den stärksten Einfluß von George und Wolfskehl, sie zeigten aber, zu welchem Anspruch die neue Dichtung schon verpflich-

tete und bis zu welcher Gehobenheit der Formung auch ein mäßiges Talent durch gutes Beispiel und gute Schulung gelangen konnte. Wie anders freilich verhielt sich vor den gleichen Vorbildern eine aus eignem Kern genährte Natur wie Perls es war! Aus den wenigen — seinen letzten — Gedichten in der dritten Folge bricht selbst bei unmittelbaren Anklängen an Schrittmaße des ALGABAL eine nur ihm eigentümliche Gebärde, ein nur ihm gehöriges Wissen der Seele hervor und wir glauben dem Hochmut seiner Todesaugen mehr als den matteren des Gesunden. Auch von Klages sind nur wenige Gedichte da, von denen das Bild des Reiters, aber vor allem „Die Beschwörung" zum ersten Male an die Gewalt gemahnen, welche ihn ein Jahrfünft später völlig beherrschen sollte: Da wird selber gejagt, der den hinjagenden Gestaltensturm bannen will und endet — anders als Faust — „auf den Trümmern ungelebten Lebens". Noch ist es Bild: aber sind nicht Gedichte Spiegel der Seele oder mehr noch trinken Verse nach Klages eigenen Worten nicht Blut, und lebt und stirbt nicht unsere Seele in ihnen und mit ihnen? „Im Dichter sind nicht zwei Dinge: ein Erleben und eine Mitteilung desselben, sondern d i c h t e n d l e b t e r, was ihm Tiefstes zu leben vergönnt war". In fast allen Gedichten von Klages aber lebt das Endgrauen und nie ein Aufgang. Noch in den düstersten Gesängen von Waclaw Lieder oder in den trübsten Liedern von Wolfskehl, selbst wo dieser später im Fimbulwinter das Endgrauen zum Vorwurf hat, schwingt der Ton heller südlicher wie zum Lebensbeginn. Vollends in der dritten Folge sind die „Kreuzgang"gedichte, die „aus der großen Wüste", die auf Ulais, die Totenklagen um Adonis und Corona ein einziger schwellender Dithyrambus auf Dionysos, auf sein Reich von Leben und Tod, auf den Anfangszauber mitten im Untergang. Man fühlt seine Kehle vor Liedern pochen und unermüdlich wandelt und wechselt sie die klangreichen Maße in der Lust des Singens. Im geraden Gegensatz dazu haben die Gedichte Hofmannsthals fast nur e i n e n Gang, ein langsam gemessenes zögerndes Schreiten, wie eines sehr guten sehr sicheren aber ermüdeten Tänzers, der nicht weiß wann und warum enden, der niederschauend auf dunklem Schicksalsgrund, aufschauend unter dunklen Sternen sich in immer gleicher Weise getrieben fühlt und seine schönen Figuren unter dem Zwang eines unfaßlichen Wesens zieht, das er selber nochmals ist. Die Gedichte „Terzinen über Vergänglichkeit", „Manche freilich müssen unten sterben" und „Weltgeheimnis" geben am reinsten diese auch in den Märchen der Völker vielleicht traurigste Frage der selbstverlustigen Seele wieder: „Der Gefangene ist da, aber wo bin ich?"

George selbst hat zur dritten Folge die Lobrede auf Jean Paul, eine Erinnerung des Sophokles aus TAGE UND TATEN und weitere Gedichte aus

dem JAHR DER SEELE beigesteuert, die wir im Zusammenhang betrachten werden. Die sparsamen Einleitungen und Merksprüche, welche die Gedichte begleiteten, ließen keinen Zweifel über die gleichgebliebene Abgrenzung nach außen. Hier und da spürt man am Urteil über fernergelegene Bereiche, am vorausschauenden Blick in die Zukunft, an Hohn und Mahnung für den Gegner das drängende Pochen eines Willens, der alle Kräfte im Innern sammelte und erst die künstlerisch geschulten dichterisch gebundenen zum Kampf entließ.

Der von einigen Schriftkundigen vorgebrachten Unterschiebung, die Kunst, welche in den Blättern dargestellt werde, habe als Losung etwas wie eine Scheu vor dem Wirklichen und eine Flucht in schönere Vorzeiten, galt die Antwort, daß die Dichter jede Wirklichkeit und Gegenwart, jede Ferne und Vergangenheit nicht durch Abschildern sondern durch Gestaltung ins Reich des Nahen, Persönlichen und Heutigen rücken, daß ihnen wesentlich sei die künstlerische Umformung eines Lebens — „welches Lebens? ist vorerst belanglos". Der Naturalismus, so fassen einige Merksprüche die Frage zusammen, hat streng genommen die Wirklichkeit nie wiedergegeben, aber durch den wissenschaftlichen Trieb zur Vollständigkeit auch in allen Nebendingen jedes Werk großen Zuges unmöglich gemacht. Zu danken war ihm der Wille mehr als die Kraft, die Kunst von der süßlichen Genüßlichkeit der Epigonenzeit loszureißen. Denn „Mit Ernst und Heiligkeit der Kunst nahen: das war dem ganzen uns vorausgehenden Dichtergeschlecht unbekannt. Keiner der Epigonen — so wenig der hochgeborene Schack wie der bescheidene bürgerliche Reimer — ist frei von der abstoßenden behäbigen Bravheit und diesem Rest von Barbarentum, den von Goethe bis Nietzsche alle großen Deutschen getadelt haben". Auch die sogenannte „Volks"dichtung von Bauern und Bäuerinnen — später kamen noch Arbeiter und Landstreicher hinzu — wurde als verhüllte Mittelmäßigkeit der künstlerischen Ansprüche gegeißelt, vom nordischen und russischen Geist zu schweigen, von dem „dem Deutschen nicht viel zu lernen bleibt, was er nicht schon besitzt ohne die Verzerrungen".

Die Blätter verteidigten dagegen „die große und ewige Kunst, so tuend was seit Jahrzehnten keinem mehr Tuens würdig war". Sie wollten „eine Kunst frei von jedem Dienst: über dem Leben nachdem sie das Leben durchdrungen hat: die nach dem Zarathustra-Weisen zur höchsten Aufgabe des Lebens werden kann: die nach dem unsterblichen Meister des Titan sogar im Gewaltigen und Schrecklichen nicht umwölken und verdunkeln, sondern erheitern und erhellen soll: eine Kunst aus der Anschauungsfreude aus Rausch und Klang und Sonne". Aus jungfräulichen und uner-

schöpften Welten, die den großen Vorfahren noch gegeben waren, war sie nicht mehr zu gewinnen, ihnen beizukommen nur möglich durch innigere Empfindung, liebevolleres Anschauen, zusammengefaßtere Ausführung, kurz sie mußte aus den Tiefen statt aus den ungehauenen Wäldern und unausgebeuteten Feldern geholt werden, die jenen in unserem Volkstum noch verfügbar waren. Ebendarum tat das eine zu wissen doppelt not, daß der Sinn der Dichtung nicht darin liege einen Gedanken auszudrücken, eine Geschichte zu erzählen oder den tatsächlichen Worten Takte und Reime einzupressen, sondern eine zwingende Bewegung der Seele in Klängen und Maßen auszudrücken und auch Worte Gedanken ja Bilder der körperlichen Darstellung dieser Sangesweise dienen zu lassen. Denn so klang die leicht andeutende und doch in ihren Folgerungen so tiefe Frage des Dichters: „Wäre das Spiel mit Takten und Reimen überhaupt eines vernünftigen Wesens würdig, wenn diese sich nicht unwiderstehlich als Sangesweise aufdrängten?“ (III, 2.) Nur von dieser Sicht aus war ein Urteil über die Echtheit der dichterischen Erzeugnisse zu gewinnen gewesen und gewonnen worden, doch bis heute ist es den meisten unserer rational-gebildeten Deutschen am schwersten, das Gedicht aus dieser unwillkürlichen Herkunft aus der Geburt seines Tones zu verstehen. In den neunziger Jahren wußte kaum ein halbes Dutzend Menschen in Deutschland, was ein Gedicht sei, denn dieses Wissen setzt dichterisches Wesen voraus und die Blätter begrüßten daher eher freudig das langsame Anwachsen ihres Anhangs, weil ein schnelleres Zunehmen sogar bedenklich geschienen hätte. Die Blätter waren des stolzen Glaubens, daß sie schon in diesen Anfangsjahren das Höchste gesammelt hätten was in einem bestimmten Fache menschlichen Könnens eine ganze Stämmevereinigung hervorzubringen fähig war, und der sicheren Hoffnung, daß durch sie auch den Werdenden und Kommenden die Pfade geebnet wären, auf denen sie weiterschreiten könnten zur Entdeckung neuer immer reinerer Kunsthimmel.

Diese Zuversicht ließ sich auch nicht durch die Tatsachen erschüttern, daß es damals in Deutschland kein künstlerisches und dichterisches Ereignis geben konnte und wir in einem Bildungsstaat zweiter Ordnung lebten, daß das Schrifttum in Deutschland der geistigen Hefe überlassen war und alle fähigen Köpfe sich einer staatlichen Laufbahn oder den Gebieten der Wirtschaft zuwandten. Die Blätter spornten die wenigen Gefährten um so eifriger an, sich in der neugeborenen Kunstauffassung nicht mit einer halben Sachführung zu begnügen, auch nicht zu erschrecken oder fangen zu lassen von Prophezeihungen vom völligen Dahinschwinden der Dichtung und Kunst und der Notwendigkeit ihres Untergangs in dieser Zeit: „Denn die werdende Jugend wird darüber lächeln und den vom Alter tot

zurückgelassenen Formen in unerwarteter Weise neues und glühendes Leben einhauchen". Dieses glühende Leben freilich — immer wird dieser Rat wiederholt — soll sich nicht im Ausbruch der Kraft, nicht in Schmerz- oder Lustschrei äußern, sondern im Bezwingen des Ausbruchs, in der Verklärung von Schmerz und Wollust, damit man aus der Größe des Sieges und der Verklärung Größe und Echtheit der Erregung fühle. „Und sagen die einen zu uns: Eure Haltung ist uns denn doch zu kalt und ruhig und zuwenig der Jugend angemessen. So wir zu ihnen: Seid ihr noch nicht vom Gedanken überfallen worden, daß in diesen glatten und zarten Seiten vielleicht mehr Aufruhr enthalten ist, als in all euren donnernden und zerstörenden Kampfreden?"

Es sollte noch mehr als zwei Jahrzehnte dauern, es mußte erst namenloses Elend über Deutschland kommen, bis einige in unserem Volke diese Sprache zu hören begannen, es muß erst die ganze plebejische Ideenlehre der Revolutionen, der Glaube an die Erneuerung aus dem Umsturz von Thronen und Staaten, die längst zerbröckelt und morsch sind, wenn sie fallen, es muß erst der ganze Glaube an das Heil von unten aus den Köpfen und Herzen ausgetilgt und ausgemerzt sein bis die Tauglichen verstehen, was hier gemeint, gewollt und begonnen ward. Denn jene Worte bezogen sich nicht auf Lehrmeinungen oder Grundsätze, sondern auf das Werk, sie sprachen nicht von einem Aufruhr, der durch Erklärungen und Aufpeitschungen von Massentrieben erst vorbereitet werden sollte, sondern von einem der schon geschah: von der Umgestaltung des innersten menschlichen Kernes, der Neuschaffung jeder Seh- und Fühl- und Denkweise durch die neue Dichtung. Ein Jahr nach dem letzten Bande der dritten Folge, im Herbst 1897 erschien DAS JAHR DER SEELE und vielleicht ist niemals in der Menschengeschichte, so weit wir blicken können, die Angel der Zeit mit leiserem Finger gedreht worden als durch dieses Werk. Nur einige wenige Gedichte im Mittelteil lassen etwas von der Bewußtheit des zurückgelegten und vorgeschauten Weges erkennen, sagen etwas aus von der Spannung des Dichters zwischen Traumwelt und Umwelt, zwischen dem Denkbild seiner Tempelgesänge und dem der sanften mütterlichen Lehre seiner Jugend, zwischen dem Leid der Armut und Arbeit und dem Leid der Fülle und herrscherlichen Höhe, ja verraten, daß dies alles erst „der Morgengang" der Lebensreise sei und daß Lieder warteten, die noch nicht zu singen waren.

Dieses Buch ist ohne faßbares Sinnbild, das uns führt und hält: keine Herrin, kein Pilger, kein Herrscher, kein Sänger oder Spielmann mehr, noch schon wie später ein Engel oder Gott — nur selten wird sie im Liede genannt um deretwillen der Dichter das Schweigen bricht: die düstre

Schwester, die nicht leben kann ohne Trank und Licht der Gesänge. Es ist ihr JAHR, doch nirgends in seinen Monden und Gezeiten erscheint sie als Gestalt, nicht holde Psyche noch leuchtende Anima, nicht verklärte Beatrice noch hinanziehendes Gretchen, nicht die Jungfräuliche noch die Mütterliche, weder unter altem noch neuem Bilde — und doch DAS JAHR DER SEELE?! Seit Platon sie aus Gewächs und Leib gehoben und gepriesen hatte, gab es kein Bauwerk, kein Bild, kein Wort, kein Zeichen in zweitausend Jahren, das nicht von ihr sprach, das nicht die Runen ihres Schicksals trug. Von der mütterlichen Erde und den geschwisterlichen Gewächsen war sie gelöst, in den Wesen der Elemente lebte sie nicht mehr, die brüderlichen Leiber wurden ohne sie gezeugt und starben ohne sie und in dem einzigen der sie umhüllte, dem des Menschen, war sie nur Gast oder mehr noch Gefangene in unwürdigem Kerker. Nur einer trug sie im brüderlichen Leibe heil durch alle Reiche: Dante der Dichter. Das war die Wende des Schicksals: der Weg zu fernem Ziel. Aber welche Mühsal wartete ihrer bis dorthin! Die kristallenen Schalen der Himmel zerbrachen, die Schlünde der Hölle stürzten bröckelnd ein und der unendliche wohnlose Raum lag über und unter ihr. Nur die Dichter hüllten zuweilen die Frierende ein, weinten über sie, nannten sie die Schöne und suchten ihr Leid in Träumen und Tönen aufzulösen, aber ihr Mantel reichte nicht und ihre farbigen Schleier waren nicht dicht genug, um sie vor dem Bösesten und Schlimmsten zu bewahren: der kalten Liebe der Erkenner und der lieblosen Kälte der Erforscher.

Sie war müde diese Seele von Fahrten und Qualen, der Liebe der Engel wie der Teufel, der Neugierigen, Wisser und Gaffer müde und auch der alten Priester. Sie sank auf das ehmals verlassene Lager zurück verwundert staunend über seine Herrlichkeit und Schönheit, ganz hingegeben und versinkend in den neuen Freuden und doch vor dem Schlummer noch einmal erschauernd, von der Schwelle sich selber rückwärts und vorwärts schauend. Denn wiedergeboren wird sie ein anderes sein, nie mehr Psyche, die holde zarte, schwebende, die leidende blutende gemarterte, die verklärte und verdammte die Ewige — sondern eingeboren in die Leiber und Kräfte, unlöslich eines mit den Gewächsen, mit ihnen werdend und vergehend die Sterbliche, die nicht von einst und anders weiß, ein mitwachsendes Leben, Kind von Sonne und Regen und Wind, gebräunt von den Strahlen, geschwellt von den Säften, genährt von Brot und Wein der Erde, der Erde Tochter aus neuer Zeugung: ein neues Glück und neues Leid.

So lebt sie im JAHR DER SEELE, das schon Hölderlin ahnend erhoffte:

Dort wo die seligen all nieder zu kehren bereit
Dort wo die adler sind die gestirne, die boten des vaters
Dort wo die musen, woher helden und liebende sind
Dort uns oder auch hier auf tauender insel begegnen,
Wo die unsrigen erst blühend in gärten gesellt
Wo die gesänge wahr und länger die frühlinge schön sind
Und von neuem ein Jahr unserer Seele beginnt.

Noch freilich bevölkern von diesen Ersehnten erst wenige das Jahr der Seele, seine schönen Gezeiten durchschreiten die Liebenden und Gefährten, alle anderen Gestalten fehlen. Haus und Garten, Gemark und Landschaft liegen wie in einem engen Lichtkegel, jenseits dessen sich dunkle unbeseelte Räume und Einöden dehnen von unbenannten Mächten bewohnt, ungestalt und dennoch seiend, unfaßbar und dennoch alldurchdringend, kein Kosmos noch Hades, kein Himmel noch Schlund, eine trostlose Einsamkeit durch die nur „böse Sterne" und „ernste Gestirne" stechen. Daß George auf der Schwelle zwischen den Zeiten stehend das Ungestalte schauend, aber im Grauen ehrend, den ewig unerklärten Grund wissend aber furchtlos ganz bejahend — daß er in den Traurigen Tänzen von diesem letzten Verhängnis der Seele, ihrem Bedingtsein im unerbittlichen Werden und Welken, in schwermütigen Liedern und dunklen Zaubersprüchen zu singen wußte, daß er aus diesem weitesten Flug ungebrochen und nichts verleugnend wiederkehrte, war sein Sieg im Kampf mit dem Drachen der Zeiten, der das Erste und Letzte erkennen will: George sang die finstre Rätselwildnis und beugte die Stirn vor ihr.

Von diesem Kampf her begreifen wir die Schatten die über das dreimal dreigeteilte JAHR DER SEELE fallen: Ein welkes Seelenbild verging, das unerbittliche Geschick neuer Schöpfung taucht auf. Die tiefsten Schatten liegen über dem Kreis der Traurigen Tänze: Sinkendes Jahr und sinkende Liebe, Abschied und Tod, stummes Leid und einsame Pein, selbst der Frühling voll stiller Trauer, selbst der Trost noch im Gram, selbst die flammenden Wälder noch ohne Heil. Und dennoch trotz des „Grollens der schrecklich Fernen", trotz der bleichen Bilder und welken Einsamkeiten, trotz der trübsten Stunde: ein Wachen ein Weiterschreiten, ein Preis der Wunden und Gruß an den neuen Wind der Weiten.

Über den beiden ersten Kreisen liegen die Schatten weniger dicht: Hier ist die Seele eingegangen in die Körper und Dinge des gestalteten Lebens, e i n e s Wachstums mit ihnen, weder All- noch Einzelseele und nicht im Zwiespalt mit den Gewächsen der Erde, sondern die göttliche Leiblichkeit der Dinge selbst, der Zauber ihrer Erscheinung, der Duft ihrer Blüte, der Schmelz und die Süßigkeit ihrer Früchte.

Schwingt sie im dritten Kreis mit den ewigen Mächten des Weltenjah-

res, so im ersten mit den blühenden reifenden und welkenden Geschöpfen, mit den strahlenden fließenden und starrenden Elementen des irdischen Jahres, ist sie die herbstliche Liebe, das schüchterne kurze Geleit, zum Scheiden vorbestimmt wie die reife Frucht zum schnellen Verzehr, aber Gedenken ihrer Süße lassend für trübe Zeit — ist die winterliche Liebe, ein winterlicher Fund, ein stummes Leid „vom geist der flur aus der wir stiegen" angetan mit allen Schimmern der starren Kristalle, umworben mit aller Wärme des hoffenden Lebens, aber trostlos wie ihr Ursprung im Reif der Qualen und darum zerbrechend vor dem Lenzsturm wie die Eisdecke des Stroms — ist die sommerliche Liebe, die alle Schmerzen vergessen macht, die im Reich der Sonne und Freude „als dankbereite Gäste" zu leben lehrt und einmal in der lohnenden Stunde mit Kuß und Einung das ganze süße Leben füllt, die in offenem Schmerze endet, aber neues Erwachen erhofft. Der Dichter hat selbst verwehrt nach Ich und Du dieser Liebe zu fragen, was hier sich sehnt und stirbt und wieder sehnt, was hier glüht, vergeht und wieder glüht, ist ununterscheidbar Liebe zur Geliebten und Liebe zur Schöpferlust, leidenschaftlicher Drang des Blutes wie leidenschaftliche Glut des Geistes, ist neue Seele, ist das willkürlose Wachsen und Wandeln und Welken wie der Geschöpfe der Erde, nötiger Anfang und nötiges Ende unter dem brennenden, reifenden oder kältenden Gestirn. Der Pulsschlag der Liebenden schlägt im gleichen Takt mit tropfenden Strahlen, fallenden Früchten, rieselndem Schnee und brausendem Anbruchswind. Denn Seele und Leben aller Gezeugten und Gewachsenen, Seele und Natur, sind eines Schicksals geworden und alles Geschehen vom Schimmer des Steins bis zum Klopfen menschlicher Herzen, ja bis zum höchsten Schaffen des Geistes sind Äußerungen des einigen Lebens, Erscheinungen des ewigen Alls in diesem Augenblick, an diesem Ort, in dieser Gestalt, nie so gewesen, nie so kehrend, so nur Jetzt und Hier.

Immer körperhafter, immer herznäher wird dieses Jetzt und Hier zur Mitte hin im JAHR DER SEELE. Im zweiten Gedichtkreis wie fast immer im Georgeschen Werk liegt die dichteste festeste Achse, der haltende Grat für die weit ausschlagenden Schwingen: so zwischen HYMNEN und ALGABAL der persönlichste Raum der Leidenschaft in den PILGERFAHRTEN, zwischen dem Buch der HIRTENGEDICHTE und dem der HÄNGENDEN GÄRTEN der heimatliche Raum der SAGEN UND SÄNGE, zwischen dem Wachstumsjahr und dem Weltenjahr der Seele das Jahr des nächsten Lebens: des Dichters selbst und der Befreundeten und Geliebten, ohne schützendes Sinnbild, ohne geschichtliche Fernluft; mitgelebte und mitlebende Gegenwart, unmittelbares Bekenntnis zu persönlichen Gestalten. Auch dieser Kreis ist in sich wieder dreifach geteilt. Der erste Teil

ist ein Schauen rückwärts und vorwärts: auf die eigene Wegsuche, auf die frühen kindlichen Schmerzen des Vorbestimmten, die ersten einsamen Kämpfe des Jugendlichen, das reife Wissen um die Leiden der königlichen Höhe und die noch drohenden auf der Bahn nach dem Mittag des Lebens. Der zweite Teil enthält die Erinnerung an Tage und Nächte des frohen und schmerzlichen Liebens, der freudigen Gesellung am heimatlichen Strom und Ufer, der quälend beglückenden Wachen unter dunkelndem Stern. Der dritte bringt das ernsteste Spiel: „Eure flüchtig geschnittenen Schatten zum Schmuck für meiner Angedenken Saal": die weiblichen, wie die Scheu es erfordert, ohne Namen, die männlichen mit den Initialen bezeichnet, zwölf Gefährten nach eigner Würde und dem Beginn der Freundschaft gereiht, wie wir sie kommen sahen. Diese Achtzeiler sind Gestaltung, Dank und Urteil zugleich, sie umreißen die Person, stellen sie in den Luftkreis ihrer Landschaft und ihres geistigen Wirkens und berühren mit männlich-keuscher Zartheit aber fest und offen das Verhältnis der Freundschaft, in dem der Dichter zu jedem steht, die Beziehung zum Werke, die er mit jedem teilt. Er bannt mit den Schattenrissen der Gefährten die ganze junge Glut der Lebens- und Werkgemeinschaft dieser Zwölfe, von denen der jüngste achtzehn, der älteste zweiunddreißig Jahre war, in das JAHR DER SEELE — wie der Gärtner Gewächse in den neuen Garten pflanzt mit einem Segensspruche und dem stillen schweigenden Blick der sagt, daß er pflanzen und pflegen kann, aber den Willen der Himmel nicht kennt. Der leiseste Stolz und die leiseste Schwermut des Jahres ruht über den Gefährtensprüchen, voll und reif hängen ihre Früchte inmitten der Gezeiten.

Voll und reif ist Blick und Farbe, Maß und Klang in diesem Buche, beladen mit der ganzen Glutschwere der beginnenden Lebenshöhe des Dichters, gesättigt von der Fülle der Gesichte und dem gewonnenen Reichtum menschlichen Gutes, getragen von der Erwartung wachsender Liebe. „Jeder Rest spröder Glasstärke ist geschwunden. Alles hat sich gelockert, ist zerlöster, schmelzhafter, aromatischer geworden. Nichts mehr vom schmalen Stolz zierdeloser Säulen, vom nackten Brennen herrischer Wände: wehflackernde Ranken und tiefweiche Moose haben die zerbrochene Vorwelt wuchernd umkleidet. Wir sind auf neuem Land und in anderer Zeit. — — — Im JAHR DER SEELE stehen die tönendsten Verse, die George geschrieben, Verse die lind gleiten wie lautere Bäche über geheimnisvoll-funkelndem Grund und die gleich dem dunkelblinkenden Wasserspiegel weder Kanten noch Sprünge zeigen. Sehr häufig ist bei George die Tonsilbe kurz, im JAHR DER SEELE selten oder nie. Härten der Abfolge der Vokalklänge werden wir hier am wenigsten begegnen und in

der Kunst, aus Lauten Farbenwunder zu schmelzen, hat er die Höhe seiner Kraft erreicht". So hat Klages und ähnlich immer wieder haben die Dichter selbst die rätselbeladene Glut und die mit allen Tonzaubern schwingende Sprache dieses Werkes empfunden und auch vielen, die sonst fremd vor der Dichtung Georges standen, hat es die volle Süße und der satte Wohllaut dieser Strofen angetan und die Verlockten wurden und werden ohne es zu merken mit fremden Düften und Giften getränkt, wo sie Luft der heimatlich vertrauten Landschaft und romantisch unverpflichtende Genüsse zu atmen glauben. Denn freilich hat George im JAHR DER SEELE ein Element unserer Sprache, das die romantische Dichtung erworben hatte und das schon völlig verloren zu gehen drohte, die Klangfarbe, das musikalisch Rauschhafte gerettet und freilich hat er es gerade in seiner Ursprungs-Verbindung mit den Sinnbildern der Natur zu neuem Leben erweckt und ebendarum dem Meister der landschaftlichen Träume und der klangerregten tonberauschten Sätze Jean Paul schon in der dritten Folge die Lobrede gewidmet. Aber die Musik seiner Landschaften und Sterne ist nicht mehr vergleitendes Schwärmen noch versprühende Verzückung der romantischen Seele, sondern die neue der harten leibgebundenen Seele und unter dem scheinbar vertrauten und farbigen Kranz der Natur schaut das anteillose Auge des Künstlers nicht weniger fest erhaben und geheimnisvoll als aus den Säulenhallen des ALGABAL.

8. KAPITEL: SCHRIFT UND DRUCK

DAS JAHR DER SEELE war das erste Buch Georges, dessen Ausgabe von Melchior Lechter besorgt wurde. Es ist den Bücherkundigen bekannt, daß sich von diesem Buch der Beginn einer neuen künstlerischen Bewegung der Buchausstattung herschreibt, aber die wenigsten kennen die Leistung Georges auf diesem Gebiete in den sieben Jahren, welche dem Erscheinen jenes Werkes vorausgegangen waren. Wir nehmen daher Gelegenheit, dieses bisher übergangene Geschehen im Zusammenhang zu betrachten.

Soweit wir die Zeiten übersehen können, haben Sprache und Schrift der Völker stets in inniger Verbindung miteinander gestanden, sie sind für den Historiker die sich bedingenden Wertmesser für die Bildung eines Volkes zu einer gegebenen Zeit, und wie eine hohe Sprachbildung mit sorgfältiger Schriftverfassung Hand in Hand geht, so spiegelt eine schlechte und vernachlässigte Schrift mit Bestimmtheit die Verwilderung der Sprache wider: der Kundige kann an den Runenzeichen der Schrift von

Jahrhundert zu Jahrhundert, ja von Jahrzehnt zu Jahrzehnt und in noch geringeren Abständen den Wechsel von Aufstieg und Niedergang in den Geschicken der Völker ablesen, und selbst Scheinblüten enthüllen an diesen untrüglichen weil unwillkürlichen Zeugnissen ihre innere oder erst beginnende Fäulnis.

Zur Zeit der größten staatlichen und geistigen Vorherrschaft der Deutschen von Karl dem Großen bis zu Kaiser Friedrich II. besaßen wir die klare schöne Karolingerminuskel, aus der dichtesten Vereinigung antiken und germanischen Wesens entsprossen und wie die romanischen Dome Ebenbild der großen stolzen Männlichkeit jener Jahrhunderte. Mit ihrer Verwandlung in die gotischen Steil- und Eckformen ging das Element der erdenfesten Leiblichkeit verloren, das Überwiegen einer strebenden Bewegung, einer Entsinnlichung zugunsten des Übersinnlichen teilte sich jedem Buchstaben jeder Zier und Schmucklinie mit. Aber trotz beginnender völkischer Unterschiede durchdrang die gesamtgeistige Haltung noch alle Teile: die gotische Schrift ist Gebärde des gotischen Menschtums und erst ihre späte Übersprödigkeit und Spinnenlinigkeit verrät uns deutlich die innere Schwächung der christlichen Bildungsgemeinschaft. Als die großen staatlichen und kirchlichen Spaltungen begannen, hatte man sich in den west- und südeuropäischen Völkern unter dem Einfluß der „Wiedergeburt" im Glauben die antike Schrift der Römer wiederzugewinnen zur Karolingerminuskel zurückgewandt, die dem neuen Sinn der Erdenschönheit und weltlichen Bildung am besten zu entsprechen schien. Nur in Deutschland und den nordischen Ländern hielt man unter dem Einfluß der lutherischen Erneuerung christlichen Glaubens und Fühlens an den immer brüchiger gewordenen Formen der Spätgotik fest und entwickelte aus ihnen fast unmittelbar die barocken Formen der sogenannten deutschen Schrift, deren wir uns heute noch vielfach bedienen. Die Jahrhunderte der Ausbildung dieser Schrift waren nun leider die der tiefsten deutschen Erniedrigung durch Spaltung, Sondersucht und Zerfleischung der Stämme und Gemeinschaften, Vereinzelung und Winkelhaftigkeit der Menschen bis zur Kauzerei und Eigenbrötelei, des Widerstreites der Bekenntnisse und Bildungsgruppen und der dadurch bedingten Abhängigkeit bald von diesen bald von jenen Mächten des Auslands. So wurde die Schrift dieser Zeit ein Bild der inneren Schwäche und Zerrissenheit. Form und Gestalt unserer Schriftzeichen wurde durch die Zierkunst des Barock bis zur Unkenntlichkeit entstellt, einfache Grundformen, die ehmals zwei Züge der Feder erforderten, wurden zu Verschlingungen die öfter zehn und zwölf Züge benötigten und die Bedeutung des Schriftzeichens kaum noch erkennen ließen. Als dann im 18. Jahrhundert unter dem Zwang der Ver-

einheitlichung in den größeren deutschen Staaten eine Vereinfachung dieser verwirrenden Formen durch fürstliche Erlasse erfolgte, blieb ein skeletthaftes Gebilde des toten Barock als staatlich anerkannte und geforderte Schriftart übrig, während die Gelehrtenwelt sich daneben der von Renaissance und Humanismus überkommenen internationalen „Latein"schrift bediente. Beiden Schriften lag, wenn auch die Schreibkunst mit dem Vordringen des Buchdrucks allmählich verlorengegangen war, doch noch eine Überlieferung zugrunde und mit der vermehrten Pflege der Dichtersprache im ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhundert, ist noch einmal eine vermehrte Sorgfalt der Schriftführung zu beobachten, aber dann brach mit dem Jahrhundert der Wissenschaft, Technik und Wirtschaft ein solcher Verfall aller überlieferten Formen, eine solche Vermengung aller geschichtlichen Stile, eine solche Verwilderung ja Geringschätzung der sprachlichen Gebilde ein, daß auch unsere Schrift in den ersten Jahrzehnten des neuen Reiches auf den Tiefpunkt ihrer Ausbildung gelangte: Ungestalt oder mechanisch leere Schematisierung im Dienste der Nützlichkeit waren ihre Kennzeichen geworden. In allen nordischen Ländern, welche durch die Reformation und den baltischen Handel noch im Einflußbereich unserer Barockschrift gelegen hatten, erlosch deren Gebrauch allmählich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und heute wird sie weder in den Schulen der nordischen noch der baltischen Staaten und ebensowenig in Polen und der Tschechoslowakei mehr gelehrt.

Die sogenannte deutsche Druckschrift teilte dieses Schicksal. Die Erfinder der Buchdruckerkunst waren bekanntlich zunächst bestrebt gewesen, in ihren Druckschriften getreu die Handschriften nachzuahmen, und wenn man auch bald die Druckbuchstaben in ihrer Eigengesetzlichkeit weiterentwickelte, so blieben doch ihre wesentlichen Grundlagen die Schreibschriften der Zeit, also die spätgotische und die von den Humanisten wiederbelebte Karolingerminuskel, die Antiqua oder Altschrift. Diese letztere wurde die Schrift der weltlichen humanistischen Bildung in ganz Europa und gelangte in den süd- und westeuropäischen Staaten in den folgenden Jahrhunderten schnell zur Alleinherrschaft. Die „gotische" Druckschrift wurde in Italien ebenfalls unter dem Einfluß der Kunstformen der Renaissance der Ecken, Schwünge und Ausladungen der Spätgotik entkleidet, gerundet und zur sogenannten Rotonda fortgebildet, die in Deutschland etwas abgewandelt als „Schwabacher" über ein Jahrhundert die herrschende Druckschrift wurde. Luthers Schriften sind fast alle mit ihr gedruckt worden. Neben dieser Schwabacher und der Altschrift kam im Laufe des 16. Jahrhunderts in Deutschland allmählich die sogenannte Fraktur oder Bruchschrift empor und wurde in der Zeit der deutschen

Selbstzerfleischung, der tiefsten nationalen Entwürdigung und der unseligen religiösen Wirren die vorherrschende deutsche Schrift. Vielleicht — die Tatsache steht nicht sicher fest — entsprang sie einer Künstlerlaune des alternden Dürer, der ihre Großbuchstaben — außer dem fehlenden U — unter Verwendung des Elefantenrüssels (J) aus der Schwabacher Renaissance-Form ins Barocke weiterbildete und die Kleinbuchstaben unter Aufspaltung einiger Längsstriche, Verbindung eckiger und geschwänzter Striche und Verbindung eckiger Striche mit langgeschwänzten Ober- und Unterstücken, zu spätgotischen Formen r ü c k bildete. Diese wulstige, wenig einheitliche aus Rüsseln, Ecken, Schnörkeln und Schwänzen zusammengesetzte Bruchschrift entsprach dem barocken Geschmack des 17. und 18. Jahrhunderts in Deutschland, wo sie die Trägerin des religiösen schöngeistigen und ungelehrten volksmäßigen Schrifttums, vor allem auch der Zeitungen, wurde. Sie eroberte durch die religiösen Zusammenhänge auch den protestantischen Norden Europas, während sie im Süden und Westen einschließlich Hollands nur gelegentlich zur Verwendung kam. Mit dem Abklingen des Barock verlor die Bruchschrift im 19. Jahrhundert immer mehr Gebiete ihres außerdeutschen Raumes, seit etwa 1880 ging von den skandinavischen Staaten und nach dem Weltkriege auch von den baltischen und den österreichischen Randstaaten einer nach dem andern zur Altschrift über, nur Bibeldrucke und einige Zeitungsköpfe wurden in Bruchschrift beibehalten und heute ist Deutschland wie auf die engsten Grenzen so auch auf den engsten Machtbereich seiner Schreib- und Druckschrift beschränkt. So spiegelt die Schrift auch hier das politische Schicksal wider.

Auch in Deutschland war schon frühzeitig von Leibniz, Bodmer, Kleist und anderen „die vorzügliche Schönheit der runden Lettern" aufs neue verteidigt, nach der Überwindung der barocken Kunst- und Gesellschaftsformen war die Sehnsucht nach einer vereinfachten Schrift bei Wieland wieder lautgeworden. Goethe hatte sein schon beim Druck des „Werther" geäußertes Verlangen nach der Altschrift wenigstens einmal bei der Erstausgabe des West-östlichen Diwans erfüllen können, und Jacob Grimm schrieb in der Einleitung zum Wörterbuch: „Es verstand sich fast von selbst, daß die ungestalte und häßliche Schrift, die noch immer unsere meisten Bücher gegenüber denen aller übrigen gebildeten Völker von außen barbarisch erscheinen läßt, und einer sonst allgemeinen edlen Übung unteilhaftig macht, beseitigt bleiben müsse. Leider nennt man diese verdorbene und geschmacklose Schrift sogar eine deutsche, als ob alle unter uns im Schwang gehenden Mißbräuche zu ursprünglich deutschen gestempelt, dadurch empfohlen werden müßten". Die von ihm gegründeten Zweige

der Wissenschaft folgten seinem Beispiel der Übernahme der Altschrift unter Weglassung auch aller durch barocke Launen geschaffenen Großschreibungen der Hauptwörter, Verdoppelungen der Buchstaben und überflüssiger Dehnungszeichen. Richard Wagner und Lagarde taten anfangs das Gleiche. Auch Nietzsche übernahm die Altschrift — die häßliche Volksausgabe hätte er verabscheut. Im neuen Reich begann bald ein Streit um Bruchschrift oder Altschrift, dessen Gegnerschaften uns hier nicht im einzelnen kümmern sondern nur als Zeichen dienen für das Schwankendwerden der gesamtgeistigen Lage unseres Volkes, gerade nachdem es seine äußere Weltgeltung wiedergewonnen hatte. Unter der Oberfläche des Kampfes um die Schrift deuteten sich die Gegensätze viel tieferer Kräftelagen leise an und ein wenig wurden sie schon in den Urteilen sichtbar, in denen Altschrift und Bruchschrift zum deutschen Wesen in Beziehung gesetzt wurden.

Die Freunde der Bruchschrift — wir führen absichtlich nur i h r e Urteile an — nannten die Altschrift steif, frostig, nüchtern und phantasielos, die reine Linie und äußere Übersichtlichkeit ihrer festbegrenzten Formen sei den Deutschen unsympathisch. Was seinem Gemüte dagegen behage wäre das malerisch Verworrene, Unerschöpfliche und Unbegrenzte und zum deutschen Gemüt spräche das Schwung- und Phantasievolle, das Nekkische, Lustige und Verschlungene der Schnörkel und Elefantenrüssel, wie die Bruchschrift sie in unvergleichlicher Weise seit Jahrhunderten besäße ... Kurz diese Bruchschrift entsprach noch immer der deutschen Geisteshaltung aus der Zeit ihrer Entstehung und weitesten Ausbreitung: sie war das Sinnbild der Formunklarheit, des beständigen Triebes jede eindeutig feste runde Form zu sprengen und zu durchbrechen und den eigentlichen Leib des Buchstaben in ein Gespinst gebrochener Strichelchen, Bögelchen und Schwänzchen aufzulösen. Alle Versuche der letzten Jahrzehnte, die Bruchschrift zu retten oder zu verschönen, mußten jedoch notwendig auf ihre Vereinfachung ausgehen, mußten Rankenwerk und Verschnörkelung vermindern und also die Buchstaben den Formen der Altschrift wieder annähern, auch sie mußten dem deutschen Gemüt statt malerischer Verworrenheit und Verschlungenheit wieder klarere festere Begrenztheit zumuten.

Als der vierzehnjährige George in sauberer Lateinschrift zwei Petrarkasonette abschrieb und die beiden Kolumnen mit roter und schwarzer Linie umrahmte, als der neunzehnjährige sein Gedicht Ikarus niederschrieb und eigenwillig bald kleine bald große Anfangsbuchstaben für die Hauptwörter gebrauchte, als er dann zwei Jahre später in der Niederschrift der Zeichnungen in Grau und der Legenden immer deutlicher die Vorstufen der ihm

eigentümlichen Schreibweise ausprägte, wußte er von all den geschichtlichen Entwicklungen und den eben begonnenen Streitbewegungen in der Schriftfrage noch nichts. Aus innerem Trieb hatte er schon in seiner Jugend die Gedichte so schön als möglich aufzuzeichnen gesucht und übte dieses Tun von Werk zu Werk solange weiter, bis er allmählich die ihm gemäße Schrift zur Aufzeichnung von Gedichten im vollendeten Werkstück gewann und ausgestaltete. Er ergriff dabei ohne bewußtes Vorbild eine Grundform der Schrift, welche die meiste Ähnlichkeit hat mit der alten Karolingerminuskel und zwar mit der der Kapitale verwandten scriptura minuta erecta. Die Buchstaben sind also zur Bildung der Wörter ohne Verbindung aneinandergesetzt und zwar mit dem schon früh auftretenden und ständig wachsenden Bestreben, die ungleichen Höhen und Unterlängen herabzumindern. K und T wurden daher nach und nach auf die zweilinigen Formen dieser Buchstaben in der alten Minuskel zurückgeführt und ebenso wie die Form von ∈ stärker dem dorischen Alphabet, der ursprünglichen Wurzel des lateinischen, angeglichen. Die Ober- und Unterstücke von d f g h l p q wurden möglichst gekürzt und Großbuchstaben nur am Anfang des Verses, aber nicht innerhalb der Zeile, also auch nicht bei den Hauptwörtern angewendet. Alle Buchstaben erhielten im Laufe der Schriftgestaltung immer mehr ein angemessenes Verhältnis von Höhe und Breite, eine ruhige abgewogene Rundung und klare Gestaltung, in welcher ohne jeden überflüssigen Zusatz nur die zur Formung des Buchstabenbildes notwendigen Züge gezogen werden. Die Großbuchstaben beruhen auf der alten Kapitale sind aber meist ebenfalls weich gerundet und durch die Vereinfachung von K T ∈ den Kleinbuchstaben mit wenigen Ausnahmen in allen Zügen gleich. George bildete so auf unserem besten germanisch-romanischen Erbe fußend, ohne es nachzuahmen, die ihm eigentümliche Handschrift aus, welche durch die genaue Nachbildung seiner Niederschrift der Dante-Stellen (1909) und aus den Tafeln in der Gesamtausgabe seiner Werke bekanntgeworden ist. Aber längst vor der Veröffentlichung dieser Proben hatte sein Vorbild und seine Forderung, das Schöne schön zu schreiben und sich für Dinge, welche einer besonderen Sorgfalt würdig sind, auch die nötige Muße zu gönnen, auf seine Gefährten und die Künstlerkreise seiner Bekanntschaft gewirkt und die Kunst des Schönschreibens auf der von ihm gewonnenen Grundlage erneuert. Manche der Öffentlichkeit unbekannte Tafeln und geschriebene Bücher sind seitdem entstanden, welche den Vergleich mit früheren Werken der Schönschreibekunst nicht zu scheuen haben, und durch die stille aber stetige Anregung solcher von Hand zu Hand gehenden Stücke regt sich heute in weiteren Kreisen der Kunstgewerbeschulen auch in diesem Zweige wieder neues Leben. Den

deutschen Gelehrten, ewigen Protestlern gegen jede geistige Bindung und unentwegten Verteidigern der bedrohten freien Persönlichkeit, welche um der neuen Schrift willen gegen Jüngere oft den Vorwurf der Aufgabe ihrer Selbständigkeit erhoben haben, geben wir zur Sache folgendes zu bedenken: erstens daß die Schreiberhände in einer schönen Schrift sich nicht nur ebenso deutlich sondern deutlicher in ihren Charakterzügen unterscheiden als die einer unschönen flüchtigen und gemeinen — wie jeder weiß der Schriften älterer Zeiten zu lesen und zu deuten hat —, zweitens daß sie selbst mit ihrer sogenannten deutschen Schrift nichts anderes sind als Nachahmer des königlichen Geheimsekretärs Hilmar Curas, dessen Kanzleischrift auf Befehl des Preußenkönigs mit dem Krückstock zur Alleinherrschaft gelangte.

Der Vereinfachung der Buchstabenformen entsprechend vereinfachte George auch die Rechtschreibung, in deren Säuberung von barocken Elementen ihm die staatliche Unterrichtsverwaltung schon vorangegangen, aber auf halbem Wege stehengeblieben war. Wir erwähnten schon die Kleinschreibung der Hauptwörter, deren Großschreiben nichts anderes als ein staatlich geregeltes Überbleibsel der barocken Gewohnheit ist, einzelne Worte und keineswegs nur die Hauptwörter, sondern auch Zeitwörter, Beiwörter und andere, wahllos je nach der Schnörkellaune des Schreibers groß oder klein zu schreiben, wie man noch aus Goethes Handschriften erkennen kann — einer Gewohnheit, welche die meisten Völker, die sie damals angenommen hatten, längst wieder aufgegeben haben. Aus demselben launenhaften Ausschmückungstriebe stammten auch die massenhaften Buchstabenhäufungen, die sinnlosen oft doppelten und dreifachen Dehnungszeichen der Barockschreibweise, die wir erst ganz allmählich wieder abgetragen haben, ohne doch bis zu den einfachen Gesetzen vorzudringen, wie sie etwa die mittelhochdeutsche Schreibweise hatte. George ließ wenigstens bei der unaussprechlichen Verbindung t z t das erste t fallen. Aber hier wie auch in der Frage der Satzzeichen enthielt er sich jeder eifernden Ausschließlichkeit und suchte nur das Umständliche und Überflüssige zu beseitigen. Er wollte keinen Kanon aufstellen, sondern glaubte, daß die Lesezeichen sich dem Stil eines Schriftstellers anpassen müßten: in der Prose fördere ihre möglichste Beschränkung die Klarheit und Abgewogenheit des Satzbaues, in der Dichtung seien sie bei einfachem strofischem Bau, wo sich die meisten Einhälte durch die Metrik ergäben, fast unnötig für den der ein wenig rhythmisches Gefühl besitze: ihre sparsame Anwendung erschwere höchstens dem f l ü c h t i g e n Leser das Verständnis der Dichtung, wie es in den ersten Folgen der Blätter heißt. Auf den für die Handschrift gewonnenen Grundlagen baute George in dem gleichen ruhi-

gen schrittweisen Vorgehen die Drucklegung seiner Werke auf. Wir können uns heute nur noch auf rückschauenden Ausstellungen einen Begriff davon machen, auf welche Stufe der Scheußlichkeit die europäische Buchkunst zumal die deutsche im Laufe des 19. Jahrhunderts herabgesunken war. Mit der wachsenden Masse der Erzeugnisse und dem stetig gesteigerten Fortschritt der Maschinentechnik geriet die künstlerische Ausstattung der Bücher wie die Entwicklung der Druckschrift selbst in einen trostlosen Niedergang. Die Schreckensherrschaft der schwülstigen Prachtwerke begann damals ihr fürchterliches Wesen zu treiben. Ihr zusammengewürfeltes Etwas von schlechtem Glanzpapier, schlechtem Druck, unmöglichen Ornamenten und protzigem Goldschnitt und Goldlederpressung beleidigte jeden guten Geschmack und selbst Max Klingers „Amor und Psyche" aus dem Jahre 1880 konnte sich trotz mancher schönen Einzelerfindung nicht aus dem Banne des „Illustrations"-Werkes lösen. In den gewöhnlichen Büchern aber kam nicht einmal mehr ein mittelmäßiger Handwerksgeschmack zur Geltung. Eine Fülle von Schriftarten und Zierformen aller Jahrhunderte, Schnellpresse, Gießmaschine und unzählige ausgebildete Vervielfältigungsverfahren standen den Setzern und Druckern zur Verfügung, aber alles wurde nach erstarrten Regeln, sinnlos gewordenen Vorbildern und ohne jeden künstlerischen Gedanken gebraucht und führte zu jenem schmierigen Druck auf schlechtem Löschpapier, zu jenen elend gehefteten Bogen und verpfuschten Einbänden, in denen man kaum einen edleren Inhalt zu vermuten wagt und die in der Tat dem gleichläufigen Zerfall des Sprachbaues in den meisten Fällen entsprachen. Zwei Strömungen des Auslandes wirkten auf diesen Zustand in Deutschland am Beginn der 90er Jahre ein: von Frankreich kam der neue Plakatstil, in dem einige Verleger ein gutes Ausrufmittel für den Inhalt und ein gutes Anreizmittel für den Verkauf ihrer Bücher erkannten und der zu den schreienden Buchumschlägen der Naturalisten führte, von deren unsagbarer Geschmacklosigkeit eine jüngst stattgehabte Gerhart-Hauptmann-Ausstellung viele Beispiele gab. Von England kam aus der Bewegung der Präraffaeliten geboren, von Burne Jones, William Morris und Emery Walker getragen, das Vorbild für eine ästhetische Belebung des Buchgewerbes. Morris und seine Freunde hatten schon seit 1859 eine Erneuerung des englischen Kunstgewerbes auf fast allen Gebieten eingeleitet und auch wieder handgeschriebene und illuminierte Bücher geschaffen. Aber erst 1891 richteten sie nach manchen vorbereitenden Studien und Arbeiten die Kelmscott-Presse ein, deren künstlerisch und handwerklich vollendete Bücher von außerordentlicher Wirkung für den ganzen europäischen Buchdruck wurden. Nach Deutschland kamen sie frühzeitig

auf Veranlassung Lechters in das Berliner Kunstgewerbemuseum und wirkten alsbald auf einige Künstler ein, ohne noch den großen Markt der Büchererzeugnisse zu berühren.

Noch vor der Gründung der Kelmscott-Presse und ihrem Bekanntwerden auf dem Festland hatte George seit 1890 die Ausgabe seiner ersten Bücher begonnen und schon in der ersten Folge der Blätter den Kampf für „Das doch nicht Äußerliche", das heißt auch für die Gesamtgestaltung des Buches begonnen. Er hatte bei diesen ersten Werken weder einen bildenden Künstler noch Formenschneider, weder eine große Druckerei noch einen großen Verleger zur Seite und beschränkte sich seiner Art nach darauf, mit den geringsten Mitteln ein möglichst geschlossenes, der inneren Vorstellung vom Einfach-Schönen entsprechendes Bild seiner Dichtung im gedruckten Buche wiederzugeben. Ebendarum unterschieden sich die drei dünnen Hefte auch äußerlich schon von allen Erzeugnissen der Buchdruckerkunst jener Jahre in Deutschland und Lechter nannte die HYMNEN als er sie fünf Jahre später kennenlernte, das erste wieder anständig gedruckte Buch in Deutschland. Aller überflüssige Zierat war in ihnen fortgeblieben: in schlichter Einfachheit aber guter Zeilenstellung die Innen- und Außentitel, die Gedichte auf den Seiten so geordnet, daß jedes einzelne von ihnen für das Auge ein eindrückliches Bild ergab, das Papier kräftig und getönt, die Type eine gute schlichte Antiqua, deren ruhige Wirkung noch durch das Weglassen aller Großbuchstaben und aller überflüssigen Lesezeichen vermehrt wurde, die Überschriften in kräftigen Versalien und im Verhältnis zu den Strofen wie auch diese und die Zeilen untereinander in schön abgewogenen Abständen — Dinge, deren Bedeutsamkeit man erst begreift, wenn man die schönheitswidrigen Erzeugnisse der deutschen Buchkunst jener Jahre „sowohl den rohen Flitter- und Emporkömmlingsprunk der einen als die platte und nüchterne Alltäglichkeit der andern" danebenhält und wie die Blätter sagten „das Äußere als den nie trügenden Spiegel des Innern" betrachtet.

Die bildenden Künstler erkannten damals sogleich „die geniale Neuheit und monumentale Einfachheit" dieser ersten Gedichtbücher und eben Männer wie Eckmann, Th. Th. Heine, E. R. Weiß und andere, welche schon in dieser Frühzeit mit George und den Blättern für die Kunst in Berührung traten und die neuen Drucke kennenlernten, werden unter den ersten genannt, die sich um die künstlerische Ausstattung der nunmehr seit der Mitte der 90er Jahre mit großem Aufwand neugegründeten Zeitschriften-Unternehmungen bemühten. Aber während es sich bei diesen Zeitschriften meist um zufällig zusammengetragene Beiträge von Schriftstellern und bildenden Künstlern handelte, geschah durch die Vereinigung

von George und Lechter auf dem Gebiete der Buchkunst etwas Neues: in Fortsetzung der vom Dichter begonnenen Linie wurde der gesamte Aufbau eines Buches in e i n e künstlerische Hand gelegt. So entstand durch die gleiche Vorstellung der beiden Geister von der Hoheit des dichterischen Gebildes und ihren Willen nach einer seiner würdigen äußeren Form das kostbare aus den besten Stoffen hergestellte reichgeschmückte, kurz das sakrale Buch, das in seiner Gestalt schon den Ernst und die Wucht des Gehaltes bezeichnen soll. Nehmen wir zum Verständnis der Entwicklung der Blätter-Bücher auf dieser Linie in den folgenden Jahrzehnten zunächst einmal voraus: die Vereinigung des Dichters und des Künstlers beruhte nicht auf einer Gleichheit ihrer Ansichten über die Buchgestaltung, sondern stellt sich als Spannung zweier fast entgegengesetzter Willen dar, die nur durch die Lust zu gemeinsamem Wirken möglich und fruchtbar wurde. George ging von der Handschrift aus, das gedruckte Buch sollte dem geschriebenen so ähnlich als möglich werden, er liebte das Einfache, Schmucklos-Klare, seine Aufmerksamkeit galt dem Buchstaben und dem Buchstabenaufbau der Seite, er suchte daher nach einer seiner Handschrift entsprechenden Drucktype. Er hat aus einer vorgefundenen geeigneten Antiqua allmählich durch Ausmerzung und Neuschneiden der meisten Buchstaben in drei Jahrzehnten die St.-G.-Schrift gewonnen und arbeitet auch heute noch an ihrer weiteren Durchbildung. Sein Ziel war: durch die fast ungemindert gleichmäßige Stärke des Strichs mit geringen Ab- und Anschwellungen eine vermehrte Wucht der Kleinbuchstaben zu erreichen, dabei aber die Stärke zugleich so maßvoll und biegsam zu halten, daß die enge Zurichtung der Buchstaben zum Wortbild, der enge Anschluß zur Bildung einer dichten Zeile und die feste Fügung der Zeilen zum geschlossenen Block möglich blieb. Es liegt darin das für jedes künstlerische Verhältnis von Teil und Ganzem wichtigste Streben nach einem Gleichgewicht von Vereinzelung und Verbindung, das in der Bruchschrift wie überhaupt im Barock einseitig zugunsten der Verbindung also einer malerischen Lösung gestört worden war. Die St.-G.-Schrift hat die griechische plastische Lösung, die Gleichwertigkeit von einzelnem Teil und verbundenem Ganzen, auf dem Überlieferungsgrund der Karolingerminuskel und der venezianischen Humanisten-Druckschrift aber im neuen deutschen Formgefühl wieder hergestellt.

Lechter hatte zu dieser Frage der Schriftgestaltung keine innere Beziehung und hat sich nie an ihr versucht. Seine Handschrift besteht aus dünnstrichigen Großbuchstaben der eckigen Kapitale mit nur geringen untialen Rundungen und eine Druckschrift von Kleinbuchstaben ließ sich also aus ihr nicht entwickeln. Aber auch eine geschlossene Druckschrift

von Großbuchstaben hat er nie entworfen, sondern nur immer neue Alphabete von Zierbuchstaben geschaffen, die sich weniger durch die Buchstabenleiber als durch die Raumornamentik, worin diese gestellt sind, voneinander unterscheiden und innerhalb deren auch die gleichen Einzelbuchstaben häufig in ihren Formen wechseln. In diesen wechselnden Formen und den sie umschließenden Raum- und Sinnbildern ist er freilich von unerschöpflicher Fülle und einer Erfindungskraft, die vor keiner noch so großen und vielfältigen Anforderung versagt. Bei George liegt der Nachdruck auf der Einfachheit und Schönheit des Schriftbildes selbst, bei Lechter auf dem monumentalen Schmuck, in den das Schriftbild eingebettet wird. Zu diesem Schmuck gehörten aber nicht nur Rahmen, Schlußleisten und Zierbuchstaben, sondern der ganze architektonische Aufbau und die ganze Stofflichkeit des Buches: Inneres und Äußeres, Stoff, Ton und Linie, die kostbaren Papiere, Pergamente oder Seiden, Titel, Inhaltsverzeichnis wie Seitenzahl, Schmuck und Block sind jeweils in einer einheitlichen Ordnung gebunden und fügen sich wachstumsmäßig zu einem Ganzen. Nichts am Buche das unbedacht, nichts in der Ausführung das unüberwacht blieb und nur durch die äußerste Sorgfalt und seine unermüdlich treibende Willenskraft gelang es Lechter auch für seine größeren Werke, was George schon in der Stille für seine frühen Bände gelungen war: den veralteten Kanon der Setzer und Drucker zu überwinden und der neuen Buchkunst die Bahn zu brechen. Das Spannungsverhältnis Georges zu Lechter in der gemeinsamen Buchgestaltung drückt sich deutlich in den drei großen Hauptwerken aus, die sie im Jahrzehnt ihrer engsten Arbeitsgemeinschaft von 1897—1907 herausgaben: DAS JAHR DER SEELE, DER TEPPICH DES LEBENS und DER SIEBENTE RING.

DAS JAHR DER SEELE ist mit Ausnahme des Einbandes und Titelblattes bis in Format, Satzbild, Dreifarbendruck, Fehlen der Seitenzählung und des Inhaltsverzeichnisses eine genaue Wiedergabe der Georgeschen Handschrift des Buches, die Lechter so vollkommen schien, daß er mit kältester Verachtung der Bedürfnisse des Publikums nichts daran änderte. DER TEPPICH DES LEBENS dagegen trägt unverkennbar am stärksten das Gesicht Lechters, wenn auch der innere Bau des Buches mit seinen dreimal vierundzwanzig vierstrofigen Gedichten einer strengen wuchtigen Teilung entgegenkam. Die Großheit, Reichheit und Einheit der Titel und Schlußblätter, der dreimal wechselnden Rahmen um die zwei mit Zierbuchstaben geschmückten Gedichtkolumnen ist bisher im deutschen Schmuckbuch unübertroffen geblieben, gleichgültig wie man über die archaisierenden gotischen Formen Lechters denkt, die ihm wesenhaft sind und lebendiger wirken als eine mißverstandene Modernität. Im SIEBENTEN RING endlich

trat die Forderung Georges nach dem strengen schlichten Druckbild wieder stärker hervor, Lechters schöne Umrahmung und Vorblätter sind einfacher und zurückhaltender, mehr Begleitnote als selbständiger Teil des Werkes und konnten in einer zweiten Ausgabe ohne Veränderung des Satzspiegels weggelassen werden.

Noch vor dem JAHR DER SEELE im Januar 1897 hatte Lechter schon den Druck des ULAIS von Wolfskehl besorgt, der außer dem Lechterschen Titelblatt noch ganz das Gepräge der frühen Georgeschen Bücher, vor allem der 1895 gedruckten BÜCHER DER HIRTEN hatte. Aber erst die reicheren Formen im JAHR DER SEELE erweckten den Anteil einer weiteren Öffentlichkeit in Deutschland. Der um diese Zeit gegründete Verlag Diederichs übertrug dem Künstler die Besorgung eines Buches von Maurice Maeterlinck „Der Schatz der Armen", in dem Lechter die von George im JAHR DER SEELE angewandte ununterbrochene Seitenfüllung auf die Prosaseiten anwandte: die schweren Linien des ebenmäßig fast bis zum Rand fortlaufenden Textes lassen nur zuweilen Initialen oder schmale dunkelrote Füll- und Schlußleisten aus dem tiefen Schwarz hervortreten. Es ist das Buch, das bei der Unbekanntheit der in diesem Kapitel geschilderten Vorgänge auch heute noch häufig von den Buchkundigen als „Markstein in der Geschichte der neuen deutschen Buchkunst" bezeichnet wird, aber auch von den früheren Bänden bemerkte die damals neugegründete „Zeitschrift für Bücherfreunde" (II, 5/6 Aug./Sept. 1898): „Beispiele für die Ausstattung in derart komponierter Weise sind sehr selten; ich nenne zuerst die ‚Blätter für die Kunst' und im Anschluß daran die Gedichtbücher von Stefan George und Wolfskehl. Ich erwähnte diese schon einmal weil sie — der Erkenntnis folgend, daß schnelle Lesbarkeit, also alltägliche Deutlichkeit, nicht immer das oberste Gesetz bildet — statt der großen Anfangsbuchstaben der Worte die kleinen setzen, sie geben auch keine Interpunktion. Und sie haben dadurch einen unendlich vornehmen, abgeschlossenen Eindruck gewonnen: die Bücher haben das was den andern fehlt — Geschlossenheit. Sie haben ein sehr starkes rauhes gelbliches Papier, sie sind mit lateinischen Lettern gedruckt und zeichnen sich durch eine außergewöhnliche Anordnung des Satzes aus. — — Bei dem ganzen Kreise dieser jungen Dichter überrascht die Einheitlichkeit und die Reife, die sie jetzt schon besitzen, und die Zielbewußtheit mit der sie vorgehen. Sie sind gewissermaßen die ersten die erkannten, daß ein Buch aus Papier und Type besteht."

Nach dem Erscheinen dieser Bücher begannen rührige junge Verlage auch in Deutschland wieder das schöne Buch zu pflegen, holten bald neuerweckte Liebhaber die letzte Enkelschülerin von Morris an die Kunstschu-

len von Düsseldorf und Weimar und versuchten sich immer mehr Künstler an der Schaffung neuer Druckschriften, bald die Altschrift, bald die Bruchschrift zur Grundlage nehmend, bald der eigenen Laune, bald dem Angebot eines Verlages oder einer Gießerei folgend. Ernst und reiflich wie Deutsche es tun, ergrübelten sie die typographischen Gesetze und Bedingtheiten, aber alle ohne den nötigsten Grund: die Schaffung und Weiterbildung der lebendigen Handschrift aus innerer geistiger Gesetzlichkeit und gemeinschaftlicher Notwendigkeit. Der „Verlag der Blätter für die Kunst" in dem seit der Gründung der Blätter die obengenannten und noch zu nennenden Erstausgaben der Gedichtbücher Georges und seiner Gefährten erschienen, bedurfte keiner Kräfte außerhalb des um den Dichter geschlossenen Kreises, er betrieb kein Geschäft und die Verwunderung der bürgerlichen Welt über den Reichtum derer, die solche kostbare Bücher herstellen und halb oder ganz verschenken konnten, kennzeichnete nur ihr Unvermögen, eine Entstehung aus lebendigem Sich-Widmen an Person und Sache zu verstehen.

9. KAPITEL: DAS BILD GEORGES UND DER NEUEN DICHTUNG DRINNEN UND DRAUSSEN

WENN wir die betrachtenden Darstellungen über George und die Blätter-Dichtung in den Jahren 1894—1898 überblicken, so finden wir drei Gruppen, Dichter und Künstler, Gelehrte und einige Frauen, die sich mit seiner Person beschäftigt haben. Fast alle diese Darsteller waren schon oder traten bald mit George und seinen Freunden in persönlichen Verkehr und gehörten nicht zu den öffentlichen Tagesschreibern und Kunstrichtern, welche die „Kritik" als Beruf oder Geschäft betreiben. Die neue Dichtung konnte in ihrer feurigsten Jugend fast ein Jahrzehnt lang unbescholten und unberührt von der deutschen Öffentlichkeit weiterwachsen. Der Herausgeber Karl August Klein notierte heiter, daß von einem Blätterbande in der einzigen Stadt Utrecht mehr Stücke angefordert wurden als im ganzen Deutschen Reich: nämlich siebenzehn. Gérardy sah die Dinge bitterer an. In einem Aufsatz „Der deutsche Geist von heute", den er 1896 im Mercure de France veröffentlichte und der auch in Deutschland übertragen wurde, knüpfte er an das Nietzsche-Wort: „Es zahlt sich teuer zur Macht zu kommen: die Macht verdummt", eine ingrimmige Klage über die Versumpfung des freien und großen Gedankens in Deutschland an. Die deutsche Presse, in der er den jüdischen Einfluß für weit gefährlicher hielt als in der der romanischen Länder, kennzeichnet er als die niedrigste und

gemeinste aller geistigen Nahrungen in Europa, die Wissenschaft als eine Brillenweisheit, die ihren alten hohen Anspruch auf schöpferisches Denken aufgegeben und sich mit größter Peinlichkeit auf kleinste Teilgebiete zurückgezogen habe, um zu registrieren, zu klassifizieren und wie ein Schakal in Gräbern zu wühlen, die Kunst der Naturalisten als eine klägliche Nachäfferei der Fremden, die sich mit den Russen mitleidvoll, mit den Norwegern moralistisch und mit den Franzosen mystisch und symbolisch gebärde. „Der deutsche Biedermann — stolziert wenn er getrunken hat, mit leerer Seele wohlgefällig einher, er betet Öldruckbilder von Mondscheinlandschaften an und all diese Bettelware, die man auch bei uns hat einführen wollen, das sentimentale Lied, töricht wie ein Weihnachtsbaum: Klein-Leute-Glück und Ergießungen für Ladenmädchen! Und an dieser erstarrten Wüste des Todes ging Nietzsche vorüber, übermächtig und strahlend wie ein Meteor, nur Verblüffung und Staunen erweckend, ging auch Böcklin gleich ihm vorüber: sie fanden keine Folger, sie wurden nicht begriffen". Aber Gérardy blieb nicht an diesem Zeitbild haften, er hatte ein Wissen darum, daß der deutsche Genius nur bei furchtbaren und unerwarteten Erschütterungen aufwacht: „Nach langen Zeiten des Schlafes, der Starrheit, man könnte glauben des Todes erhebt unter dem Andrang einer großen und neuen Idee, oft aufgestachelt im Augenblick unheilbaren Elends wenn der endgültige Untergang sich drohend ankündigt, die deutsche Seele sich mächtig und glänzend in der Verzweiflung von tausend Schmerzen inmitten blutender Trümmer. Viermal warf ein solches Erwachen die erstaunte Welt in neue und ungeahnte Bahnen, viermal störten Zermalmung und Schmerz die Germanen-Ruhe auf und jedesmal sah die Welt sich gewandelt von dem Stoß der ungeheuren Erschütterung".

Nach diesen vier Stößen, der Völkerwanderung, der Staufer- und Minnesängerzeit, der Reformation und klassischen Dichterzeit kündete sich nach seiner Meinung in der neuen Starre der Deutschen auch die neue Erschütterung Europas an. Schon flog die Schwalbe dem Sturm voraus und der Geist der Dichter erwachte wieder. Wie ein plötzlicher Sonnenstrahl, schrieb die L'Art Moderne im März 1896 über einen Vortrag Gérardys von ähnlichem Inhalt, brach in das düstere Gemälde des heutigen Deutschland der Ausruf des Vortragenden: „Hier in einem Winkel klarer und reiner Hoffnung ist Freude, hier ist Kunst, hier ist Schönheit! Es lebt ein Dichter in Deutschland, der fast unbekannt und unbeachtet sich nur seiner Kunst und der glühenden leidenschaftlichen Verehrung seiner wenigen Freunde erfreut. Triebsicher fand sein Geist die Überlieferung wieder oder besser gesagt: er gab sich selbst in seiner ganzen Schönheit und befand sich so mit seinem Genius ganz natürlich in der großen unterbrochenen

Überlieferung". Die großen deutschen Dichter der Vergangenheit, so erläuterte Gérardy, hatten fast alle Formmöglichkeiten, zu der die logische Entwicklung der französischen Sprache jetzt führte, schon verwirklicht und bei seiner Wanderung durch die lateinischen Länder brachte George nur einen verfeinerten Geschmack mit, der fähig war jede Anmut und Schönheit zu fühlen: er klärte sich in der Sonne des Südens wie alle Starken seines Stammes es tun, um die strahlendere Entfaltung des Lebens zu schauen. Aber seine Aufgabe war eine gänzlich andere als die der französischen Dichter, die den erstarrten französischen Vers aus einer unbeweglichen Eisenmühle befreien mußte. Die gänzliche Gestaltlosigkeit und unvorstellbare Dürftigkeit hatten aus dem deutschen Vers eine Prosa von banalen Rhythmen gemacht, deren Sinn ebenso leer und gewöhnlich wie die Form war und jeder Kunst Hohn sprach. — George, der Gedanke und Form, Kunst und Dichtung wunderbar vereinte, wußte die Häßlichkeit und barbarische Ornamentik des parnassischen Verses ebenso zu vermeiden wie die Nachlässigkeit der deutschen Lieder und das reinste Metall in eine reine und erlesene Harmonie zu bringen, ohne Schlaffheit und ohne überflüssige Zierlichkeit. Er sammelte in den wenigen Dichtern der Blätter das wahre Deutschland um sich, das langsam gegen den fremden Geist, gegen den jüdischen Geist, den slawischen Geist, das Berliner Händlertum aufstehe, das wahre Deutschland das aus den heiteren und fruchtbaren Gefilden Deutschlands komme, die noch lebten und bebten: „Die Ufer des Rheines, des majestätischen Stromes, wo die ganze deutsche Seele sich in den Erinnerungen gewaltiger Sagen spiegelt, haben mit ihrer ganzen glorreichen Vergangenheit an der Wiege der neuen Dichter gelächelt und der gebieterische Zwang der Landschaft —— enthüllt sich hier in seiner ganzen Macht. Das wahre Deutschland, das des Südens, der Ufer des Rheines und der Donau, das Deutschland der Franken, der Schwaben, der einzigen Stämme, welche das Geschenk der schönen Künste offenbart haben, wird bald gegen das fremde Deutschland, das falsche Deutschland der Bettelware und Tageserfolge, das Deutschland der Nachahmung und Einfuhr kämpfen und die Empörung wird siegreich sein.

Der Haudegen von Berlin mag sein Eisenzepter, sein Zepter der Bedrückung des Geistes ausdehnen: niemals wird er die germanischen Hirne auf das Maß seines Barbarenhelmes herabdrücken. Die Schar der Blätter wird ohne Aufhören gegen den zerstörenden Einbruch der Barbaren kämpfen und sollte sie dennoch durch die wilde Wut vernichtet werden, so wird von ihr noch die Erinnerung an die letzten schönen Werke eines unglücklichen Stammes weiterleben. Aber der Geist und die Schönheit sind unsterblich. Sie allein werden am Ende siegreich sein und bald wird

Deutschland stolz und herrlich wieder erwachen. Wir sehen in der traurigen Wüste die Wunderblume aufsprießen und wachsen. Es wird noch Licht kommen, da nun hier schon zu unserem Trost und unserer Freude ein Werk steht, bei dem unsere Träume lange verweilen, — und klares Hoffen für morgen".

Heute nach einem Menschenalter, nach tiefer Wandlung der Geschicke und dem Beginn der neuen gewaltigen Erschütterung unter den Deutschen ergreifen uns trotz des Mitschwingens französischer Voreingenommenheiten die Worte Gérardys durch die tiefe Echtheit ihres Tones und die Sicherheit ihrer gläubigen Voraussicht. — Diese Fremden und Halbfremden sahen uns vom Außenwall besser als wir selbst und vor ihren Blicken hob sich darum auch das Bild des geistigen Erneuerers deutlicher von den dichten Schatten ab, die über unserem Volke lagerten. Die Unbedingtheit, mit der die Holländer George begrüßten, lernten wir schon kennen, Verwey suchte seine Tiefe und Gestaltungskraft, van Deyssel die Wuchseinheit seiner geistigen und leiblichen Erscheinung zu umgreifen: „Das Schönste ist: unter dem Haupt, das von weitem den Abglanz seiner Ungemeinheit den Blicken des Betrachters entgegensendet und in unmittelbarer Nähe aus Flächen und Fächern zusammengefügt scheint, deren jedes als Teil des einheitlichen Gesichts durch Eigenart schön ist, im Leib den Stengel zu sehen, der mit ihm zusammengeht, mit den Wendungen von Brust und Rücken, den Greifgebärden der Arme, den Tretgebärden der Beine wie ebenso viele Blatt- und Blütenzweige gemäß dem Seelenleben von innen, das sie gestaltet, und der Berührung mit dem Leben von außen, dem Sehen der Dinge, dem Hören der Worte von andern, das sie erregt mit Licht und Wind". Nicht anders schrieb der Franzose Saint-Paul um die Mitte des Jahrzehnts von der Gewißheit, daß die Gedichte des tiefgeliebten Freundes in Deutschland die Herrschaft erlangen würden und daß alle die es leugneten in wenigen Jahren gezwungen sein würden, die Wahrheit zu gestehen. Der Welschschweizer Ritter billigt „dem einzigen Träger der neuen deutschen Kunst" schon 1895 einen so außerordentlichen Einfluß auf seine Gefährten und das junge Dichtergeschlecht Deutschlands zu, daß man ihm das Merkmal eines fast okkulten Zaubers zusprechen müsse. Der Österreicher Hofmannsthal, der Pole Waclaw Lieder huldigten ihm in Prosen und Versen von nie erhörter Glut und Siegeszuversicht. In Deutschland selbst scharten sich Dichter und Künstler, Jünglinge und Männer um ihn als ihren Führer zu einer neuen strahlenden deutschen Kunst, ja einer schöneren würdigeren Gestaltung des ganzen Daseins und ihre Begeisterung suchte in allen Sphären nach solchen Bildern der Hoheit, Größe und Erhabenheit um das wunderbare Begebnis auszudrücken,

so daß die törichte Menge bald diese hohen Bilder gesteigerter Erregung in äußerlichster Weise mißverstand und nach ihrer Art den geistigen Reichtum mit dem stofflichen verwechselte.

Wenn Klein, Wolfkehl, Klages, Schmitz und andere in ihren Aufsätzen über George und seine Dichtung nach den höchsten Gleichnissen aus den staatlichen und religiösen Bereichen griffen, wenn sie von Mysterien, von elfenbeinernen Tempeln und Säulenhallen, vom königlichen Priester mit der flammenfarbenen Binde um die hohe, helle Stirn sprachen, dessen schlanke Hände die Scheite der Opferbrände schichten und schwerduftende Narden in die Gluten gießen — so sagten diese Bilder damit vom äußeren Geschehen noch nichts, vom Inneren aber, der Spannung der neuen Kräfte eher zu wenig aus. Sie deuteten die Höhe der Ebene, auf welche die erschütterten Seelen der Jünglinge die Kunst erhoben, die Tiefe des Raumes an, der ihren Blicken geöffnet wurde und nur wer den neuen Rausch des Schönen an der hoffnungslosen Öde der häßlichen Umwelt jener Jahre mißt, versteht die Glut ihrer Gleichnisse, nur wer den unwiderstehlichen Zauber des jugendlichen Führers kennt, der sie aus eigner Enge und schnödem Alltag riß, versteht ihre gegenwartsfrohen und zukunftstrunknen Worte, wie sie um eines für viele zu setzen, Karl Wolfskehl dem „Priester vom Geiste" in der dritten Folge und in „Ulais" widmete: „— — Eigene Flamme hatte dich geläutert, du selbst hattest das Ziel gefunden, das unerreichbar stets erreichte. Ihr eigenes Leben mußte deine Seele hingeben, auf daß sie leben könne, leben im Reiche des Wirklichen, im lichten Saale der Vereinigung: der Küste, zu der nie ein einzelner gelangt, die dennoch Einzelseins Strahlung ist. Im ringenden Sehnen nach diesem Lande, im Hegen und Erweitern seiner Grenzen und goldenen Gaue, darin fand deine Seele Ziel und Lohn für alle Zeiten. Wie leuchtet nun ihr jugendlicher Blick, wie rüstet sie sich zum Streite und bebt in Kampfbegierde! Ihre Sehnsucht wandelt gleich einer Sonne über die Gefilde, wie ein Frühlingsregen weckt sie die Geister des Haines, nimmer aber erschöpft sich der Born der Lust. Ohne Ende entquellen die Ströme harmonischen Wirkens der neuen Schale, verschwunden ist alles Tageszagen: weggefegt die ängstliche Eigensucht, die immer am Vergänglichen klebt und jedem Werden abhold ist, die Kleinmütige! Ein neues Priestertum ist erstanden, ein neues Reich den Gläubigen zu künden. Brausend fühlt die Seele des Schaffens, des echten Schaffens unaussprechliche Wonne. Da zeugt jeder Glücksgewinn ein kühneres Hoffen: nur ein Meilenstein zum Weiterschreiten mahnend dünkt jeder Sieg: ein jubelndes Vorwärts ist alles Erringen. Der Pfad zum Leben ist gefunden, der heilige Weg, auf dem jeder Schritt ist gleichwie ein Triumphgesang. Nicht bloß sich zu retten aus dem dumpfen Zucken

des Allseins heischt fürder der Wille des einzelnen: tief ekelt ihn des schnell erkämpften Preises. Sehend zu werden hat seine Seele wiederum sich hingegeben, aber nicht in den gestaltlosen Schlamm zurück scheuchte sie ihr Leid wie dies ehedem geschah: als Opferrauch loht sie nun empor, aufwärts zum Reich der Reiche".

Der so schrieb — und dies gilt in gleicher Weise für die andern — konnte fast zu derselben Zeit schreiben: „Stefan George ist kein Mystiker, kein Stifter neuer Religion, kein helldunkler Zauberer und seine Werke zeigen eine zum Einfachen, Ungeschminkten, Strengen fortschreitende Entwicklung" und konnte das einzige aber furchtbar strenge Gesetz seiner Muse, das unerbittliche Schönheitsbegehren um jeden Preis, die Forderung des Gleichmaßes von höchstem Zweck und reinstem Ausdruck zum Gegenstand seiner sachlichen Erörterungen machen (Pan IV, 4. Mai 1898). Kurz dem hymnischen Rausche fehlte wie bei George selbst auch bei seinen Anhängern nicht die Nüchternheit des Geistes, der von Gesetz und Wirkung dem Verstande Rechenschaft gibt. Gerade die Verbindung beider Kräfte machte ihre Einsichten tiefdringender und fruchtbarer als sie in der Vereinzelung einer der Kräfte geworden wären und wenn wir die Meinungen der befreundeten Gelehrten jener Jahre über George und die Dichtung betrachten, so finden wir sie weniger eindringend und schnellerem Wechsel unterliegend, gerade weil sie einseitig aus der verstandlichen Teilkraft stammen.

Max Dessoir untersuchte in Westermanns Monatsheften vom April 1896 „das Kunstgefühl der Gegenwart" und zeichnete mit harten Worten die Jahrzehnte seit der Mitte des Jahrhunderts, deren Götter Dampf und Elektrizität, deren Evangelium Freihandel oder Schutzzoll und deren Tempel Börse und Fabriksaal hießen, Jahrzehnte, in denen neben den Wirtschaftern gelehrte Barbaren herrschten, die Bildung an Ausdehnung gewann, aber erschreckend schnell der Tiefe verlustig ging und die Kunst dem verbildeten Weltverständnis entgegenkommend, Gedankenrätsel und Hirnmusik, häßliches und langweiliges Stoffhäufen bis zur Roheit und Gemeinheit erzeugen konnte. Auch das große Jahr 1870 hatte die Hoffnung auf eine neue Blüte der Kunst getäuscht, „denn aus dem arbeitsamen Geschlecht erwuchs niemand, der das neue Leben wahrhaft gemeistert, die Unsicherheit der sittlichen Begriffe überwunden und dem deutschen Volke gesagt hätte, was es leidet und was es fühlt". Die Naturalisten hatten nach seiner Meinung die Öffentlichkeit zwar wieder an Kunst und Künstler denken gelehrt, aber ihre Kunst war eine Dirne geblieben. Der erste Schritt zur Überwindung dieser künstlerischen Ohnmacht schien ihm ein „naturalistischer Subjektivismus" der nach dem inzwischen in Frankreich erfolgten

Umschwung den Wirklichkeitssinn nach innen wandte und die natürliche Wahrheit nun statt in Krankenstuben und Verbrecherhöhlen im Aufspüren und Zergliedern seelischer Vorgänge fand. Den zweiten Schritt sah er im völligen Verlassen der Lehre von der Wahrheit und vom „Milieu", wie es die Blätter für die Kunst erstrebten im Wissen, daß die Kunst nicht Sinn sondern Form als höchste Forderung habe, daß die große Überlieferung heilig, aber weder Plebejertum noch Phantastik eine Gewähr für künstlerische Gebilde seien, daß es für die Kunst überhaupt kein Dogma des Verstandes gebe und ihre Wirkung mehr auf das Gefühl als auf den Gedanken gehe. Wenn Dessoir dann am Schlusse meinte, die einen wie die andern übersähen, „daß die Kunst zu allen Zeiten ein soziales Phänomen war und bleiben wird" und daß an der Notwendigkeit der Massen als Unterlage für die Erzeugung drei oder vier genialer Menschen keinesfalls zu zweifeln wäre, so glitt er damit in die befehdete Lehre vom Milieu zurück oder sagte nicht mehr als daß die Kinder Kinder ihrer Eltern, die Männer Männer ihres Volkes sind — woran zu zweifeln sich niemand unterfangen wird. Richard M. Meyer wollte (in den Preuß. Jahrbüchern vom April 1897) zum Verstehen einer Dichtergruppe anleiten, die „vielen kaum weniger fremdartig erscheinen wird als die eben ausgegrabenen Mimiamben des Herondas oder andere Dichtergrüße aus verschütteten Welten", er hoffte aber für diese deutschen Zeitgenossen auf einen gleichen Anteil rechnen zu können, wie man ihn Mitteilungen aus altgriechischer oder neuspanischer, deutschlateinischer oder russischer Literatur zuteil werden ließ. Er sah in der neuen Dichtung ihrem inneren Beweggrund nach vor allem eine Gegenbewegung gegen den Naturalismus, ein Erwachen der uralten Sehnsucht nach der Schönheit und ihre Verwirklichung in einer für die Dichtung neuen Technik, nämlich nicht die Wiedergabe oder Vorzauberung der Dinge oder Gesichte selbst, sondern ihrer Eindrücke in der Seele des Künstlers in einer möglichst vollkommenen Form. Diese Formvollendung der jungen Dichter bestimmt sich aber nach seiner Ansicht im Gegensatz zu Platen und Théodore de Banville nicht nach äußeren festen Regeln sondern nach der Reinheit der durch ein Kunstwerk im Betrachter erweckten Stimmung. Die Reinheit der Wirkung dieser Stimmung erfordert einen persönlichen Stil für jeden der Dichter, der gerade die Eigenart s e i n e r Seele und s e i n e s Erlebnisses wiedergibt. So fand er in den Dichtungen Georges und Hofmannsthals bei gleicher dichterischer Durchformung eine große Unterschiedenheit der Ausdrucksweise: Während die Visionen Georges sich architektonisch mit breiten Räumen und tiefem Hintergrund aufbauten, erschienen sie bei dem weicheren fast weiblichen Hofmannsthal als Basreliefs. George nehme seine Traumbilder ganz aus Stoff und Art

der wirklichen „großen Natur", während Hofmannsthal dazu neige, schon diese Welt selbst künstlerisch durchzuarbeiten, nicht bloß ihre poetischen Abbilder: „So reflektiert er denn auch mehr, greift bewußt zum Symbol und schafft sein Schönstes, wo ein tief andeutender Sinn seiner Dichtung gleichsam die dritte Dimension verleiht". Auch die übrigen Dichter der Blätter begleitete Meyer mit einigen klugen Worten und nur bei Waclaw Lieder glaubte er „die Demut des echten Künstlers zu vermissen", begreiflich da der kleine Berliner Professor einmal persönlich vor diesem unnahbaren adligen Menschen gestanden hatte. Befremdlich blieb ihm auch der Gesamteindruck, den die Blätterdichtungen trotz der persönlichen Eigenarten ihrer Verfasser erweckten. Er erklärte ihn aus der Idee, in der sie sich zu einer Gemeinschaft verbunden fühlten und erläuterte diese Idee an einem Worte Hofmannsthals, das dem Plauderton Meyers mit einem Male eine größere Tiefe gab: „Wir sind gute oder schlechte Magneten, aber allemal sind wir beherrscht von ungeheuren Kräften, deren Wucht alle irdische Erhebung in Machtentfaltung, Schönheit, Geist als Spiel erscheinen läßt. Und die großen Mächte sind es, auf die der Magnet der Dichtung hinweist. Etwas was entfernt an die alten Träumereien von der Harmonie der Sphären erinnert, was die Philosophie der Sophie Germain mit ihrer Psychologie der mathematischen Schönheit erneut hat, etwas was man im höchsten Sinne religiös nennen muß, ist der Untergrund der kunstreichen Bauten dieser merkwürdigen Werkmeister. In diesen Dingen vor allem stimmen die Genossen überein: in dem Fundament einer realistisch-mythologischen Weltanschauung, der Licht, Wärme, Schönheit wieder wie den alten Griechen lebende Gottheiten, wirkende Kräfte geworden sind und in der Kunst, die auf dieser Grundlage die Illusion vollkommen schöner Eindrücke hervorrufen will".

Georg Simmel berührte die Frage der Gemeinschaft der Blätter-Dichter überhaupt nicht, er behandelte allein George und dessen Dichtungen. Beim Kennenlernen dieser Dichtungen erhielt er im Gegensatz zu den bildenden Künstlern zunächst keinen tieferen Eindruck, aber er fühlte doch ein Fremdartiges und Verschlossenes darin, das ihn mehr und mehr beunruhigte. Erst im einsamen Arvenwald der Hochalpen, wohin er die Gedichte mitgeführt hatte, öffnete sich ihm bei einem Sonnenuntergang plötzlich das innere Ohr für die neue Kunst und aus diesem ersten Verstehen heraus schrieb er seine „kunstphilosophische Betrachtung: Stefan George." (Die Zukunft, Febr. 1898.) Er ging bei seiner Betrachtung von einer Transzendenz des Ichgefühls aus, von jener tiefsten Schicht des Ich, in der es sein Gefühl nicht unmittelbar als seine besondere persönlich-leidenschaftliche Fühlweise sondern so

fühlt „als wäre das Ich nur das Sprachrohr einer viel breiteren Macht der Notwendigkeit".

Auf dieser ursprünglichen Leidenschaft des Gefühls, der Form des Gefühls, welche das Nur-Persönliche seiner Betonung ausschließt, beruht nach seiner Meinung alle Kunst höheren Sinnes, weil unser Fühlen erst in dieser Schicht die Gewähr trägt, über die Zufälligkeit der momentanen Erregung hinaus zu gelten, ja überhaupt einer Ordnung jenseit des nur-persönlichen Ich anzugehören. Die Lyrik aller großen Dichter hat sich also von der Vergewaltigung durch den ersten Anstoß zu befreien gesucht, doch erst in der Lyrik Georges schien ihm das Gründen auf jene tiefere (übersubjektive) Schicht des Gefühls, das Sich-Zurückhalten von seinem unmittelbaren Anstürmen zum unzweideutigen Prinzip der Kunst geworden. Wobei Simmel auf das schärfste betonte, daß darum bei George „keine Spur jener Formalistik sei, die sich überhaupt auf kein Gefühl mehr beziehen, sondern von der Vollendung der nur äußerlichen Gestalt von Reim und Rhythmus leben will. Vielmehr handelt es sich darum: fühlend über dem Gefühl zu stehen, an jener Grenzlinie innerhalb seiner sich anzubauen, die ich zu schildern versuchte und die die Provinz naturalistischer, ich möchte sagen: unartikulierter Gefühlsäußerungen von der Grundlage der Kunst scheidet". Die ganzen Gebiete der Gefühlserregungen und -ausdrücke, sonst der Zweck der Lyrik, werden nach Simmels Darlegung bei George vom Kunstwillen erfaßt, werden zu einem Mittel des künstlerischen Zweckes, und erst nach ihrer Ausgeglichenheit, Durchgeistigung und Rhythmisierung zum Worte zugelassen. Das künstlerische Schaffen vollzieht sich in jener Sphäre einer höheren Gültigkeit, in deren Grenzen die bloße Ichheit hinweggeläutert ist und in der ihm die Gestaltung zum „schönen Schein" nicht mehr genügt, sondern die Gestaltung um der Gestaltung willen alle Kräfte dienstbar macht. Das Kunstgefühl hat sich damit über den Unterschied der Gemütstemperaturen erhoben, es ist nicht kalt sondern alleinherrschend, nicht alt sondern zeitlos, nicht grausam sondern unbekümmert um Lust und Leid geworden. Indem der Dichter den ganzen Kreis dessen, worüber sein Wille zur Kunst herrscht, durch seinen eigensten innersten Bereich, das Ich mit all seinen Ursprünglichkeiten, schließt, ist er unumschränkter Herrscher über die Welt geworden und seine Kunst die erste und selbstherrliche Macht, die sich aus den Inhalten der Wirklichkeit selbst ihr Gefolge bestimmt. Den Anspruch auf Erlösung von der Not des Daseins würde sie ebenso zurückweisen, wie ein edler Wein den Anspruch, den Durst zu löschen: „Weil sie nicht aus den Leidenschaften geboren ist, wie die Kunst Michelangelos und Beethovens, wirkt sie auch auf sie nicht so vertiefend und dadurch erlösend zurück, sondern wie Giorgione und

Bach steht sie von vornherein im Hellen, und ihr Befreitsein und Befreien vom Dunkel ist nicht ein Aufstreben aus den heißen Tiefen erlösungsbedürftiger Leidenschaft, sondern ein Jenseits ihrer".

Von diesen Voraussetzungen aus kam Simmel zu dem Schluß, daß das Kunstwerk Georges mit der inhaltlichen Bedeutung des Stoffes nichts zu tun habe, daß in ihm kein der Kunstform gegenüber selbständiger Wert mitwirke. Wenn er dies auch im Sinne des in George erreichten Gegenpoles der Lyrik im Verhältnis zum sentimentalen oder gar naturalistischen Pol als höchste Vollendung preist, so weist er doch als auf das Grundmotiv dieser Lyrik darauf hin, daß die vollkommene Einheit von Form und Stoff nur durch die Verbannung alles dessen aus dieser Einheit erreicht wird, was nicht ihr, das heißt dem Kunstwerk als solchem dient, obwohl es an sich vielleicht wirksame und bedeutsame Werte, etwa intellektuelle, ethische, sinnliche, religiöse und andere sein könnten. George verkörpere nur e i n e Idee aus unserem Wertsystem, eben den besonderen Reiz der künstlerischen Gebilde und selbst aus der vielfachen Bedeutung des Wortes borge er keinen Reiz in das Kunstwerk hinein, der nicht allein aus dem Ganzen des Kunstwerkes käme, in dem er das Wort gebraucht. Simmel wirft damit am Ende seiner Betrachtung die schwerwiegende Frage nach der Bedeutung der neuen Dichtung auf, die erst durch die Bedeutung des Inhalts nachzuweisen sei, eine Frage, die nach seinen Worten mit der nach der Schönheit und Größe des eigentlich dichterischen Talentes Georges zusammenfällt. Wenn Simmel auch die Lösung dieser Frage nicht unternimmt, so deutet er doch an, daß die Bedeutung Georges als Künstler über seiner besonderen Bedeutung als Dichter stehe, daß bei ihm vielleicht die Ausbildung und die Vertiefung des allgemeinen Elementes Kunst die besondere Artung, die differentia specifica überrage, die aus dem „Künstler überhaupt" den Dichter macht. Bedenkt man, daß den Dichtern der Antike, des Minnesangs, der Renaissance und der romanischen Länder, ja jedem Dichter eines Landes, wo eine dichterische Überlieferung herrscht, jene von Simmel an George besonders aufgewiesenen neuen Formwerte selbstverständliche Forderungen sind, ja daß wie Simmel selbst an einer Stelle bemerkt, dies von ihm herausgeschälte Prinzip der Georgeschen Dichtung ein in aller Dichtung von jeher wirksames Kunstmoment gewesen ist, das George gegenüber dem Naturmoment nur zu unbedingterer Reinheit und Herrschaft führte, so sieht man, daß Simmel vor der Untersuchung der wesentlichen Frage halt gemacht hatte. Sein Entdeckungseifer für das ästhetische Problem hatte ihm die Sicht auf die Gehalte der Dichtung verdeckt, und als Simmel kurz nach der Abfassung des Aufsatzes George in Rom traf und durch einige Angriffe von Freunden gereizt sich beim Dichter

selbst die Bestätigung für die Richtigkeit seiner Ansichten holen wollte, antwortete dieser lachend, es gäbe keine Zeile seiner Gedichte, die nicht ganz erlebt sei. Simmel suchte nach der ersten Bestürzung noch seinen Begriff der reinen Kunst zu verteidigen, die ohne Rücksicht auf ein Erlebnis aus Freude am formalen Reiz entstünde und für die jeder Gehalt zum gänzlichen Aufgelöstwerden in die künstlerischen Werte bestimmt sei.

Aber das Wort des Dichters wirkte in ihm nach und Simmel erkannte allmählich die Einseitigkeit seiner ersten Ansicht, die nicht in Mitte noch Tiefe der neuen Dichtung reichte. „Als der Teppich des Lebens erschien", so lautet ein Brief von ihm, „begann ich einzusehen, daß hier kein von vornherein nur in der Ebene der Kunst verlaufendes Schöpfertum vorlag, sondern daß eine Lebenstotalität mit all ihren tiefsten Erschütterungen so restlos in die Kunstform eingegangen war, nirgends hinausragend und nichts leer lassend, daß ich sie eben zuerst gar nicht wahrgenommen hatte, sondern gerade nur im Kunstwerk zu sehen meinte. Während diese Erkenntnis sich aufarbeitete, schrieb ich den zweiten Aufsatz über Stefan George (in der Neuen Rundschau), der deshalb ein einigermaßen schwankendes noch nicht rein ergriffenes Bild zeigt. Erst als der SIEBENTE RING erschienen war, habe ich in der kleinen Besprechung in den Münchener Neuesten Nachrichten mit größerer Deutlichkeit auszusprechen versucht, was mir das Georgesche Werk bedeutet. Die drei Aufsätze spiegeln die Entwicklungsstadien meines nur langsam sich klärenden Verhältnisses zu diesem Werk in ihren entscheidenden Zügen ab".

Diese schon auf spätere Jahre deutenden Zeilen zeigen uns, wie schwer es damals einem deutschen Gelehrten und sogar einem Denker von der Schärfe und Beweglichkeit des Geistes wie Simmel war, in den Bäumen auch den Wald, in den Werken auch den fühlenden Dichter zu sehen.

Auch Kurt Breysig, dessen Aufsätze freilich ein und zwei Jahre später liegen, begann wie Simmel mit einem langsamen denkerischen Eindringen in das Wesen der neuen Dichtung. Er war einer der wenigen deutschen Gelehrten, dessen Denken und Fühlen durch die Schriften Nietzsches bestimmt wurde und der in den neunziger Jahren schon mit tapferen Worten auch öffentlich für den Verfehmten focht. Das war damals für das Ansehen des jungen Gelehrten — er war 1866 in Posen geboren — nicht ungefährlich, wenn man bedenkt, daß auch jetzt nach weiteren dreißig Jahren der Ordinarius für Philosophie in Berlin den Denker und Weisen Nietzsche als „noch nicht kathederreif" zu bezeichnen wagt. Von Nietzsche her als dem Forderer höherer Formen der Kunst und des Lebens fand Breysig den Zugang zu George. Er neigte zunächst (Magazin für Literatur, April 1899) mehr zu Hofmannsthal als zu George, in dem er seltsamerweise

mehr die malerische im Gegensatz zu der plastischen Dichtungsart des Wieners vertreten sah. Aber schon in der großen Studie des folgenden Jahres „Die Lyriker unserer Tage" (Zukunft Jan.—Febr. 1900) galt ihm George als der entscheidende Vertreter einer neuen Kunst, die er im Gegensatz zu der untergehenden Stoffkunst als Formenkunst bezeichnete. Auf dem Gegensatz dieser beiden Begriffe baute Breysig die Theorie einer Kunst- und Kulturbewegung auf, nach der die Geschichte eine wechselnde Abfolge von einer beschreibenden, die Wirklichkeit bis ins Einzelne und Kleine wiedergebenden Stoffkunst zu einer wählenden phantasiereichen, wirklichkeitzwingenden Formenkunst mit einer Vorliebe für große und allgemeine Stoffe aufweist. Die letzten Jahrzehnte zeigten nach seiner Meinung ein besonders großes und deutliches Bild dieses immerwährenden Kampfes und zwar eine unvergleichliche Wendung von der Stoff- zur Formenkunst, weil „so folgerichtig und bewußt noch keine Stoffkunst aufgetreten war, wie die, welche seit den Tagen Walter Scotts und Delacroix', des Kleist der Novellen und der Düsseldorfer, Allessandro Manzonis und der Schule von Fontainebleau in immer neuen radikaleren Vorstößen sich bis zu dem Naturalismus Flauberts und Zolas, Millets und Manets und aller seiner außerfranzösischen Seitenbewegungen und Nachahmungen gesteigert hatte". Aber schon lange vor dem Ausschwingen dieser großen Bewegung hatte sich die Gegenströmung geltend gemacht: in der Malerei durch Moreau, die Präraffaeliten, und in einem seltsamen unbewußten Umschlagen selbst durch Manets Schüler Monet, in der Dichtung durch Baudelaire, den späten symbolischen Ibsen, Jens Peter Jacobsen, Gabriele d'Annunzio und den ebenfalls im Beginn stoffkünstlerischen Maeterlinck. In Deutschland hatten dann bildende Künstler hinter Böcklins Führergestalt die gleiche Bewegung zur unwirklichen, phantasie- und formentrunknen Kunstübung gegen die noch in voller Kraft dastehende Stoffkunst vollzogen: Klinger, Ludwig von Hofmann, Leistikow, Peter Behrens, Hans Thoma und der Bildhauer Hildebrand. Auch in der Dichtung war diese Bewegung bemerkbar, „aber der einzige nennenswerte Versuch auf dem Gebiete der Theaterkunst, eben von dem Führer dieser Stürmer und Dränger der Wirklichkeitskunst unternommen, mißglückte gänzlich". „Die versunkene Glocke" ist, nach Breysigs Worten, „das Stück eines virtuosen Naturalisten, der sich vorgenommen hat, sich einmal als Phantasten zu maskieren. Nach deutscher Art geschieht es etwas gelehrt und deshalb absichtlich, auf historischem Wege: durch Wiederanknüpfung an die Romantik ... aber selbst die szenischen Anweisungen, die Gabriele d'Annunzio zwischen den einzelnen Auftritten seiner Gioconda geschrieben hat, haben mehr Klang und quellende Schönheit als alle Verse der versunkenen Glocke". Dagegen hatte schon mit Nietzsche der

ernsthafte Versuch der Lyriker begonnen, den Deutschen das Ohr wieder für Rhythmus und klingende Sprachschönheit zu öffnen und in Stefan George war ihnen der Dichter erstanden, der die Verheißungen des Philosophen-Poeten wahrmachte, die Kraft mit neuer Schönheit verband und wirklich ungehörte Lieder zu singen wußte.

Ein Hauptmerkmal der neuen Dichtung fand Breysig in ihrer engen Verkettung mit der Musik, die sowohl technisch wie innerlich bestünde, was durch die lang ausgehaltene Melodie ihrer Grundnoten etwas an die ewige Melodie Wagners erinnere. Die Gedichte appellierten wie ein feierlicher aber ganz unbestimmter Gesang wohl an das Herz aber nicht an den Verstand, sie verführten den Hörer, sich nur von den Wogen dieser rauschenden Musik tragen zu lassen und nicht mehr nachzusinnen, was eigentlich Forderung und Inhalt ihrer zauberischen Klänge sei, die sich erst beim weiteren Eindringen in die nicht eben leicht sich öffnenden Höfe dieser Poesie erschlössen. Er sah ein weiteres Merkmal in der rätselhaften und oft nur andeutenden Art der Dichtung, von den Dingen der Wirklichkeit zu sagen: sie w ä h l t unter den Wirklichkeiten, verschmäht die alltäglichsten, den Erdgeruch der Realität, und sucht die fernsten fremdesten und seltensten auf. „Alles unnütze Beiwerk wird abgestreift und in der Schilderung nur das herausgehoben, was dem höheren ganz künstlerischen Zwecke dient". „Und selbst ein allgemeinstes von den Gütern des irdischen Lebens ist hier nur wie von fern winkend, nie ganz greifbar nah gezeigt: die Persönlichkeit".

Als drittes Kennzeichen und zugleich letzte Schwierigkeit für den bequemen deutschen Leser sich der Georgeschen Dichtung zu nähern, bezeichnete Breysig die Verbindung einer äußersten Formenstrenge mit einer großen Gedrungenheit der Gedanken und Vorstellungsfolgen: die denkbarste Strenge in Rhythmus und Metrum sei mit einer prägnanten Konzentriertheit der Diktion verbunden, der reichste Inhalt auf den engsten Raum gezwungen, ein harter Zwang, der sowohl die Leser der Goldschnittbändchen wie der freien Rhythmen erstarren mache. „Selbst wo die Strenge dieser Rhythmen, dieser Sprachbilder," schließt Breysig seine Betrachtung, „doch nicht ganz die Fülle der Gedanken und Gefühle bändigt, hat man ein Wohlgefühl wie angesichts der ungefügen Quaderspalten, die der Fassade des Palazzo Pitti ihr Gepräge nicht nehmen, sondern erst recht geben. Das ist das pindarische Element dieser Kunst, das ihrem Kranz kein einziges seiner Blätter raubt. Bis zu spiegelglatter Reinheit hat sich noch kein starker Strom gemäßigt."

Es ist uns heute kaum mehr faßlich, wie sich bei allen diesen Gelehrtennaturen das theoretische Denken irgendwie vor die Person des Dichters

schob und ihnen den Blick für die lebendigen Vorgänge der künstlerischen Bewegung trübte. Verließen sie freilich einmal den umgrenzten Bereich der rein verstandlichen Forschungsweise und versuchten sich am lebenden Menschen, so strauchelten sie um so leichter auf dem fremden Boden, der ungebrochene Instinkte verlangt, wie wir es von Breysig später zu erzählen haben.

Der beiden Frauen, welche sich in diesen Jahren an öffentlichen Stellen über die neue Dichtung äußerten, Marie von Bunsen und Lou Andreas-Salomé, haben wir schon gedacht, zu ihnen tritt als dritte noch Ria Classen-Schmujlow, eine Freundin Hofmannsthals, welche einige Jahre lang in dem Münchener Dichter- und Künstlerkreise verkehrte und seit 1896 in Arbeiterzeitungen und Sozialistischen Monatsheften, denen sie durch ihre politische Anschauung nahestand, über die Blätter für die Kunst und vornehmlich über die Gedichte und die inzwischen erschienenen kleinen Theaterstücke Hofmannsthals mit liebender Wärme schrieb. Es berührt noch heute seltsam zwischen Abhandlungen über die Wahlpolitik der Anarchisten und das Verhältnis der Kommunisten zur individuellen Freiheit zu lesen, daß in den Blättern deutsche Dichter aufgetreten seien, deren grundsätzlicher Bruch mit allen geltenden Literatenformen seinen tiefsten Grund in der veränderten Stellung dieser Dichter zum Leben habe, deren Kunst ein ganz reiner Ausdruck des veränderten Weltbildes sei, „das wir aus der modernen philosophischen und der modernen Naturerkenntnis empfangen . . ., jener Erkenntnis, die wie früher den idealistischen, nun auch den materialistischen Dogmatismus aufgegeben hat und all unseren Besitz an Wirklichkeit in die inneren Vorgänge und in die Formen setzt, worin sie auftreten". Was weder den Klassikern noch den Romantikern gelungen ist, so meinte Ria Classen, die heilige unaussprechliche geheimnisvolle Nacht, in die Novalis sich versenken wollte, das lebensträchtige Chaos der Urkraft, zu dem Karoline von Günderode sich hinabsehnte, all das tief unsagbare auf dem Grunde der Natur in seiner ganzen dunklen Majestät haben wir immer noch nicht in der künstlerischen Sphäre der Ordnung und des Lichtes zu bannen vermocht und wir werden es nur im Symbol des Höchsteinfachen vermögen, das zugleich die tiefste Allbedeutung umschließt, eben im Symbol der heiligen Schönheit der Linien und des klaren nie entstellten Rhythmus, wie die neuen Dichter sie geben. Solche Meinung an solchem Ort spiegelt deutlich den inneren Bruch des Sozialismus in jenen Jahren wieder, sein Abrücken von der rein stofflichen Erklärung der Welt, und wenn Ria Classen glaubte, daß in den Dichtungen der Blätter gerade die verborgensten Zeitgedanken lebendig würden und nach Ausdruck rängen: die ungeheure Tragik im Verhältnis einer leichtschreitenden hochköpfigen

Menschlichkeit, einer leichtbeschwingten Geistigkeit zu der trägen Masse des zurückgebliebenen Lebens, das sich zentnerschwer an sie hängt, die Tragik der Königlich-Geborenen in der unerbittlichen Zusammengehörigkeit alles Lebendigen, so konnte sie freilich aus Hofmannsthal keine andere Befreiung von diesem Schicksal ersehen als ein Verschweben und Hingleiten spielender Gebärden, als einen träumerischen Halbschlaf über der Furchtbarkeit des wachen Lebens. Erst als sie einige Jahre später George persönlich kennenlernte und tiefer in sein Werk eindrang, brach durch jene „silberne Trauerwolke der leichtbeschwingten Einsamkeit" der freudige Ton einer neuen Gewißheit, eines gewaltsam-schöpferischen Vorwärtsdringens, eines starken Harfenklanges, mit dem der Dichter „auch im Zaudern eines dunklen Zieles sicher" die Seinen führte. „Denn in dieser Zeit ungeheuerer innerer Umwälzung stehen wir da so gut wie führerlos — wer, da Propheten nicht mehr aufzustehen pflegen, soll uns weiterhelfen können, wenn nicht der Dichter: Der Dichter, der in seinem Werk unpersönlich geworden allein noch mit der Stimme der Notwendigkeit zu reden vermag!? Solch ein Wecker und Helfer könnte uns Stefan George sein, ein Helfer neu sich regender Sehnsucht, ein Wecker zukunftsgärenden Lebens in uns — wenngleich die allzu Schlafsüchtigen meinen, daß er am Leben vorbeigreife, weil es i h r Leben nicht ist, das er formend in der Hand hält". (Sozial. Monatshefte Jan. 1902.) Klang diese Stimme aus den führerlosen Gruppen der Aufrührer gegen Staat und Gesellschaft nicht wie ein Ruf nach Hilfe und ahnten sie da drunten, daß der größte Gegner, der ihrem Allbeglückungsträumen erwuchs, auch der einzige war, der das Heilmittel für die zerrissene Ordnung kannte und nicht am Rande der Nöte sondern in der Mitte am Elend der Herzen den Hebel ansetzte, um eine verfallene Gesellschaft aus den Angeln zu heben, zu der sie trotz ihrer Propheten und Dogmen noch allzusehr selber gehörten und noch gehören?

Die vierte Folge der Blätter hatte schon am Ende des Jahres 1897 ein hindeutendes Merkwort für diesen Bereich des öffentlichen Lebens gegeben: „Eine ganze niedergehende Welt war bei all ihren Einrichtungen aufs ängstlichste bedacht, den Armen im Geiste gerecht zu werden: möchte eine aufgehende sich vornehmen, der Reichen im Geiste zu gedenken". Für den der zu hören verstand, ließ dieser Wunsch für den Wandel der Zeitgesinnung nichts an Deutlichkeit zu wünschen übrig.

10. KAPITEL: DIE VIERTE FOLGE

IN ihren übrigen Merksprüchen und Prosestücken faßte die vierte Folge, deren zwei erste Bände mit einer Beilage Lechters im November 1897, deren drei letzte erst Ende 1899 als ein Band erschienen, noch einmal die gewonnenen Erfahrungen über künstlerisches Schaffen und Leben zusammen: die Notwendigkeit des gemeinsamen Wirkens aller Künste, „die Ablehnung aller unkünstlerischen, real-programmatisch-tendenziösen" Bestrebungen, um dem Ausspruch eines bewährten Tondichters der Zeit zu folgen, und die strengste geistige Zucht sowohl im Hervorbringen wie im Genießen der Kunstwerke. Denn auch denen, hieß es, „die jetzt zur allgemeinen Umkehr mahnen, ist durch die lange Gewohnheit so das Gefühl erstarrt und der Blick getrübt, daß ehe sie sich wieder mit Kunst beschäftigen, man ihnen raten muß, sieben Jahre hindurch über nichts mehr nachzudenken als über das: warum ein Gedicht schöner sei als eine Gleiches sagende Rede, ein Gemälde schöner als das genauere farbige Lichtbild, ein Bildwerk schöner als die treuere Wachsform". Und denen die mit allzu raschen Schritten die Schwenkung mitmachen wollten, galt der Rat, die Anmut nicht an fremden Kunstwerken abzusehen, sondern zunächst die Anmut der eigenen Haltung und Bewegung zu lernen: „es ist bedeutsam, daß ihr merkt wie sehr sie euch fehle, doch ist es langwierig den Reigen zu erlernen mit nicht mehr jungen Gliedmaßen".

Hofmannsthal, Wolfskehl und Klages bemühten sich in kürzeren und längeren Aphorismen den bildlichen Ausdruck im Kunstwerk, den immer wieder betonten Gegensatz zwischen der wesentlichen Wirkung des Kunstwerkes als eines rhythmischen Gebildes und der üblichen stofflichen Anregung durch das Erzählte, die Geschichte oder sonst einen „eigentlichen Sinn hinter ihm" zu erläutern. Vor allem aber sprachen sie vom schaffenden Künstler selbst, von seinem Verhalten zu den Dingen der Wirklichkeit und ihren Spiegelbildern im Bereich des schöpferischen Rausches, von seinem Niedertauchen in die gärenden Kräfte und seinem Aufschwung in das verklärende Lichtreich der Träume. „Die schöpferischen Naturen" schrieb Klages, „kennzeichnet die tiefe Liebe zum Leben. Aus ihr fließt die Begeisterung — das ist die Kraft zur Selbstaufopferung, zur Auflösung in den Gegenstand der Bewunderung. Glaube und Anbetung sind in der Seele des Schaffenden. Der leidet am tiefsten dessen Liebe am größten ist. Bis in den Grund muß er die menschliche Ohnmacht erfahren und mancher erliegt dem Leiden. Der Schaffende aber läßt seine Enttäuschungen, läßt die große Zerknirschung hinter sich, wissensohnmächtig und dennoch entsagungsfähig wandelt er ü b e r den Verwirrungen des Lebens und schlägt

ihr Bild in die Fesseln lächelnder Schönheitsform. In blutender Seele flammt ihm grundlose Begeisterung. Über der Leere des Abgrunds entfaltet er das Gewebe von Schönheit und Erhabenheit". Denn diese Schaffenden sind es, die das Leben dem Werke zum Opfer bringen, die nur Ruhm und Ehrgeiz kennen um des Werkes willen, die mit ihrem unbedingten selbstmörderischen Willen nur das eine treiben und treiben müssen, von dem sie bis zur Besessenheit erfüllt sind und die aus ihrem unerschütterlichen Glauben an den bedingungslosen hohen Wert des Erstrebten auch die zähe Geduld der echten Bildnerlust schöpfen, ohne die oft bedeutende Naturen scheitern. Von denen, die sich um die Schwierigkeit der Mittel nicht kümmern und in Entwürfen steckenbleiben, oder von jenen die über der Beschäftigung mit den Mitteln den Zweck aus dem Auge verlieren und im formalen Spiel mit Äußerlichkeiten enden, unterscheidet der Meister sich dadurch, „daß er die Glut ewiger Jugend aus aller Peinlichkeit handwerklichen Bemühens unvermindert davonträgt".

Wenn diese Männer im Künstler den Heiland sahen, der erhöhtes Leben in jugendlicher Frische sprossen läßt und den Gott aus starren Felsen löst, daß ein neugeschaffenes Sein durch die Zeiten wandert, so forderten sie von ihm auch den schwersten Weg im Taumel der Unendlichkeit und unter den tausend Kräften, die sich umschlingen und erdrücken, sich fliehen und wieder fassen und stets im Dunkel zerrinnen wollen, forderten von ihm die glühende Hingabe eines ganzen Erdenlebens. Und da ihnen ein Vorbild von solchem Ausmaß erschien und als Lebender unter ihnen weilte, so begriffen sie von seiner Unbedingtheit und Größe auch die Unbedingtheit und Größe vergangener Gestalter auf eine neue Weise, die verrauschten Zeiten öffneten sich einer neuen Lust und neuen Erkenntnis und das Bild „Der Eroberer", in dem Klages ein Sinnbild Napoleons auf der Höhe seines Weges zeichnete, gehört wie die noch früheren Lobreden Georges auf Jean Paul und Wasmann zu den ersten Andeutungen einer geistigen Neuerfassung des geschichtlichen Stoffes, die von der Dichtung Georges ausgehend später den ganzen europäischen Raum durchdringen sollte.

Vorerst wuchs die Blättergemeinschaft noch im innersten Raume in der Stille weiter und zog immer neue jugendliche Kräfte an sich. So hatte Karl Bauer den ungebärdigen jungen Karl Gustav Vollmöller zu George geführt, einen im Jahre 1877 geborenen Stuttgarter, der schon als blonder blauäugiger Schulbube keck in Haltung, keck in Kleidung, keck in Blick und Worten war und kaum der Schule entwachsen eine kleine vorlaute Schrift über „Die Sturm- und Drangperiode und den modernen deutschen Realismus" veröffentlicht hatte. Mehrere seiner besten Gedichte, einige Stücke aus „Assüs und Sumurud" und das schönste der vier Bilder seines

Spieles „Katharina von Armagnac" wurden in die vierte und fünfte Folge der Blätter aufgenommen, dann hat er dem Beispiel Hofmannsthals folgend sein Heil in der Schreibung von Mirakelstücken für das Theater gesucht, die heute schon verschollen sind. Der Ton seiner Gedichte und Spiele zeigte früh die starke Verwandtschaft mit Hofmannsthal: die gleitende Musik, die überschwellenden Farben und jenes Element der schwülen Sünde und schwelenden Todesbrunst, das die Seelengehalte vergangener Zeiten in die bedenkliche Nähe unserer psychopathischen Wissenschaft brachte und eine Weile die deutsche Bühne beherrschte. Die ersten Gedichte blieben unter dem Einfluß Georges, den er in einer sinnbildlichen Darstellung des Rheins (V, 94) als den Erretter aus verschlungenen Talen und wirren Schluchten, als „Strom von Wein und Blut" und „der Sitten Straße" pries, am freiesten von jenen späteren Dünsten, und solche Strofen wie in „Odysseus" und „Parcival" sind von einem einheitlich großen Gang, den keine kleinlichen Abschweifungen unterbrechen.

Weniger prächtig und leidenschaftlich aber von größerer Sicherheit der Technik und Bildführung auf beschränktem Raum sind die Gedichte des zweiten Neulings in der vierten Folge: des 1872 zu Wien geborenen August Mayer-Oehler. Der junge Österreicher hatte sich schon frühzeitig ein großes Wissen um die antike Dichtung erworben, die HIRTEN- UND PREISGEDICHTE gaben seiner Gelehrtennatur die Gegenwartsluft für die geliebten klassischen Vorstellungen und regten die eigene dichterische Erzeugung in ihm an. Aus diesem Ursprung stammen „Die Feste der Epheben" und „Pharos der Feigengarten": Bilder aus der heldischen Griechenzeit, die ein etwas zartes aber reines Herz in unsere Luft und Landschaft überzeichnet. Seine Vorwürfe sind einfache unverwickelte Begebenheiten, großgesehene ernste Geschicke von Knaben und Mädchen, die in einer gotterfüllten Welt und unter einem göttergläubigen Geschlecht spielen. Um alles weht eine klare durchsichtige zuweilen etwas dünne Luft, die Gleichnisse sind zurückhaltend und ungesucht, die Worte von so schlichter unbemühter Einfachheit, daß der Dichter mit einer geringen Erhebung seines Tones, den er gern in den Schlußvers legt, eine schöne leicht überraschende Wirkung auszuüben vermag. Einer Erweiterung und Wandlung war diese idyllische Kraft Oehlers freilich nicht fähig, nach dem Spiel „Die Mädchen von Phaesana" in der fünften Folge wandte er sich der Übertragung hellenistischer Epigramme und seiner Forschung zu, doch blieb er bis zu seinem Tode (1919) mit George und dessen Freunden im Verkehr und diente mit seinem erstaunlichen Sachgedächtnis den Liebhabern der Antike.

Zu gleicher Zeit mit diesen Süddeutschen stießen in Berlin zwei Ostdeutsche zur Gemeinschaft der Blätter: die Simmelschülerin Gertrud

Pauly, die einzige Frau in den Blättern, deren schöne volltönende Verse den Einfluß aus dem JAHR DER SEELE verraten, aber doch von eigenem Reiz und Wohllaut sind, Ernst Hardt, der später durch seine „neuromantischen" Dramen bekannt und dann Generalintendant des deutschen Nationaltheaters in Weimar wurde. Es ist ein rührender Ton in den Gedichten dieses rührenden Menschen, aber es sind gute Schulverse ohne besondere Eigengestaltung. Zu diesen vorübergehenden Mitarbeitern trat in den letzten Bänden der dritten Folge Friedrich Gundolf aus Darmstadt, der fast ein Vierteljahrhundert George und sein Werk begleitete, der jugendlichschönste in der Schar der Münchener Freunde: als er George im April 1899 bei Wolfskehl kennenlernte, war er ein noch nicht Neunzehnjähriger, der eben die Schule verlassen hatte, von hohem Wuchs und schlanken Gliedern, die schwanken Schultern bekrönt mit einem gewinnend schönen Knabenkopf, die feinen ebenmäßigen Züge des Gesichtes von einem Wall blauschwarzen Haares umrahmt, ein voller wohlgeschnittener Mund lag unter einer schmalen kaum merklich gebogenen Nase und unter der breiten hohen klaren Stirn zwei leuchtend hellblaue Augen mit den flachen Sternen der Adlervögel, deren fernstechenden Blick sie auch später annahmen. Damals hatten sie noch den weichen Schimmer der ersten Jünglingsjahre und drückten mehr Zagheit als Mut, mehr bebendes Glückverlangen als Kampfbegierde, mehr Wissensdurst als zuversichtliches Urteil aus. Gundolf hatte trotz seiner jüdischen Abstammung in seiner äußeren Erscheinung etwas vom romantisch-deutschen Jüngling. Das wesentliche Erbteil aus seinem Ursprung war ein außerordentlich beweglicher Verstand, ein fast mathematischer Sinn für große begriffliche Ordnungen und ein so ungewöhnliches Gedächtnis, daß er später seine umfassenden Werke, auch etwa ein Buch mit den unzähligen Belegstellen aus allen Jahrhunderten wie seinen „Caesar" ohne schriftliche Denkhilfen und Zettelkästen aus dem Kopfe niederschrieb. Diesen großen verstandesmäßigen Fähigkeiten hielten zwei Eigenschaften die Waage: einmal ein seltsamer Spott- und Spieltrieb, der ihm bis in das Mannesalter eigen blieb und das heitere leichte Geselligsein verlieh, die erquickende Gabe, dem Allzuschweren im Gespräch seine Wucht und zwar nicht dem Ernste aber der muffigen Ernsthaftigkeit in Rede und Widerrede ihre Last zu nehmen. Zum zweiten ein unstillbarer Hunger nach sinnlicher Fülle, eine Sehnsucht nach Tatsächlichkeiten, die sich aber nach der Grundanlage seiner Natur nur immer an schon durchgeistigten Stoffen, an Gedanken, Gedichten und Bildern wie sie in den Werken, ja in den Büchern der Geistesgeschichte niedergelegt waren, ersättigen konnte. Ja auch in diesem Bereiche hat ihn immer nur die höchst verfeinerte Speise: Werk und Bild — nicht einmal Tat und Schicksal — der großen Persön-

lichkeiten gelockt. Vor dem großen Manne und dem großen Schriftwerk erscheinen ihm Reiche und Kirchen, Staaten und Bünde, selbst wenn jene sie geschaffen, gewandelt oder bewirkt haben, als weniger wichtige Ausstrahlungen, fast als zeitliche Zufallswirkung, die dem Bilde des Urhebers nicht mehr zugehört. Diese Sicht des 19. Jahrhunderts auf die Vereinzelung — nicht die Einzigkeit — der großen Person, die aus den späteren Werken Gundolfs noch bis in ihre Titel merkbar ist, wurde aber dadurch aus der gefährlichen Nähe der monographischen Wissenschaftsform jener Zeit gerückt, daß Gundolf auf den lebenden großen Menschen traf. Von ihm genährt, erzogen und gebildet erfuhr er an ihm die tiefe Einheit in allen Lebensäußerungen eines ursprünglichen Geistes vom hohen Flug der Werkgestaltung bis zur schlichten Einfachheit des täglichen Wirkens und lernte am lebendigen Dasein des Großen das Wesen der geschichtlichen Größen tiefer erfassen als durch die eifrigsten Studien. Seine eigne Geistesrichtung, der Zug ins Individuelle wurde dadurch nicht geändert, aber fruchtbar gemacht für eine neue Betrachtungsweise der schöpferischen Genien. Indem Gundolf sich mit der ganzen Hingabe seines jugendlichen Herzens an George band, von ihm das Gesetz des Geistes wie die Richte des Tages nahm, wurde sein Trieb zur Vereinzelung gebunden: George als Person war für ihn das Gesamt der Welt, sittliches Gebot wie Vorbild der Haltung, Urteil für die Wertung wie Norm für das Handeln. Je mehr George ihn in den nächsten Jahrzehnten an sich zog, aus dem Führer ein Freund, aus dem Erwecker ein Mithelfer in gemeinsamer Arbeit wurde, um so unbedingter gläubiger vertrauender band Gundolf sein Leben an ihn und stellte alle seine Kräfte in den Dienst der von ihm gesetzten Aufgabe, der um ihn sich bildenden Gemeinschaft und der aus ihm erwachsenden neuen Welt. Mochten die Freunde wohl einmal anders über das Verbundensein in irdischer Gemeinschaft oder die Verpflichtung zum Staate denken, er war im Glauben an George, im Handeln mit und für George eins mit ihnen und von gleicher Unbedingtheit, ja lange der Nächste seinem Herzen und der schnellste und fruchtbarste auf dem Plan der öffentlichen Betätigung. Als er kam war er bei hellem Verstand doch fast ein unerfahrenes Kind, in Dingen der Welt von einer rührenden Vertrauensseligkeit und Unbedachtheit, die auch dem Manne blieb und in geradem Gegensatz zu seiner Weite, Schärfe und Beweglichkeit auf allen Feldern des geistigen Streites stand: voll Scharfsinn aber ohne List, voll Gedanken aber ohne Wissen um die Gewichte des geselligen und öffentlichen Lebens. Was ihn von früh an auszeichnete war eine überraschende Beherrschung der sprachlichen Mittel, die für George um so merkwürdiger war, als sich nur wenig ursprüngliches aus der Sprachkraft stammendes Dichtertum in Gundolfs Versen

äußerte. Aber das Sagenkönnen, die gute wenn auch nicht dichte Fügung ist in seinen Gedichten außerordentlich groß. Diese große Beweglichkeit der Sageweise befähigte seinen rasch aufnehmenden Geist aus allem ein wunderbar blumiges rankiges Spiel zu formen, er versagte sich kaum oder nie, ein Drängen des Gefühls, ein Blitzen des Gedankens zum Gedicht zu machen, darum wird bei der Unsumme von Einfällen oft das Bild nicht plastisch, bei wundervoller Reimkunst oft der Rhythmus nicht zwingend. Am sichersten führt er den Griffel wo seine Leidenschaft von einem mythischen oder historischen Gegenstand ergriffen wird und um eine feste Achse schwingt: daher die Kraft seiner Zwiegespräche und die Stärke seiner großen Shakespeareübertragung. Das Gedankliche, das in den späteren Jahren immer stärker vortrat, ist in der Frühzeit noch umblüht von pflanzenhaftem Schmelz und umwölkt von Wachstumsschwermut, mit zager Gebärde hebt sich die junge Seele aus Nacht und alter Müdigkeit, und die zarte Stimme fragt noch ohne Selbstvertrauen ob ihr das schwerere Spiel in neuer Luft gelingen wird.

So wuchs die Schar der Gefährten und Mitarbeiter an den Blättern von Jahr zu Jahr und Verwey schrieb schon nach dem Erscheinen der ersten Bände der vierten Folge in seiner zweimonatlichen Zeitschrift (Jan. 1898): „Ich beneide Deutschland um eine Jugend, die so in die Welt tritt. George kann zufrieden sein. Schon wird der Drang der Öffentlichkeit nach größerer Verbreitung seiner Werke und Zeitschrift stärker. Nun ist es an ihm klar zu machen, daß er sein Ziel, die Vereinigung aller Guten in Deutschland, erreicht hat. Er kann stolz zurückhalten und antworten, daß noch keinen, der ihm wert war, die Mühe verdroß, sich den Weg zu seinen Werken zu bahnen. Doch gibt es Zeichen, daß die Bewegung bald zu größerer Öffentlichkeit gelangt. George steht dann umgeben von einem Freundeskreis und von seinen Gedichten, deren fünfter Band unlängst erschien". Wir wissen heute, welchen tiefen Grund der schöne Neid des westlichen Gefährten hatte: weder in seinem noch in den Nachbarländern erstand den führenden Dichtern eine junge Schar von gleicher Unbedingtheit der Hingabe und gleicher Sachlichkeit der Schulung wie dem deutschen Dichter in Deutschland, und wenn die Holländer, wie wir sahen, noch zwei Jahre vorher mit Hochmut auf den deutschen Bruderstamm herabsahen, weil er ohne tiefere dichterische Bildungseinheit sei, so sahen sie nun vor ihren Augen das Unerwartete geschehen, daß hier in Jahren schneller und reicher wuchs, was die gereiften Völker rings als langgewahrtes Erbe der Jahrzehnte und Jahrhunderte rühmten. Denn neben den jungen Ankömmlingen standen auch die älteren Gefährten in der vierten Folge mit neuen Erzeugnissen bedeutender Art: Sie enthält von dem fraulich-unberechen-

baren Hofmannsthal die freundliche „Botschaft" und das tiefsinnige Selbstgespräch des Jünglings mit der Spinne, von Gérardy die märchenklare Fernfreude von „Heimkehr und Fahrt", das „Domfenster" mit der unvergeßlichen Gestalt „Sankt Georg unter dem Eisen Seele die betet" und das traumhafte „Gespräch" zwischen Mutter und Kind — von Wolfskehl die an den BÜCHERN DER HIRTEN entzündeten „Sühnopfer" und das schöne Bild des Fremdlings bei den „Phäaken" — von Klages die nordschwangeren „Wandlungen" und das sonnentrunkne „Salambo" — von George endlich die ersten Gedichte „Seit der Ankunft des Engels", ein völlig neues Feld des Lebens aufbrechend, eine ungeahnte Sicht des Geistes vorverkündend. Ja darüber hinaus sagte er den Kampf gegen die Zeit in einer Überschrift, die Eroberung eines bisher unberührten Bereiches in der gewandelten Dichtform an: „Noch ein Goethespruch" zu den vielen damals bei der Feier der Wiederkehr des hundertundfünfzigsten Geburtstages des Großen Allzubetasteten Allzuwenigbefolgten. Der Wurf dieses Gedichtes flog um ein Jahrzehnt fast dem Gesamtwerk voraus, das ihn aufnehmen sollte, aber es zeigt uns die Spannkraft, mit der der Dichtergeist geladen, die Angriffslust, mit der er befeuert war.

Schon hatte auch in seine Reihen der Tod den ersten Hieb getan: Richard Perls war im Jahre 1898 gestorben, der dritte Band der vierten Folge brachte einige Verse aus seinem Nachlaß und drei Gedenksprüche der Freunde, die das Zwingende Verführerische Dunkel-Schöne dieses kurzen Wallers noch einmal aufleuchten und was unverlierbar an ihm war ins ewige Bild treten ließen. Aber die Trauer um nötiges Geschick hob das nötige Tun des Tages nicht auf und der „die vergeblich dunklen Bahnen haßte" warf bald den Blick auf die Gebliebenen und Kommenden und in die tausend Reden und Sprüche zur Jahrhundertwende klang sein stolzes Wort am Beginn der vierten Folge: „Daß ein Strahl von Hellas auf uns fiel: daß unsre Jugend jetzt das Leben nicht mehr niedrig sondern glühend anzusehen beginnt: daß sie im Leiblichen und Geistigen nach schönen Maßen sucht: daß sie von der Schwärmerei für seichte allgemeine Bildung und Beglückung sich ebenso gelöst hat als von verjährter lanzknechtischer Barbarei: daß sie die steife Gradheit sowie das geduckte Lastentragende der Umlebenden als häßlich vermeidet und freien Hauptes schön durch das Leben schreiten will: daß sie schließlich auch ihr Volkstum groß und nicht im beschränkten Sinne eines Stammes auffaßt: darin finde man den Umschwung des deutschen Wesens bei der Jahrhundertwende".

DRITTES BUCH

DIE MEISTERSCHAFT

1. KAPITEL: DIE ÖFFENTLICHEN AUSGABEN UND IHRE WIRKUNG

ALS George in den ersten Monaten des Jahres 1898 in Rom weilte, traf er dort mit dem Maler Ludwig v. Hofmann zusammen, der damals schon seit mehreren Jahren neben Böcklin, Marées, Khnopff und anderen als Vertreter einer idealistischen Richtung genannt und bald als einer der wenigen Schöpfer monumentaler Werke der Malerei bekannt wurde. Der im Jahre 1861 geborene Hesse hatte in Darmstadt das gleiche Gymnasium wie George besucht und harrte nun wie er uns schrieb, der Begegnung mit seinem überrheinischen Landsmann nicht ohne feierliches Bangen, das durch die damals von ihm umlaufenden Schilderungen hervorgerufen wurde. Daher war der Eindruck von Georges wirklicher Erscheinung und seinem ungezwungenen, ganz „natürlichen" Auftreten eine sehr wohltuende Überraschung für ihn und bestätigte nur den tiefen Eindruck, den er von seiner Dichtung empfangen hatte. Er traf von nun an auch in Deutschland öfter mit ihm zusammen und wie wir es schon bei anderen bildenden Künstlern dieser Richtung bemerkten, wurde auch für Ludwig von Hofmann „die strenge Stilsicherheit Georges und seine Übertragung der Natur ein äußerst wertvoller Antrieb und die willkommenste Bestärkung auf dem eigenen Weg". Es war der Weg den er von Puvis de Chavannes und vor allem von Marées beschritten sah: die ganze Kraft in den Dienst einer sinnbildlichen Darstellung für die Welt einer höheren Wirklichkeit und des Menschlich-Wesentlichen zu stellen. Im römischen Atelier Ludwigs von Hofmann hatte George eines Tages den jungen Berliner Verleger Dr. Georg Bondi angetroffen der die Blätter-Ausgaben der Dichtungen Georges bereits kannte und mit dem Vorschlag heraustrat eine öffentliche Ausgabe zu veranstalten. Da sowohl die persönliche Art des Mannes wie auch die Ungefärbtheit seines Verlages ihm zusagten, ging George darauf ein und trat nach seiner Rückkehr in die Reichshauptstadt über die Einzelheiten in Verhandlungen mit ihm.

Je mehr die neue Dichtung in inneren Kämpfen gereift und stark genug geworden war, um die Stille und Zurückhaltung ihres beginnlichen Daseins entbehren zu können, desto mehr hatte George sie im Laufe eines

Jahrzehntes aus der Hut eines unbesprochenen Daseins unter Gefährten und bildenden Künstlern in einen weiteren Kreis des Lebens gestellt. Wir sahen wie er von den ersten ganz privaten Drucken der HYMNEN, PILGERFAHRTEN, ALGABAL zur Gründung der „Blätter für die Kunst" und des gleichnamigen Verlages schritt, in dem die BÜCHER DER HIRTEN, DAS JAHR DER SEELE und der ULAIS von Wolfskehl erschienen, Werke, die ebenso wie die Blätter selbst in den drei genannten Buchläden von Berlin, Wien und Paris aufgelegt und also jedem Suchenden zugänglich waren. Vorträge und Aufsätze seiner Gefährten, seine eigenen Vorlesungen in Berlin und im Haag und sein Auftreten in geselligen Häusern der großen Städte, sein Verkehr mit bildenden Künstlern und Gelehrten hatten Art und Bestreben der neuen Dichtergemeinschaft schon tief in die höheren geistigen Schichten der Nachbarländer und zuletzt auch Deutschlands getragen. Ja weit über sachliche oder persönliche Kenntnis hinaus ging ein Raunen und Reden über den Dichter und seinen Kreis durch die Zirkel der Literatur wie der Wissenschaft und auf den Universitäten Berlin und Göttingen, Wien und Heidelberg schrieben Studenten schon vom neuen Geheimnis des deutschen Lebens und suchten alte Professoren und junge Mädchen zur strengen Schönheit zu bekehren, ohne sich freilich selbst dem erkannten Führers persönlich zu verpflichten. Es begann schon damals jenes unverantwortliche Spielen mit Geheimkreisen, deren Mitglieder ohne auch nur einen Hauch seines Geistes verspürt zu haben, sich gern als die „eigentlichen" Anhänger Georges berühmten und von deren schwächlichem oder verzerrtem Gebaren Blinde und Böswillige gern ihr Urteil über den Dichter und die Seinen nahmen.

Aber auch auf die Breite der literarischen Erzeugung hatten die Blätter für die Kunst bereits eine sichtliche Wirkung ausgeübt. Schon 1895 schrieb Karl August Klein in seinem „Sendschreiben": „Was die Wirkung der Blätter im weiteren Publikum angeht, so wurden sie, wie sehr wir das auch zu vermeiden suchten, vielfach einer Besichtigung unterzogen und man hat letzthin bemerken können, wie hie und da unser Programm nachgeahmt und Ideen von uns herübergenommen wurden. Von der Gründung dieser Blätter rechnet man die — scharenweise — Heimkehr der jungen Deutschen vom Lande des nackten Wirklichen, das wohl schon früher einige Leute für überwunden ausgaben, die jedoch in ihrem Werk noch tief in demselben befangen sind. Es erwachte auf einmal in dem jungen Deutschland das Bedürfnis nach ‚höherem Ton' und ‚feinerem Stil', ein Bedürfnis, das früher nie gefühlt wurde. Die kommende Zeit wird zeigen was die junge Generation von uns gelernt hat. Soviel aus mancher Einsendung an unsere Redaktion und aus den Beiträgen in anderen Zeitschriften zu

entnehmen ist, dürfte zunächst auf eine Epoche des verworrenen Naturalismus eine Epoche verworrener Phantastik folgen". Diese Epoche, von den Kunstrichtern bald die „Neuromantik" getauft, war in der Tat schon angebrochen. Der ausschließlichen Elendsmalerei und Krankheitsdarstellung des Naturalismus waren Erzeuger wie Hörer schon überdrüssig geworden und gingen auf „die Suche nach einem frischen Quellwasser der Lyrik". So gerieten sie an die für ihre Begriffe phantastischen Bilder der Blätter-Dichter, mischten sie aus Unwirklichkeit und Reizmittel eine neue Theatermode für das Publikum: an die Stelle der Hinterhaus- und Vorstadtdramen traten nun Spiele wie Vasantasena, Talisman, Hänsel und Gretel, Königskinder und Versunkene Glocke, deren Gestalten schon öfter in Versen sprachen, ohne dadurch freilich ihre niedere oder pathologische Herkunft verbergen zu können. Auch kehrten ihre Verfasser in gemessenen Abständen gern wieder in die Fuhrmannskneipen zurück, ein Verfahren, woraus die wissenschaftlichen Erkenner folgerten, daß es eine allein berechtigte Kunstform nicht gebe und der wahre Dichter die Neuromantik so gut wie den Naturalismus beherrschen müsse. „Aus dem fruchtbaren Erddünger des Naturalismus ersprießt die blaue Blume der Romantik" so kennzeichnete es einer von ihnen und also auf dem Zeitpunkt stehend, wo sich Idealismus und Realismus, Naturalismus und Romantik, Materialismus und Orthodoxie, Monarchie und Demokratie berührten, glaubte man in der gleichen Konstellation wie vor etwa hundert Jahren den Genius wieder erwarten zu können, von dessen Laube man doch eben erst die neuen Blätter gepflückt hatte, um die kahlen Stirnen ein wenig zu bedecken. Auch die naturalistischen Lyriker waren schon den bezeichneten Weg der Verbindung des stofflichen Realismus mit dem formalen Idealismus gegangen, doch hatten sich ihre ältesten tapfersten Verfechter dabei auf einen solchen theoretischen Holzweg wissenschaftlich starrer Formeln festgerannt, daß ihnen nichts als Rückkehr in den ehemals so geschmähten verdammten und verachteten bürgerlichen Journalismus übrigblieb. Denn also rief die „Heimatscholle" gegen die Jahrhundertwende: „Der moderne Realismus und Naturalismus hat abgewirtschaftet, die Deutschen kommen dichterisch im Ausland nicht mehr in Betracht. Sind das nicht traurige Tatsachen? Auch die Ergebnisse die der vor zehn Jahren in Szene gesetzte moderne Sturm und Drang auf literarischem Gebiet zeitigte, sind verschwindend belangslose. Wo sind sie geblieben die größenwahnsinnigen Führer einer neuen Epoche des Realismus? Der Schoß der Journalistik nahm sie auf . ." Und also, um das Bild zu runden, eröffneten damals die Revolutionäre der Lyrik im Deutschen Musenalmanach, in Neuen Bahnen und ähnlichen schnellsterbenden Zeitschriften die Periode des aristokratischen Indivi-

dualismus, der Neuromantik, ja schon des Neumystizismus in der Literatur. „So werden jetzt", bemerkten die Blätter zu diesen Erscheinungen „eigentümliche Übergangsarbeiten hervorgezogen. Mit eifrigem Bemühen sich äußerlich als neue einzuführen und noch ganz im alten barbarischen Geist befangen. Die Gefühle verworren, die Anschauungen verwischt, die Stile vermengt — mit hier und dort einem Dämmern des neuen Geistes in Entwürfen, Ansätzen und Flecken: vielfarbige Stücke, Stürze und Splitter". (IV, 1.) Mit diesem Seitenblick ging George an ihnen vorüber.

Neun Jahre nach der Entstehung der HYMNEN, gestützt auf die Vollendung dreier großer Werke, umgeben und geliebt von einer Schar geistiger Helfer und Gefährten, gelobt und geehrt von bedeutenden Männern des In- und Auslandes tat er den Schritt in die allgemeine Öffentlichkeit, den junge Dichter gern als ersten zu tun pflegen. Ohne das von ihm geschaffene Werkzeug, das ihm damals und heute noch die unbedingte Freiheit der Bewegung in allen dichterischen Veröffentlichungen gewährte, ohne den Verlag der Blätter aufzugeben, in dem die Blätter für die Kunst und die meisten Erstausgaben seiner Werke wie der Gefährten auch weiterhin erschienen, gab er im Verlag Georg Bondi einen Sammelband der 1.—4. Folge der Blätter und seine bisher erschienenen Dichtungen heraus und wahrte auch innerhalb dieses Verlages noch durch besondere nur ihm zur Verfügung stehende Blättermarken eine Geschlossenheit der seinem Lebenskreise angehörenden Schriften. So erschien im Spätherbst 1898 mit der Jahreszahl 1899 im öffentlichen Buchhandel die erste „Auslese der Blätter für die Kunst aus den Jahren 1892—98", deren Vorwort die Gründe der Veröffentlichung kurz darlegten, und zu gleicher Zeit erschienen in je einem Bande HYMNEN - PILGERFAHRTEN - ALGABAL, DIE BÜCHER und DAS JAHR DER SEELE mit wenigen kleinen Änderungen ganz in der früheren Form, doch „mit den manchmal erbetenen wiewohl oft entbehrlichen — und auch jetzt nur sparsam gesetzten — Lesezeichen". Erst zwei Jahre später erschienen bei Bondi DIE FIBEL und DER TEPPICH DES LEBENS.

Wie Weg- und Dankzeichen stehen vor diesen Bänden kurze Widmungen und Aufschriften: Vor der FIBEL „Meinem Vater und meiner Mutter als schwachen Dankes-Abtrag", vor den HYMNEN „An Karl August Klein, dem Trauten und Treuen seit der Jugend" und ein Spruch an die neuen Söhne unseres Volkes, vor den PILGERFAHRTEN: „Dem Dichter Hugo von Hofmannsthal, im Gedenken an die Tage schöner Begeisterung" mit dem düsteren Spruch des einsamen Aufbruchs, vor dem ALGABAL: „An Albert Saint-Paul, den Dichter und den Freund in langen Erlebnissen und genießendem Künstlertum" mit der hindeutenden Aufschrift „Dem Gedächtnis Ludwigs des Zweiten". DIE BÜCHER sind mit den Namen dreier

Dichter: Paul Gérardy, Wenzeslaus Lieder, Karl Wolfskehl geschmückt, DAS JAHR DER SEELE ist der Schwester „Anna Maria Ottilie, der tröstenden Beschirmerin auf manchem meiner Pfade", DER TEPPICH DES LEBENS mit einer erläuternden Vorrede „Melchior Lechter" gewidmet. Auf die Hüter und Begleiter der ersten drei Jahrzehnte blickte der Dichter so von der Höhe des Lebens noch einmal zurück und neigte sich vor ihnen in dankbaren und bewundernden Worten, welche die schlichte sichere Menschlichkeit seines Wesens bezeigen.

Um so seltsamer stachen von dieser Haltung die Äußerungen der öffentlichen Schreiber in Deutschland über Person und Werk des Dichters ab, als nun die Bondischen Ausgaben auf dem üblichen Wege an sie gelangten. Wir lernten bisher, um die Wirkungssphären Georges zu umschreiben, die Äußerungen der Dichter und Künstler kennen, welche die neue Dichtung sofort als menschliche Anforderung erfuhren, die entweder ihr ganzes Dasein in Frage stellen oder es wandeln und erhöhen mußte. Sie zerbrachen daran oder wurden von dem begeisternden Feuer, das sie anglühte, hingerissen und sagten bald rauschhaft bald nüchtern aber immer in ihrer Ergriffenheit aus, was sie gesehen und erfahren hatten.

Wir lernten weiter die Äußerungen der Gelehrten kennen, welche zwar nicht in ihrem ganzen Menschtum erschüttert, woran jahrhundertalter Hochmut nicht minder wie fachliche Vereinzelung sie hinderte, aber von der Größe der neuen Erscheinung so gepackt wurden, daß der ernste Trieb, sie zu erkennen, zu erklären und vielleicht in die Reihe ihrer Probleme einzureihen, geweckt wurde und die besten von ihnen zu einem jahrelangen Ringen um den Sinn der neuen Dichtung und die Bedeutung ihres Trägers führte. Zu den schon Genannten kamen in den nächsten Jahren noch die Studien von Karl Lamprecht über den psychologischen Impressionismus (1901), von Kuno Zwymann über das Georgesche Gedicht (1902) und einige Aufsätze der Simmelschülerin Gertrud Kühl, Schriften, die mit löblichem Bemühen die neue Dichtung als notwendige Stufe der Entwicklung, als Station auf dem Wege zum großen deutschen Dauerstil, als höchstes Beispiel für die ästhetischen Gesetze des Bedeutungs- Schall- und Knüpfungskunstwerkes und anderes erwiesen, und die bei mancher Flachheit der Sicht und Verschrobenheit des Urteils den Gegenstand ihrer Bemühung mit Ernst und Eifer zu erfassen suchten. Wir lernen jetzt als dritte Sorte die öffentlichen Tagesschreiber und Kunstrichter von Beruf kennen, die meist keine Zeit haben sich mit einer ernsten Sache ernsthaft zu befassen und um den Neuheitstrieb ihres Publikums zu befriedigen, alljährlich eines oder mehrere Genies entdecken und als Hoffnung der Zukunft preisen und bald wieder verdammen müssen. Wir

fassen hier zusammen, was wir in gut zwei Schock Besprechungen aus den Jahren 1899—1904 gelesen haben. Es sind die Namen fast aller „ausschlaggebenden" Tagesschreiber jener Jahre, die zum Teil auch heute noch ihr Handwerk treiben, es sind die Namen fast aller „führenden" Zeitungen und Literaturzeitschriften darin vertreten, und dieser Chorus unterschied sich nur in der mehr oder weniger groben Art und Weise, nicht aber in der Einmütigkeit, mit der er die neue Dichtung diesmal nicht entdeckte sondern verurteilte. Wir ordnen diese Stimmen und führen sie hier und da auch wörtlich an, einmal als Beitrag zur Sozialpsychologie, der beweist, daß die ganze Gruppe des öffentlichen Kunstrichtertums einer Nation in unserer Zeit unfähig ist, mit ihren Mitteln eine Erscheinung von Rang zu erfassen, ferner, weil einiges davon bis in die heutigen Lehrbücher und Gedichtsammlungen fortspukt, vor allem aber um unsere Jugend an dem hellen Gelächter teilnehmen zu lassen, das uns beim Lesen und Vorlesen dieser Zeitstimmen ergötzte, wenn wir unsere Bilder in diesen schiefen und verschobenen Schaubudenspiegeln verzerrt und kränkelnd schwanken sahen, die wir doch gesund und heil und fest dasaßen und -standen.

Was zunächst George selbst und sein Werk betraf, so war es offenbar die größte Pein für seine öffentlichen Bewerter, daß sie ihn nicht verstanden. Der Vorwurf über seine Unverständlichkeit begegnet uns am häufigsten und ist nur darin unterschiedlich, daß die einen ihn für unfähig halten „seine Geheimnisse in unserer Muttersprache zu verraten", die anderen das mysteriöse Dunkel seiner Gedichte für absichtlich halten, für „die Mystik einer Geheimschrift, zu der der Schreiber den Schlüssel vorenthält". Ein Dritter fand freilich diesen Schlüssel darin, „daß George zur Schaffung seiner Schönheitswelt höchst einfach die grammatische Form des Pluralis benutzt: Etwas irdisch mehr oder weniger Seltenes wird im Plural gebraucht, sofort entsteht die bewundernde Empfindung, daß es in der Welt Georges etwas Alltägliches sei". Man wird es heute kaum begreifen, daß manche von diesen verlegenen Tastern in dem ihnen dunklen und unbekannten Land der Kunst, wie die Blätter sie nennen, kein Wort von der Dichtung verstanden, die jetzt ihre Enkelkinder auf den Schulen lesen. Ihre Unfähigkeit zu verstehen lag auch nicht an der mangelnden Einsicht in den grammatischen Bau der Gedichte, deren Klarheit und Einfachheit heute unbezweifelt ist. Aber die menschliche Art des in ihnen dargestellten Gehaltes war jenen Literaten so fremd, die Haltung und Fühlweise, die hier Sprache gefunden hatte, so unbekannt und unzugänglich, daß sie vor einer unübersteiglichen Mauer standen und die Muttersprache ihnen wie ein unbekanntes Idiom entgegentrat.

Zuweilen brach das Bewußtwerden eines tiefen menschlichen Unterschie-

des auch ungewollt aus den vergeblich um Verständnis Ringenden hervor. Sie gestanden dann — und einer darunter hat zwei dicke Bände über die deutsche Sprache geschrieben —, daß sich ihrem plebejischen Verstande nur mühsam einiges entschleiert habe, oder daß sie auf eine zukünftige Änderung ihrer Organe hoffen müßten. Denn die zweite gebräuchlichste Ablehnung Georges bezog sich auf die unnahbare Vornehmheit, auf die verächtlich abwehrende Gebärde und das aristokratische Gefühl, die aus seinen Dichtungen sprächen, eine Aristokratie freilich die zur Herrschaft unfähig sei, weil sie nicht den Willen zur Herrschaft habe. Seine Kunst mußte daher für immer der großen Masse des Volkes fremd bleiben: sie war eine Kunst aus einer anderen Welt, für seltsame verfeinerte Leute, ihr Urheber bald ein arabeskenseliger nervenmüder Märchenprinz mit gänzlich geschwächtem Willen und von weltflüchtiger weicher Schönheitstrunkenheit, bald ein kalter abstrakter Beherrscher seines Handwerks, ein marmorschöner aber auch marmorkalter Stilist, ein aus den greisenhaften Teilen des zweiten Faust erwachsener Virtuose und Formalist, in dessen Wortmusik, wie „die Insel" schrieb, „kein Wein serviert wird, nicht einmal des Wassers anspruchlose Labung, sondern nur die vielfarbigen und schön geschliffenen Gläser vor den Durstigen hingestellt werden. Man glaubt es müßten Zaubertränke sein, und der Unwille über die Täuschung wächst je kunstvoller diese ist".

Aber schlimmer vor deutschen Ohren wog noch ein dritter Vorwurf: George ist weder ein Philosoph noch ein Metaphysiker! „Er reißt die Menschheit nicht zu neuen Gedankenpunkten, er sagt uns keine Erlösungen, er gibt uns keine neuen Werte. Er ist nur ein prächtiger Wandelstern, der an unserer Welt leuchtend vorüberfliegt — — ein farbig flammendes Zeichen aus anderen Sphären" (Wiener Rundschau 1. 1. 99). Er mag ein wundervoller Künstler sein, schrieb ein anderer, der unserer Sprache einen Klang und eine Fülle des Wohllauts gegeben hat, die sie vorher nicht hatte, er mag eine so selbstherrliche Behandlung der Sprache haben, eine so wunderbare Kunst, etwas Beseligendes und Entrückendes, wie es noch nie bei uns war, aber — es ist nicht das Höchste was wir vom Dichter wollen, der uns die Rätsel des Lebens lösen, den Dingen Werte geben, das Leben beherrschen soll: Denn Können hat eine Höhe, Wollen ist unendlich. Es fällt eben schwer, wie ein Dritter meinte, „in den Gedichten Georges eine metaphysische Quelle rauschen zu hören — — George sucht eine Philosophie und ist bereit dieser Göttin die herbsten Opfer zu bringen — vergebens. Diese Göttin versagt sich ihm und wo er einen Zipfel ihres Mantels zu erhaschen scheint, da ist es keine neue, sondern eine alte Schönheit, die von Goethe oder den Griechen stammt... Zuweilen gibt ihm sein Künstler-

opfermut, sein tiefer Priesterernst im Dienst der Schönheit würdige Seelenworte und glücklich herbe Bilder ein ... Aber an ein gewaltiges letztes Lebensgesetz rühren wir nicht und damit auch nicht an eine letzte erste Schönheit". Es gehört die ganze abergläubische Verranntheit der Deutschen in ihre Philosophie dazu um so zu reden und daraus zu folgern, wie einer der eben Angeführten, ein sehr geachteter Schriftsteller der Nation, es tut, daß man sich durch die Schönheit der Gedichte nicht solle täuschen lassen, die Blätter seien noch weit materialistischer als der Naturalismus: „Die Schönheit Georges ist das müde Verzichten auf alle hohen Ziele und das Streben, sich schön einzurichten im Niedrigen".

Wir wollen mit der Beschränktheit derer nicht rechten, die ein Wachsen des Asketisch-Christlichen, vor allem des Mitleids in George bemerkten, der im TEPPICH DES LEBENS „die Hände mit besonderer Frömmigkeit zu dem Gotte emporhebt der Christus heißt" und von ihm erhofften er werde noch „ein Tröster alles Lebendigen" werden. Im Gegensatz dazu hieß es auch: Er könne keine Volkslieder singen wie Eichendorff, weil seine Vorfahren „lange Reihen der Geschlechter in einem abgeschlossenen Stadtviertel eingesargt, ohne Grundbesitz, ohne Zusammenhang mit dem Manne der den Pflug führt" gewesen, so daß nun der Enkel ebenso Himmel und Erde sehe wie jene die aus niedrigen Fenstern ins Treiben der Wolken starrten — und solcher tiefgründigen „Untertöne" mehr.

Den schlimmsten Anstoß aber nahm man an seiner Schreibweise: den mangelnden Großbuchstaben und Lesezeichen. In diesem Punkte fehlten fast alle Besprecher gegen die einfache „Blätter"-Regel: „Es ist sowohl ein Zeichen gewöhnlichen Geistes das Äußerliche in eigener Sache zu vernachlässigen als es bei andern unmäßig hervorzuheben und zu tadeln, um der Besprechung des Innern, das man nicht begreift, überhoben zu sein". Hiegegen also empörten sich die Federn ganz besonders und es regnete von Worten wie lächerliche äußere Gigerlei, die mit Gewalt tiefsinnig erscheinen will, typographische Maskerade, äußerliche Seltsamkeiten, um öffentlich aufzufallen, Verrat an der deutschen Schreibweise, aristokratischer Zug der lyrischen Garde, um dem Pöbel die Schriften unleserlich zu machen und solcher Blütenlesen der Zornigen mehr, die gar nicht bedachten wie demokratisch und für Ausgleichung der Stände unter den Wörtern die neue Blätterschrift sei, während die großgeschriebenen Hauptwörter den auch heute noch unausrottbaren Drang der Deutschen nach Standesunterschieden und Vorgesetzten verrieten. Doch leugnen wir nicht, daß nach einem Merkwort der dritten Folge diese Äußerlichkeiten neben anderen Zwecken „als ein Bollwerk gegen den Ansturm wilder Horden dienten, deren sich noch männiglich erinnert und deren laute Zügellosigkeit den erbarmungswerte-

sten Teil unserer Schrifttums-Geschichte füllen wird . ." wie denn auch ein kluger Kieler, dem die kleinen Hauptwörter und fehlenden Kommas keine Schwierigkeiten machten, sie schon 1901 „Stacheldraht wider Unberufene" nannte.

Schon frühzeitig hatte der Klatsch aus Literatenklüngeln um Georges Person die abenteuerlichsten Gerüchte gebildet, was nur angeführt zu werden verdient weil auch ernsthafte Männer dergleichen nachbeteten. Ein schriftstellernder Psychiater glaubte in „Die Rheinlande" (Sept. 1904) den Nachweis führen zu können, daß das ihm so unsympathische Hieratische nicht wie Klages meinte aus dem Rheinisch-Katholischen sondern aus dem Judentum Georges herstamme, und ein sogenanntes wissenschaftliches Nachschlagewerk (Kürschners Literaturkalender, Jahrgang 1912) ließ ihm nicht einmal seine ehrlichen christlichen Namen. Immerhin, George selbst gestanden doch einige Stimmen, wenn sie ihn auch im allgemeinen oder besonderen aburteilten, eine Könnerschaft, eine neue Kunstform, eine Erzeugung von traumhaften Stimmungen zu, sie wiesen darauf hin, daß auch Goethe und andere Große nicht gleich verstanden wurden und auch heute noch nicht auf der Heerstraße lägen, oder meinten wohlwollend, daß George der erste Lyriker Deutschlands würde, wenn er auf seine griechischen Erinnerungen und chinesischen Träume verzichtete. Auch erkannte man ihm im Vergleich mit Hofmannsthal die größere Feierlichkeit, die ernstere Pracht zu — er ist mehr „Vates" meinte Maximilian Harden — und nur die Wiener loben stets ihren Hofmannsthal als den größeren und klareren Dichter, „dem leichter zu folgen ist, weil er uns entgegenkommt" und dem daher die Zukunft gehöre. Hier und da klang auch die Befriedigung durch, daß George endlich der groben Kunst der Zeit die innerliche Kunst entgegensetzte, und manchmal zeigt die Mischung von höchster Bejahung und krassester Verneinung eine solche Unsicherheit des Urteils, daß unser Vermögen zwischen Dummheit und absichtlicher Lüge zu unterscheiden hier versagt. Aber diese Unsicherheit hörte sofort und mit wenigen Ausnahmen bei allen auf, wenn es sich um die Bewertung der Anhänger oder überhaupt mit Einschluß Georges und Hofmannsthals der ganzen Gruppe der zwölf Dichter handelte, die durch die erste Auslese sich als abgeschlossene Schule, als einen Kreis von Gleichgesinnten vor die Öffentlichkeit stellten. Man nannte diese Schüler, welche in Georges eigenen Widmungen „ihre kompromittierten Persönlichkeiten durch die Welt trugen" eine Gesellschaft auf gegenseitige Bewunderung, die dem Dichter durch ihr Lob nur schadeten, ihn wie eine waltende Gottheit auf den hohen Sockel der Bewunderung stellten und ihn dadurch hinderten, künstlerisch auszureifen. Bald mißbilligte man ihr gleichsam herdenmäßiges Auftreten und rief George zu diese Anhänger abzuschütteln,

bald bedauerte man, daß unter ihnen die starke Persönlichkeit ihres Führers „fast unumschränkt mit allen grausamen Insignien der Gewalt herrscht" und riet den Schülern sich zu befreien und Eigene zu werden. Insgesamt betrachtete man Führer wie Geführte als ausnahmslos reiche Leute, die in Luxus und Behaglichkeit aufgewachsen, die Annehmlichkeiten des Lebens ergründet, ja bis zum Rest ausgekostet hatten, Genießer, die keine Beziehungen zu den großen Bewegungen der Zeit und den großen Fragen der Menschheit besaßen und daher müde und kampflos in ein dekadentes Traumleben versunken waren. „Nur wenige Getreue" so schrieb ein Revolutionär der Lyrik „die ein vorsorgliches Geschick mit begüterten Vätern gesegnet, folgten der verlassenen Göttin Poesie in die Einöde, wo der Mond sich in ihren Brillantringen spiegelte und unter seltsamen Pappeln die unter seltsamen Himmeln ein seltsames Rauschen vollführten, trieb nun ein seltsamer Kultus sein seltsames Wesen. Ich kondensiere nur, ich übertreibe nicht. Das Kleid dieser wohlhabenden Jünglinge war schwarz vom schweren Violett der Trauer, sehnend grün schillerten ihre Hände und ihre Zeilen — Explosionen sublimer Kämpfe — waren Schlangen, die sich wie Orchideen wanden. Der große Regenfall der Alltagsasche erstickte sie. Sie wollten das schreckliche Leben der Felsen begreifen und erfahren, welchen erhabenen Traum die Bäume verschweigen. Aus ihren Büchern der Preis- und Hirtengedichte, der Sagen und Sänge, der Hängenden Gärten und der heroischen Zierate, der donnernden Geyser und der unausgeschöpften Quellen dufteten Harmonien in Weiß, vibrierten Variationen in Grau und Grün, schluchzten Symphonien in Blau und Rosa. Noch nie waren so abenteuerlich gestopfte Wortwürste in so kunstvolle Ornamentik gebunden. Half nichts. Ihr Dasein blieb ein submarines und das deutsche Volk interessierte sich für Lyrik nur noch, insofern sie aus den Damen Friederike Kempner und Johanna Ambrosius träufelte".

Ihre „Kunst für Kunst" hatte nach der Meinung der Richter keinen Schimmer von Berechtigung mehr nach dem Erstarken des nationalen und Stammesbewußtseins und dem kräftigen Aufblühen des Volkstümlichen, sie war nur noch Artistenlyrik, Versdressur und Reimgymnastik für abnorme Leser und Gourmands der Seele, eine verstiegene Wortspielerei von so schwindelnder Höhe, daß sie beim nächsten Schritt ins Lächerliche fallen, ihr Sinn zu Unsinn, ihre Schönheit zu Verzerrung werden mußte.

Unter diesen „Reflexionen", die den selbstgeforderten Bedingungen an Gedichte nicht entsprächen, witterte ein Neunmalkluger der Frankfurter Zeitung weniger griechische als „ungesunde bacchisch-asiatische Lustgefühle". Andre hatten die Empfindung zugleich ergriffen und gefoppt zu sein, denn es fehlte der versunkenen absentierlichen Poesie dieser ewigen Epheben

„die Extension des All". Sie bildeten jeder eine Insel, „sind nicht dort wo man ihren Körper glaubt, seltne späte Menschen, frühreif und doch nicht überreif, fertig und voll entwickelt und dennoch ohne Weiterentwicklung — — harmonieren sie in sich" wie Perlen in der Muschel. „Im Priester- oder Königsgewande, langweilig-gelangweilt, traurig müde lächelnd, eine Pfauenfeder in den mit opalenen Ringen geschmückten Dandyhänden so wandeln diese Samt -und Seidendichter feierlich, hieratischen Schrittes durch unsere munter aufblühende Lyrik. (sic). — — Im Zeitalter der mächtig arbeitenden Gesellschaft- und Naturwissenschaft haben sich diese von allen Kenntnissen reinen Ästheten in eine seidene Traumwelt geflüchtet — — Ihre Gedichte sind kalte ganz unbeseelte Puppen künstlich drapiert mit einem schillernden, schimmernden weichen Mantel von Worten. Es sind Gedichte, die keine Kraft, keinen Kampf, keine Liebe, keinen Groll sondern nur etwas unsäglich Schmeichelndes Streichelndes haben — seidene Gedichte".

Daß diese aristokratischen Feinschmecker, diese sich ausschließenden Wenigen, diese frenetischen Übermenschen und resignierten Impotenten ebenso unverständlich waren wie George selbst verstand sich, aber mit den öffentlichen Ausgaben, wußte die Frankfurter (Ende 1903) zu berichten, hatte sich der Sinn ihrer Abschließung enthüllt: „Die Gruppe hat ihr aristokratisches Prinzip aufgegeben — — es hat seine Reklame erfüllt. Aber diese Konzession an die demokratische Wirkung kommt verspätet. Nun ist die Einwirkung der Formpflege nicht mehr vonnöten. Die Lyrik ist von selbst — Entwicklung von unten! — über die Verwilderung, wenn sie je schlimm war, hinausgekommen — — Nun dürfen wir sogar über zu viel Form klagen und das heißt immer Leere bedauern".

Das ist die Sicht „von unten" und man möchte glauben, daß damit die Niedrigkeit ihre tiefste Stufe erreicht hätte. Aber es blieb u n t e r diesen wenn auch hämischen so doch wenigstens ernst gemeinten Äußerungen der Kritik noch die leichteste und verantwortungsloseste Form der Verunglimpfung: die bequeme und salzlose Parodie. In den drei deutschen Zentren des boshaften Witzes in Zürich, Köln und Berlin trat auch sie gegen die neue Dichtung auf den Plan. Die „Zürcher Discussionen" brachten den Gesang dreier Münchener Schwanenjungfrauen mit Lilienstengeln in den Haaren auf „Stefan-den-Georgen", die Kölnische Zeitung verglich die Wirkung der Gedichte Georges der des Bung-Bung, eines Instrumentes wilder Medizinmänner, mit dessen monotonem Betäubungslaut diese den Zuhörer einlullen und heilen. Bei George aber sei die weiche schläfrige Stimmung Zweck nicht Mittel zur Heilung: „der müde dämmrige Zustand ist Wille und Endzweck dieser ganzen Kunst —" heißt es da und in heller

Wut fährt der Vernichter fort: „Ob junge Hysteriker sich an Absinth berauschen oder Georgischen Offenbarungen war gleichgültig, solange die Gemeinde unter sich ihre impotenten Orgien feierte. Aber jetzt verzichten sie auf ihre Abgeschlossenheit, und ihre frechen Stimmen, die für Ideen und Werke ernster Arbeit nur höhnische Worte haben, sind nachgerade recht laut geworden und da ist es denn doch an der Zeit, ihnen ein wenig Bescheidenheit beizubringen."

In Berlin versah der Altphilologe Ulrich von Wilamowitz-Möllendorff das parodistische Amt, ein Mann an dem der traurige Ruhm haften bleibt, daß er jeden deutschen Genius, den seine Zeit gebar, Wagner, Nietzsche, George angemistet hat. Da der Herr Professor seine Parodien nur in privaten Zirkeln verbreitete, könnten wir uns mit der privaten Bemerkung Dernburgs begnügen, der den Unwilien seiner Gäste bei der Verlesung einer solchen Parodie mit den Worten beschwichtigte: „Aber meine Herren, wenn Wilamowitz sich erlaubt hat, den Sophokles zu parodieren, warum soll er nicht auch George parodieren dürfen!" Doch wir gehen in Berücksichtigung der Schüler- und Verwandtschaftsgrade wohl nicht fehl, wenn wir den Aufsatz von Babette O. in der Frankfurter Zeitung (18. 5. 01) für den authentischen Ausdruck der Meinungen des Wilamowitz-Kreises halten. Sie stützte sich auf Berliner Nachrichten von einer „Rezitation Georges vor der Gemeinde" und glaubte feststellen zu können, daß „das Geheimnisvolle und die höchsten Prätensionen der Vornehmheit, in deren Abglanz sich jeder der Versammelten selbst leuchten fühlt, wohl die größten Reizmittel sind, durch die Stefan George die meisten seiner Jünger gewinnt und so stark an sich kettet", und sieht die wirksamste wenn auch unabsichtliche Art des Proselytenmachens in dem tiefsten Schweigen über alle Eindrücke vor Verständnislosen. Daß „der Kreis" das Verderben Georges ist, scheint auch ihr wahrscheinlich und sie wünscht ihm, es möchte einmal die Stimme der Ungläubigen an sein Ohr dringen, nämlich solcher die seine Gedichte nicht verstehen, ob sie sie von vorn nach hinten oder von hinten nach vorn lesen. Gewiß verdient nach ihrer Meinung ein Dichter Beachtung, der Widerwille gegen das Abstoßende der buntscheckigen Wahrheits- und Häßlichkeitsideale zeigt, aber leider sind ihr die neuen Ideale merkwürdige Phantasiegebilde von weichlich ekstatischer Schönheit, erfüllt von Seelenpathos und gewollter Innerlichkeit, Stimmungsgeräusche, in denen unendlich eitle Manieriertheit mit Schönheit verwechselt wird. Sie bedauert, daß hier ein gutes Talent aus mangelnder Selbsterkenntnis nicht zur Entfaltung kommt und daß der kindlich welterfahrene Greis von 27 Jahren, der sogar Professorenfrauen über die Schwermut der Vollendung belehren wolle, nur die vom Wohlergehen Übersättigten an

dieses Weltschmerzgigerltum fesseln könnte. Vor allem aber sie versteht die Gedichte gar nicht: in den meisten steht dasselbe, sie sehen sich ununterscheidbar ähnlich: „Alle Erinnerungen an Satzbau lassen uns dabei sofort im Stich — keine Hauptwörter, keine Kommas: ‚Kommas sind für Kommis' soll der Dichter sagen —, imposante Kolonnen einzelner Adjektiva, ganze Wortkombinationen von tiefster Düsterkeit, hier und da ahnen wir, wie verschleiert von grünlichen Nebeln, Teile eines Bildes — Teile, denn wie käme ein Ganzes trotz aller malerischen Absicht bei dieser Häufung und Verworrenheit überhaupt zustande?!" Arme Babette O.! Doch genug davon! Das Lachen der Jugend wird uns die Mühe lohnen all diese Dummheiten gelesen zu haben, die so noch ein Jahrzehnt und länger die gleichen Themen weiter spielten, bis sie vor der Gewalt der Tatsachen — so sagt man doch? — langsam verstummten. Was an diesem Anfangstone verwunderlich bleibt, ist die auffallende Heftigkeit des Hohnes und Hasses als Antwort auf die Veröffentlichung von vier kleinen Gedichtbüchern und einigen Prosestücken in einem Deutschland, das jährlich tausende von Büchern und Gedichten auf den Markt warf. Spürten die Aufgeregten doch schon den „Aufruhr in diesen zarten Seiten"? Fürchteten sie, wie einem klugen Sachsen schon 1899 schwante, daß beim Durchdringen dieser neuen Dichtung „ein großer und nicht der unbedeutendste Teil aller Lyrik beseitigt werden würde"? Fühlten sie, daß hier eine andere Art Verbundenheit aufwuchs, die das Kunstrichtertum überflüssig machte, da „der Kreis" auch des Publikums enthebt? Spürten sie, daß das Urteil in ihm nicht mehr aus ihrer Sphäre genommen wurde, daß durch den Kreis selbst die berühmte Art des Totschweigens unmöglich gemacht war? Oder gar, daß hier die Jugend durch strengste Zurückhaltung vor allzu früher Verführung und Vorführung in der Öffentlichkeit bewahrt und also auch nicht mehr „entdeckt" werden konnte? Wie dem auch sei, in einem hatten sie, von Theodor Wolf bis Ulrich Wilamowitz, recht: in der Vorstellung, daß es sich bei diesem Dichter und Dichterkreis um etwas von ihrer Welt gänzlich Verschiedenes handle. Mochte diese Vorstellung aus dem Haß oder Hohn, aus der Bosheit oder Gemeinheit kommen, sie drückte die wahre Meinung ihrer Urheber aus, daß ihnen hier ein Fremdes Unbegreifliches entgegentrete, das mit allen Mitteln zu bekämpfen sei. Sie mußten damit selbst den Gegensatz der neuen Dichtung zur Umwelt aufrecht halten, dafür sorgen, daß der Kreis der Blätter für die Kunst nicht in die Schubfächer der Schlagworte oder des Auch-nicht-anders-seins eingeordnet wurde. Da sie aus der Stärke des Gegensatzes auf diese bequemen Abwehrmittel verzichten mußten, hat bis heute ein inneres Gefühl auch die Widerwilligsten

gezwungen von Stefan George und seinem Kreis in anderer Tonart zu reden als von anderen Dingen. Gerade an den sinnlos heftigen und gereizten Angriffen, die in keinem Verhältnis zur behaupteten mangelnden Bedeutung des Gegenstandes standen, offenbarte sich in Wahrheit die Ahnung von der fremden Macht, von der noch undurchdringlichen Gefährlichkeit der jungen Dichtung für eine gewisse bürgerliche Lebenshaltung und Geistesverfassung, einer Bedrohung, aus der die Gedichte und Merksprüche der Blätter bis dahin keinen Hehl gemacht hatten und von der sie bald noch deutlicher reden sollten.

Wenn wir nun zum Schluß die Wirkung der öffentlichen Ausgaben in dem von uns betrachteten Jahrfünft noch durch die wenigen Stimmen der Presse vervollständigen, welche sich verstehend äußerten, so ergibt sich die seltsame Tatsache, daß diese alle am äußersten Umkreis in den Grenzländern des deutschen Sprachbereiches laut wurden, wo offenbar das ruhige Urteil nicht durch die Literaten- und Reporterzunft der Großstädte getrübt wurde: in Steiermark, Schlesien, Posen, Schleswig-Holstein und dann, schon in den weiteren Umkreis des Auslandes übergehend, in Holland, Belgien, England, Frankreich, Italien und Griechenland, wo noch vereinzelt aber schon außerhalb des früher geschilderten Gefährtenkreises die große Bedeutung Georges gewürdigt und weitere „Meisterwerke" von ihm erhofft wurden. Der Führer und Dichter der großflamischen Bewegung Pol de Mont hob in mehreren Besprechungen der „Vlaamische School" auch gerade die Besonderheit der einzelnen Blätterdichter und ihre wachsende Bedeutung gegen die jetzt noch gerühmten Namen des Naturalismus hervor und wies als einer der ersten auch auf die vollkommene, seit Goethe stilsicherste Prose Georges hin. Nur in Frankreich meldeten sich neben den wohlwollenden zum ersten Male gegnerische Stimmen, die bezeichnend genug derselben Literatenschicht wie in Deutschland angehörten und auf denselben Ton gestimmt waren. Von besonderer Bedeutung für unsere Darstellung sind vor allem die wiederholten Ausführungen des Grazers H. Ubell, der uns das Bild eines unmittelbar und plötzlich von der Lesung der Gedichte Ergriffenen in der südlichsten Grenzmark des Deutschtums bietet und die für manches Vorhergesagte erläuternde Anmerkung machte „daß bis jetzt nur wenige Zeitungen mit einem sehr hochstehenden geistigen Niveau ihres Publikums es wagen durften, diesen Dichter für Dichter ihren Lesern vorzustellen ... für ihn wird im stillen von Freund zu Freund gewirkt und geworben: eine Art der Wirksamkeit, die einen großen endlichen Sieg dieses Dichters vorausahnen läßt." (Die Propyläen, März 1904.)

2. KAPITEL: DAS HERSAGEN VON GEDICHTEN

ALS George im Frühjahr 1890 Karl August Klein, mit dem er schon manche Gedichte gelesen hatte, die ersten HYMNEN vortrug, überraschte und bezauberte den Freund eine neue Art des Hersagens aus dem Munde Georges, die wie er bald erkannte dem inneren Sprachgesetz dieser Gedichte entsprang. Seitdem sind alle, die George Gedichte hersagen oder vorlesen hörten, von dem gleichen tiefen Eindruck getroffen worden und auch für die mit den Gedichten Vertrauten hob oft von solchem Augenblick ein neues Wissen an um die Größe und Schönheit einer Welt die dieser Ton verkündete. Die Dichter wie die bildenden Künstler haben dieses Hören als besonderes Glück empfunden, als einen unmittelbaren überzeugenden Aufschluß über das Wesen des Dichters selbst, und wer das erste Hersagen eines neuen Gedichtes erlebte, weiß von der eindringenden Wucht der Rhythmen, vor allem aber von dem unvergleichlichen Wohllaut zu erzählen, der so kaum wiederkehrte: als ob das Erstgeborene des Gedichtes, die geheime Melodie noch einmal über Maßbewegung und Bedeutung mit besonderem Zauber schwebe.

„Man kann die Art seines Lesens" berichtet eine der Binger Jugendfreundinnen „nur mit der Besonderheit seines Schreibens vergleichen. Ein Lesen mit einer hellen nicht lauten aber sehr eindrucksvollen Stimme, am Schluß niemals diese Stimme senkend sondern ein Weiterklingen Höherstreben ins Unbestimmte hinaus, in andere Regionen".

Die öffentlichen Stimmen, welche unmittelbar nach seinen Vorlesungen in Berlin berichteten, haben wir schon erwähnt. Hier betonten auch die Fremden, daß sie von dieser leisen gleichmäßigen Stimme mit feiner zurückhaltender Betonung in einen unentrinnbaren Bann gezogen wurden, daß in ihr die Persönlichkeit an sich ihr Kunstwerk nochmals wiederhole, als sei sie nicht nur Schöpfer sondern auch Geschöpf der eigenen Gedichte. Diese im Hersagen erscheinende Einheit von Gestalt und Werk des Dichters sprach auch aus dem Bericht eines Unbekannten über die Vorlesung in der Gesellschaft „Letteren en Kunst" zu Boschoord, die George am 25. Mai 1901 gehalten hat. „Wer bei dem Worte Dichter" schrieb jener in der Zeitung Het Vaterland drei Tage später darüber „an einen geistvollen Sohn Apollos denkt mit glänzenden Augen und helleuchtender Stirn oder an einen still-melancholischen Jüngling mit Traumaugen und einer Byronlocke über der hohen weißen Stirn und diese Vorstellung gern bewahren will, der darf nicht horchen auf Stefan George.

Wie er da saß, immer die Augenlider wie schwere Decken nieder, das knochige ganz rasierte Gesicht mit dem stark entwickelten Unterkiefer,

energisch vorstehendem Kinn, eingefallenen Wangen, scharfer Nase und vierkantiger Stirn unter einer schweren Kappe von dunkelbraunem, auf- und hinterwärts glattgekämmtem Haar: ließ er an einen Bußprediger oder strengen Asketen denken. Und schwer wie Litaneien kamen die Verse mit eintöniger Psalmodierung aus diesem seltsam-strengen Mund, dann und wann etwas stärker durch die nur wenig voneinander weichenden Zahnreihen gepreßt und oft wie mit einem Grabklang langsam hertönend zwischen den dünnen Lippen. — — Das energische in sich selbst schauende Asketengesicht spricht von Verdichten der Kraft, von Kampf gegen die Leidenschaft, von einem innerlichen Leben in höchster Potenz. Nur mit furchtbarem Ernst muß dieses Leben für die Kunst ihn erfaßt haben, daß selbst wenn seine Verse von Freuden sprechen, seine Augen keinen Augenblick m e h r aufleben und kein Ton von Heiterkeit die düstre Weise des Vortrags erhellt. Allen, welche die Kunst als Spielerei oder als Modesache liebhaben, muß dieser Dichter wohl als ein Bußgesandter, als ein lebendes ‚Bekehrt Euch' erschienen sein".

Hier wurde in der Tat ein Schlüssel zwar nicht für die Art und Weise des Hersagens aber für den tiefen Ernst der Georgeschen Haltung in allen dichterischen Dingen genannt. Er stand in einer bürgerlichen Welt, deren unvorstellbare Verständnislosigkeit für Dichtung wir eben geschildert haben. Das Bequemste und Alltäglichste, Platteste und Gemeinste wenn nicht gar das Süßliche und Kitschige aus einer verlogenen und verbogenen Gefühlssphäre galt ihr in irgendeine gereimte oder reimlose Ordnung oder Unordnung gebracht oder noch lieber in schlechten Gesprächs- und Satzformen des Schauspiels und Romans genossen als Dichtung. Das Wissen um Dichtung als ein Werk der Kunst drohte damals verloren zu gehen, das Gefühl für ihre hohe Bedeutung, die sie zu allen Zeiten und bei allen Völkern gehabt hat, war fast erloschen.

Die Kunst, sagt Goethe, ist eine Vermittlerin des Unaussprechlichen. Dichtung, sagt Shelley, ist dem Ursprung des Menschen mitgebürtig: Sie pflückt eine Art Verdoppelung vom Baume des Alls, indem sie die Ursachen aller Erschütterungen, die wir von dort empfangen, im Spiegel der Sprache zurückwirft und so durch Zeichen und Sinnbilder die vorher unbegriffenen Beziehungen von Kräften und Dingen bezeichnet, sichtbar macht und ihre Begreifung dauernd bewahrt. Sie gibt das wirkliche Bild des Lebens ausgedrückt in einer ewigen Wahrheit, sie ist „etwas Göttliches, zugleich Mitte und Umfang des Wissens: sie ist das was alles Wissen umfaßt und das worauf alles Wissen bezogen werden muß. Sie ist zu gleicher Zeit Wurzel und Blüte aller anderen Gedankenbauten: sie ist das woraus alle entspringen und was alle schmückt, und sie ist das, was beim Verder-

ben Frucht und Samen verweigert und der unfruchtbaren Welt die Ernährung und die Nachfolge der Sprößlinge vom Baume des Lebens vorenthält".

Wenn nicht immer neue Dichtung entsteht, jene Bilder nicht immer neu aus dem Urgrund zurückgeworfen werden, so erstarren die Gedanken, vertrocknen die Begriffe und werden die Worte welk, die aus den lebendigen Zeichen in allen Ableitungen geschaffen wurden, und die Sprache wird tot für alle höheren Formen menschlichen Umgangs. Die heiligen Glieder der Kette, welche von den ewigen Mächten über die großen Geister zu den Geistern und Herzen der empfänglichen Menschen hinabreicht, sind alsdann zerrissen und die Lichtkraft, welche vom unsichtbaren Quell bis in alle Leben ausgesandt wird, verweigert den Samen der Erneuerung. Die blühende Dichtung aber webt unaufhörlich die heiligen Glieder vom Thron des All-Lebens der ewig kreist, bis zum Herzen der endlichen Menschen, wo er stetig errichtet werden muß, und ihre Sprache ist der Vorgang dieser Verbindung selbst, die Darstellung des Ewigen im Endlichen durch die dem All wie dem Menschen eingeborenen Mächte von Klang, Maß und Sinn.

Denn Klang Maß und Sinn sind zwar menschlich-sprachliche, aber zugleich übersprachliche Mächte: es gibt auch Klang außer der Sprache vom Schrei bis zum Donner, es gibt auch Maß außer der Sprache vom Schritt und Pulsschlag bis zum Kreisen der Gestirne, es gibt auch Sinn außer der Sprache vom Augenblinzeln bis zum Blitz und Aufgang des Lichtes. Es sind die Zeichen und Gesetze der göttlichen Mächte der Welt, die in der Sprache das höchste umfassendste menschliche Mittel haben und als Dichtung in einer sonst für uns unerfaßlichen Einheit alles Wirklichen sichtbar werden. Die Unendlichen fügen sich hier in einen endlichen Ring und sprechen in der begrenzten Ordnung — die wir die schöne nennen — zum endlichen Wesen des Menschen. Sie bannen sich in einen festen Raum: den Gesang, den Auftritt, das Gedicht, die Strofe, und binden sich an ein einförmiges immer wiederholtes Durchschreiten dieses Raumes im Fuß, im Schnitt, im Vers, sie knüpfen sich weiter an ein gleichmäßig wiederkehrendes Echo der Töne, Gleichklang oder Einklang im Anlaut, im Reim oder an ein verhüllteres aber nicht minder gesetzliches Spiel der Entsprechung von Lauten im gemessenen Raum, sie unterwerfen sich endlich den menschlichen Bildern des Seins und Geschehens, Wollens und Denkens und erscheinen unter Sinnbildern in Satz und Satzglied als der dritten Stufe der Ordnung, ohne welche die Dichtung in Stoß und Stampfen, Schrei und Stammeln zerfiele.

In dieser dreiteiligen Ordnung des dichterischen Gebildes bindet der Klang die Laute vom Buchstaben bis zur Lautgruppe, das Maß die Silben

und Worte, der Sinn die Satzglieder, Sätze und Satzgefüge. Ihre Einheit im größeren oder kleineren Raum — die Klanglinien, Schrittmaße und Sinnbilder vereinend — ist der Rhythmus, die fließende Wellenbewegung der Form, die Gestalt oder der Ton des Gedichtes. Je vollkommener diese Einheit ist um so vollkommener ist das Gedicht: je mehr die unendlichen Mächte im Ebenmaß, im schönen Verhältnis aller Teile in ihr gebunden sind, um so sichtbarer, herrlicher, wirkender ist ihre sinnliche Entfaltung im endlichen Gebilde. Das Gedicht auf dieser Stufe der Gestaltung ist Stimme der Erfüllung, Offenbarung des Göttlichen in uns und außer uns, es rückt uns aus einer Welt des Unendlichen, Übermächtigen, Unbegreiflichen, ja Ungeordneten in eine Welt der schönen, maßvollen und sinnvollen Ordnung, wo Freude und Trauer des Alls göttlich und menschlich zugleich sind.

Im vollkommenen dichterischen Gebild ist, wie wir sahen, vom Buchstaben bis zum Satz alles künstlerisch durchformt. Das Hersagen des Gedichtes besteht also in der Wiedergabe dieser künstlerischen Form, und entsprechend der Verschmelzung der drei Kraftbereiche zu einer Ordnung, einem Rhythmus oder Ton, muß auch die Hersage die Einheit der dreiteiligen Ordnung wiedergeben. Der Dichter schafft diese lautliche verstandesmäßig nicht aufzulösende Klang- Maß- und Sinnverbindung von Worten in einer Gesamterschütterung seiner Kräfte und macht die menschlich-göttliche Einheit auf allen Stufen des sinnlich wandelbaren Lebens in ihr sichtbar. Der Dichter ist daher auch der Meister des dichterischen Sagens, seine Stimme drückt den gesamten Bau und Gehalt des Gedichtes am reinsten aus, ganz gleichgültig, welche Stimmittel ihm zur Verfügung stehen, und sein Ohr hat das beste Urteil über die Wiedergabe des Gedichtes durch andere Stimmen: er lehrt durch Vorbild und Winke das Hersagen der Gedichte. Die Verlautbarung des Gedichtes ist die Wiedererweckung der gleichen Erschütterung, aus der es geboren wurde: die Teilhabe am Weltgang des Dichters.

Da in einer Sprach- und Volksgemeinschaft alle am Worte teilhaben, so k ö n n e n auch alle an der Erschütterung durch die dichterischen Gebilde teilhaben, aber wie in allen menschlichen Bezirken wird die Teilhabe sich nach den geistigen Kräften stufen, die jedem mitgegeben sind — wie wir denn annehmen müssen, daß von den im Theater versammelten Athenern alle von den dunklen Worten eines Äschylus ergriffen wurden, auch die welche wenig ja kaum etwas davon begriffen. Die Größe der sinnlichen Erschütterbarkeit ist das unterscheidende Maß für die Stärke des geistigen Erfassens. Zu dieser Kräftestufung, die für alle Zeiten und Orte gilt, tritt noch eine Artungsstufung wie in der Antike zwischen Freien und Sklaven,

Griechen und Barbaren, im Mittelalter zwischen Adligen und Nichtadligen, Christen und Heiden, Stufen die auf gesellschaftlicher und geistiger Abschließung und Sonderung von Gemeinschaftsgruppen beruhen und nur den Trägern gleicher Artung eine volle Teilhabe an der Dichtung ihrer Gemeinschaft ermöglichen. In den neueren Jahrhunderten verlor sich allmählich das Merkmal der menschlichen Gesamtverpflichtung, das den früheren Rängen der Gesellschaft gemeinsam war, und schrumpfte zu einem einseitigen Bildungsunterschied, dem zwischen Gebildeten und Ungebildeten zusammen. Ja es ist das kennzeichnende Streben dieser Jahrhunderte bis heute geblieben, überhaupt alle Stufen und Sonderungen aufzulösen und innerhalb der Völker, ja womöglich der ganzen erdbewohnenden Menschheit zu einer Ausgleichung und Angleichung der Menschen zu kommen, die allen alles zugänglich macht, ein Verfahren, das bekanntlich im 19. und 20. Jahrhundert zur Vermischung, Ausbreitung und Verbreiterung aller geistigen Güter führte und eine Allgemeine Bildung schuf, die ihre Maße und Ansprüche an menschliche Artung und Haltung immer mehr von unten nehmen, immer tiefer herabsetzen mußte, um dem herrschenden Grundsatz gerecht werden zu können.

Dieser Einebnung aller Lebensgebiete, die zur Verödung des ganzen Erdendaseins, zur Auslöschung aller höheren menschlichen Eigenschaften führt und auch die Menge selbst zum Verlust der höheren geistigen Güter verdammt, die nur von Oberschichten geschaffen und getragen werden können . . dieser Verflachung der ganzen Bildung stellte George sich in der Dichtung entgegen und schuf in seinen Werken das Bild eines Menschtums von solchem Anspruch an Adel und Herrschaft, Schönheit und Stärke, daß es der Masse seiner Zeitgenossen den Atem des Verständnisses verschlug und sie ihn am liebsten schon am Beginn seiner öffentlichen Bahn durch Hohn und Verlächerlichung vernichtet hätten. Aber an diesem Punkt zeigte sich, daß der Dichter auch der Meister war, der im künstlerischen Raum schon die neue Sonderung vollzogen hatte. Indem er sich selbst den Zeitbedingtheiten entrückte, hatte er zugleich eine Schar von Gefährten um sich gesammelt, einen Kreis von Gleichen erzogen und gewappnet, die ihm folgten und sich auf dem scheinbar kleinen, in Wahrheit wichtigsten Gebiete der dichterischen Erneuerung einer unterscheidenden Artung von der Umwelt bewußt wurden. So lange sie diese in Georges Geiste zu behaupten und weiterzubilden die Kraft hatten, waren sie für alle Anwürfe unangreifbar, die ihnen ja noch wüster und gemeiner als ihrem Führer zuteil wurden. Der Dichter hatte ihre künstlerischen Kräfte in eine neue Bahn gelenkt, der Meister hatte sie auch gelehrt, die Gebilde der Dichtung in einer neuen Weise zu singen und zu sagen und so die ur-

sprüngliche Erschütterung in ununterbrochener lebendiger Weiterwirkung zu hegen und fortzupflanzen.

Um die Wichtigkeit dieses meisterlichen Tuns und die Möglichkeit der Bildung einer neuen Übung und Überlieferung des dichterischen Sagens ganz zu begreifen, müssen wir noch einen kurzen Blick auf die geschichtliche Entwicklung des Hersagens werfen. Über die Verlautbarung der hohen in der Einheit von Wort Ton und Tanz dargestellten Dichtung der Antike besteht kein Zweifel. Es ist sogar mehr als wahrscheinlich, daß alle Schriften von Wert vom antiken Menschen laut gelesen wurden, ja selbst das Schreiben unter lautem Hersagen geschah. Wenn die Nachrichten darüber spät sind, so ist es kein Zufall, daß die weitaus meisten Stellen darüber dem 4. Jahrhundert nach Christus entstammen, jener Zeit, in der sich zwei geistige Welten begegneten und daher Dinge geäußert wurden, die sonst in glücklicher Gewohnheit zwar getan, aber nicht besprochen wurden. Was wir aus allem entnehmen können, ist ein tiefer Gegensatz zwischen der sinnlich-leibhaften Welt der Antike und der innerlich-seelenhaften des Christentums auf diesem Gebiete.

Die katholische Kirche hielt im Gottesdienst die herbe männlich-unmusikalische römische Form des Hersagens, die schon durch das Vorlesen der Psalmen, Episteln und Evangelien gegeben war, aufrecht und führte gerade im vierten Jahrhundert die eben zu ihrer höchsten Blüte gelangte griechische Singweise der orientalischen Kirche ein, aus beiden das wunderbare — auch noch in der „stillen" Messe — gesprochene Wort der Liturgie und den herrlichen Bau des Gregorianischen Gesanges gestaltend. Die Verbindung von Wort, Ton und Handlung war für den göttlichen Bezirk wiedergewonnen, aber freilich tief verwandelt. Das Wort hatte seine beherrschende Stellung, die es von Homer bis zu Platon und noch Jahrhunderte darüber besaß, aufgegeben. Es war nicht mehr der bestimmende Leib, die bildhafte Gestaltung des Lichtes, sondern spiegelnder Träger eines unendlichen ungestaltigen oberen Lichtstroms, Hauch des Heiligen Geistes, mystischer Laut des mystischen Leibes Christi. Der Ton erklang im Gregorianischen Gesang — und auch im engeren Sprechton der Liturgie — nicht wie in der Antike m i t dem Worte, sondern ü b e r dem Worte und der Wortsinn bekam einen vom Gesang getrennten geistigen Stand. Aber was die Kirche so erhielt, waren die noch am meisten ergreifenden Klangzeichen der antiken Seelen, war noch das seelenhafte Spiegelbild der einstigen dichteren Verbindung, und es gehört zu den Wundern der geistigen Überlieferung, daß diese liturgischen Sageformen — heiliges Erbe bewahrend —, weiter dauerten, als in den neueren Jahrhunderten sich Ton und Wort allmählich immer weiter voneinander trennten, bis endlich in der

Moderne der Ton g e g e n das Wort erklang, Musik und Gesang außerja gegendichterische Kräfte geworden waren.

Die Dichtung war Jahrhunderte hindurch allmählich ihres öffentlichen Ausdrucks beraubt worden, ja das Bedürfnis nach dem gesprochenen Wort als der Erscheinung eines dichterischen Gebildes war im 19. Jahrhundert so erstorben, daß dem Laien nichts fremder und enttäuschender war, als einen wirklichen Dichter Verse vortragen zu hören, und umgekehrt war alles was der Laie Vortrag nannte, den Dichtern ein Greuel. Die drei Urelemente des Rhythmus, Klang Maß und Sinn, waren auseinandergetreten und hatten jedes in der Vereinzelung ihre besondere Vortragsweise gefunden: der Klang im Musikrausch, das Maß in der von wissenschaftlichen Poetiken und Schulbüchern gelehrten skandierenden Humanisten-Metrik, der Sinn in dem von Schauspielern geübten und im Naturalismus völlig verwahrlosten Bedeutungsvortrag. Die Übung eines einheitlichen Hersagens wurde erst wieder möglich, als im Georgischen Gedicht jene Urkräfte eine neue Bindung gewonnen hatten, ihr Gesamtrhythmus eindeutig bestimmt und im Lautgebilde unmittelbar zu finden war. Die strenge Gesetzlichkeit der Form bei George, wie sie bisher mit solcher Folgerichtigkeit nur in der Musik durchgeführt worden war, gelangte zu einer solchen Klang- Maß- und Sinneinheit, daß wie Simmel es einmal für die Bedeutungssphäre der Worte aufwies, alle Nebenbedeutungen eines Wortes, die nicht zur Gesamtlage des Gedichtes gehörten und also die Tonreinheit stören könnten, durch die den Ort des Wortes bestimmenden Klang- und Maßverhältnisse im Gedicht für unser Ohr ausgeschaltet werden. Das gleiche ließe sich auch für die Klänge, die Zeiten und die Stärke der Ikten nachweisen, wenn nicht das Beispiel der „Zwymänner" schon die Gefahr enthüllt hätte, daß durch eine solche zerlegende Erkenntnis das lebendige Gebilde aufgelöst aber für die Schönheit der Wiedergabe eines Gedichtes nicht das geringste gewonnen wird. Das Gedicht i s t der gestaltete Rhythmus oder Ton und zwar hat die Gesamtdichtung Georges, wie wir früher zeigten, einen getragenen Grundton, einen langausgehaltenen Dauerton, der in jedem einzelnen Gedicht als besonderer Ton aufklingt. Ihn aus der Einheit des Gedichtes mitschwingend zu erfassen und lautwerden zu lassen, ist die Aufgabe des Hersagens. Die strenge Gesetzlichkeit des Baues verbürgt, daß er immer wieder erzeugbar ist, aber er ist weder durch ein fixiertes Notengesetz noch andre Zeichen festlegbar, sondern nur durch die gleiche Erschütterung der im Lautgebilde gebannten Kräfte vernehmbar und darstellbar. Wie er unserer lebendigen Sprache entsprang, so beruht sein Lautwerden auch nur in der lebendigen Schwingung unserer Sprachkräfte in Klang Maß und Sinn.

Für die griechische Sprache, welche keine ausdrückliche Betonung der Wurzelsilben kannte, sondern ihre Wucht im Gleiten und Schweben der Worte, im Zusammenhang eines gegliederten An- und Abschwellens fand, mögen wir die unwiederherstellbare Einheit ihres Rhythmus in der höchsten Gestaltung ihrer Wiedergabe etwa so deuten: zwei ruhige Formen, die Regelung der welligen Maßbewegung durch feste Zeiten — Längen und Kürzen —, und die Regelung der Klangbewegung durch die in geringer Entfernung um einen Mittelklang gelagerten Töne, standen in Spannung zu der dritten bewegteren Sinnform, die sich im Auf und Nieder, in einem erregteren Höhen- und Tiefenunterschied der ursprünglichen Sprachmelodie ausdrückte. Das Wunder der gegenseitigen Verhältnisse dieser Formen im einheitlichen Raum vermögen wir zwar nicht wieder herzustellen aber doch zu ahnen am Wunder des neuen Hersagens, um das wir gern das Opfer des vereinzelten Musikrausches, des skandierenden Marschtrittes und des schauspielerischen Rollens zwischen Flüstern und Donnern, Schleppen und Übereilen, Wimmern und Zürnen gebracht haben. U n s e r e Sprache muß die Formkräfte im dreidimensionalen Sprechraum des dichterischen Lautgebildes notwendig anders lagern als die griechische oder römische oder eine von diesen abgeleitete. Statt eines melodischen Gleitens und Schwebens kennzeichnet sie gerade die leidenschaftliche durch heftigen Stoß (Iktus) auf die einzelnen Wurzelsilben hervorgetriebene Sinnäußerung. Die Maßform ordnet daher die Bewegung dieser Stöße durch feste Stärken: durch einen gesetzmäßigen Wechsel von Hebungen und Senkungen der Stimmgewalt. Die Klangform setzt dieser Stoßbewegung eine Gegenbewegung entgegen: nicht eine Eintönigkeit sondern eine Ausgeglichenheit von Klanghöhen und Tiefen innerhalb der Silben jeder Zeile und zwischen den einzelnen Zeilen selbst. Diese Höhen- und Tiefenunterschiede machen im musikalischen Sinne nur selten ganze, meist nur halbe und Viertelstöne aus. Sie heben sich nicht wie Falschunterrichtete behauptet haben, sondern senken sich zur letzten Zeile der Strofe hin und der Abschluß der Strofe klingt schwebend in gleicher Höhe aus. Die Sinnform tritt nun zur Gesetzmäßigkeit der Hebungen und Senkungen und zur Ausgeglichenheit der Tonhöhen und Tiefen durch das neue Element der Zeit in eine dritte Spannung, indem sie die Stimme zum längeren oder kürzeren Verweilen auf den für die Bedeutung wichtigeren oder unwichtigeren Satzgliedern zwingt und so auch das letzte Sprachelement des Gedichtes in den Rhythmus des künstlerischen Hersagens einfügt.

In ihrem Ursprung freilich hat diese erst von George vollendete Einheit des Hersagens nichts mit der gedanklichen Gliederung zu tun, durch die wir sie hier zu fassen versuchten. Das neue Hersagen Georges wurde im

eigentlichen Wortsinne willkürlos mit seiner Dichtung geboren. Es teilt die Gesetzmäßigkeit und Getragenheit des dichterischen Vortrages mit dem musischen der Antike, aber es ist seinem Wesen, dem gegenseitigen Verhältnis seiner Formelemente nach eine neue Weise des ewigen Strebens nach gehobenem Ausdruck des sakralen Wortes: die deutsche Weise, die auch mit den gleichzeitigen Romanischen nichts zu tun hat. Das italienische und französische — und ähnlich auch das englische — Hersagen war von den großen Theatern bedingt, besser gepflegt und mehr von erhaltener Überlieferung getragen als das gänzlich verwilderte deutsche der Zeit, aber im Wesen nicht von ihm unterschieden: auf das Pathos des Schauspielers nicht des Dichters gegründet. Die jüngeren französischen Dichter beanstandeten den Vortrag auch der Comédie und lasen dichterisch wie alle Dichter von Rang. Mallarmé legte den Wert auf das Geheimnisvolle („le mystérieux") in seinem mehr verschwebenden als gehaltenen Vortrag.

Was das Hersagen Georges von den andern unterscheidet ist die Umschließung a l l e r Spannkräfte der Dichtersprache. Ebendarum wurde es zu einem einzigen Werkzeug des Meisters, weil es dem leichten Genuß ebensowenig zugänglich ist, wie dem kritischen Spürsinn. Denn ein Teilhaftes läßt sich durch Aufzählung einfangen, eine Einzelheit oder mehrere lassen sich begrifflich erfassen, aber ein lebendiges Ganzes erschließt sich nur dem, der sein ganzes Selbst dem Einstrom des Schönen öffnet, der sich der gleichen Erschütterung unterwirft wie der Schöpfer des schönen Maßgebildes, und nur der völlig Hingegebene kann so vom Gesamtton vom Rhythmus des Gedichtes durchdrungen werden, daß er die ganze gesetzliche Einheit der lebendigen Ordnung wiedertönt. Auch ein Wissen um alle Teilformen, wie wir sie oben zu umgreifen versuchten, hilft keinen Schritt zum Hersagen eines Gedichtes, sowenig wie wir aus allen Theorien des Hellenismus das griechische wieder herstellen können. Nur das lebendige Überliefern von Mund zu Mund, nur das Vorbild des Gleichgearteten gibt dem Gleichgearteten den Schlüssel weiter. Da es die Erschütterung des ganzen Menschen voraussetzt, wurde das Hersagen für George eines der untrüglichen Zeichen für die Artung des Menschen, ein Mittel des Urteils vor dem kein Verstellen hilft und jeder Täuschungsversuch versagt: alles verrät sich an ihm, man muß hersagen wie man ist — auch über die eigne Selbsterkenntnis hinaus — und kann es so wenig verschönern wie man den Blick seiner Augen willkürlich schöner machen kann. Es gibt Widerstrebende aus innerem Eigenwillen, die noch fähig sind, das Hersagen nach der Einschmelzung ihres Eigenwillens zu lernen, es gibt aber Naturen, die unfähig sind, es zu wollen und zu können. Es ist schwer hier

Unterscheidendes zu sagen. Die guten Hersager kennzeichnet ein Doppeltes: eine innere Haltung von fester Art als Grundzug und eine zarte Regsamkeit und Schwingungsfähigkeit der gebändigten Kräfte. Bei den schlechten Hersagern hat eine dieser Seiten eine übertriebene Ausbildung oder fehlt auch völlig, sie sind zu starr oder zu weich, zu rational oder zu musikalisch. Wer den Musikrausch nicht opfern will, schaudert vor dem Hersagen, wer zu verstandesmäßig ist müht sich an ihm vergebens. — Auf die Auswirkung des Hersagens im späteren Lebenskreis Georges und die geschichtlichen Einsichten, welche sich daran knüpften, kommen wir noch zu sprechen.

3. KAPITEL: DER TEPPICH DES LEBENS

NACHDEM in der vierten Folge der Blätter für die Kunst im November 1897 die ersten Gedichte aus einer neuen „Nach der Ankunft des Engels" betitelten Reihe Georges veröffentlicht worden waren, vergingen wenig mehr als anderthalb Jahre bis zur Vollendung des ganzen Werkes, dem jene Gedichte angehörten: es war der TEPPICH DES LEBENS. In der Sommermitte des Jahres 1899 hatte George es schon bei Lechter vorgelesen und dem Künstler die Handschrift zur Gestaltung des gedruckten Buches überlassen. Die schöne Handschrift bestand aus einem rechteckigen Heft von grauem Büttenpapier, auf dessen Seiten je zwei Gedichte in Kolumnenform nebeneinander geordnet in schwarzer Schrift mit roten Anfangszeilen oder roten Überschriften standen. Lechter war von den Gedichten aufs tiefste ergriffen worden und setzte seine ganze Kraft daran, dem neuen Werk auch in der äußeren Buchform die Wucht und Pracht seines Gehaltes zu geben. Er behielt sowohl die Farben der Handschrift, Schwarz und Rot auf grauen starken Büttenblättern, wie auch die Anordnung der Gedichte in zwei Kolumnen auf jeder Seite bei. Doch ließ er die Strofe je mit einem Zierbuchstaben beginnen, die im allgemeinen von gleicher Größe, doch zuweilen im Maß wechseln oder ganz fortfallen, weil die Schreibung der Gedichte es erforderte, die Lechters zarte Hand stets bestehen ließ. Er vergrößerte aber das Format der Handschrift auf ein Viereck von 36 : 36 cm und füllte die dadurch entstehenden leeren Räume über und unter den Kolumnen durch breite und an den Seiten schmale Umrahmungen aus, die nach der Dreiteilung des Buches dreimal wechseln: zuerst ein Brunnen- und Kerzen-, dann ein Schlangen- und Baumranken-, und endlich ein Rosenblütenornament. Vor jeden Teil ist der Teiltitel in ein Vollbild gestellt: es sind „die Bilder des über Wolken thronenden En-

gels, der lebenergießenden Blumen und der Harfe in der Hand der letzten Leidenschaft". Den Schluß des Buches fängt eine in Rosen Sternen und Weihrauch schwebende Leier mit zersprungener Saite auf, den Beginn bildet mit zwei aufflammenden Leuchtern und der durch Stern und Wolke herabschießenden Taube des Geistes der Gesamttitel von kräftigen schönen Großbuchstaben in Schwarz und Rot. Dem starken moosgrünen Leineneinband ist der gleiche Titel noch einmal in abgetöntem Blau eingepreßt. Als Druckschrift war eine fette Antiqua gewählt und große Sorgfalt auf die Sattheit der Farben gelegt worden.

Das Buch machte auf die Zeitgenossen — mochten sie widersprechen oder zustimmen — einen außerordentlichen Eindruck und bis heute kann sich ihm kein neues deutsches Buch an Großheit und Geschlossenheit vergleichen. Denn nicht aus irgendeinem Zufälligen sondern aus einer tiefen Ergriffenheit durch das Werk und einer großen Verehrung seines Dichters war das Buch unter Lechters Händen gediehen und spiegelte in seinen Formen die erschütternden Gesichte wieder, welche die Gedichte des Freundes in ihm ausgelöst hatten. In Lechters Schmuck war die alte „Illustration" so gut wie die neue „Reklame" in der Buchausstattung überwunden, war aus geistiger Beglückung und menschlicher Dankbarkeit eine einmalige und so nicht wiederholbare aber fruchtbar weiterwirkende Grundart des heiligen Buches geschaffen worden, das jedem freundlichen wie feindlichen Blicke den hohen Anspruch und die Unantastbarkeit seines Inhaltes verkündet.

Es ist das Werk der männlichen Reife und heute noch so schwer betretbar und durchdringbar wie zur Zeit seines Erscheinens: das Werk der größten Zeitferne des Genius, der nicht vom Nächsten und für viele spricht, sondern „wie herab vom Äther" redet und das Buch selbst ein Siegel nennt, das sich den wenigen nur in seltner Stunde öffnet. Und dennoch scheint sein Inhalt sich auf das Allgemeinste zu beziehen, das allen eigen, allen zugänglich, ja vertraut erscheint: auf das Leben selbst. Das „Leben" war besonders seit Nietzsche das gebräuchlichste Schlagwort der Zeit geworden: der Stoff aller Dichtung, der Vorwurf aller Staats- und Gesellschaftskünste. Aber von dem also gemeinten Leben der Vordergründe, der Nachahmung, des Nutzens, des Genusses, der Regelung und Fürsorge findet sich bei George nichts, kaum eine Andeutung, daß es in seinen augenhaften Formen von Markt und Ufer, Spiel- und Kampfplatz als Bereicherung des künstlerischen Sinnes gewertet ist oder daß es in einer Gegensätzlichkeit als Welt der vielen überschaut und diese als fremd verwiesen ist, außer in den seltnen Fällen einer großen Schicksals- und Schmerzgemeinschaft mit der Menge. George sah in der Umwelt seiner

Zeit nur Splitter des großen Lebens, das alles Geschaffene durchströmt und in immer neuen Geburten sich selbst erfüllt.

Dieses Leben ist die unerfaßliche umfassendste Urmacht, die in raumzeitlichen Formen erscheint und deren Erscheinung zum Bewußtsein des menschlichen Geistes erhoben wird durch die Auflösung dieser Formen, durch den Tod, der jeder lebendigen Form schon mitgeboren ist. Er ist Grenze und Ende der Formen, aber indem er durch ihre Auflösung das Allgemeine Urmächtige sichtbar macht, aus dem sie herstammen, zugleich die Vollendung des Lebens, die nötige Angel seiner ewigen Wiederholbarkeit im irdischen Raum. Leben und Tod sind unserem Geist die ewigen Dioskuren, die ihm die Schwelle zwischen Geist und Dunkel setzen, grausam in ihrem unerbittlichen Wandel, schön in ihrem immerwährenden Auf- und Untergang. Solange der Wechsel besteht werden Geschöpfe und Gestalten gezeugt und geboren und die Schwermut des Einzelwesens beruht in der Unaufhebbarkeit der im Wechsel bedingten Gegensätze von All und Ich, Licht und Finsternis, Werden und Vergehen, Gott und Mensch, Einer und Viele und all jenen Widerstreiten in den Höhen und Tiefen. Aber das furchtbare Grauen des Geistes besteht nicht im Tod der Einzelleben sondern in der verhüllten Gefahr der Auflösung des tragisch-schönen Lebens, der Vernichtung dieses Wunderwerkes durch das Ungestaltige, das alle Spannungen Lösende, alle Stufen Ebnende, allen Wechsel ins Laue Glutlose Leblose Stürzende, das Nicht-mehr-Sein und Nicht-mehr-Wirken: die Welke der Welt.

Diese Welke ist der Feind des Lebens selbst: mit allem Zeugen, Wirken, Bauen und Gestalten wirft es sich ihm entgegen, und die schöpferische bildnerische Kraft des menschlichen Geistes ist nur die höchste zur Bewußtheit des notwendigen Kampfes gelangte Kraft des Lebens. Die schaffenden Geister, und unter ihnen zuerst die großen Dichter, sind die Führer des lebendigen Heeres und die Dichtung ist die feinste Waffe im heiligen Streite der Lebensgestaltung, des Sichtbarmachens der Formen, sie ist die größte Retterin gegen das halt- und bildlose Versinken, gegen die immer drohende Ungestalt. Denn in ihren Werken ist bei dichtester Fülle kein grenzenloser Raum, bei geschlossenen Grenzen doch stete Bewegung, bei leidenschaftlicher Bewegung kein überquellendes randloses Maß, bei strenggemessenen Verhältnissen keine tötende Starre und bei festem Gefüge doch ein fließendes Spiel zwischen Ganzem und Teilen. Die Dichtung stellt die höchste Notwendigkeit und den tiefsten Sinn des Lebens: das Ordnen in schönen Maßen, das in der Natur und allen anderen Bereichen außer der Kunst nur im steten unbarmherzigen Kampfe oder in unüberschaubarer Wirrnis sich vollziehen kann, im ruhigen Spiegel des vollendeten Werkes

als ewiges Gleichnis, als Gesicht des schauenden Geistes dar. Sie hebt keine Gegensätze auf, aber sie bindet ihre Pole zu einer lebendigen Schönheit und vollzieht so das Gesetz des großen Lebens selbst.

Wenn George in der dritten Folge der Blätter gesagt hatte: „Wesentlich ist die künstlerische Umformung eines Lebens — welches Lebens? ist vorerst belanglos", so war nun auch deutlich, welches Leben gemeint war: das Schöne Leben, das hieß: nicht das leichte, gelöste oder gar genüßliche Leben, sondern das gestaltete Leben in all seiner sinnlich-frohen Fülle aber auch in all seiner dunklen schwermütigen Tiefe, mit all seinen herrlichen Lichtern und Leibern aber auch mit allen seinen Härten und unlöslichen Widersprüchen, mit all seinen freundlichen Scheinen und düsteren Schatten, mit all seiner Lust und all seiner Qual.

Wir fühlen heute aus dem ganzen Tun und Wirken das Recht des Dichters seine Gesichte des Schönen Lebens als wahrhafte Zeichen des großen urmächtigen Lebens zu setzen, wir schließen aus ihrer Klarheit, Wucht und Tiefe auf die Lauterkeit, Stärke und Fülle seines Wesens, er aber mußte damals mit einer unausdenkbaren Spannung aus der Glut seines Dranges, aus der Einzigkeit seiner Gesichte, aus der Sicherheit seines Griffels den Anspruch und das Recht zu solchem Unterfangen in der innersten Einsamkeit des Geistes spüren, wo Freund und Gefährte, jedes sichtbare Ziel und selbst die berauschenden Antriebe des ersten jugendlichen Blutes fern waren. Und dennoch verrät unter allen Bildern schwerer Geschicke kein einziges auch den Hauch eines Zweifels an der Gewißheit des an ihn ergangenen Rufes, auch nur die Spur einer Furcht vor dem Versagen oder Versiegen der werkhaften Kraft: in ihm war nichts von Welke Verzicht und Lauheit, er war ein Streiter des Lebens vom Kern bis in die letzte Fiber.

Aber gerade deshalb, wie wir anzudeuten suchten, waren die tragischen Spannungen des Lebens in ihm nicht geringer sondern stärker geladen. Der Mensch ist Gefäß des ganzen göttlichen Lebens in dem doppelten Sinne Träger und Getragenes der mehr-als-menschlichen Macht zu sein, er stellt den Schöpfer und das Geschöpf, das Eine und das Viele, das Ewige und das Endliche in all seinen Widerstreiten und Einungen dar. Je mächtiger die spannenden Kräfte um so gleichgewichtiger erscheinen sie, je höher die Lage des Gleichgewichts um so dichter und unergründlicher ist ihre Einung im Wirken und Leiden. Wir sahen schon und werden es noch deutlicher sehen, wie sie im Leben und Werk unseres Dichters sich mit weiten Flügelschlägen manchmal bis an die Ränder des Unsagbaren spannten, manchmal das Gefäß zu sprengen drohten, aber dennoch fähig waren sich auf jeder neuen Werkebene inniger ineinander zu fügen. Das

neue Werk tat schon in der abermals gesteigerten Straffheit seines Aufbaues dar, daß eine noch größere Vielheit der Lebenserscheinungen in ihm umgriffen und zu einer dichteren Einung als bisher verbunden war. Dreiteilig wie schon die früheren Werke ist in ihm die ganze leidenschaftliche Glut mit noch größerer Strenge als vorher gefaßt: jeder Teil ist aus vierundzwanzig vierzeiligen Vierstrofern gefügt und nur selten einmal wechseln die Maße und Reimfolgen der Gedichte. Wie ein Bauwerk in regelmäßigen Säulenpaaren und Quadergruppen geordnet steht das Ganze als das vollendetste Kunstwerk unter den bisher geschaffenen Werken da: von körperhafter Dichtigkeit und unbedingter Reinheit der Bilder und Formen, von unbeirrter Bestimmtheit der Farben und Klänge. Und nicht nur in der Einheit des Ganzen, auch in der Unterschiedenheit der Teile hat hier der dreiteilige Gedichtkreis seine strengste Durchbildung erfahren: im ersten überwiegt die Bewegung in der Zeit und daher auch das Zeitwort, im zweiten das Stehen im Raum und daher auch das Dingwort, im dritten das Schweben über Raum und Zeit und daher auch die Eigenschaften und Umstände bezeichnenden Wörter. Selbst der größere oder mindere Nachdruck auf die dichterischen Mittel von Sinn, Maß und Klang ist in dieser Aufeinanderfolge für die drei Teile leicht ersichtlich. Es ist ein sonst nur dem heiligen Bauwerk eignendes Gleichmaß des Ganzen und der Teile, das schon in der ursprünglichen Empfängnis des Werkes die ganze Stoffmasse unter das Gesetz des Einklangs zwingt. Es ist das Wunder des großen Kunstwerkes, in dem die Kräfte der hohen Vernunft und der hohen Einbildung eins geworden sind, wie wir es in vollkommenster Geschlossenheit an Dantes Göttlicher Komödie kennen. Nicht die Strenge noch die Bändigung selbst war das Neue, das sich äußerte, sondern die vollendete Gesetzlichkeit dieser Strenge, die Unbedingtheit ihres Sieges und die Einfügung der ganzen leidenschaftlichen Lebensdränge in den gesteigerten Formwillen der dichterischen Zucht.

Im „Vorspiel" sagten wir, überwiegt die Bewegung in der Zeit, es ist dramatisches Spiel vor den Bildern und Klangträumen, seine Gedichte sind Handlung im weitesten Sinne: Einzel- oder Zwiegespräche als gegenwärtige Vorgänge, Gleichnisse früherer oder kommender Zeit in handelnden Wesen, Befehl und Lehre, Mahnung und Tröstung mit dem Ton und der Geste sich Aug in Aug gegenüberstehender Personen. Das Leben erscheint in seiner gespanntesten Bewegung und Gegenbewegung von Du und Ich, Ihr und Wir. Nach der Wiedergewinnung der leiblich-seelischen Einheit hat der Geist des Dichters „die Wendung zu sich selbst" gemacht und jene Zweiung vollzogen, die wir an Dante und Vergil und in der Widerspruchsform an Faust und Mephisto kennen: sein höheres Selbst, sein göttliches

Teil erscheint ihm als Bote des Schönen Lebens. Was ihn bisher in den Erschütterungen des dichterischen Schaffens von Augenblick zu Augenblick entzündet und genährt, gelenkt und gezwungen hat, überherrscht nun ganz und dauernd den menschlichen Teil, ist bleibende Erscheinung geworden und aus der in den Traurigen Tänzen noch fast erdrückenden Gegenwucht des ganzen Alls, aus der namenlosen Weite der waltenden Mächte des Lebens ist sein Genius selbst als Herr und Meister, als guter und getreuer Geist, als Freund und Führer an seine Seite getreten. Der Engel, wie Lechter ihn gezeichnet hat, ist der purpurumwallte Hüter des Gesetzes, die thronende Macht mit dem Diadem auf der Stirn und den Tafeln in Händen, aber der hier im Vorspiel dem Dichter erscheint, ist nackt, ohne Krone, blumentragend und rosenbekränzt, lächelnd und fast mit der Stimme des Dichters selbst. In dem einschränkenden „fast" der gleichen Stimme liegt freilich die ganze Spannung des zweieinigen Göttlich-Menschlichen im Dichter, liegt die ganze Weite des Abgrunds, den seine Sehnsucht im neuen Werke zu überbrücken sucht. Daher führt sogleich das zweite Gedicht den Traum der Kindheit herauf, wo allein es diesen Abgrund nicht gab, wo Wunsch und Vollendung eins und das Höchste schon irdisch-wirklich war. Was seitdem der Erwachte im Kampf um Liebe und Herrschaft, um Glück und Berufung, um Sinn und Widersinn des zwiespältigen Daseins gelebt und gelitten: alle Fahrten und Rasten, Leiden und Wonnen, die auf diesem Wege lagen und liegen und noch bevorstehen, bildet den Gegenstand für das selbstherrliche Gespräch des Dichters mit seinem unsterblichen Führer und Lenker. Das Vor und Nach vertauscht sich auf dieser Ebene: früheres Streben wie sehnendes Wollen wird gegenwärtiger Wandel mit dem Boten des Lebens. Er hält in Unheil, Sturm und Wahn das Steuer, er hob drohend die Fahne, wenn der Schmerzbewegte das leichtere Glück am Herzen der Liebe suchte, er bannt den Fernwandrer an den heimatlichen grünen Strom, er mahnt ihn an die Schrecken, als den Trotzenden die Empörung bis an die Grenze des Frevels, bis vor die Verleugnung seines Amtes trieb, er weist den Dichter auf den Ort der Überschau über dem Menschengewimmel im Tal, er deutet ihm das Verhalten der Edlen vor Schicksal, Schuld und Tat.

In ihrem erhabenen Umgang bietet der Engel Gnade Lohn und Tröstung aber auch die Schonungslosigkeit des höheren Wissens, bekennt der Dichter Verehrung und Treue aber auch die Schmerzen der schweren Wanderschaft bis zum bitteren Ende. Ein Gruß unendlicher Süße trifft nach der Erinnerung an die steile Pracht der Beginnerjahre die Heimatlandschaft, ein flammender Ruf, nach dem Blick auf das Treiben der Rührigen, die nächtige Freundesrunde, wo das neue Wort mit neuer Stimme erklingt,

wo schon die Lobesstimme der schönsten Jugend den Erlöser aus dumpfem Dasein, den Lehrer neuer Tänze und Erdenfreuden, den Bildner künftiger Herrscher preist.

Wie der Dichter selbst in den Gesprächen von seinem Schützergeist gemessen und gewiesen, gewarnt und belobt wird, so richten sich auch die Worte und Blicke des Meisters — und oft sind beide Bewegungen im gleichen Gedicht ununterscheidbar vereinigt — auf die Seinen messend und befehlend, warnend und lobend. Leisester Wink und unerbittlicher Spruch ergeht: von der Einzigkeit des Neuen Lebens im Wirrsal tausender Meinungen, von seinem unerhofften Aufgang in toter Zeit und unter stürzenden Welten, vom Troste fürstlicher Seelen vor den wechselnden Bildern, vom Verhältnis der Wenigen zu den Vielen und von den sicheren Gründen der Kraft: dem reinen Licht und dem unterirdischen Wachsen der Säfte. Nur ein tiefer Unterschied herrscht zwischen den beiden handelnden Gruppen, Engel und Dichter, Meister und Jünger. Trotz aller früheren Kämpfe und Widerstreite ist an der unbedingten Gefolgschaft des Dichters, an seiner Einswerdung mit dem Führergeiste nicht der geringste Zweifel übriggeblieben und ihre Zweieinigkeit ist bis zur Todesstunde als unerschütterlicher Bund gesichtet. Doch durch die Bilder der Gemeinschaft des Meisters mit den Jüngern bricht trotz all deren Lieben und Preisen der Gedanke an Feigheit und Flucht der Allernächsten. Die Furcht des Verlassenwerdens, des Alleingehens auf schwerer Bahn und des einsamen Todes bricht in erschütternder Klage auf. Hier lag drohend ein Ungenügen und bebte ein Schmerz viel tiefer als der Kummer um die Vergänglichkeit des Ruhmes, die er mit den Größten teilt, viel trostloser als der Hunger nach neuer Zehr, den ein lichtender Morgen wieder stillt: vor der Freundverlassenheit am Ende der Bahn steht keine Tröstung des Engels und sein Weinen an dieser einzigen Stelle zeigt an, daß hier ein ungestilltes Hoffen pochte, daß hier eine Frage an den Schutzgeist gestellt wurde, auf die er nur eine entsagende Antwort wußte. Eine Entsagung ohne dichterischen Lohn? Es lag ein tiefer Widerspruch zum ganzen Lebenswerk in dieser Antwort, aber da der Engel selbst sie gab, schien, ja war eine andere damals nicht möglich und zwischen einer letzten Sehnsucht und ihrer Erfüllung klaffte ein offener Abgrund, jenes „fast" das beim ersten Gruße aufklang. Das Unerbittliche ja Drohende des Werkes, das wie Verwey einmal schrieb schon aus dem Titel spricht, hat hier seinen Ort. Vor dem Unausweichlichen wird jede Gebärde herber und strenger. Die Gedichte vom Übermaß des Glückes und Übermaß des Grames, worin das „Vorspiel" ausklingt, bezeichnen für den höchsten Traum die wachsende Einsamkeit und den Tod. Wohl weiß der Dichter sich für den hei-

ligen Führer, den strengsten Herrn auch zum letzten Opfer bereit und fühlt ihn auch dann noch schirmend zu Häupten stehen. Aber der Tod steht hier auch für das Ende des Schaffens, er ist dem Traum bis zur Vereinigung nahegerückt, selbst der Geist der Dichtung, der alles lösende erhöhende und stärkende Engel, wird ihn nicht bannen können. Der Tod trinkt das Leben wie die Lebenbilder, den Triumph wie den Rausch, und das „Vorspiel" wie die „Lieder" klingen in ihm aus: beide Male schauen männlich-gefaßte Augen ihn an: ohne Klage, ohne Verletzung der Würde — aber nichts weist über ihn hinaus: mit ihm scheint hier Leben und Werk zu enden.

Im Handeln in der Zeit mußte das Leben aus seiner Einheit in ein Ich und Du und Ihr auseinandertreten, damit aus dem bewegten Spiel der Getrennten ein künstlerisches Ganzes vor unseren Sinnen erscheine. Im zweiten Teile des Werkes im TEPPICH DES LEBENS entfaltet es sich im Raum und stellt sich in seiner Vielfalt und Fülle, im Reichtum der Verkörperungen dar. Nicht e i n auch in der Doppelung an das Ich gebundener sondern viele Träger des lebendigen Daseins erscheinen, deren ruhende Bildlichkeit keine handelnde Spannung zu einem Persönlichen erfordern. Sie stehen nebeneinander, in sich geschlossene Körper, erhalten aber im TEPPICH durch die Gegenüberstellung je eines Paares, das ohne sich zu berühren im Gegensatz verbunden ist, eine bewegtere Ordnung als in der unbedingten Einzelstellung. Diese gleichgewichtige Anlage wird noch dadurch zum Raumgefüge erweitert, daß jeweils mehrere Paare durch einen gemeinsamen Gehalt zu Gruppen verbunden sind, die von einer erdhaft-elementaren zu einer reinmenschlichen, von einer geschichtlichen zu einer höchsten geistigen Sphäre aufstreben. Es ist, wie das erste Gedicht selbst andeutet, ein weites Gesamt von Räumen und Gestalten, das in seltner Stunde aus dem Rankenwerk des Teppichs tritt.

Das frühe Ziel der „geistigen Kunst" ist hier zur Vollendung geführt: die im Vielfältigen der räumlichen Erscheinungen verborgenen und unfaßbaren Lebensmächte: die Urgewalten von Licht und Luft, Wasser und Erde, die Zaubergewalten von Gewächsen und Leibern und noch die schöpferische Gewalt des Geistes selbst in Werk und Tat sind hier in sprachliche Gebilde gebannt. Sie erscheinen bald in ihrer aufbauenden bald in ihrer sprengenden Natur bald als Bewahrer einer Ordnung bald als ihre Widersacher, aber immer als geistige Grundbilder, erschaute Gesichte, die in all ihrer Kürze und Einfachheit schwerer mit dem Sinn des großen Lebens beladen sind als tausendseitige Einzelschilderungen und tiefsinnige Systeme der Philosophen.

Diese Lebenbilder rücken einen ewigen Wert des flutenden Zeiten-

stromes in gegenwärtiges Ereignis, sie bannen ein immer wiederholtes immer schwindendes Geschehen der Erd- und Himmelsmächte wie das Gewitter in ein menschlichgestaltiges Spiel, sie heben einen Zauber, eine Leidenschaft, eine Not aus dem Bereich des Dumpfen, Wilden und Ungreifbaren ins hohe geformte Beispiel, in jene augenhafte Wissensform der Sprache, die den hellsten Sinn, das Gesicht erfaßt und sich tiefer in den Geist prägt als Lehrsätze und Formeln. Sie haben die Sagenferne einer herrischentrückten Schau und sind doch tiefer aus unserem deutschen Land und Leben geboren als alle früheren Gedichte Georges . . selbst die durchgehende vierzeilige Strofe des ganzen Werkes ist die artvertretende deutsche seit dem Nibelungenlied.

Wenn das Vorspiel schon ein Verblassen der südlichen Wunder und die Einkehr in die Heimat preist, so ist DER TEPPICH DES LEBENS ganz aus den erdhaften geschichtlichen und geistigen Stoffen unseres Volkes gewirkt. Aber nicht die tagflüchtige Zeitform unseres Volkes erscheint in ihm sondern sein urtümliches Sein, wie es in der Seele des Dichters am reinsten lebte.

Damals um die Jahrhundertwende waren die zerstörenden Kräfte schon eingebrochen, die heute in wüsterem Ausmaß weiterwirken, und mit der deutschen Erde wie dem deutschen Menschen den schlimmsten verzehrenden Raubbau treiben. Der Dichter gönnt ihnen in diesem Werk weder Blick noch Wort, er stellt in seinen reinen Raum nur die lauteren Bilder seiner Schau: als Gegenbild des „Teppichs", aus dem die geistigen Gestalten treten, die „Urlandschaft" den nährenden Grund, aus dem die dumpfen wie hellen Geschlechter des Volkes steigen, den „Freund der Fluren" und das „Gewitter", als die menschlich-hegende und himmlisch-erschütternde Macht der bebauten Erde. Der Sagen- und Märchenschauer des Dorfes steht neben der leeren rätsellosen aber noch treu am Erbe haftenden Phantastik der Epigonen, die tiefe fromme Wundergläubigkeit neben leichter ahnungsloser Aufgeklärtheit, die einst das dumpfe Grollen der unteren Elemente nicht spüren wollte. Man glaubt zuweilen noch Ort und Landschaft unseres Vaterlandes zu erkennen, aus denen die Gleichnisse stammen, und was an seelischem Bestand unwiederbringlich verlorenging, hat der Dichter in die Sprache gerettet bis zur Erstehung in neuer Geburt.

Die drei nächsten Paare beschwören die Urbilder einer Menschlichkeit, die noch mit der ungebrochenen Leidenschaft geschwellt ist, wie unsere Vorfahren sie besaßen und wie sie im ersehnten Menschtum des Dichters quillt: den wilden Rachezauber und die Ruhe des Todgewillten vor Frevel und Untergang . . den morgenfrohen Aufbruch des Kühnen, hinter dem die Schwermut der Unzulänglichen klagt, und die Opferwilligkeit des

Starken vor seinem Herrn .. den demütigen Stolz des Erkorenen und den verborgenen Bruch des Verworfenen, der das Leben vorwegnimmt und den Kranz verspielt. Immer ist es der heldische Einsatz des ganzen Daseins, das stolze Spiel mit dem Schicksal die hier als Vorbilder aufblitzen. Die Verfehmtheit und Einsamkeit um die Häupter der Jünglinge und die unbedingte Hingabe an den Führer sagt uns, daß wir hier in der Luft unserer eigensten Sage stehen, wie sie von der Vorzeit bis heute die Geschicke der Besten umweht und uns mit diesen besonderen Merkmalen heldischer Artung angeboren ist. Das gilt nicht minder für die geschichtlichen Bilder. Die „Romfahrer" behaupten das Recht unserer tausendmal befehdeten Südersehnsucht, die „natürlichste aller deutschen Stammeseigenschaften: in dem Süden die Vervollständigung zu suchen, in dem Süden, von dem unsere Vorfahren Besitz ergriffen, zu dem unsere Kaiser niederstiegen um die wesentliche Weihe zu empfangen, zu dem wir Dichter pilgern, um zu der Tiefe das Licht zu finden: ewige Regel im Heiligen Römischen Reiche Deutscher Nation". So konnte freilich nur der in Sang und Merkspruch reden, der damals auf die Frage nach der Berechtigung solcher Süderfahrten einem Jüngeren die Antwort gab: „Nur dem der die Weite kennt, wird die Heimat fruchtbar". Und gerade neben die „Romfahrer" stellte er „Das Kloster" als das Bild der ruhigen Beschaulichkeit im Frieden unserer Täler, stellte er als die Wahrzeichen und Tröster in düsterer Zeit: nicht die fremden sondern die Meister vom Rhein und Maine, Holbein vor allem und Jean Paul, den Maler der klarsten herbsten Linie, vor dessen unerbittlicher nüchterner Stofflichkeit den südlichen Naturen fröstelt, und den Dichter der blumen- und sternentrunkenen Traumwelt, dessen klangberauschte Sprache der frostigen Verständigkeit der Deutschen von damals noch verschlossen war.

Mit den „Standbildern" schließt der TEPPICH. Im Anschauen des ältesten und jüngsten Gutes, der dunkelsten und hellsten Triebkräfte von Blut und Geist umfaßt der Dichter noch einmal sein Volk- und Menschtum und schließt sich bewußt und groß in das Schicksal der deutschen Erde ein. Wie an den Pfeilern eines Domes stehen die Standbilder vor uns: Die klare Hellas und die inbrünstige Gotik, Bilder des Glaubens, ihnen gegenüber das langverhüllte, jetzt enthüllte Sinnbild aller schwärmerischen Antriebe junger Jahre, die nun dem Manne nicht mehr dienen, der der Härte des Tatsächlichen fest ins Antlitz blickt. Daneben die Strenge, Zwangfordernde — am ehesten dem Engel Lechters gleichend — vor deren starren kalten Mienen ehedem der heitere Schwarm der Gespielen flüchtend zu neuer Freude stob und als ihre Gegenspielerin die Verführerin mit den unergründlichen Lust und Rasen, Qual und Knechtschaft

weckenden Augen ... dann schließen die Reihen die beiden letzten, in denen sich all das nochmals spiegelt, sie denen alle Leidenschaft dieses ersten Jahrzehnts gewidmet war, in deren Zauber seit Jahrtausenden die brennenden Gesichte der Schöpfer weben: die Statuen der bildenden Kunst und der Dichtung. Niemals seit Platens Lobpreisungen in seinen Venetianischen Sonetten und sinnblühender als in ihnen, sind so die Töpfer und Maler und Bildner durch den von ihren Werken verzückten Dichter gepriesen worden, der sich sehnt mit ihren Gestalten eins zu werden und sie neu erschafft, indem er sie genießt. Doch sie wie alles Lebendige zwingt die Dichtung in den Bann ihres wirbelnden Schleiers. Weder würden die Wunder der Dinge und Kräfte gesehen, noch blieben sie als tröstende Sterne stehen und öffneten Söhnen und Enkeln die Tore zu neuen Wundern, wenn nicht die Dichtung den Schleier schwänge und den Schimmer und Schein der Zeiten in ihm verfinge. Nur die höchsten schöpferischen Geister haben wie hier George gewagt, auch das eigne Werkschaffen im Sinnbild zu sehen, weil nur sie vor solcher Selbstschau, vor dem Wissen um den eignen Weg, das jeden schwächeren Geist vernichtet, den Schutz besitzen, der die Selbstauflösung hemmt: das göttliche Wirken müssen, das eine höhere Kraft ist als selbst das tiefste Wissen.

Im letzten Standbild endet die Gestaltung im Bilde des schaffenden Dichters selbst, wie sie im ersten Gedicht „Der Teppich" von ihm ausging: der Raum ist erfüllt und ein Drittes beginnt. Die Spannung der Handelnden in der Zeit wie die Vielheit der Einzelbilder im Raum ist in den LIEDERN gelöst und das Leben spiegelt sich an den zeit- und raumlosen Grenzen seiner selbst: an Traum und Tod. Diesen beiden ist das Unfaßliche eigen, sie heben das Körperlich-Gestaltige und seine Bedingtheiten im Zeitraum auf, beide sind Kinder des Schlafes, der Tod nur der Traum des ewigen Schlafes, aus dem das Leben wie aus dem irdischen wieder neu und stark erwacht: im Schlaf zum Dasein im gleichen Leibe, im Tod zum Dasein in neuer Geburt. Wenn so im All-Leben der Tod nur Grenze zwischen den Einzelwesen ist, ist er für diese das Ende des Daseins und die körperlosen Träume sind dunkle Spiegelscheine aus dem Reich der Grenze und deuten hin, daß auch all unser Tagestun, Triumphe und Mühen des kleinen Lebens nur Träume des großen unfaßlichen sind.

In dieser verborgenen Einheit sind Traum und Tod in den „Liedern" gefühlt: die Taten und Leiden des Dichters sind Träume des Lebens, der Traum des Lebens ein Ahnen vom dunklen Abgrund des Todes. Die „Lieder" sind ein immer wiederholtes Gleichnis des auf dem Grunde jeder Lebensregung wachen Gefühls vom Untergang, vom ewigen Schlaf in uns:

es spricht aus der schönen Stunde als schnelles Vorübereilen, aus dem Frieden des Hauses als unstillbare Sehnsucht, aus der heißesten Sommerglut als Schwermut der Fülle oder als erster herbstlicher Purpurschein .. es spricht aus großen Trümmern wie aus seliger Landschaft, aus großer Erschütterung der Einzelseele und welkendem Volk, aus Freundesabschied und Freundestod. Unfaßbar wie die Wehmut eines Blickes schimmert diese verborgene Trauer aus dem Wunder des „Gartenfrühlings" wie dem „Morgenschauer", deutlich wie das Blut des Pulses unter der Haut aus den Gedichten „Pochen" und „Lachende Herzen", wie ein offner Schmerz aus den „Flutungen" um das Umworbene und noch nicht Gewonnene, bis endlich die drei letzten Gesänge in den höchsten und doch schlichtesten Sinnbildern den Schauer von Licht und Dunkel, Aufgang und Vergänglichkeit verfangen: in Tag und Nacht, in Traum und Tod. Auch hier sind die Gedichte wieder in Gruppen von zweien oder dreien vereinigt, aber diese Gruppen sind weniger durch Gegenreden oder Gegenbilder getrennt als durch Gleichklänge oder Abwandlung desselben Tones verbunden. Ein tieferer Einschnitt liegt nur in der Mitte des ganzen Teiles: die zwölf ersten Lieder sind Freunden gewidmet, die zwölf letzten ohne Verknüpfung mit einem Draußen, innerste Spiegelschau des einsamen Geistes. Die Bewidmeten sind meist die neuen Freunde, von den Namen aus dem JAHR DER SEELE sind hier nur als letzte Gruppe Andrian, Klein und Perls geblieben: zwei durch die Wirbel des Geschickes Gefährdete und ein Abgeschiedener. Es ist auch nicht mehr die Widmungsform aus dem JAHR DER SEELE, die Freunde erscheinen nicht als Mitwirkende und Waffengefährten, ihre Bilder sind nicht gezeichnet und umrissen, sondern ihre Namen schwingen mit einer Schicksalsstunde, einer Landschaft, einer Schau auf Volk und Lebensgemeinschaft, an welche sie geknüpft waren oder durch einen Zug ihres Wesens vom Dichter gebunden werden: Die beiden Gattenpaare Lepsius und Verwey an die Gartenstunde und das meerumbrauste gastliche Haus, von den beiden Engländern Cyril Scott an die seltsamen Bilder sterbenden und steigenden Glaubens, steigenden und sterbenden Jahres, die den Klängen seiner Musik entstiegen scheinen, Ernest Dowson an die Kinderschwermut des hohen Sommers, die seiner früh müden Jugend entsprach und ein wenig an die tropischen Blumen seines Freundes Beardsley erinnert ... Ludwig von Hofmann an den ewigen Zauber Roms und des südlichen Meeres .. von den beiden Österreichern Franckenstein an den erweckenden Strahl einer Freundesnacht, Andrian an ein Bild seines geliebten Vaterlandes, wie es George durch all die Jahre erschienen war: jenes sieche Österreich, dessen welkenden Spätzauber Andrian am vollkommensten gestaltet hatte, jenes brüderliche Österreich, dessen lebendige Spros-

sen der Dichter mit sich in das Leben reißen möchte. Die zwei letzten Namen binden sich am nächsten an Person und Schicksal der Freunde selbst und die Gemeinschaft des Dichters mit ihnen: Karl August erscheint als der Vergeblichsuchende, dem vor der Bahn in die Finsternis schaudert, Richard Perls als Vollender im Tode, der sterbend den Sieg im Kampf ihrer Geister umkehrt und den Preiser des Lebens in die Nacht des Verzichtens lockt. So neigt auch die Mitte der Lieder zum dunkelsten Grund und wenn im letzten Zwölft die Woge des Lebens am Beginn wieder aufschwillt, so wissen wir, daß sie wieder zum Bild des Endes hinabsinkt und mit dem Wort des Todes schließt. Von der Höhe des Lebens schaut der Dichter am tiefsten in den Abgrund des Todes. Je stärker seine lebendige Erregung aufrauschte um so tiefer und gewisser mußte auf dieser Höhe auch das Gefühl ihres Schwindens schwingen: Der stärkste Ton hat die längste Bahn des Abklingens, die weiteste Spanne vom vollsten Klang bis zum leisesten Hauch. Gerade wo die dichterische Lebenserschütterung in ihrer unzerstückten Fülle, weder in Handlung von Spieler und Gegenspieler noch in die Vielheit der Bilder geteilt, dem lebendigen All sich nähert und „wie mit Schritten der Götter einhergeht", wo die Dinge und Kräfte nur ein Einklang schwingender Töne sind und die Welt fast in der Freiheit des Traumes tanzt, gerade da muß die Mit- und Grenzmacht des Lebens, der Tod auch am vollsten durch die Erschütterung schwingen und gibt den letzten zwölf Liedern die ganze Sattheit der Farben, die ja Mischung von Licht und Dunkel sind. Der Geist des Dichters, der das Lichtmaß erst am Tode wahrnimmt — denn das unendliche Licht hat keine Maße — muß ihn nun auch m i t dem Lichte als ewige Macht in sich pochen fühlen und sagt von beider Einheit als dem lebendigen Ganzen der Welt ein Helles und Dunkles zugleich aus: hell dem Maße nach, dunkel dem Sinne nach und aus beiden mischt er die Klangfarbe der Worte, die so in deutscher Sprache noch nie erschien. „Nur eine Sprache" hat Gundolf später diesen Ton beschrieben „trunken und geschwellt von Schau, von Wesen und Gegenwart, beladen mit welthaltigen Augenblicken, konnte so süß und gewaltig dröhnen wie die letzten Lieder von Traum und Tod. Nicht mehr Einzelstunden, sondern der ganze Lebensflug und -zug, Aufgang und Niedergang der Geistesflut, Steigen und Sinken des Weltlichts tönt im Taggesang .. das fertige Sein, die runde Masse seiner Inhalte im Nachtgesang dreisätzig noch einmal auf: im Taggesang der zeitlose Ablauf, das Nacheinander, der Rhythmus dieses Lebens, im Nachtgesang sein raumloses Wesen, sein Ineinander, seine Tonfülle. ‚Traum und Tod' endlich ist sein Viel- und Einhall: sämtliche Sphären die im Vorspiel panoramisch sich wölben, vom Engel erschlossen und durchmessen, erschallen hier harmonisch miteinander, und der Tod, der

blinde Urgrund, durchdringt das stumme Sein mit sternschaffendem Menschengesang".

Schon hier ist darauf hingedeutet, was uns zum Abschluß noch zu sagen bleibt, daß in dieser dunkelsten Färbung des Tones das Sinnfällig-Einzelne Augenhafte niemals verlorengeht. Alles traumhafte Schweben und Schwingen bleibt an die Lichtachse des Tatsächlichen gebunden: an Garten, Gang und Spiel, an Schickung, Haltung und Gebärde, an Stunde, Tag und Nacht. Wenn aus der dunklen Dichterstimme auch die allumfangenden grenzenlosen Mächte tönen, so ist ihr Lied helles festgefügtes geistiges Sprachgebilde, es erscheint „nicht als Schatten und Traum, sondern als lebendig-augenblickliche Offenbarung des Unerforschlichen", wie Goethe es von der wahren Symbolik fordert. Denn der Dichter darf mit Hölderlins Worten ehrend zum alten Kronion hinabsteigen, aber nicht in ihm untergehen, sondern muß seine Kräfte klar, nüchtern gesetzlich ins Gebild erheben als Blüte der Natur: „Da wo die Nüchternheit dich verläßt, da ist die Grenze deiner Begeisterung. Der große Dichter ist niemals von sich selbst verlassen, er mag sich soweit über sich selbst erheben als er will. Man kann auch in die Höhe fallen wie in die Tiefe. Das letztere verhindert der elastische Geist, das erstere die Schwerkraft, die im nüchternen Besinnen liegt".

Die Weite, welche ein Dichter zwischen Höhe und Tiefe durchmessen kann, hängt freilich von der Flügelkraft seines Geistes und der Schwerkraft seiner Sinne ab und der Ton einer Dichtung von der Richtung seines Fluges im Augenblicke der Empfängnis oder Geburt. Die erhabene Sprache des Vorspiels, des Teppichs und der Lieder, die von der klaren Sageweise bis zu wunderbaren fast übersinnlichen Klängen schreitet, hat sichtlich den gesenkten Flug und taucht den Fittich bis in die Schatten Kronions hinab. Im Gegensatz zu den meisten früheren Werken, die mit einem Auftakt endigen, schließen alle drei Teile des neuen Werkes mit einem abschwellenden Dunkelton. Die Wucht dieses Tones wird gegen das Ende jedes Teiles und wiederum das des ganzen Werkes voller und stärker, aber erhebt sich nicht mehr ins Helle, in die Schau einer neuen Fahrt, eines kühleren Himmels, eines künftigen Frühlings oder doch eines Aufgehens im erneuenden Element, sondern bricht im ersten herb, im letzten rauschend ab und bleibt nur im Mittelteil in einer ebenen Schwebe stehen. In dieser Dreiheit klingt die Weise des männlichen Lebens in ihrer tragischen Grundform auf: zuerst aufstrebend und leidenschaftlich, handelnd und lehrend trotz des Wissens um Vergängnis, Einsamkeit und Ende, dann gelassen und stetig, leuchtend und bildend bei offenem Blick in die Scheine und Schleier der Dinge, zuletzt schwingend traumhaft-schwebend, farbig-sinkend mit inniger Bejahung von Ruhm und Lust wie von Qual und Tod. Alle schwermütigen

Formen des rhythmischen Tanzschrittes werden zuletzt vereinigt, alle Reimformen vom einfachsten Anklang bis zum vollsten Doppelklang verbunden, alle Sinnformen mit solchem Schwergewicht beladen, daß die Verse und Strofen mit einem tiefen Glockenklang austönen und noch einmal am Schluß das Merkmal des ganzen Werkes, die Neigung zum Sinken, den Flug in den Abgrund, im Fallen des Tones bis in die letzte Lautwerdung bezeugen.

4. KAPITEL: DEUTSCHE DICHTUNG

So wenig die Lechter-Ausgabe wie die allgemeine Bondi-Ausgabe vom TEPPICH DES LEBENS erweckten in der deutschen Öffentlichkeit auch nur den Hauch eines Verständnisses für das, was hier in unserem Volke aufgestanden war. Mit Ausnahme einiger sachkundigen „Bücherfreunde", die sich an der Pracht des neuen Buches freuten, ergoß sich nur Hohn über das Werk Lechters bis zu dem Vorschlag die damals strittige Frage nach dem richtigen Jahrhundertanfang einfach dadurch zu lösen: daß man zu zählen beginne: „Beim Erscheinen des Buches der verrückten Farben". Der öffentlichen Stimmen über die Dichtung selbst haben wir schon zur Genüge Erwähnung getan, auch sie gipfelten in der Verhöhnung, der Dichter möchte doch noch die überflüssige Trennung der einzelnen Worte aufgeben und alle aneinanderhängend drucken.

Unter den Gefährten und Befreundeten, die sich wie Verwey, Klages, Simmel, Breysig, Gundolf und andere über den TEPPICH DES LEBENS in Aufsätzen oder Büchern damals äußerten, war nur eine Stimme, daß dieses Werk Georges die höchste Vollendung seines Künstlertums darstellte und unter die ganz vollkommenen Sprachdenkmale der Erde zu rechnen sei. Sie bemerkten an ihm zunächst die gesteigerte Dichtigkeit und äußerste Gesetzmäßigkeit des Aufbaus, durch den die Gattung der geschlossenen Zyklen in die Form des Epos oder Dramas erhoben wurde, dann das tiefer und satter gewordene Inkarnat der Farben und die innigste Verbindung von Musik und Sinngehalt, die unmittelbare Versinnlichung der dichterischen Erschütterung in einem rhythmischen Klangstrom. Das ist Gesang, kein Sprechen mehr, schrieb Breysig. — Das biegt und glüht und schweißt die Worte — es zertaut mit heißem Anhauch die sprödesten Wendungen — es bringt in Lauten zum Ertönen, was sie jenseit ihrer Begreiflichkeit an wunderwirkendem Wahnsinn bargen, schrieb Klages: „Nachdem geschlechterlang der Vers zum grell bemalten Gefäß banaler Gedanken erniedrigt war, steht einer auf, der unter kältester Verachtung des Sinnes kultische Spracherlebnisse für Dichtung aus-

zugeben wagt. Und nicht, wie etwa bei Hölderlin, sind es die überschwenglichen Augenblicke einer im Weltwehen leicht mitzitternden Seele — sondern bei fast phantasieloser Triebstrenge des Erlebens scheint der Dichter völlig der unzerteilbaren Sphäre einer erhabenen Notwendigkeit anzugehören. Man kann sie beschreiben — nicht verstehen". (Der Lotse Dez. 1901.) Es ist die gleiche unfaßliche Fähigkeit, welche Simmel meint: die ganz allgemeine Form unserer höchsten Wertpotenzen unter einem sinnlichen Bilde erscheinen zu lassen: „Der Engel ist der Sinn, den das Leben in sich und zugleich die Norm, die es über sich hat. Nach Goethe weiß ich keine Dichtung, in der ein so völlig Allgemeines, durch keine Einzelbestimmung festzulegendes, wie der Engel, so künstlerisch anschaulich, in der das Ungreifbare doch so fühlbar gemacht wäre — — Durch welche Eigentümlichkeit der Zusammenordnung, der innerpsychischen Akustik, der Verflechtung zwischen logischem Inhalt und Versbau ihm dies gelingt, kann keine Analyse feststellen. Es ist aber als ob die Worte und Gedanken, Reime und Rhythmen hier erst zu ihrem eigenen Rechte kämen, als gehörten die inneren Bewegungen in uns zu i h r e m eigenen Wesen als dessen sachliche Konsequenz".

Das zweite Erstaunen betraf die ungeheure Wirklichkeit, welche das neue Werk umgriff: daß alle Irrtümer und Entdeckungen, die ein ganzes Jahrhundert an seinem Leibe gemacht hatte, ihren Saft, ihr frisches Blut in diese Kunst hatten gießen und zum Aufbau ihrer lebendigen Schönheit dienen müssen, ja daß anderthalb Jahrtausende vom frühesten rätselhaften Heidentum bis zu den entsagenden Gluten des Christentums, vom uralten Volksbrauch bis zum launenhaften Spiel des galanten Rokokoadels sich hier dem Zwange e i n e r hieratischen festlichen Sprache fügen und Glut und Haß, Inbrunst und Entrücktheit der vergangenen Geschlechter an ihrem Licht erglühen mußten. Diese ganze leidenschafterfüllte Wirklichkeit war heraufgehoben ohne romantischen Historismus ohne den Willen zur Wiederbelebung gewesener Zeitalter und ohne die Nachahmung alter Formen. Sie war ganz Gegenwart, ganz unser Tag, ganz Seele und Geste des lebenden Dichters, nur ohne die Modetorheiten der Zeitgenossen, ohne die kränkelnde Blässe der Verfallswilligen und Untergangssüchtigen, ja völlig ohne die groben wie verhüllten Lüsternheiten des Geschlechtlichen, zu denen das hohe Liebeserleben Goethes bei seinen Nachfolgern herabgesunken war, ohne die Tyrannei des naturalistischen Trieblebens, der die meiste Lyrik des 19. Jahrhunderts — mit der leuchtenden Ausnahme Hölderlins — anheimgefallen war: als ob nur dieser eine und in seiner gröbsten Form! von allen geistigen Lebenswerten, von allen tausend Mannigfaltigkeiten der Seele der künstlerischen Darstellung würdig gewesen

wäre! Daß George gerade die unmittelbarste dichterische Äußerungsform, die Lyrik, von dieser Enge und Armut befreite, die ganze Fülle der Lebenswerte vom leidenschaftlichen Stolz des Täters bis zur zartesten Schwingung der todmüden Seele ins sprachliche Bild erhob und durch die Höhe seines Tones der Liebe selbst wieder ihr ewiges Gesicht, ihre übergeschlechtliche Sphäre zurückgab, das dankten die Betrachter ihm damals besonders und dankt ihm noch heute eine ganze Jugend die nicht ins Gemeine zurücksank. Die Offenbarung einer adligen Seele und ihres persönlichsten Fühlens ohne Aufdeckung und unziemliche Enthüllung über sich selbst im reinen Gebilde überzeugten Simmel so sehr von der Einheit des Menschen und Künstlers George, daß er fast erschreckt bekannte, über der schöpferischen Formung die darin eingegangenen menschlichen Erschütterungen früher nicht wahrgenommen zu haben. Wenn er auch jetzt noch die Dichterpersönlichkeit als den nur idealen Brennpunkt des Kunstwerkes von der realen Individualität abschied, so „gewährte sie doch seiner Dankbarkeit für das Empfangene, aus der Form der Bewunderung in die der Liebe überzugehen".

Aber seine philosophische Betrachtungsweise verwehrte ihm ein Drittes wahrzunehmen, das freilich tief an die „Individualität" geknüpft war und von den übrigen als ein besonderes Merkmal des TEPPICHS hervorgehoben wurde: nämlich die Aufrollung aller geschichtlichen und seelischen Bilder unter dem Gesichtspunkt der Deutschen. In diesem Werk, so sahen sie, war nicht nur inniger und öfter die Rede vom eignen Volk und Vaterland sondern die ganze Weite und Tiefe gerade s e i n e r Menschenart gaben die Gedichte in der verklärten Gestaltung eines höheren Daseins wieder. „Mir scheint" schrieb Verwey „hier ist mehr als die meinen, welche in der Dichtung nur von einer Seite greifbare Mitteilung sehen wollen. Hier ist ein Gesamt, das (um nicht über Deutschlands Grenzen zu gehen) an den zweiten Teil von Goethes Faust erinnert. Ebenfalls ein Geist der die ganze wundersame Mannigfaltigkeit der deutschen Denker, eine Betrachtung welche die ganze Arbeit eines kulturgeschichtlichen Deutschlands hinter sich hat, eine Persönlichkeit die sich unbestreitbar aufwirft zum Dichter des deutschen Volkes. Auch nicht an das Heute, das strömende, sondern an das Einst mit seiner Überlieferung wendet sich der Dichter um Bilder, als ob er bevor die Zeit sein Volk weiterträgt, erst das Wesen des Volkes unantastbar feststellen müsse, das Wesen des Volkes, dem man erst seit Georges Kinderjahren ein Dasein nach außen zuschreiben kann, sowie es nach innen schon lang bestand, und das nun in ihm, dem fast zugleich mit dem Reich Geborenen, seinen ersten Dichter durch Recht der Geburt besitzt — — den Dichter, mit dem in Deutsch-

land ein Zeitraum abschließt und nach dem man einen neuen benennen wird."

Die Blätter für die Kunst hatten schon am Beginn den Charakter des ausdrücklich Deutschen in der Neuen Dichtung vertreten und wie wir zeigten in der Ersten Folge betont, daß die Urquellen auch der „Nouvelle Poésie" der Nachbarn in der deutschen Romantik zu suchen seien. Um diese Ursprünge deutlicher hinzustellen, beschloß George einige Bände DEUTSCHE DICHTUNG herauszugeben, die zunächst den Zeitraum der letztverflossenen anderthalb Jahrhunderte, den der deutschen Wiedergeburt und ihrer Auswirkung umfassen sollten. Eine Lese aus der mittelalterlichen Blütezeit und sogenannter Volkslieder sollte später folgen.

George ließ es sich um die Jahrhundertwende mehrere Jahre gemeinsamer Arbeit mit Wolfskehl kosten, dessen wundervolle Bücherei hier sehr von Nutzen wurde, um eine Sammlung ohne Rücksicht auf schulmäßige oder literarische Gewohnheiten im Geiste der neuen Dichtung herzustellen. Seine Absicht war zunächst ein Denkmal des Dankes und der Ehrung für die Väter zu setzen, denen er seine dichterische Bildung verdankte, dann für die Jüngeren das Schönste aus dem Erbschatz der verehrten Meister in der strengsten Äußerungsform zu vereinigen und sich endlich auch jenem Anwurf entgegenzusetzen, daß die neue Dichtung nur romanisches Gut sei und ihre Wurzeln im Französischen, Italienischen oder wie ein Schandmaul behauptete im „Gallo-Semitischen" habe. Die Buchausstattung der Sammlung, die nach der Gesamtvorrede weder die geschmacklosen Prachtausgaben der oberen noch die nicht schlechteren Notausgaben der unteren Masse verdrängen, sondern nur dem gehobenen Geschmack eines Kreises von Künstlern und Schönheitliebenden entsprechen wollte, wurde in die Hände Melchior Lechters gelegt, der die schlichten Bände in Blau Rot und Gold mit der rosenumkränzten Marke der Blätter schuf, die noch heute zu den schönsten deutschen Büchern zählen. Drei Bände wurden unter dem Obertitel „Deutsche Dichtung" in der Reihenfolge der Jahre von 1901—1903 im Verlag der Blätter für die Kunst veröffentlicht: „Jean Paul, ein Stundenbuch für seine Verehrer", „Goethe" und „Das Jahrhundert Goethes". Es war ein kühnes Unterfangen neben die junge Dichtung das gewaltige Erbe der letzten anderthalb Jahrhunderte zu setzen: aber mit dem TEPPICH DES LEBENS hatte George eine Vollendung erreicht, die ihm die Meisterschaft neben den Großen sicherte, er konnte auf ein Unzerstörbares blicken, das auch den höchsten vergleichenden Maßstab ertrug.

In der Mitte, wie sich gebührt, steht Goethe. Die Auswahl aus seinem

Werke ist auch taktisch so aufzufassen daß sie sich den damaligen sehr häufigen Goethe-Auslesen entgegensetzte, die durchaus das Leichtflüssige vorzogen als eine Art Rechtfertigung der zeitüblichen völlig gewichtlosen Versmache. Goethe war in den etwa hundert ausgewählten Gedichten so wenig völlig zu umfassen wie in der doppelten Zahl, aber George und Wolfskehl erhoben in der Vorrede den Anspruch das gewählt zu haben was ihnen die tiefsten Lebensgluten des Dichters in der schönsten Bändigung zu enthalten schien: seine eigensten und wesentlichsten Gebilde, die zugleich den Grundstoff aller seiner breiteren Schöpfungen bergen. Sie nahmen aus dem gewaltigen Werke des Olympiers in knappster Zusammenfassung die Elemente, welche den eigentlichen dichterischen Schauer des Beginnes oder der Höhe einer künstlerischen Lebenserregung haben und hoben die Gedichte heraus, welche den betreffenden Ton der von Goethe selbst gebildeten Gruppen am einheitlichsten wiedergeben. So entstand ein Bild des Sprachgewaltigen in all seinen dichterischen Regungen, all seinen Früh- und Reifezeiten, das durch Geschlossenheit und Klarheit den Reichtum seiner Vielfalt nicht vermissen läßt. Denn hier haucht uns der Atem Goethes am glühendsten an: das unmittelbare Wortwerden seines Gefühls, als ob der Pulsschlag seines erregten Herzens sich ohne Umweg in rhythmische Laute verwandle, die Deutlichkeit seiner Bilder und Gleichnisse und die Klarheit seiner Räume, die Helle seiner Gedankensichten, die sich in klaren Arabesken um ein Gegebenes schlingen, der tiefe in der Jugend berauschte im Alter feste Blick auf die Dinge der Natur und ihre wundersame Einfügung in die Ordnungen seines Geistes und die ganze strebende Bewegung seines großen Lebens, die keine Leidenschaft befriedigt und keine Weisheit einschläfert, die immer nur in e i n e m ihren ruhenden Gegenpol, ihre Selbstdarstellung findet: im schöpferischen Gebilde, im Gedicht.

Neben Goethe steht nicht sein Freund und Schüler Schiller, sondern sein ergänzender Gegensatz Jean Paul, den gerade die Höhe der Goethischen Meisterschaft davor bewahrte, sich an der ihm versagten Form des Gedichtes zu versuchen und der dennoch den Weg fand, seiner gewaltigen Sprachkraft eine Form zu geben, die neben der großen Dichtung bestehen und die Zeit überdauern konnte. Daß er selbst sich dessen bewußt war, wie die Bemerkungen über den Prosaisten und seine „Begeisterung-Stellen“ (in der Vorschule der Ästhetik) zeigen, und sich in vielem als Vollender der im „Sturm und Drang“ aufgebrochenen Kräfte Herders und des jungen Goethe sah, gab ihm die Kraft auch neben dem klassischen Genius auszuharren. Er konnte sein besonderes Verhältnis zu Mensch und Ding, Natur und Volk in einem eigentümlich deutschen Sinne be-

haupten, der sonst in der weltbürgerlichen und antikisierenden Luft von Weimar verlorengegangen wäre. Gerade sein Beiseitestehen erhielt seine kostbare so nur ihm zugeborene Sprachglut, aber sie trieb auch die deutscheste seiner Eigenschaften, die Eigenwilligkeit und Eigenbrödelei bis zum äußersten zutage: der Edelstein wuchs auf einem Muttergestein von krausester und bröckeligster Art. Er wurde der Erbe der Kleinstaatswelt, der Winkelstädterei, der höfischen Intriganten und Kleintyrannen wie der engen bürgerlichen Verschrobenheit, des Gelehrtendünkels und der jugendlichen Tatenschwärmerei ohne Raum und Mann .. der deutschen Jünglingsfreundschaften ohne den Hintergrund einer Polis, Kirche, Land- oder Seemacht, wie der herzbrechenden Liebschaften ohne Boden und Gesetz, kurz er war die deutsche Seele mit all ihren Freiheiten vom Sterntaumel bis zum spiessigen Spleen, vom Heldentraumbild bis zur zimperlichen Jungfer, vom Geistertanz der Welten bis zum Schnörkelwahnsinn des Sammlerkabinetts — Genius und Kauz zugleich.

All dies war er und bewahrten seine Romane auf, aber das Bürgertum des 19. Jahrhunderts, ob ihm freundlich oder feindlich gesonnen, sah nur seine schnurrigen oder weichgefühligen Seiten, weder die Tiefe und Glut seiner Seele noch die überschauende Weisheit seiner Lehren und am wenigsten die Schönheit jener „Begeisterung-Stellen" in denen er laut seinen eigenen Worten nach dem höchsten Wortklang verlangt und ringt und nicht reden sondern singen will.

Auch George sah in seiner Jugend nur den barocken und gefühlsseligen Jean Paul und erst als er selbst in seinen frühen Werken die klangliche und farbige Pracht unserer Sprache gewonnen und mit dem JAHR DER SEELE trächtig ging, spürte er aus Jean Paul den Atem der deutschen Landschaft, die Luft des deutschen Mittelgebirges, seine besondere musikalische Sprachbeschwingung, das Geheimnisvolle seiner Lichtsichten, das Schweigen und Weinen der Seelen zwischen den Dämmerungen, ihr Jubeln und Klingen in den Gärten und den Rausch der namenlosen Schauer unter den Gestirnen der Nacht. Erst vom selbsterworbenen Reichtum aus erkannte er die Fülle gleicher oder ähnlicher Sprachelemente in Jean Paul und schrieb jene in der dritten Folge der Blätter (März 1896) veröffentlichte „Lobrede auf Jean Paul", die mit den Worten beginnt: „Von einem Dichter will ich euch reden, einem der größten und am meisten vergessenen und aus seinem reichen vor hundert Jahren ersonnenen Lebenswerk einige Seiten lösen von überraschender Neuheit, unveräußerlicher Pracht und auffallender Verwandtschaft mit euch von heute, damit ihr wieder den reinen Quell der Heimat schätzen lernet und euch nicht zu sehr verlieret in euren mennig-roten Wiesen, euren fos-

fornen Gesichtern und euren Lilaträumen". Die Seiten welche George damals für die Lobrede auswählte und dann im Jean-Paul-Bande der DEUTSCHEN DICHTUNG in reicherer Fülle zusammenstellte, waren eben jene „Begeisterung-Stellen" des Dichters, welche bisher nie beachtet oder geradezu als abgeschmackt und krankhaft beschmäht worden waren. Es waren die den Deutschen fremdesten Seiten Jean Pauls, welche wohl unwillkürlich auf die dichterischen Kräfte der Romantik wirkten aber nicht ins Bewußtsein unserer Bildung eingingen und ohne die Spracherneuerung Georges verschollen wären. Sie enthalten die Träume und Sichten dieser deutschen Seele in einem rauschhaften Element der Sprache, das die klassische Dichtung eher vermied als suchte, in einer gesteigerten klanglichen Erregung, welche dem dichterischen Wort in seinem Ursprung eigentümlich ist, aber seit der Verselbständigung der Musik sich mehr und mehr von der Dichterstimme trennte und eben damals in dieser Kunst zur höchsten Sonderbildung in Mozart und Beethoven erhob. Jean Paul erweckte dieses Element, dessen Wesen in der unmittelbarsten sinnlichsten Gefühlserschütterung gründet, wieder in der Rauschkraft des Wortes, er gab ihm statt der klassischen reinen Linie eine romantische Farbigkeit, statt der räumlichen Ordnung eine Tanzbewegung, das heißt: er spiegelt im dichterischen Wort nicht die klaren Gegebenheiten der Natur und des Geistes wider, sondern glüht sie mit den Eindrücken auf, die ihre Spiegelungen in seiner Seele erweckt haben, entfernt sie dem Tatsächlichen und läßt alle Dinge und Wesen in einem entrückten Taumel schwingen. Sie entstehen und vergehen wie die Seelen in Emanuels Traum im Farbengetümmel „süßer am Lichte", im heißen Blumendunste „süßer am Dufte", im einschneidenden Schwirren der Klänge „süßer an Tönen", in der dunklen großen Wonneträne „am süßesten an ihren Geliebten". Das Streben des modernen Künstlers, im Kunstwerk den Eindruck des Äußeren auf den inneren Sinn wiederzugeben, ist für den Bereich der Klänge Töne und Farben zuerst bei Jean Paul gestaltetes Wort geworden. Daher das Fluten und Wechseln seiner Bilder, deren Zug freilich fast immer durch ein überwölbendes oder steilaufsteigendes Schlußbild geschlossen und so niemals form- und grenzenlos wird. Aber sie scheinen unmittelbar der vom Zauber der Natur berührten Seele zu entströmen und sich unvermittelt aus der Erregung des dichterischen Überschwangs zu erzeugen. In dieser Freiheit und Unmittelbarkeit des Seelenschwunges vermag Jean Paul die weitesten Spannungen vom brausenden Gefühlssturm bis zum zartesten Stimmungston, vom weitesten Weltenflug bis zum traumhaft verwehenden Hauch zu umgreifen.

Ja in der Fähigkeit dieser Umgreifung selbst beruht das formale Mittel

seiner Darstellung: die Steigerung der Wirklichkeit durch die Aufhebung aller Gewichte und Entfernungen.

Um die eigene übermächtige Erdschwere zu überwinden bedarf Jean Paul der Flugkraft der Entrückung, um der winkelhaften Enge seines Daseins zu entrinnen der leichtesten Schwebung zwischen Höhen und Tiefen. Nur in höchster Trunkenheit vermag er sich über den Zwiespalt seiner Natur und die Widersprüche des Tatsächlichen zu erheben, ganz Eins und Einer zu sein: nicht Schilderer noch Verneiner, nicht Spötter noch Humorist, nicht Phantast noch Kleinmaler, sondern traumbegeisterter und sprachmächtiger Dichter. Nur im kühnsten Aufflug vermag er den störenden Einbruch seiner Einfälle und Schnurren, Zweifel und Zerpflückungen abzuwehren und — bevor ihn das Schwergewicht seines Alltags wieder hinabzieht — sein Schönstes in einem Gewitter von Klängen, einem Nordlicht von Farbenwundern vor uns hinzuzaubern. Dann ist sein Festtag und alles Leiseste Innerste wird in Beziehung zum Größten, zu All und Gott, alles Zarteste in Beziehung zu den höchsten Gewalten, alles Leid und alle Wonne des Herzens in Beziehung zu den großen Gedanken und Ideen der Menschheit gebracht: Blick und Kuß der Liebenden falten sich zu Welten auf, und kreisende Sonnengürtel und Sternstürme falten sich zu Blüten in den Fingern der Geliebten. So wirbelt er die Elemente und Wesen des Weltgefüges in- und durcheinander, um ein menschliches Empfinden groß genug sagbar zu machen, so schüttet er die Farbenklüfte der Himmel zur Durchleuchtung aller Tiefen und Finsternisse aus, um die Gewalt eines einzigen Augenblicks der Entzückung auszudrücken und steigert wiederum die Wucht eines einzigen Schmerzes, um mit seinen aufgetürmten Schatten die Freuden von Jahrtausenden zu erdrücken und die strahlenden Lichter der Unendlichkeiten auszulöschen. Mit einem einzigen starken Flügelschlag steht er auf den höchsten Planen der Geister, mit einem jähen Sturz stößt er durch die einbrechenden Gräber der Toten. Das Eis der Pole und die Glut der Wüsten genügen ihm nicht um die Kälte der Verachtung und die Wut der Leidenschaft zu benennen, der Schmelz der Blumen und der Schimmer des Mondlichts sind nicht zart genug, um die leisesten Regungen des Herzens zu spiegeln: aber in allen Stufen ihrer Entgegensetzung verbildlicht er seine Garten- und Menschenträume.

In diesen feierlichen Aufschwüngen und alles Verstandesmäßige weit überfliegenden Eingebungen seiner Dichterseele, in denen sein witzelndes und vernünftelndes Ich schweigt, vermochte Jean Paul bisher unausdrückbare Sphären für unsere Sprache zu gewinnen, hat er unendlich viel von dem früheren keuschen Verhältnis unserer Seele zu Mensch und Stern und Blume aufbewahrt, hat er zugleich als Erster die bunte, erregende Spiege-

lung des Menschenherzens im Weltgeschehen und die Widerspiegelung des Weltgeschehens im Menschenherzen, jenes Doppelspiel zwischen sinnlicher Erscheinung und seelischem Eindruck verlautbart, in dem die bewegtere Kunst unserer Tage ihren Ursprung hat, wie auch der Schluß der „Lobrede" Georges besagt: „Wenn du höchster Goethe mit Deiner marmornen Hand und Deinem sicheren Schritt unserer Sprache die edelste Bauart hinterlassen hast, so hat Jean Paul der suchende der sehnende ihr gewiß die glühendsten Farben gegeben und die tiefsten Klänge".

Nachdem diesen beiden die Säulen errichtet waren, schloß der dritte Band „Das Jahrhundert Goethes" die Sammlung mit den zwölf Dichtern ab, welche um den Größten gelagert auf ihn hinweisen oder von ihm abhängen. Der erste von ihnen Klopstock wurde 1724 geboren und veröffentlichte 1748 seine ersten Oden, der letzte von ihnen C. F. Meyer hatte seine Gedichtsammlung 1882 herausgegeben und starb 1897 als DAS JAHR DER SEELE erschien. Innerhalb des Zeitraums von 1748 und 1882 durchforschten George und Wolfskehl die Werke von mehr als einem halben Hundert deutscher Dichter. Ihre Wahl wollte nur die Verfasser treffen, denen ein Ton so eignete, daß er keines anderen sein könnte, denen wenigstens e i n Gedicht gelungen wäre, das sie als Träger eines besonderen Rhythmus kennzeichnete. Es bedurfte mancher Prüfung mancher Überlegung um aus der großen Menge alles auszuscheiden, was diesem Anspruch nicht genügte. Viele Dichter waren dem Ohr von Jugend auf vertraut, andere schon vergessen und beide mußten überprüft werden, viele waren im Schwange, die durch andere als künstlerische Werte berühmt und gepflegt waren und konnten dennoch einmal ihren Eigenton gefunden haben. So war es, um wenige Beispiele anzuführen, sehr leicht die Schubart, Bodenstedt, Freiligrath und ähnliche, leicht die Freiheitsdichter und Uhland aber schon weniger leicht die Tiedge, Tieck und Arnim, Rückert und Leuthold auszuscheiden. Es blieben gewiß auch außer den Aufgenommenen noch manche, denen ein gutes Lied oder eine gute Reihe von Gedichten gelungen war, aber sie bestanden nicht vor jenem strengen Gesetz der Auswahl, das nur die ursprüngliche dichterische Leistung zuließ. Deshalb spiegelte die neue Sammlung wenn nicht die ganze Mannigfaltigkeit so doch den wertvollsten Reichtum und die ganze Höhenlage des deutschen Geistes wieder, die das Jahrhundert Goethes zur Erscheinung brachte. Von selbst wurde dadurch die übermäßige Betonung des Bürgerlich-Erotischen vermieden, die in allen lyrischen Blütenlesen üblich war, und ein Bild zurückgedrängt, das besonders durch Heine bis zum Überdruß unser Schrifttum füllte, Jugend wie Alter mit flauen weichlichen Gefühlen fütterte und den Blick auf andere Seelenlagen versperrte. Es wird offenbar, sagte die Vorrede zu der engen

Wahl der Zwölf, „daß der Garten der deutschen Verskunst nach dieser Sichtung sich nicht ärmer, sondern in um so deutlicherer Pracht erweist".

KLOPSTOCK erscheint als der Vorklang des Jahrhunderts als Durchbruch durch Schulregeln und Verstandesschranken, als Aufbruch der in langem Schlummer gesammelten Kräfte, der an die Stelle des metrischen Schemas das aus der Erregung des Herzens, aus der Liebe zu Göttern und Freunden geborene Schrittmaß, die harte pindarische Fügung der Satzglieder setzte und „den Silbentanz" begann, wie Goethe von ihm sagte. Wenn er nur selten die sinnliche Welt unmittelbar zur Anschauung brachte, mehr den Bereich der gedanklichen Erschütterung durchkreiste und alles durch das Mittel eines unendlichen Raumes und eine geistig-religiöse Zwischenluft sah, so ist doch seine herbe und phrasenlose Sprache immer von hohem Flug, ihr Gehalt von erhabenen Gesichten und von jener unendlichen Wallung im Göttlichen erfüllt, wie die Jugend sie liebt und wie sie tief auf so unterschiedene Geister wie Goethe, Herder und Schiller, Jean Paul und Hölderlin wirkte.

Nach diesem Vorklang, der wie schon jene Namen besagen, noch weit in das Jahrhundert weitertönte, folgen die Dichter, welche auf den Schultern Goethes stehen und zugleich mit Ausnahme Schillers von dem Elemente berührt wurden, das in den Prose-Gedichten Jean Pauls am blühendsten aufgeklungen war.

SCHILLER, der neben Heine mit der geringsten Zahl der Gedichte in unserer Sammlung vertreten ist, hatte nach einigen Äußerungen Goethes „einen Überfluß und eine Exuberance der Gedanken die er nicht bändigen konnte .." er hatte etwas von jenem unsinnlichen unfaßlichen und aufdröselnden Wesen der deutschen Philosophen das ihn trieb über alle Dinge nachzusinnen und ihm fehlte „ein wesentliches Erfordernis der Poesie": die Verdichtung aller gefühlsmäßigen und geistigen Kräfte ohne Denkerstörung. Er ist von Natur Denker und Redner, seine Heimat das Gebiet der hohen Ideen, seine Kraft die wuchtige Darstellung sittlicher Gedanken. Darum sind seinem strebenden Geiste nicht Leidenschaften und Handlungen als solche, seiner beschwingten Phantasie nicht sinnliche Gestalten und Gegebenheiten als solche wichtig sondern ihre Beziehungen zu einer sittlichen Ordnung. Aus dieser zieht er seine glühenden Erlebnisse und den Gang seiner Verse bestimmt nicht die Stimme des Blutes sondern ein zweckhafter Sinn, der überreden und überzeugen will. Er spannt ohne innerste Nötigung und also auch ohne letzte Einschmelzung überlieferte Bilder vor allem der Antike und entliehene Bilder der natürlichen oder ideellen Ordnung in dichterische Maße: mehr edle Gesinnungen als leidenschaftliche Erregungen, mehr Meinungen und Vorstellungen als seelische

Erschütterungen in Sprache wandelnd. Nur selten bricht durch den hohen Gedankenschwung das unmittelbare Pochen des Herzens und überrascht uns dann durch die ungeahnte Tiefe, überrascht durch die schönste Eigenschaft dieses männlichen Geistes: über sich selbst hinauszuweisen auf ein Menschlich- und Göttlich-Höheres das sein Adlerblick erkennt.

Die zehn übrigen Dichter sind, wie im letzten auch ihre Väter Goethe und Jean Paul, gemeinsame Kinder des klassischen und romantischen Geistes, bald mehr vom klaren helleren Strahl, bald mehr vom farbigen dunkleren Strahl getroffen, Kinder zweier Grundkräfte des deutschen Menschtums, die in liebendem Ringen und gegenseitiger Durchdringung das Wunder der deutschen Dichtung schufen und gerade in den schönsten Gedichten ihrer Vertreter am deutlichsten die Einheit des Ursprungs erkennen lassen. Der Atem Goethes, wenn nicht die weitesten Pole so doch die größte Dichte der Grundkräfte bindend, hat sie alle angehaucht und selbst wenn sie gegen ihn stritten, klang ihre Stimme doch in dem Raum, den er umgrenzt und gebaut hatte und bekam von daher den gemeinsamen Ton. Ob sie einen Kunsttrieb, den er mit vielen in sich gepflegt, noch stärker heraustrieben und dadurch für diesen Zweig einen volleren Klang, ein bewegteres Maß gewannen oder ob sie aus neuen Landschaften ihm unbekannte Bildreize, aus verwandelter Umwelt neue Sichten entdeckten, sie blieben dennoch in seinem Reiche. Seine weite Herrschaft überwölbte in diesen Dichtern den gewaltigen Raum vom Rhein bis nach Schlesien und Ungarn, von Schleswig-Holstein bis zur Schweiz und ließ ein deutsches Volk mit neuer Sprache entstehen, als noch seine Staaten in Feindschaft standen und die Versuche der Einheit — bis heute noch vergeblich — an alten und jungen Widerständen zergingen.

Die gewaltige erhaltende Kraft des Dichters Goethe stand in allen Jahrzehnten gegen die ungeistigen Kräfte der reinen Verneinung. Ludwig Börne hat als Zerstörer und Auflöser mit dem Blick des Hasses gut gesehen wenn er 1832 schrieb: „Goethe ist der König seines Volkes: ihn gestürzt und wie leicht dann mit dem Volke fertig zu werden! Dieser Mann eines Jahrhunderts hat eine ungeheure hindernde Kraft, er ist ein grauer Star im deutschen Auge, wenig, nichts, ein bißchen Horn — aber beseitigt das, und eine ganze Welt wird offenbar. Seit ich fühle habe ich Goethe gehaßt, seit ich denke, weiß ich warum". Wie Börne dachten bewußt oder unbewußt bald viele im Bürgertum und Proletariat. Sie glaubten, die Welt des Geisterfürsten zertrümmern zu können, wenn sie die alten Ideen und Erbwerte von innen zerlösten und die alten staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen von außen zerschlügen. Aber über alle Brüche und Stürze lebte und wirkte er fort durch das Ewig-Dichte-

rische in den zeitlichen Formen seiner Werke, durch die unwiderstehliche Kraft seiner Rhythmen und Klänge, die noch jedes lebendige Herz und vor allem das der Künstler erschütterte und zum geistigen Bilden antrieb. Auch die Dichter, bei denen nach der Mitte des Jahrhunderts ein verwandelter Weltgehalt sichtbar wird, dichten noch immer im Bann seines Tones, in der Schwingung seiner Maße. Der Bilderzug ist bei ihnen ärmer geworden, manches ehemals Geglaubte versunken, auch der Rest der geistigen Habe schon bedroht. Das urmächtige ungeformte Leben begann unter den verbröckelnden Formen der Zeit schon spürbar zu werden und in die Künstleraugen fielen Schimmer des ewiggleichen Tages, an ihre Ohren drangen Töne der ewiggleichen Sturmflut der Nacht. Daß es in Deutschland noch Dichter und Maler gab, welche die ersten dumpfen Urlaute auffingen, war ein Zeichen noch geheimer lebendiger Kräfte im Volke, daß aber ihre Seelen sie ertrugen ohne zu zerbrechen, daß die Künstler diese Laute in Gebilde zu fassen vermochten, war die weiterwirkende bewahrende Macht des Königs Goethe.

HÖLDERLIN, der erste von den zehnen, hätte nach der Meinung Georges und Wolfskehls, auch wie sie ihn damals sahen, fast mit allen Gedichten aufgenommen werden müssen, doch trat die Vorliebe für ihn zurück hinter der Forderung des Gleichgewichts der Sammlung und deren Absicht ihn im Raume Goethes zu zeigen. Auch da freilich steht er als der Eigenste im Umkreis des beherrschenden Genius und in der gefährlichsten Spannung zu ihm: im Dichterischen von der gleichen Unmittelbarkeit des Gefühls wie er, dabei von dem schwungvollen Sphärenflug Klopstocks und von der großen geistigen Gebärde Schillers, im Verhältnis zur Natur sogar unmittelbarer als die drei und von einem noch ungekannten Einsgefühl mit allem Urleben, im Verhältnis zur Antike tiefgründiger als alle Zeitgenossen und als erster Deutscher vom tragischen Schauer der Hellenen ganz wissend und ganz erschüttert. Diese Ansammlung mächtiger Kräfte in einem feinfühligen Geist und das Bewußtsein neben den Großen seiner Zeit Träger einer besonderen dichterischen Sendung zu sein, gab seiner Sprache den Ton unheimlicher Leidenschaft und holdester Zartheit zugleich, machte sie jugendlich-herb und klanglich-schmiegsam, rauschhafter als die Goethes und gestaltiger als die Jean Pauls. Bis diese Elemente von Rausch und Helle in George eine neue Einung erfahren hatten, mußte Hölderlin den einen zu schwärmerisch, den anderen zu denkerisch erscheinen, sahen die einen nur seine Flugkraft, die anderen nur sein Zerbrechen, aber niemand den ganzen Dichter. Aber daß er möglich war neben jenen Großen und noch Ungeahntes heraufhob, an das sie nicht rührten noch rühren durften, erscheint

uns heute als das größte Wunder unseres Reichtums und aus dem Jahrhundert Goethes gesehen als Aufbruch darüber hinaus in eine neue Gestaltung des deutschen Geistes.

Die Romantiker dagegen stehen ganz innerhalb des Goethischen Baues, soweit er Dichtwerk ist, aber sie glauben nicht an seine geistigen Bilder: sie sind scheinbar bewahrender noch als er, aber indem sie zurückgreifen auf vergangene gewesene Lebenbilder, verwerfen sie die seinen und zersprühen Vergangenes und Gegenwärtiges in einem farbigen Untergang von bezaubernder Kühnheit. Wo sie zu retten suchten, lösten sie die christliche Seele in tausend Brechungen und Spiegelungen auf, spielten ironisch in ihren Träumen und Gesichten mit allen Elementen der Innen- und Außenwelt, flößten Lebendiges und Totes, Geschöpfliches und Geistiges, Gewächs- und Seelenhaftes ineinander bis kein Festes mehr blieb als die Schaukel zwischen den Dingen, auf der die Trunkenheit von Gräbern zu Sternen, von Täuschung zu Enttäuschung fliegt, wie am grausamsten schon in Jean Pauls Rede des toten Christus, daß kein Gott sei.

Die romantischen Dichter haben die feinste Reizbarkeit für alle Schwingungen des Gefühls, für alle Abschattungen des Gedankens, für alle Zauber des Diesseits und Jenseits. Denn noch sind die Welten da, an denen das Sprühen und Funkeln der aufblitzenden Phantasie sich bricht: ihre Überlieferungen, Ideen, Körperschaften und Sitten, so morsch und mürb sie schon waren, gaben die Stofflichkeiten für diese Spiele der Laune, des Witzes, der Sehnsucht und Tollheit, der dunklen Trunkenheit und der überspitzten Erhellung noch einmal her, die Seele glühte zum letzten Male in dieser Abenddämmerung des antik-christlichen Kosmos farbig, tönend, berauschend auf und bestimmte auch in ihrem Nachglühen noch die ganze abgeschwächte Gefühlsleiter der folgenden Geschlechter.

Nur an dieser Weltwende war es möglich wie NOVALIS zugleich Dichter und Verneiner aller geformten Wirklichkeit, zugleich Sprachgestalter und Feind aller gestaltigen Ordnungen zu sein. Für seine Dichtung gibt es keine festen Gegebenheiten, nur grenzenlose Bewegungen, Mischung und Entmischung, Tanz und Vertauschung aller Dinge und Bilder. Seine Stimme wird noch getragen von der welthaltigen Luft des Christentums aber nicht mehr des lebendigen erdüberherrschenden sondern eines romantisch wiedererweckten. Die in den Schoß des alten Christentums rückgekehrte Seele schwankt stets zwischen Gewesenem und Neuersehntem und schwingt auch noch die festeste Bindung in die Willkür des Märchens hinüber. Auch der neue Goethesche Daseinsgrund der sinnlichen Natur wird aufgelöst: Geist und Leib, Leben und Tod, Tag und Nacht sind vertauschbar geworden und dienen dem Dichter nur als

Mittel, um die Welt aus den Formen der Wirklichkeit zu befreien, nur als Zeichen um ihren geheimen Sinn, das stetige Fließen und Entfließen in der Liebeseinheit, zu enträtseln. Von diesem Spiel und Spiegeln hat seine Sprache den prismatisch gebrochenen Farbenglanz und die traumhaft schwankenden Tanzmaße, die Fähigkeit alles Wunderbare Geheimnisvolle und Unzusammenhängende, alles Tiefe Dunkle und Dämmrige, alles Verschwimmmende, Unerklärliche und Plötzliche wiederzugeben, er machte die Sprache beweglicher für den Ausdruck von Gegensätzen, biegsamer für die Verbindung getrennter Gebiete und Stoffe, für das Grenzspiel von Geist und Natur, Sollen und Sein, Begreifen und Fühlen.

BRENTANO hat die gleichen Elemente wie Novalis aber männlich gehaltener wo jener weiblich-verschwärmter ist und in den religiösen Bildern als echter Sohn der Kirche ohne das Andringende und Übersteigerte eines der Neukatholiken. In seinen Gedichten wird deutlicher als bei den anderen Romantikern, daß die neue Klangfarbe aus dem Musikalischen stammt. Im Gegensatz zu Goethe, der bei höchster Empfänglichkeit für ihre Werte die Musik im dichterischen Bereich allmählich auf die einfachste Wortbegleitung herabmindern wollte, wurde bei den Romantikern die äußerste Seelenschwingung gerade durch das Musikalisch-Klangliche erregt und als Dichter strebten sie danach, es in der Sprache so aufzufangen wie sie es bei den höchsten Musikern hörten. Nachdem Goethe den Sprachraum gestaltet, Jean Paul den Klangrausch geöffnet hatte, wurde das Ohr gerade durch die vollkommenste Ausbildung der wortlosen Musik empfindlicher und empfänglicher für alle Klangreize. Ihre Einschmelzung ins Sprachliche war für den Allvermischungs- und Alleinheitsdrang der romantischen Dichter ein lockendes Ziel. Brentano suchte „die dunklen Wunderwellen" wie er sie in den „Nachklängen Beethovenscher Musik" benennt, für die Dichtung zu gewinnen und ein sprachliches Tonbild wie ein musikalisches Thema — so am vollkommensten in dem Gedicht „Aus einem kranken Herzen" — abzuwandeln. „Wie konnte er singen und was für ein Sager ist er gewesen!" schreibt Wolfskehl, der auch zuerst die „Nachklänge" wieder entdeckt hat, „Keines andern Deutschen Wort ist, in Klang und Mißklang so sehr Musik — nicht im Verstand der ‚schönen Sprache' sondern im tieferen des Tonwerts, des musikologischen Anschlags und der symphonischen Verknüpfung und Ausarbeitung der Themen". Dieses Streben nach musikalischer Komposition, nach dem Klangzauber der Worte schloß von selbst die beschreibende Art der Dichtung aus und führte die Romantiker zu der sinnbildlichen Darstellung, der alle Sinnenreiche unterschiedlos nur Mittel zum inneren Erleben sind.

Novalis und Brentano bereicherten auf diesem Wege das Werk Goethes und Jean Pauls und wirken daher noch als Neu- und Mitbildner an der dichterischen Welt der Großen. EICHENDORFF und PLATEN stehen als erste schon im vollendeten Raum. Das Klassische wie Romantische ist in ihnen nicht als Drang und Not sondern als gegebene Einheit vorhanden, es ist in die deutsche Luft und Landschaft eingegangen, sie sind in den neuen Geist hineingeboren und singen in der von ihm gebildeten und geschmeidigten Sprache. Wenn sie etwa vom Dichter im Liede aussagen, so geschieht es nicht mehr mit den glühenden Leiden und Freuden, die jene schüttelte: er ist nicht mehr der Beherrscher der Dinge noch der Sinner und Seher des Weltgeheimnisses, er ist nicht mehr der Deuter aller sinnlichen und geistigen Erscheinungen, der den Schleier zu Sais hebt und dem die Kunst das höchste aller menschlichen Werkmittel, ja die Weltmacht selber war — sondern für sie ist „der Dichter" schon ein außer ihnen stehendes Bild, eine gewordene umgrenzte Bildnerart.

Dadurch stehen ihnen die dichterischen Sprachmittel weniger ursprünglich aber leichter zu Gebote: bei Eichendorff, in dem das romantische Element vorherrscht, legen sich die Worte liebend und schmiegsam um die Dinge und Gefühle und es entsteht selbst an der Darstellung gewaltiger oder düsterer Vorgänge jenes liebliche und holde Klingen der Verse, jener Schimmer der leisen unfaßlichen Regungen, die uns eine besondere seelische Empfindungsart unserer Väter, das deutsche Gemüt, in seiner keuschesten Form vermitteln. Platen, in dem das klassische Element vorherrscht, obwohl gerade er Jean Paul besonders hochschätzt, bringt den Formwillen der großen Weimarer zur höchsten technischen Ausbildung, er erlaubt sich keine Freiheiten im Maßgefüge, seine Reime sind, wie schon Jacob Grimm rühmte, fast ohne Tadel, aber bei aller Einbildungs- und Erfindungskraft fehlt ihm nach Goethes Worten eine Tiefe des Gehaltes, bei allem Reichtum glänzender Eigenschaften das wichtigste Erfordernis des Dichters: die Liebe. „Die unselige polemische Richtung" und das „Negative" in seinem Talent, wie Goethe bei seinen Dramen tadelte, kommt freilich in den Gedichten am wenigsten zur Erscheinung, aber es drückt sich doch in einem Mangel an Leidenschaft aus, der ihn hindert die strengen Formen ganz zu erfüllen, die untadligen Fügungen ganz zu durchglühen. Die hohe adlige Gestalt, welche nicht mehr völlig durchblutet ist, bezahlt den Versuch die Farbenträume Jean Pauls und die Linienklarheit Goethes zu vereinigen, mit einer Kühle in seinen Gebilden, die uns in der höchsten Bewunderung stehen läßt, wo wir hingerissen ihm gern noch weiter folgen möchten. Die Herausgeber der Sammlung wurden freilich nicht durch die gemeinübliche Ansicht von der

Marmorkälte Platens benommen: sie nahmen eine unverhältnismäßig große Anzahl seiner Gedichte auf und legten dabei besonderen Wert auf das Gruppenartige ganzer Gedichtfolgen, an dem seine hohe formale Durchbildung kenntlich wird.

Gerade an diesem Punkte wird der ganze Absturz zu HEINE sichtbar. Heine stößt uns von jedem Punkte ernüchtert oder enttäuscht hinab und beschmutzt den Flügel der Dichtung, mit dem er uns aufzuschwingen schien. Wir meinen nicht nur die absichtlichen Schlußernüchterungen, die in den wenigen Gedichten, welche die DEUTSCHE DICHTUNG von Heine aufgenommen hat, fehlen, sondern auch jene Unregelmäßigkeiten der Form, welche aus einer scheinbaren Gefühlsschwankung hervorgehen, aber in den meisten Fällen gewollte oder nachträgliche Überarbeitungen sind und den Reiz in der Brüchigkeit und Auflockerung der Formen suchen. Heine erzeugt den Schein der unmittelbaren Gefühlsäußerung oder zerstört selbst die echte, und geht mit einem witzelnden Seitenblick oder ätzenden Selbstbetrug an den Höhen und Tiefen des Lebens vorüber, die eben noch eine Welt bedeuteten. Er bezeichnet den Umschwung und macht die Linie des Zerfalls erschreckend sichtbar. Seine Wirkung besteht vor allem in der Übermittlung der klassisch-romantischen Dichtung an die Epigonen in der leichtesten einfließendsten Form, und es ist für die Entwicklung der deutschen Dichtung nicht belanglos daß man eine Zeitlang Goethes Gedichte mit Heineschen Augen ansah und gerade er bestimmend wurde für die Gefühlswelt der bürgerlichen Schichten. Dennoch haben auch einige nicht zu unterschätzenden Geister Heine geliebt, weil er dem deutschen Geist der Schwere durch seine Beweglichkeit entgegenwirkte. Denn was er hinzubrachte war nicht nur die Aufweichung der Sprache für die gefühlige Rührseligkeit, sondern auch für den beißenden Hohn und die Erfassung politischer Stimmungen — Dinge, die sich auszuschließen scheinen, aber auch im niederrheinischen Naturell (Köln!) zuweilen eine seltsame Eintracht finden.

Klarer und reiner klingt der Goethische Ton aus den vier letzten Dichtern des „Jahrhunderts" wieder. Jeder von ihnen ist bestimmt durch seine Heimatlandschaft: LENAU und MÖRIKE durch die des Südostens und des Südwestens, HEBBEL durch die des Nordens, Conrad Ferdinand Meyer durch die der Schweiz, und in diesem Landschaftlichen wandeln sie das Erbe Goethes in neuer Befruchtung ab. Aber in diesen weitesten Bereichen Goethescher Wirkung im großen deutschen Raume verbindet sie zugleich eine tiefere Gemeinsamkeit der dichterischen Artung, die wir als ein Vollerwerden der Schatten und ein Wachsen der Farbigkeit bezeichnen können. Noch immer im Raume Goethes lösen sie sich doch

langsam aus dem Ringe klassischer-romantischer Vorstellungen und Gefühle. LENAU ist noch am tiefsten mit seinem Ton darin verhaftet, gewinnt aber in seinen späteren Liedern eine neue Gedrungenheit des Wort- und Klanggefüges und tritt aus den überlieferten Bereichen in eine Urwelt, wo er im Traum schon die Flöte Pans mit anderem Ohre hört als die Väter. Auch HEBBEL und MÖRIKE haben diesen Blick in noch unbetretenen Raum. Bei dem halbheidnischen Holsteiner wie bei dem stillen schwäbischen Christen schweigen in den besten Gedichten fast alle Werte der Überlieferung und ihrer Zeit. Wenn sie in ihren Dramen und Erzählungen noch in der sittlichen Weltordnung Schillers oder im Märchenbann der Romatiker stehen, so spricht aus ihren Gedichten die großgeschaute Wirklichkeit der Dinge ohne Bindung an die Bildungsgehalte ihrer Umwelt. In der Erschütterung des dichterischen Augenblicks ahnt Hebbel, daß die bestehende Form der Welt in sich zusammenbricht und eine neue dämmernd aus dem Nichts heraufsteigt. Mörikes Geist wittert die Luft des Unberührten und das Rauschen der uralten Wasser und sein Vers „Was aber schön ist selig scheint es in ihm selbst" ist wohl ohne Winckelmanns und Goethes antikenselige Augen nicht möglich und doch eine unklassizistische Prägung für das ewige zeitlose Bild der Schönheit: sie könnte vom späten Hölderlin stammen.

Diese innere Loslösung, ein fast freies Treiben in der Zeit, das dem persönlichen Schicksal der letzten vier Dichter etwas Unseliges gab, verlieh ihren Blicken in die Natur eine neue Eindringlichkeit, ihrem dichterischen Ausdruck eine größere Farbigkeit, die sich bei C. F. Meyer zu einer bisher unausdrückbaren Hochfarbigkeit des Tones verdichtet. Hebbel hat zuerst die Nebelschleier der feuchten Dithmarschen, die meergraue Dämmerung, streifende Schimmer und die lastende Enge unter dem schmalen nordischen Licht in seinen Liedern aufgefangen. Auch die nur dem Norddeutschen faßliche Mischung von dunklem Bild und hellem fast kaltem Gedanken ist ihm eigentümlich. Aber seine Dichtung hat leicht etwas Kränkelndes als ob die Sonne sie nicht ganz durchdrungen hätte und scheint mehr aus der Anspannung eines mächtigen Willens als dem Überfluß einer ergiebigen Natur entstanden. Die tiefsten Schatten und die klarsten Lichter fehlen in seinen Gedichten aber sie haben, wie die Maler sagen, „die Intelligenz der Mitteltöne", die das besondere Merkmal unserer Tiefebene ist.

Bei Mörike dagegen scheinen heller Tag wie sichtige Nacht aus reinem tönenden Licht gewirkt und ein Bild etwa wie „Der klare Gürtel blauer Luft" wäre bei dem Dithmarschen so unmöglich wie die Schlußzeilen des Gedichtes „Auf eine Lampe" und der Anfang von „Nachts".

Bei C. F. Meyer vollends, dem in noch südlicherer Landschaft geborenen, dem Liebhaber Italiens und der Maler der italienischen Wiedergeburt ist die Helle und Weite des südlichen Lichtes ganz in unsere Dichtersprache eingegangen. Dieser letzte unmittelbare Erbe Goethes ist zugleich der erste deutliche Vorklang der neuen Dichtung Georges. So tiefe Schatten, so satte Farben und helle Scheine konnten nur die von der großen Natur geweckten, von der ewig jungen Erde und der ewig jungen Sonne bezauberten Augen unter südlichem Himmel erfassen wo in heißer Glut die purpurne Veltliner Traube kocht und die lichtatmende Luft den Tönungen aller Dinge ein erhöhtes Leben gibt. Vergessen wir dabei nicht, daß neben ihm der augenhafteste Mensch der Zeit, Arnold Böcklin, den gleichen ja vielleicht tieferen Blick in die neue Sinnenwelt tat als selbst die Dichter: auch er zum Jahrhundert des Olympiers gehörig und ohne ihn nicht denkbar, aber ein selbstschöpferischer Geist, dessen urwüchsige Gestalten schon aus verwandelter Welt kamen und für die Augen Goethes wie Jean Pauls nicht erträglich gewesen wären. Dieses dumpfe tierhafte Dämmern, trauernde Schweigen und helle Gelächter der elementaren Geschöpfe und vor allem das tiefe beglückende Wunder von Licht und Farbe, das Land und Meer und Himmel durchglühte, lag schon fernab von allen klassischen und romantischen Zwischenschichten, von Augen die etwa Raffael Mengs oder Thorwaldsen den Werken der Antike und Renaissance oder die Nazarener mit einem Giotto und Angelico gleichwerten konnten. In Böcklin offenbarte sich ein heidnisches Freiwerden von antikisierenden wie christlichen Überlieferungsformen, ein Hinabtauchen in eine sinnlich tiefere Schicht des Lebens und wie der große Dichter den Maler, hat der Maler wieder die Dichter mit schönen Träumen befruchtet.

So waren am Ende des Jahrhunderts Goethes zu dessen Reichtum neue Klanghöhen und Farbentiefen für unsere Sprache gewonnen worden und während auf einer absteigenden Linie seine Schätze verdünnt und verschlissen wurden, mehrten die fruchtbaren Geister unser Gut und weisen eine geheime Wandlung unserer Fühl- und Sehweise auf, die schon in Georges ersten Werken ihre volle dichterische Entfaltung und Sichtbarkeit gewann. Dieser Vorklänge wurde der Dichter sich erst mit der Sichtung von Jean Paul bewußt. Aber die frühen Hinweise in den Blättern auf Goethe, Hölderlin, Platen und Böcklin deuteten schon an, was er in der DEUTSCHEN DICHTUNG als schönstes Vermächtnis der Vergangenheit anerkannte und in neues Licht erhob. Auch die schrifttumkundigen Gefährten waren überrascht, wie sehr die Auswahl Altbekanntes verwandelte, Unbekanntes erscheinen ließ. Während in dem „Stundenbuch" — der

schöne Name fand bald Anklang — ein ganzer Kreis wertvoller Menschen zuerst einen rechten Begriff von Jean Paul bekam und dies dankbar anerkannte, erklärten freilich die Wissenschaftler: „wissenschaftlich ist es völlig wertlos." Und doch sieht man heute schon, daß auch die Forschung, wenn sie sich mit Jean Paul beschäftigt, nicht mehr an der vom „Stundenbuch" geöffneten Sicht vorübergehen kann. Auch Brentano und Hebbel wirkten wie neue Entdeckungen, andere sahen ein völlig verändertes Bild von Mörike und selbst von Schiller. Gegenüber der literarischen und Schulüberlieferung stellte die Blättersammlung eine vom höchsten dichterischen Anspruch bestimmte Ordnung dar, die bald auch das Urteil weiterer Kreise beeinflußte und heute gilt Auswahl und Ausscheidung, die hiernach vorgenommen wurde, schon als selbstverständlich und von jeher gebräuchlich.

5. KAPITEL: DIE FÜNFTE UND SECHSTE FOLGE

WÄHREND der Sammlung und Herausgabe der „Deutschen Dichtung" hatte George die Arbeit am eigenen Werke nicht ruhen lassen: je am Ende der Jahre 1901 und 1903 erschien die fünfte und die sechste Folge der Blätter, welche wir gemeinsam betrachten wollen. Das Vorliegen größerer einheitlicher Beiträge hatte die Zusammenfassung der bisher einzeln herausgegebenen Bände zu einem Buche nötig gemacht: Es waren dies die dramatischen Spiele und Gespräche, welche damals zuerst in den Blättern auftraten und den beiden Folgen ihr besonderes Gepräge gaben.

Schon im Beginn der neunziger Jahre, wie wir anmerkten, hatten die Blätter sich mit der Frage des Schauspiels beschäftigt und die unkünstlerischen Formen, welche die moderne Schaubühne beherrschten, abgewiesen. Eine Belebung der Bühne schien ihnen nur möglich durch ein völliges In-Hintergrundtreten des Schauspielers und vor allem durch eine Neugeburt des dichterischen Geistes aus dem ehemals auch unsere Schauspiele genährt worden waren. Mit dem steigenden Überhandnehmen des äußeren Apparates und der Vortäuschung der Wirklichkeit — und welcher Wirklichkeit! — war, wie schon Anselm Feuerbach bemerkte, der letzte Rest eines Kunstgefühls von der Bühne verscheucht und ein Barbarismus des Geschmacks erzeugt worden, „von dem die Kunst sich abwendet und den Staub von ihren Füßen schüttelt". Seitdem war auch noch das letzte

Gut einer großen Überlieferung, die Sprechkunst, vernichtet worden und „man gewöhnte sich" wie die vierte Folge am Ende des Jahrhunderts schrieb „Rhythmen zu sprechen gleichsam um Entschuldigung bittend und verlor damit jeden festen Grund: das Schauspiel wurde ersetzt durch die Vorführung körperlicher oder geistiger Gliederfertigkeit des einzelnen. Mag man auch die Anstrengung und Eigenart mancher Brettergröße bewundern, keine hat eine ernstliche Neuerung gewagt und vor allem scheint uns keine geschickt zur Hersagung der neuen klanglichen Gebilde. Bedeutsame Zeichen des Rückzuges sind sichtbar geworden — — und alle vornehmen und verfeinerten Geister sprechen vom Theater wie von einem schlechten Ort" (IV, 5).

Die Künstler der Blättergemeinschaft hielten sich daher vom Theater fern und beschränkten sich darauf in größeren Wohnräumen wie bei Lepsius in Berlin und Wolfskehl in München eine Reihe von Vorlesungen und kleine Aufführungen mit möglichst einfachen Gegenüberstellungen abzuhalten, bei denen alle berufsmäßigen Darsteller ausgeschlossen wurden und nur die Dichter und bildenden Künstler selbst Vortrag Bewegung und Anordnung bestimmten. „Die Abrichtung der Stimme zum Hersagen der neuen rhythmischen Gebilde, das Hervortreten der Körperlichkeit in einem schönen Licht, das Beschränken der Bewegungen als strenge Begleiter des Wortes" — so lauteten die knappen Leitregeln. Alles übrige erhoffte man von einem langsamem allmählichen Reifen der Kräfte durch das Zusammenwirken im Kreise: „Strenge Überlegung, kalte Schlichtheit, selbst absichtlich bis an die Grenze hinab, das kann allein helfen . ."

Nur Hofmannsthal erwartete noch etwas wie von der öffentlichen Presse so auch von der öffentlichen Bühne. Er ließ im März 1899 auf einem Berliner Theater seine beiden Stücke „Die Hochzeit der Sobeïde" und „Der Abenteurer und die Sängerin" von Schauspielern, denen das Sprechen von Versen gänzlich unmöglich war, aufführen mit dem Erfolg, daß ihm die Kunstrichter einige höhnische Freundlichkeiten über seine „dünnen langweiligen Spielchen" sagten, „deren Feinheit und erklügelte Beleuchtung man in der Hetzjagd des Theaterbetriebes nicht genießen könne" (Die Zukunft März 1899). Um dem Gefährten nicht noch schlimmeres über die Handhabung der dichterischen Sprache durch die Schauspieler sagen zu müssen, wich George nach der Aufführung einem Zusammentreffen mit Hofmannsthal aus, den er kurz zuvor noch einmal gesprochen hatte.

Aber in den ersten Merksprüchen zur fünften Folge ließen die Blätter keinen Zweifel darüber, daß sie die Entstehung des Dramas auf einem anderen Boden erhofften, als dem der modernen Bühne. Nach ihrer Meinung konnten Kunstschöpfungen wie das Drama weder durch starke einzelne

noch durch bloße Zusammenrottung gewisser Berufsklassen zu Berufs- und Unterhaltungszwecken entstehen, sondern einzig auf der Grundlage „einer geistigen und künstlerischen Gesellschaft, die sich verbunden fühlt durch ganz bestimmte Ablehnungen und Bejahungen, durch ein besonderes Lebensgefühl".

Eine solche Gesellschaft, die Goethe noch überkommen und selbst unter Eindämmung ja Opferung seiner dämonischen Triebkräfte mit Güte und Härte, mit werbender Anziehung und rücksichtsloser Ausschließung zu erhalten gesucht hatte, mußte am Ende des Jahrhunderts in Deutschland erst wieder geschaffen werden. Eine neue Bildungseinheit konnte nur entstehen, wenn der vom Dichter offenbarte Lebensrhythmus zuerst von einer Gemeinde, dann von einer größeren Volksschicht angenommen wurde. In der Gewißheit, daß diese Gemeinde sich aus dem kleinen Anfangskreise stetig weiterentwickeln würde, umgrenzten die Blätter auch in den neuen Folgen einige Bereiche unseres geistigen Lebens. Sie verwarfen mit dem Hinweis auf die Formenstrenge der frühen rheinischen Meister und vor allem Holbeins die billige Vorspiegelung als ob Formreinheit etwas dem deutschen Geiste unangemessenes, mehr dem Süden eigenes sei: „es gibt allerdings zwei Linien des deutschen Geistes — und nur durch den beständigen Hinweis auf die eine kam man zum Glauben, daß die andre nicht bestehe: freilich nach den staatlichen und Glaubenswirren des 16. Jahrhunderts machte sich im Deutschen eine Vorliebe geltend für alles Platte, Eckige, Vernünftelnde". Gegen diese Vorliebe, die durch das „kunst- und kulturfeindliche System des Preußentums" noch verstärkt worden war, forderten die Blätter eine tiefere Durchbildung des künstlerischen Urteils, eine Wiedergewinnung der Gestalt des Dichters und vor allem die Schaffung einer gesamtdeutschen Menschenart, eines durchgeformten Typus des Deutschen über Preußen und Österreich hinweg: „Daß der Deutsche endlich einmal eine Geste: die deutsche Geste bekomme — das ist ihm wichtiger als zehn eroberte Provinzen". „Die Jugend", so schließen diese Merkworte, „die wir vor uns sehen, gestattet uns den Glauben an eine nächste Zukunft mit höherer Lebensauffassung, vornehmerer Führung und innigerem Schönheitsbedürfnis. Sollten aber große Umwälzungen und Ausbrüche entstehen, wissen wir, daß diese ganz anderer Art sein müssen als die staatlichen und wirtschaftlichen Plänkeleien die heute die Gemüter erfüllen". Mit diesen Sätzen wurde der engere Kunstkreis des ersten Jahrzehntes verlassen. Das bewußte Hinauswirken, wie es sich in den öffentlichen Ausgaben der Bücher ankündigte, das Bewußtwerden der Verwurzelung im eignen Volke und Boden, wie es im TEPPICH DES LEBENS und in der DEUTSCHEN DICHTUNG seinen

Ausdruck fand, tat sich in der fünften und sechsten Folge als Handeln in die Zeit schon dar. Der Dichterkreis setzte sich nach seiner inneren Festigung in Bezug zur Volksgesamtheit und ging zugleich zu einer neuen Ausprägung der dichterischen Handlung im engeren Sinne über, welche eine Gemeinschaft zur Voraussetzung hat. Beides geschah zunächst noch vorsichtig und tastend: im ersten Bereich durch das Grabgeleit für Nietzsche und Böcklin und die ersten Zeitgedichte Georges, im zweiten durch die dramatischen Spiele und Gespräche: „Die Aufnahme in den Orden" von George, einen Auftritt aus „Das gerettete Venedig" von Hofmannsthal, die Einzelrede aus einem Trauerspiel von Wolfskehl, „König Kofetua", „Alexandros", „Antinous" von Gundolf, das vierte Bild der „Katharina von Armagnac" von Vollmöller, „Die Mädchen von Phaesana" und zwei Einzelreden „Kalypso" und „Der Abschied" von August Oehler, und die Chöre und Auftritte aus „Polyxena", „Anikate Machan" und „Der Leibwächter" von Heiseler.

Obgleich alle diese Versspiele im Ton der neuen Dichtung schwingen, lassen sie doch in ihrer Handlungsform deutlich zwei Wurzeln erkennen: die Hofmannsthals und Vollmöllers nähern sich der älteren dramatischen Form aus dem Jahrhundert Goethes, sie haben noch das überkommene Theater zur Voraussetzung, die übrigen sind in ihrer vereinfachten Handlungsart vom VORSPIEL oder den Doppelbildern im TEPPICH erregt und haben die festlichen wie gestalterischen Bedürfnisse der neuen „geistigen und künstlerischen Gesellschaft" zur Voraussetzung. Sie spiegelten noch unter geschichtlichen Namen und Sinnbildern das Geschehen der eigenen Lebensgemeinschaft wieder oder suchten große Gestalten der Vergangenheit in den Raum des eigenen Erlebens zu ziehen, immer aber blieben sie innerhalb des engsten Lebenskreises und fanden ihre Darstellung ohne fremde Orte und fremde Kräfte in der schlichten Form des dichterischen Hersagens oder der einfachsten Form der Aufführung durch mehrere Freunde. Das Theater hatte für diese Einheit von Ereignis und Gestaltung des gemeinsamen Lebens keinen Sinn mehr. Wer in die Außenbezirke ging, vertat nutzlos sein Gut an die Vielen und Fernsten ohne auch diesen damit aus der Wahrheit zu helfen. Nur wer im Bunde mit dem Meister und den Gefährten seine Kräfte dem nächsten und wichtigsten widmete, nährte den Keim des Neuen Lebens, aus dem allein auch einer größeren Gesamtheit das Heil erwachsen konnte. Das war auch der Sinn des Weihespiels „Die Aufnahme in den Orden", das unter mittelalterlichem Gewand den Ankömmlingen den ganzen Ernst der Verpflichtung an das gemeinsame Wirken vor Augen hielt.

Es waren vier Neulinge, deren Namen in der fünften und sechsten Folge

zum ersten Male auftauchen. Felix Maltz, dessen giftig schillernde Landschaften auf eine Abhängigkeit von Baudelaire deuten, war eine vorübergehende Erscheinung und verschwand bald.

Henry von Heiseler, aus ursprünglich deutschem Geschlecht, hatte auch westeuropäisches Blut in den Adern. Er war im Dezember 1875 in St. Petersburg geboren und ist im tiefsten Rußland unter dem Schatten des Kreml aufgewachsen. Im Weltkrieg bei dessen Beginn er gerade in Rußland weilte, stand er als russischer Offizier auf seiten des Zaren und nach der Umwälzung brachte ihn das wirbelnde Geschick in den obersten Stab der Sowjetarmee gegen Polen. Durch eine abenteuerliche Flucht und unter Verlust seiner Güter entzog er sich den bolschewikischen Machthabern und kehrte nach Deutschland zurück, wo er sich schon um die Jahrhundertwende im Inntal angesiedelt hatte. Als George ihn im Winter 1902/03 in München zuerst kennenlernte, fiel der junge Deutsch-Russe durch eine schöne schlanke Gestalt und gewählte Haltung auf, die auch den Mann nach all jenen Stürmen der Zeit noch ausgezeichnet hat. Seine Art sich zu geben, entsprach ein wenig der des reichen verwöhnten Jünglings der Bibel, der mit dem schönen sicheren Blick des Vornehmen die Größe des Meisters ganz erkennt, aber das letzte Opfer der Hingabe, den Verzicht auf die bunte Vielfalt der Dinge, nicht zu bringen vermag. Damals bezwang ihn beim ersten Sehen, wie er uns erzählte, „die natürlich-liebenswürdige Anmut“ Georges um so mehr als auch ihn das Gerede von der „äußerst exklusiven Haltung“ des Dichters schon erreicht hatte. Ein letztes Zögern blieb, aber in den nächsten Jahren überließ er sich im Kreis der Münchener Freunde ganz der meisterlichen Führung und seine Gedichte in der sechsten und siebenten Folge sind ein Zeugnis dafür, wie auch das östlichste fast schon der Heimat entfremdete Deutschtum jenseit der baltischen Marken in die Glut der neuen Dichtung eingeschmolzen wurde.

Denn Heiseler fand umgekehrt wie andre nicht in Rußland sondern in Deutschland seine Heimat wieder und vermied dadurch die Gefahren, denen diese bis zur Verleugnung des Mutterbodens unterlagen. Das fremde russische Element tönte freilich in Heiseler noch unverkennbar nach, als sein Geist sich schon längst von der alten Steppenhochburg gelöst hatte. Wir hörten schon bei Waclaw Lieder jene slawische Note des Ostens klingen, aber die katholischen Polen stehen doch noch im römisch-kirchlichen und westeuropäischen Raum, in den Kaiser Otto III. sie einbeschlossen hatte, die Russen dagegen sind geistig nach Byzanz und seelisch nach Asien gerichtet, sind für uns ein Undurchdringlich-Fremdes, in dem ein anderer Takt des Lebens schlägt.

Die russische Seele schwankt für unser Gefühl in unvereinbaren Gegenpolen: sie wechselt leicht von trotzigstem Übermut zu weichster Hingabe und wieder von brennendem Schmerz zu kalter Grausamkeit, sie ist Vampyr und auch Vampyropfer, saugt andre quälend aus und läßt sich ebenso gern gequält von anderen aussaugen, sie taumelt vom Hochgefühl des Stolzes in einem Augenblick in wehes schmelzendes Mitleid, ja gleitet — für uns ein scheußlicher Anblick — von herrischer Höhe so tief in die eigne Hingegossenheit hinab, daß sie mit dem Untersten im Wollustrausch der Selbsterniedrigung selig verschmelzen kann.

Heiseler war von Geblüt ein Deutscher, aber er verlebte die empfänglichsten Jahre der Jugend in Rußland. So nimmt nicht wunder, wenn wir in seinen Gedichten in den Blätterfolgen — und mehr noch in sonst veröffentlichten Dramen und Geschichten — einen Hauch von jener seltsam schwankenden Seelenlage finden, deren Sinnbilder das endlose Meer, die weite Steppe und die wehende Birke sind. Aus fernen Räumen tauchen Todgesichte schauernd auf: Schicksallose aber vom Blutrausch gepeitschte Geister. Selbst wo antike Bilder die Gleichnisse tragen, ist es für uns, als klänge ein fremderer Ton darin als der von den Ufern des Jonischen Meeres bekannte: wilder aber auch ungeformter, weicher aber auch düstrer, ein Hall, der über das Schwarze Meer und die schwarze Erde nach Norden zog. Da Heiseler ein Deutscher und Schüler Georges war, so wurden freilich diese fremden Schauer von den sicheren Formen der neuen Sprache aufgefangen. Wie sein dämmerndes Lebensgefühl einen Halt so haben hier seine weichen schwermütigen Rhythmen eine feste Führung gefunden. Seine dichterischen Eigenmittel waren nicht groß aber sie gewannen in dieser Verbindung einen schmeichlerischen Wohllaut, der in den chorischen Gesängen der sechsten Folge an das Raunen und Rauschen Swinburnscher Lieder erinnert: ein Zeichen, daß auch diese östlichste Seele in den großen niederdeutschen Zug von England bis zu den Baltischen Marken eingebettet lag.

Waren aus diesen östlichen Marken nicht vor anderthalb Jahrhunderten im „Sturm und Drang" die Erreger und Allmischer gekommen: Hamann, Herder, Lenz, Hippel? Und hatten sie nicht vom äußersten westlichen Flügel den Geisterfürsten der britischen Inseln nach Deutschland gebracht? Nicht als den Sprachgestalter und Dichter strenger Formen, sondern als Mischer aller Kräfte und Säfte, als naturwüchsige Macht, als Sturmwind, in dessen Atemstößen die schicksaltrunknen Seelen seiner Menschen trieben? Die deutsche Mitte hatte durch Goethe die Stürme von beiden Enden aufgenommen und unter ihrer Befruchtung ein solches Wunder an Saaten geboren, daß wieder bis in die fernsten Stämme ein

Jahrhundert lang die Samen des Mainfranken flogen und keimten. Wir begreifen an dieser Erinnerung, wie viel gesichert war, als nun, bevor die Stürze einer untergehenden Welt das Werk begraben konnten, der Rheinfranke kam und nach kurzen Sucherfahrten seiner Jugend sicher den Raum seines Wirkens zwischen Westen und Osten absteckte und München zum mittelsten Ort erwählte. In den Grenzen von Paris, Wien und Berlin konnte ihm keine geistige Regung von Wert entgehen, und bis in die Außenbereiche konnte bald keine deutsche Seele mehr dichterische Luft atmen, die nicht von seinem Hauch schon durchweht war.

Schon erweckten die ausgestreuten Keime seines Werkes ihm immer neue Jugend: nach dem lutherischen Balten den katholischen Westpreußen Lothar Treuge, der 1879 in Danzig geboren war, als Student nach Berlin kam und dort bis zu seinem Tode blieb. Er war in vielem ein Gegenspiel zu Heiseler: Dieser der reiche Adlige aus der hohen Petersburger Plutokratie, jener ein armer Bürgersohn aus beschränkten Verhältnissen, beide von hoher schlanker Körpergestalt, aber der erste von zarten geschmeidigen Gliedern, Treuge bei größerer Hagerkeit von federnden Muskeln und eisernen Sehnen, jener von weichem gütigem, dieser von stechendem beinah höhnischem Blick aus blaugrauen Augen. Treuges gelenkiger Leib konnte sich ebenso leicht in gelöster Anmut der geselligen Bewegung wie in eckiger Gespanntheit der Streiterstellung geben. Sein Kopf kam in der Grundart mit geringeren Ausmaßen dem Georges nahe: die Züge von nur wenigen bezeichnenden Linien zwischen den Flächen waren ausgeprägter und schärfer als Lechter sie in seine Studie „Ritter Keuschheit" übernahm, wo sie dem Zweck entsprechend weichere Formung haben. Auch verloren sie früh die frische Spannkraft und durchgeistigte Feinheit der Jugend, denn dem harten Beginn seines Lebens gab Treuge selbst eine härtere Folge, die zwar diesen stählernen Körper nicht brechen aber zu zeitig mit Runen und Strichen der Leidenschaften durchfurchen konnte. Jede Bindung war ihm verhaßt und noch von George ließ er sich lieber finden, als jenen zu suchen. Er war Bohémien aus Hang zur Ungebundenheit und aus Trotz gegen jedes bürgerlichsatte Behagen, er erstrebte trotz bedeutender Fähigkeiten weder akademische Grade noch unterwarf er sich staatlichen Prüfungen und behielt auch in seinem freien Lehrerberuf, wo er alte Sprachen, Mathematik und Naturwissenschaft unterrichtete, niemals lange eine feste Stellung bei. Seine Verachtung gegen das Amtlich-Enge und Bürgerlich-Dumpfe ließ ihn jeden Vorteil verlieren, den ihm eigne Kenntnis und Freundeshilfen boten. Der Hang zum freien Dasein auch um den Preis des Hungerns, eine Reizbarkeit des Stolzes, den auch der scheinbare Hinweis auf ein Ungeregeltes schon verletzte, machte jede

Hilfe hinfällig. Er wollte der Künstler sein, der außer der bürgerlichen Gesellschaft steht und sie darum verachten darf, ja der sich etwas zu vergeben glaubte, wenn er im geistigen Bereich für Geld eine andere als freiwillige Arbeit leisten sollte: Die Bürger sollten warten bis ihm die Götter seine Stunde schickten.

Eben dieser aber war in Einem unerbittlich streng, peinlich, sauber, arbeitsam und von unermüdlicher Ausdauer: nämlich im dichterischen Handwerk. Seine ersten wie seine letzten Gedichte sind im ganzen Aufbau von der größten Sorgfalt und in jeder kleinsten Mache von gewissenhafter Feilung. Er war in Geste und Gedicht der echte „Poeta": mit dem Sinn für höchste Verantwortung in Dingen der Bild- und Klangfolge, des Schrittmaßes und Tonfalles, der Lautreinheit und Silbengleitung. Er tat sein Tagwerk sonder Haß noch Liebe, zu keinem fruchtbaren Tun befähigt als die Kunstübung mit Könnerschaft und Feinheit zu betreiben: gute und sehr formale Gedichte zu machen, wie man sie damals — und bis heute noch — in ähnlicher Ausgeglichenheit vergeblich sucht. Für George war diese sonst in solcher Reinheit nicht vorhandene Grundart des Poeten sehr willkommen, er suchte den unbekümmerten Kämpen in seinen einsamsten Winkeln immer wieder, ging jahrelang gern bei ihm aus und ein und seine unbürgerliche Haltung war ihm eher genehm, solange sie die hohe Verantwortung vor dem einen geistigen Gesetz, solange sie die Strenge des Dichtertums nicht störte. Die Gefahr für Treuge auf diesem eigensten Felde wurde erst später sichtbar. Seine Gedichte in der fünften und sechsten Folge aber sind von höchster dichterischer Zucht: wenn sie im Gehalt an ALGABAL und DIE HÄNGENDEN GÄRTEN anklingen, so erinnern sie im Bau an die Verskunst von Horaz, der in Treuge auch seinen besten Übersetzer gefunden hat. Es wiederholt sich hier ein Vorgang, den wir in der Dichtungsgeschichte bei Johann Heinrich Voß schon kennen: Wenn der Norddeutsche von einer südlich-strengen Form ergriffen wird, ist er geneigt, diese Form in sich zur höchsten Ausbildung zu treiben und er erreicht dadurch eine wundervolle Schmeidigung des sprachlichen Mittels. Wenn die Durchglutung der Bilder auch nicht groß genug ist um uns ganz zu erwärmen, erfreuen wir uns bei Treuge immer wieder an dem Wunderwerk der Arabesken, an dem niemals stockenden Fluß der ornamentalen Klangbänder und überlassen uns gern der zaubervollen Musik, die uns selbst in Blumen und Gärten umdeutet und noch entzückt, wenn der Geist schon entglitten ist. Es ist reine Oberfläche im guten Sinne: auf den malerisch-flächenhaften Gebilden erscheinen mehr die Linien der sauberen Kunstübung selber als körperhafte Gesichte. Ja es ist uns, als ob oft die Tiefenwirkung absichtlich um der höchsten Vollendung der Mache willen

vermieden wäre, wenn wir plötzlich bei einem Gedicht wie dem „Ihr kamt vom Strom“ aus dem geschliffenen Kristall einmal dunklere Gluten und dichtere Bilder brechen sehen.

Es ist der umgekehrte Vorgang — wenn wir die angezogene norddeutsche Linie in den neuen Folgen nun weiter nach Westen verfolgen —, den wir schon früher an den Gedichten des Niedersachsen Klages bemerkten: bei diesem ist die Sorgfalt des Baues absichtlich, fast verächtlich vermieden, damit der Blick in die wogenden purpurnen Lichter der Schattengründe falle, ja er hat in den neuen Gedichten dieser Folgen den Vers zum Teil schon aufgegeben, um in rhythmischen Prosasätzen den „bleichen Brand der saugenden Mondnacht“, den „fahlen Fernblick hinter dem Schleier des Alls“ zu fassen, und nur ein älteres Gedicht wie „Die Wettertanne“ bezeugt, bis zu welch klarer Bildhaftigkeit und strenger Form sich auch dieser schweifende Geist aus den Nebeln erheben konnte, solang er die Gestaltung noch wichtiger nahm als Stürzen und Schwärmen. Doch davon bald.

In Verwey am westlichen Strand vollendet sich unsere Linie. Seine Gedichte umfassen ein Drittel der sechsten Folge. Es sind weniger Übertragungen als „Umschreibungen ins Hochdeutsche“ da bei der Schwestersprache „die Annäherung an die Urworte sogar in unklingender und unbeholfener Form einem vollständigen Umguß vorgezogen werden mußte“. Wie Heiseler entstammte der Niederländer einem fremden Bildungsbereich, doch war dieser dem deutschen nicht fremd wie der russische, sondern kam aus derselben abendländischen Wurzel. Ja die selbständig gewordene niederländische Sprache hatte das gemeinsame Gefüge mit der deutschen nicht verloren und unverkennbar bildet bis heute die volkliche Eigenart der Holländer in Denk- und Fühlweise, ja in jenem ungreifbaren Verhalten zu den Dingen der Welt, die man als Geste der Seele bezeichnen könnte, eine Einheit mit den deutschen Stämmen in den niederen Landen an den Gestaden des Meeres. Verwey ist der größte Dichter in dem genannten Zuge. Daß er der westlichste und südlichste ist, erhellt sogleich aus der dichteren Einung von Form und Tiefsinn, die er vor jenen besitzt. Sein Werk ist die schönste Verbindung der niederländisch- und im weitesten Sinne niederdeutschen Art mit der rheinisch-süddeutschen Art Georges.

Die Gedichte „Cor Cordium“, sowie die schon in der dritten Folge veröffentlichten Auszüge aus der Sonetten-Reihe „Von der Liebe die Freundschaft heißt“, stammen aus den achtziger Jahren, ein Denkmal wie fern der holländische Naturalismus dieser Zeit, wenn man ihn schon so nennen will, dem beginnenden deutschen war: der Gebrauch des Sonetts und die sorg-

fältige Prägung des Blankverses zeigt die ungebrochene Weiterführung der formalen Überlieferung an, und die „Nähe der Wirklichkeit" drückt sich nur in einigen Gleichnissen und Bildern der unmittelbaren alltäglichen Umgebung aus. Aber auch diese Einbeziehung der Dinge des Gebrauchs, fast möchte man sagen des Hausrats, in den Bereich der dichterischen Bilder stammt mehr aus einer Eigentümlichkeit der niederländischen Sehweise, die wir aus unseren niederdeutschen Dialektdichtern bis zur Übertreibung kennen: nämlich der liebenden Erfassung des Kleinen, des Heimlichen, Häuslichen und einer scharf umrissenen Sachbezeichnung, welche die Gegenstände wie bei den großen holländischen Malern in ihrer ganzen stofflichen Nüchternheit erscheinen lassen. Aber wie bei diesen das Licht die inneren Räume durchflutet und alles farbig verzaubert, ohne den Dingen ihre Stofflichkeit zu nehmen, so stehen auch bei Verwey alle Bilder und Gleichnisse in einem inneren Leuchten, das alles Gewohnte, Gewöhnliche in eine höhere Wirklichkeit, alles Alltägliche in einen schöneren Sonnentag hebt. Die Dinge der Welt sind der eine, das Leuchten seines inneren Selbst der andere Pol seiner Dichterkraft. Dies blieb im Wesen das gleiche auch als er mit George zusammengetroffen war: nur die Luft um die Dinge und die Sprache der Seele wandelte sich in dem gemeinsamen Suchen nach Kraft und Schönheit mit dem Freund der „von Süden kam, wo jeder Satz aus süßem Geläut und klaren Linien stieg und dem noch der Chorhall deutscher Kathedralen und der Sturm von Wäldern im Ohre hing", wie es in einem seiner Widmungsgedichte heißt. Daß die Holländer und auch Verweys nächste Menschen noch immer seine frühen Gedichte am meisten lieben und fast eine Art Grauen vor der strengeren Formung der späteren nach der Berührung mit George entstandenen haben, kennzeichnet vielleicht am besten die tiefe Wandlung, welche diese Berührung in ihm hervorrief. Ein neuer Ton klang nach dieser Wandlung Verweys auf, der so vorher in Holland nicht hörbar war und den die Holländer noch heute nicht ganz genießen. Denn schon durch dieses von der Allgemeinheit unterschiedene Schwingen erhob sich die Dichterseele über die eingeborene Gemütlichkeit seiner Landsgenossen und verletzte die Gleichheit durch eine adlig sich sondernde Erhebung über das Bürgerlich-Allgemeine. So offenbarte sich in den Betrachtungen um die Jahrhundertwende die alte Polarität unter einem höheren Gesetz, nachdem sie in den beiden Werken „Der Neue Garten" (1897) und „Der Brennende Dornbusch" (1899), aus denen die meisten Übertragungen stammen, ihre höchste dichterische Gestaltung gewonnen hatte. Von einem südlicheren Strahl geküßt, deutsche Städte und Dome, deutsche Ströme und Künstler preisend ist Verwey dennoch in ihnen ganz der Dichter unserer germanischen Tiefebene: unvergleichlich in der Fähig-

keit den goldnen Lichtreiz aus Nebeln und Finsternissen entstehen zu lassen .. unübertrefflich in der tiefen Deutung des Leides und, ohne kirchengläubig zu sein, das Christliche in seinen ewig menschlichen Werten zu erfassen .. wunderbar in der Größe seiner Meerbilder, vorbildlich in der Liebe zu seinem Land und unbegreiflich darin, wie seine klaren Gedankensichten sich mit bunten großgeschauten Märchenzügen paaren und seine Schau ins Dinglich-Nahe, ja zuweilen Gegenständlich-Harte sich plötzlich beschwörend und verführend in ein Rauschhaftes überschwingt und unsere Einbildung wie bei den Schlußgedichten der sechsten Folge in die Schauer des Todesgottes hinabreißt, mit dem der Dichter einen Atemzug lang verschmilzt und nur weil er dichtend besteht auch uns wieder ins Licht führt. Dies hat er vor Rembrandt mit dessen Selbstbildnis auf einer kleinen frühen Radierung er bedeutsame Ähnlichkeit hat und den er über alles verehrte voraus: bei Rembrandt wirkt der Durchbruch nicht immer siegreich, sondern oft bleibt sein Dunkel ringsum drohend geballt, während die Lichtsäule starr im Raum, ja manchmal nur ein Lichtfleck an einem gleichgültigen oder gar häßlichen Etwas hängt .. Verwey bleibt klar auch wo er tief, schön auch wo er sachlich ist.

Wäre George nicht die verbindende Mitte zwischen diesen Männern verschiedener Stämme, so wüßten wir kaum einen Weg zu dem vierten Neuling der Blätterfolgen: so fern erscheint all denen, die wir bisher betrachteten, der eine Ludwig Derleth, der wohl undurchdringlichste von allen Gefährten Georges, dem öffentlichen Deutschland noch heute ein Unbekannter und doch neben George eine der stärksten Kräfte unter den deutschen Dichtern des letzten Halbjahrhunderts: ein katholischer Mainfranke vom Südhange des Spessart, wo er im Jahre 1871 in Stadtprozelten am Main geboren wurde. Nach einer kurzen Lehrtätigkeit an höheren bayrischen Lehranstalten lebte er hoch über dem Marienplatz in München mit seiner Schwester Anna Maria in großer Einfachheit und mit der längst verschollenen Strenge derer, die nur das Gebot ihres göttlichen Herrn erkannten und seine Macht auf Erden mehren wollten. Derleth war im Gegensatz zu seiner hellgoldblonden und blauäugigen Schwester sehr dunkelhaarig und dunkeläugig, von kleiner Mittelgröße, aber äußerster fast überstraffer Haltung, sein Blick war scharf und fordernd, stolze Falten standen über der geraden schmalen Nase und um den festgepreßten Mund. Alles an ihm war napoleonisch-ekklesiastisch, Befehl und Priesterheischen seine Rede. Aber er war bei aller Gespanntheit ganz Würde und Adel und ohne störende Verdrehung: ein einzelner, aber rein in sich. Wie ein Adler beobachtete er aus der Höhe seiner Zurückgezogenheit die Bewegungen seiner Zeit, ob sich etwa ein Feld zum Handeln biete, die Schwester war seiner Unbedingtheit

folgend und ihm dienend, sein Ohr mit dem er drunten hören ging . . er der strengste Forderer an sich selbst, der ohne Unmut alle äußeren Beschränkungen ertrug, aber unnachgiebig und ohne Milde im geistigen Urteil, sie die harte Keusche mit der sicheren Überschau über ihr Geschlecht, alles Streben nach Losgebundenheit und Gleichberechtigung verhöhnend aus dem Wissen um das höhere Gesetz der Frau, die nur durch Opfer siegen kann — so lebten die Geschwister und suchten, in Erwartung größerer Aufgaben, der Kirche durch die kleineren Hilfen der Zurückführung verirrter Lämmer zu dienen.

Aber die großen Aufgaben blieben aus: die Kirche stellte sie ihm nicht und hätte ihm nur „solch ein Amt zu leihen vermocht das tausend andere ebensogut ausfüllen könnten". Derleth stellte sich dem Collegium Germanicum in Rom zur Verfügung, aber die Jesuiten wollten diesen „Ultra" nicht haben, weil es ihm an der nötigen Demut fehle, sie brauchten „vernünftige Leute", und kein Blick sagte ihnen, daß sich hier der letzte große Redner und Dichter der Kirche anbot. In seinem Drang zu wirken, dachte er daran, in einem Wallfahrtsort in der Rhön vor den großen Prozessionen zu reden oder wie wir noch sehen werden, durch gewaltige Anrufe die ganze Christenheit in Flammen zu setzen und zu neuen Glaubenstaten zu erwecken.

Sein feuriger Geist suchte nach Mitteln das Unangreifbar-Zerfließende des Zeitkörpers anzugreifen und sein Späherblick hatte bald in George eine Kraft erkannt, die solche Mittel zu besitzen schien. Aber er schaute ihm lange erwägend zu, beobachtete ihn in der Mitte der neunziger Jahre selbst in Paris unter seinen Freunden, ohne sich ihm zu nähern. Die beiden streiften sich zuerst in einem Boulevardcafé dieser Stadt, die Derleth als Wiege des Napoleonischen Ruhmes und als Wiege des Jesuitenordens besonders ehrte. Mit Schuler hatte ihn eine frühe aber bald zerstörte Freundschaft verbunden, er suchte ihn wieder auf, als er dessen häufigen Umgang mit George bemerkte und wollte so in nähere Beziehung mit diesem kommen. Dann aber verfeindeten sich die beiden abermals aus geistigen Gründen bis zum bittersten Haß: die Erzkatholiken waren sich im Wesen zu nah, in der Haltung zu fern, Schuler zu heidnisch, Derleth zu dogmatisch. Daß sie ihre großen Kräfte kannten und sich doch gegenseitig weder nutzen noch schaden konnten, trennte den katholischen Römer und den heidnischen Römer für immer, nie durfte der Name des einen vor dem anderen genannt werden, und so kam Derleth auch nach der Bekanntschaft mit George nie in die Runde bei Wolfskehl, sondern hielt sich wie vorher abseits und trat nur mit einzelnen in persönlichen Verkehr. George und Derleth, fast gleichaltrig, fast auf der gleichen

Zonenlinie Deutschlands geboren, vom gleichen Tatwillen, von der gleichen Unbedingtheit der Hingabe an geistiges Wirken, vom gleichen rücksichtslosen Einsatz alles persönlichen Glücksverlangens, von der gleichen stolzen Verachtung gegen alle Verflachung in Kirche und Staat, Volk und Gesellschaft erfüllt und jeder von der Gewißheit getragen auf dem Felde seines Könnens als Erneuerer zu siegen — so traten die beiden Männer einander gegenüber und ihre Gemeinsamkeit, nie durch einen Hauch des Unmuts getrübt, mußte zugleich ein Kampf um das höhere Recht, um die unberufene Entscheidung des Schicksals sein, wessen Fahne steigen und wessen Fahne sinken sollte. George war zunächst trotz aller Weite und Weltgewandtheit gegen den Verschwiegenen, in einsamster Zucht Geprüften, Schritt und Wort berechnenden Späher der Gefährdete, fast Unbewahrte, der nichts gedanklich zu umhüllen gewohnt war, wenn der erregte Augenblick seinen leidenschaftlichen Anteil aufrief. Derleth verriet sich nie in seinen Zwecken, er leitete seine kargen Sätze meist mit einem „Ich würde sagen" ein, in dem er das zu Sagende scheinbar schon entwirklichte, aber zugleich bis in die letzte vermutete oder vorhandene Schwäche des Partners vorstieß. Jedes Gespräch Georges mit ihm, so kurz es war, rührte an ein Äußerstes zweier Welten und spannte zwischen den beiden Männern die letzte Kraftfiber an. Gegen die Gefahr der Bloßlegung seiner selbst, zu der ihn Derleth wissentlich oder unwissentlich drängte, sicherte sich George anfangs nur aus Triebgefühl und gewann erst allmählich an diesem und den anderen Gefährten in München die Überschau über die Gefahrlagen des geistig handelnden Mannes.

In der sechsten Folge der Blätter erschien Derleth zuerst mit einer Prose „Vom Wissen und Wege", die in fünf Stücken das große Kräftespiel des Alleinen, Ausstrom und Rückstrom der ewigen Bewegung in die ewige Stille, die bindende Kraft der Liebe zwischen den Anderheiten, den Weg der Gestalten und der göttlichen Erinnerung des Seins und Werdens darstellt. In der Sprachführung ist hier und da ein Ton von Nietzsche spürbar, aber sie geht tiefer ins deutsche Erbe bis zu unsern mystischen Gottesschauern des Mittelalters zurück, eine Prose von weiter Gedankenspanne und kühner Bildlichkeit. Ihr folgten bald die Gedichte.

So schlossen sich neue Menschen und Kräfte immer voller und dichter in der Gemeinschaft der Blätter zusammen und mit dem Erwähnten ist nur ein Teil dessen betrachtet, was in den beiden Folgen an schönen Erzeugnissen sichtbar wurde. Von George brachten sie außer dem „Weihespiel" und den Verwey-Übertragungen auch neue Baudelaire-Übersetzungen, die ersten Stücke seiner Dante-Übertragung und die ersten Gedichte eines Tones, der eine Erschütterung über alles bisher Erlebte ankün-

digte. Paul Gérardy, Waclaw Lieder und Leopold Andrian sind noch einmal mit einigen Gedichten aufgenommen, deren müde Traurigkeit seltsam absticht gegen die leidenschaftlich bebenden Rhythmen, welche inzwischen im innerdeutschen Raume entstanden waren: ihre Gedichte sind noch immer schön, aber in den meisten singt nur Trauer und Müdigkeit sterbender Seelen. Wie eine Ahnung mehr als persönlichen Untergangs ist das Bild des wehrlosen Byzanz, das Gérardy in seinem Gedicht „Das Ende der Runde" gemalt hat, es kündete einen Zustand der Geister und Staaten an, dem heute alle versagenden und erschlafften, friedens- und sicherheitshungrigen Triebe der Völker diesseit und jenseit der Meere zustreben. Von den Liedern Wolfskehls endlich werden wir sogleich in anderem Zusammenhang handeln.

6. KAPITEL: DIE KOSMIKER IN MÜNCHEN

DAS jüngste Dasein wurzelt im ältesten, darum sucht der jüngste Gedanke seine Rechtfertigung in der ältesten Zeit. Die deutsche Seele war damals willens, wieder mit Leib und Wachstum vermählt und von der Zwiespältigkeit des Stofflichen und Beseelten, des Diesseitigen und Jenseitigen befreit zu werden. Da wurde über einen mehrtausendjährigen Zeitraum hin eine frühere menschliche Daseinsform dem geschichtlich geschulten Auge sichtbar: ein fernes Verlorenes, die wahre Natur des Menschen, der tiefste Grund des religiösen Erlebens, die Urreligion bot sich erstaunten Blicken dar und die wenigen, welche dies zu sehen glaubten, überkam ein wilder Rausch abzutun was bisher war und ringsum webte, sich hinabzustürzen zur Ursprungsquelle und sie wieder ins Leben hinaufzureißen, auf daß die Völker sich in ihr erneuerten. Es schien kein Zweifel, daß die Zeit zum Untergang reif sei: wozu und worauf also warten, da der Blick in den mütterlichen Schlund getan war, aus dem die Gewalten des Aufbruches quellen mußten? Es galt nur die Kräfte zu ballen und das Ungeheuerste geschah ... So begann der Kosmikertaumel in München, von dem wir nun zu erzählen haben.

Wir sahen schon bei der Darstellung des JAHRHUNDERTS GOETHES, daß der Vorgang der Sichtbarwerdung vorzeitlicher oder zeitloser Urwelt kein plötzlicher war sondern allmählich in den Dichtern deutlicher wurde und ein Gleiches ist jüngst für die deutschen Denker zwischen Winckelmann und Nietzsche nachgewiesen worden. Doch fast all diesen Dichtern und Denkern ist gemeinsam, daß sie in ihren Gedichten und Gedanken unbewußte Zeichen dieses Vorgangs gaben, aber nicht selbst bewußte

Erkenner und Beweger der ihm zugrunde liegenden Wandlung unseres Menschtums waren. Die wenigen dieser Art, Hölderlin und Nietzsche vor allen, büßten ihr Wissen und Wollen mit Wahnsinn, da die Wucht des ihrer Einsamkeit Entgegenstehenden untragbar für sie wurde. Für die anderen verlagerten sich ihre dunklen Ahnungen und seelischen Schauer in dichterische Bilder oder gedankliche und geschichtliche Sichten von freilich so verschlossener Art, daß sie der zeitgenössischen Schrifttumskunde und Wissenschaft meist fremd und unverständlich blieben.

Erst als George mit gleichem Blick und Willen wie Hölderlin und Nietzsche begabt die Not der Einsamkeit, den Druck der ganzen ihm entgegenwuchtenden Welt bestanden hatte, erst als sein Werk und Leben wieder eine feste Mitte setzte, wurden alle Tag- und Nachtgedanken unserer Dichter und Denker bis in ihre letzten Höhen und Tiefen sichtbar. Die geistige Wirklichkeit dieser Bilder und Sichten wurde offenbar, das heißt der Untergang einer alten Welt und die Geburt einer neuen rückte ins Bewußtsein der Zeit, ins Körperlich-Gegenwärtige, wurde Handlung und Kampf zwischen dem Bestehenden und Werdenden, wurde Frage nach Weg und Mittel zur Gestaltung. Es war natürlich, daß dieser Kampf sich zuerst in George selbst und mit den nächsten von ihm Erweckten vollzog: in ihnen befanden die Kräfte und Gegenkräfte des deutschen Wesens sich in der gespanntesten und empfindlichsten Lagerung. Es waren Schuler, Wolfskehl und Klages, die sich mit der dauernden Niederlassung Wolfskehls in München im Jahre 1899 zu einer dichteren Einung zusammenfanden und in den folgenden Jahren jenen Wirbel höchster Erregung der Seelen und Sinne hervorriefen, von dem heute schon die Sage raunt.

Sie waren jeder auf seine Weise, wie wir sahen, vom Dichter erschüttert worden und jeder hatte unter seinem Anhauch seine ursprünglichen Anlagen weiterentwickelt. Sie waren auch alle drei von den aufwühlenden Kampfreden Nietzsches und seinen tiefen Einsichten in den antiken und christlichen Kosmos ergriffen worden, aber obwohl Schuler von einer eigenen Dämonie besessen war, schlugen ihre erregten Flammen erst ineinander, als sie gegen das Jahrhundertende in Bachofen auf einen der stillen deutschen Denker trafen, dessen großes Lebenswerk bis dahin in Deutschland fast unbemerkt geblieben war und jetzt erst Ereignis wurde.

Es war Karl Wolfskehl, der bei den Studien und Vorarbeiten zu seiner Dissertation über Androgynismus in Sage und Mythos auf „das Mutterrecht, eine Untersuchung über die Gynaikokratie der alten Welt nach ihrer religiösen und rechtlichen Natur“ gestoßen war und Schuler und Klages alsbald von dem gewaltigen Eindruck Mitteilung machte, den

dieses Werk auf ihn ausübte. Bei ihnen war der Eindruck der gleiche obwohl der Zugang zu dem Werke bei allen dreien verschieden war.

Nachdem heute schon eine Anzahl größerer und kleinerer Arbeiten über Johann Jakob Bachofen erschienen sind, können wir die Kenntnis seines Werkes voraussetzen, das in dem Gedanken der Muttergebundenheit alles gewachsenen Lebens gipfelt und aus den religiösen Mythen und Symbolen der alten Welt vor allem des Totenkultes eine bis dahin verlorene innere Geschichte der Menschheit, den Kampf der Geschlechter um die Lebensherrschaft im frühen Mittelmeerraume erschloß. Ob seine Einzelergebnisse für die Wissenschaft haltbar sind, bekümmert uns an dieser Stelle nicht. Hier sprach ein Begeisterter in priesterlichen Worten und zugleich ein Gelehrter von allumfassender Sachkenntnis von einem nur in Sagen und Sinnbildern der Natur niedergelegten mutterrechtlichen Lebenszustand unserer europäischen Menschheit von urmächtiger Gewalt. Er durchsetzte nach Bachofens Meinung trotz des siegreichen Vaterrechts Apollinischer Herkunft und Herrschaft doch alle Götterkulte der antiken Völker ja den ganzen Kreislauf ihrer Feiern und Feste, er kam in den Mysterien ebensogut wie in den Kampfspielen zur Erscheinung und verhielt sich zum hellen Tag des apollinischen Lichtes wie die dunkle Nacht des dionysischen Totengottes, zum herrscherlich bauenden Geist wie die stumme lebenbewahrende Seele, zum zeugenden Manne wie die Mutter, des Sohnes Gebärerin. Über den so gegründeten Kosmos der antiken Völker hinaus sah Bachofen freilich eine noch ältere Menschheitsschicht, wo eine rein mutterrechtliche Ordnung herrschte und noch darunter eine Schicht der ungeregelten Geschlechterverhältnisse des Hetärismus, des rein stofflichen Seins der Sumpfzeugung unter der Allgewalt des Eros, in dem — wie in allen Zeiten schrankenloser Triebmischung — das Weib ordnungslos herrschte. Es ist bezeichnend für die Zeitlage — für die letzte romantisch-christliche Weibschätzung und die beginnende Zersetzung der christlichen Ordnung auch im Geschlechtsbereich —, daß Bachofen bei aller Lauterkeit seines geschlechtlichen Denkens und Fühlens doch diese unterste Stufe des chaotischen Sumpflebens mit allen glühenden Farben der Entdeckerfreude geschildert hat. Aber die zwischen 1859 und 1886 erschienenen Schriften Bachofens fanden so wenig wie die Nietzsches eine lebendige Anteilnahme der Zeitgenossen. Das unterirdische Pochen dieser Leben als symbolischen Ausdruck eines geistigen Geschehens in Europa verstand man nicht. Erst als der Dichter die neue geistige Kunst und das Schöne Leben in großen Werken verkündet hatte, wurden auch die früheren deutschen Träume, welche auf eine Wandlung unseres Menschtums deuteten, wieder ernst genommen und — wir bezeichneten

den Ort — zum ersten Male von Georges Gefährten auch die Gesichte Bachofens als Zeichen unseres Gesamtlebens gefühlt. Jeder von ihnen fand in den reichen Schätzen des Basler Patriziers die Bestätigung seines eigenen Seins und Sinnens: Wolfskehl in den mannweiblichen Mischungsformen orientalischer Götterkulte, Schuler im Kult der Erdmutter und den aus Gebräuchen und Geräten erschlossenen „Substanzen" des römischen Altertums, Klages in den Zeichen und Sinnbildern des pelasgischen Menschen. Allen dreien aber bedeuteten die Forschungen Bachofens die Bestätigung ihres Glaubens an die Macht des frühesten Heidentums, an die Wirklichkeit einer bisher verschütteten Menschenwelt, welche alle folgenden Zeiten an Lebensfülle überschattete, ja sie mit ihren Kräften genährt hatte und deren letzte Reste eben in Gefahr waren völlig vernichtet zu werden. Würde die Erinnerung an die geheimnisvollen Mächte uralter Vergangenheit noch einmal in der Seele aufrauschen? Würden sie neugeweckt noch einmal die erstickenden Mechanisierungen des Verstandes brechen, den ganzen Unrat des gegenwärtigen Zeitalters wegschwemmen und wieder eine Welt gleich glühenden Menschtums wie das der Vorzeit schaffen? Im Mittelpunkte dieser Fragen stand zunächst die größte den dreien sichtbare Seelenkraft des Dichters, dessen Person und Welt ihnen die Augen erst aufgeschlossen hatte. Wir haben zu schildern wie sich das wandelte und stellen uns deshalb das Bild der drei in dem entscheidenden Jahrfünft vor Augen um dann ihr Handeln zu verfolgen.

Als Wolfskehl allmählich mit einigen älteren und jüngeren Gefährten Georges in München, Berlin und im Ausland bekannt wurde, bemerkte er, daß sie auch ohne stärkere Freundschaftsverknüpfungen unter den einzelnen durch die gleiche besondere Art der Gemeinsamkeit verbunden waren: nämlich durch das beglückende Gefühl, ein Einziges und von keinem Gekanntes zu besitzen, ein geheimes Wissen um etwas, das man ängstlich vor Außenstehenden oder solchen die dafür galten, hütete und auch nicht in den leisesten Andeutungen weitergab. Die Kraft der Absonderung vom Gewohnten und Gewöhnlichen, welche den Ergriffenen auch dann erfaßte, wenn er ihren bejahenden Sinn noch nicht begriffen hatte, war von Beginn an ein Zeichen für die verpflichtende Wesensart des Meisters, der schied und löste noch ohne Urteile zu sprechen, der band, ohne noch zu heischen und zu fordern. An Wolfskehl mußte sich diese Kraft vielleicht am stärksten erproben, weil sie in ihm die schweifendste und ausschweifendste Natur unter allen Gefährten binden mußte. Die Anlagen seiner Natur hatten sich am Ende seines dritten Jahrzehntes ganz entfaltet. In ihm vereinigte sich ein scharfer unbestechlicher Verstand mit einer wenn nicht zur Zügellosigkeit so doch bis zum äußersten

Randmaß drängenden Leidenschaft, eine an allen Methoden der Wissenschaft und Talmudistik geschulte kritische Einsicht mit einer blühenden wuchernden fast überquellenden Einbildungskraft, eine von jahrtausendealten Erfahrungen seiner Rasse genährte Überschau über alle geschichtlichen Seelenlagen von Menschen und Völkern mit einem unheimlichen Wissen und Wittern für abgründige und ursprüngliche Kräfte und Vorgänge an den Rändern der Alter oder Wenden der Zeit. Er besaß den seelischen durch den Lebenskampf unzähliger Geschlechter erworbenen unauflösbaren Kern, der jedem Leid und Logos widersteht und aus Siegen wie Niederlagen unzerschlagen hervorgeht, aber er hatte doch auch wie alle unterworfenen oder lang unterdrückten Rassen den Trieb zur Zerlösung alles Festen, zur Zersetzung alles Mächtigen, zur Überreizung alles Jugendlich-Gesunden, das die uralten Gifte nicht verträgt, und äußerte ihn um so gefährlicher je geschulter und listenreicher sein geschmeidiger Geist, je tätiger und drängender sein immer regsamer Wille war. Ob an Frau oder Freund, Schüler oder Meister, Kreis oder Welt, er mußte diese Kräfte an allen versuchen und hat auch George bis zum letzten versucht wie der Teufel den Herrn. Aber so viele auch unterlagen, an der unausweichlichen Wirklichkeit des Georgeschen Denkens, an den unzerlöslichen Tatsachen, die der Dichter dem unheimlichen Frager und Wittrer aller Schwächen entgegenstellte, fand er immer wieder seinen Meister, der dem ruhelosen Geiste Maß und Grenze setzte. An ihm lernte George früh, daß das Zu-Ende-Denken der geistigen Gebilde nur deren Zersetzung bedeute, daß die großen Fragen des Daseins wie der menschlichen Gesellschaft logisch niemals lösbar seien und vermochte von dort her nicht nur die südlichen wie nördlichen Lockrer in seiner Nähe scheitern zu lassen, sondern auch die ganzen Gebiete des nihilistischen Staats- und Gesellschaftsdenkens, der Endphilosophie und der Zerfallskünste von Paris bis Moskau zu überschauen. Wolfskehl blieb allen Strebungen dieser Art immer hingegeben und hat mit Leidenschaft jede neue Bewegung vom Zionismus bis zum Expressionismus ergriffen, als ob aus jeder gerade das neue Heil erwachse. Aber so ketzerisch aus schweifendem Leichtsinn, so zerlösend aus Urvätertrieben, ja so achtungslos vor allem Festgefügten er sein konnte, in einem blieb er unbestechlich richtig: im Dichterischen, und Einen ehrte er unbedingt und rückhaltlos: George selbst. Eben diese letzte Bindung an die Person des Meisters bewahrte ihn vor dem letzten Sturz, und wo und wie er auch draußen schwärmte, war sein klares Urteil über das Dichterisch-Echte stets seine Rettung und verbürgte ihm immer die Heimkehr.

Die Formen seiner Dichtung spiegeln dieses ganze Wesen wieder. Seine Gedichte in der fünften und sechsten Folge der Blätter verraten zum ersten

Male eine Lockerung und tiefe Erschütterung des geistigen Gefüges. Ihre Maße und Gehalte sind schwerer faßbar als früher: ein schwingender fließender Atem herrscht in den meisten vor, aber bricht oft jählings ab oder ist von stoßweisen Takten durchbrochen, um dann wieder zum anfänglichen Schrittmaß zurückzukehren. Die früher häufig benutzte Wiederholung ganzer Zeilen zur Verschlingung der Strofen, wie wir sie besonders von Clemens Brentano her kennen, so daß der Eindruck einer regelmäßig wiederkehrenden Klangbewegung, eines fugenhaften Bandes entstand, ist jetzt zu einer unregelmäßigen sprunghaft wechselnden Ornamentik benutzt. Dieser Linienführung entspricht auch der Gebrauch von Bild und Gleichnis: sie deuten eine Erscheinung nur an, begnügen sich mit einem zuckenden Hinweis, als seien die Eindrücke ins Wort geschleudert. Sie sind mehr erschütterte Gebärden der Seele als Bedeutungsträger und haben oft — nicht nur in der „Einzelrede" — einen dramatischen Schauer, der das Gegeneinanderstehen zweier Gewalten im Dichter ahnen läßt. Zu den früheren Sinnbildern Osiris und Helios, Herodias und Semele, Jakchos und Ariadne mit ihren Rätselfragen sind jetzt die düsteren der Mütter, Dämonen und Gespenster getreten. In die hymnischen Gebete und Gesänge aus der Panstunde mischen sich beschwörende Formeln alter Kulte, wiedererweckte verschollene Urworte, Zaubersprüche aus erdgöttlichem Bereich und Stimmen „An den alten Wassern". Diese aus altem Erbe heraufgehobenen Bilder haben aber niemals das Merkmal der „Historien"-Malerei: es sind Darstellungen von Begehungen für die es noch keine deutschen Formen gab und die sich darum in die Schleier des Vergangenen hüllen: das Epithalamium etwa nur in der Überschrift eine antike, in Wesen und Sinn aber eine deutsche Hochzeitsweihe, die Strofen „Um die Mutter" keine Anrufung an die syrische Magna Mater sondern an die eigne Erdmutter auf dem „Stein in der Mittagsglut", die in der starren Helle christlicher Ewigkeit auf die Zeichen des göttlichen Wandels harrt. Und ähnlich sieht auch der Abschied Mosis vom Gelobten Land in schöner menschlicher Deutung am alten Vorgang das für jeden neuen Aufbruch gültige Gesetz, daß die Herren der Wanderung andre sind als die der festen Sitze. Allen Gedichten ist ein Gemeinsames eigen: sie spielen auf der Schwelle von Helle und Düster, Gestaltung und Leere, Leib und Gespenst, dort wo die Grenze aufhört, das Gefäß überquillt und das Ungebändigte sich über die Ränder ins Ungebundene stürzt. Es bestätigt das Dichtertum Wolfskehls, daß er alle diese drängenden Flutungen und Flatterungen zum schönen Maß- und Klanggebilde fügen kann. Aber es bestätigt auch die unaufhebbare Notwendigkeit des Schweifens auf der Schwelle der Reiche für diesen Geist, daß die dunklen Gedichte die hellen überwiegen und noch bei diesen

ihr Ursprung aus dem Dunkel erkennbar ist. Sie alle wissen um den Tod und manche lassen ihn fast erscheinen. Albert Verwey hat im Jahre 1898 in seiner Zeitschrift Wolfskehl so geschildert: „Es ist eine dionysische Natur, einer in den wie in mehr junge Deutsche ein Funke von Nietzsche fiel. Aber die Bacchantenfreude und der reigentanzende Gliederwurf haben ihren verwirrenden Zauber unter den Spiegeln eines vielgeschliffenen Geistes. Ich kann mir eine Gestalt wie diese nicht als Held eines Volkes denken, aber nur aus den tiefen Wundern der deutschen Erde konnte doch dieser gärende Brodem sich färben und nur durch den Saal sehr geschulter Gedanken konnte er in so feinen Formen spiegeln. Daß man nicht der erste und doch so vollkommen sein kann bewundre ich." Er müßte dieses Bild für das folgende Jahrfünft mit den gleichen aber tiefgedunkelten Farben malen, mit den Farben jener aufgebrochenen Schlünde, die Wolfskehl selber in der Totenklage auf den griechischen Maler Nikolas Gysis gebraucht, wo der helle Himmel Griechenlands und das selige Wunder frommer Inbrunst zurücksinkt vor dem neuen Gesicht:

Der erde rote gluten brechen aus
Ein uralt neu geschlecht von gott-dämonen
Rollt seine donner über uns. Blutqualm
Schwält aus den höhlen auf in flackernde nacht
Die von gebärenswehen schwer erstöhnt.
In rauschesreigen schlürfen wir das dunkel:
Doch unser dankgedenken ehrt dich ewig:
Der ein elysisch schaun uns noch gegönnt.

Dieser Mensch mit dem Gehalt von Jahrtausenden in seiner alten Seele, mit einer überquellenden Aufbruchslust in seinem jungen Geiste, vom Meister in allen Schichten seiner vielfältigen Natur aufgeweckt und mit neuen Hoffnungen geheim genährt, dieser brodelnde Orientale und tiefe Deutsche zugleich trat nun durch die Entdeckung Bachofens in eine nähere Verbindung mit Schuler und Klages. Keinem von beiden war er anfangs besonders willkommen gewesen: Schuler hielt die Juden für eine niedere Menschenklasse und verachtete sie, Klages wollte mit ihnen nichts zu tun haben, mußte sie aber immer suchen, und beide verfielen ihrer uralten Schläue. Sie hatten sich Wolfskehl nach und nach genähert und ließen sich von ihm auch da erschließen, wo sie nicht wollten, sie unterlagen seiner stärkeren Magie und ergrimmten nachher aufs tiefste, daß sie sich hatten öffnen lassen, Schuler, weil er die dumpfere unbewehrtere Natur war, Klages weil der seiner Selbst-Ungewisse stets einer Erhöhung seines Selbst bedurfte, um zu bestehen und dadurch die Kraft des Gegners zu niedrig schätzte. In der Ehrlichkeit und Echtheit des Wesens waren ihm daher Schuler sowohl wie Wolfskehl überlegen, jener log nicht mehr zu sein als er

war, dieser nicht mehr zu wollen als er konnte. Wolfskehl war der einzige von den dreien der unmittelbar bis an die Schlünde des Ungestalten reichte, wo jene noch an ein Daseinsüberbleibsel an ein trümmerhaftes Gemäuer oder urbarbarisches Hünensteinmal sich halten mußten. Wenn Schulers bezaubernde Schatten nur Schemen und Wiedergänger blieben und die Beschwörungen von Klages Räume durchdringen wollten, die nirgends waren, so nährten sich die Sichten Wolfskehls wirklich vom dunklen Lebensgrund, wurden seine orphischen Erschütterungen wirklich Gedicht und konnten so einer neuen Schöpfung dienen. Seine Gefahr vom äußersten Rande zwischen Kosmos und Chaos auf dem er kreiste ganz ins Dunkle hinabgezogen zu werden, bedrohte sein Dasein in dem Augenblicke am stärksten, wo er der Verführung jener beiden unterlag: an die Stelle der Wachstumskräfte den blitzhaften Zauber der Beschwörung, an die Stelle der Lichtmächte die des Totengrundes zu setzen.

Für Schuler brachte die Kenntnis des Mutterrechts von Bachofen eine unerhörte Bestätigung dessen was er bisher aus der Versenkung in das Schrifttum und die künstlerischen Überreste der Antike, aus der Betrachtung seiner schönen römischen Silbermünzen und der noch volkstümlichen Reste in Deutschland erschaut hatte. Seine tiefen Gedanken über den Eros der Ferne und den Kult der Erdmutter, für die er bisher im deutschen Schrifttum nur in einigen Werken Goethes, Nietzsches und Georges einen Niederschlag gefunden hatte, erhielten plötzlich eine Eideshelferschaft durch Bachofen von gewaltigem Wissen und von glühender Begeisterung für ein heidnisches Alter, in dem das Leben unter niemals ruhender Liebesglut aufgewallt, die Seele unaufhörlich mit inneren Schauern gesättigt worden war, ohne je am Gegenständlichen zu ermatten oder vom feindseligen Logos geknechtet zu werden. Es ist nicht unseres Amtes den Versuch einer Deutung der Schulerschen Geheimnisse zu machen, da er bis zu seinem Tode sich selbst eine Darstellung seines Wissens versagte und seinem Wesen nach versagen mußte, wohl wissend, daß echtes Leben sich nur sinnbildlich in Werk oder Tat, Kult oder Haltung äußern kann. Die Wissenschaft hat sich nach den Erschütterungen und Lockerungen des Weltkrieges auch seiner Dinge bemächtigt und wird nicht zögern — Klages versichert es selbst — zum Tiefsinn dieser lebendigen Seele „den erkenntnistheoretischen Schlüssel zu bieten". Uns ist nur wichtig zu wissen, daß es diese leibhafte Einkörperung antiken Wissens und Fühlens wirklich gab und wie seine elementaren Kräfte im Zusammenstoß mit dem Lebenskreise Georges wirksam wurden.

Es war bezeichnend für die Artung Schulers, daß seine Erbwerte nicht

im Griechischen, sondern im Römischen wurzelten und wenn sie nach seiner Vorstellung auf dem italischen Boden auch bis in die ältesten Schichten noch unbenannter Vorzeit reichen mochten, so fühlte er am lebendigsten doch die Erinnerungen an das Kaiserliche Rom, über dessen Trümmer er einmal neun Tage lang gewandelt war. In dessen Prunk und Größe war er zu Hause: in den ungeheuren Spannweiten Cäsarischer Bögen, bei den reuelosen Leidenschaften jenseit von Gut und Böse, ja fast schon bei den schlimmen aber ungeheuren Sittenbrüchen jener Geschlechter des verderbten späten Rom, das nach seiner Meinung unter Nero den Gipfel frei aufschäumender Lebensgewalt erreichte. Was vorher schon von griechischen Philosophen und Priestern begonnen, in den Kaisern stoischer Lebensrichtung auch in Rom erschienen war, brach dann, so sah er es, mit dem Christentum vollends über das Abendland herein: die Herrschaft des Verstandes, das weiße Licht aus kalter Höhe, kurz das Molochitische, wie er es nach dem kinderfressenden Moloch der alten Semiten nannte. Denn während für ihn die Arier die aufbauende Lebenskraft darstellten, vertraten die Semiten das zersetzende oder erstarrende Element und das Schimpfwort Jude diente ihm zur Bezeichnung eines Lebensfeindlichen, wie er etwa Luther einen Juden nannte oder im Zorn selbst seinen Nächsten, den Niedersachsen Klages, verdächtigte: „Man weiß ja, die Phönizier kamen auf ihren Handelsfahrten die Ems und Weser herauf, ließen dort ihre Spuren: also Klages? — wohl auch Jude!" Platoniker, Juden und Christen also hatten die Welt des von Dionysos bewegten leibsinnlichen Stoffes durch den Logos zerstört, und im Vergleich mit der schicksalträchtigen Lebensfülle der Geschlechter der Vorzeit erschienen ihm die Männer und Frauen der christlichen Zeit wie blasse blutleere Schemen, der mütterlichen Erde nicht würdig, die diese erstorbenen Larven noch gerade duldete. Die Deutschen hatten von ihr ursprünglich gewaltige Blutkräfte erhalten und in der Mischung mit Rom zum Blühen gebracht, noch jetzt waren um Rhein und Donau erdhafte heidnische Substanzen, wie er es nannte, lebendig geblieben, aber sonst war überall wo Protestantismus und Rationalismus herrschten ein fast hoffnungsloser Niedergang des europäischen Menschtums erfolgt. Er verachtete das gänzlich unkosmische Rußland, verabscheute die mechanisierten Westmächte und haßte Preußen, das von Westen Wirtschaftstaumel und Geldgier zu uns gebracht hätte.

Wie unbedingt in der Zuneigung war er auch leidenschaftlich und maßlos in der Ablehnung: gegen Feinde brach er in wildes haßerfülltes Schimpfen aus und schleuderte seine *κῆλα θεοῖο*, Geschosse des Gottes, von beißendem Hohn und Ingrimm gegen alle Vertreter eines verachteten Schein-

lebens: Luther betitelte er den Brunststier von Wittenberg, Bismarck die Verbrecherdogge von Friedrichsruh, welche die letzten Möglichkeiten der in Bayern und Österreich liegenden Erneuerungskräfte zerstörte. Seit dann Fortschritt und Technik in Deutschland den Sieg davongetragen hatten, schien ihm ein Durchbrechen der immer riesenhafter anwachsenden Zweckverbände und tausend anderer rationaler Verklammerungen immer schwieriger zu werden. Nur durch die arische „Blutleuchte", das unerwartete Aufblitzen heidnischer Erbwerte in der Seele eines großen Menschen erhoffte er noch die Befreiung des Lebens aus der molochitischen Knechtschaft.

Für jeden der nicht die Echtheit seines ganzen Wesens erfaßt hatte, mußte Schuler durch die alles Gewohnte übersteigende Fremdheit seiner Äußerungen toll erscheinen, der französisch-klare Gérardy, den Schuler als den Inbegriff des Unkosmischen, Überhellen haßte, nannte ihn „absolument fou", aber es ist bezeichnend, daß die kluge in Männersachen so erfahrene Gräfin Reventlow, die in ganz München bekannte Lebedame, die echte Gewalt dieses Mannes anerkannte und uns einige Bilder aufgezeichnet hat, die selbst wo sie spottet von dem Unheimlichen Zeugnis geben, das ihn umwitterte. Er war kein Schwarmgeist im Sinne eines verschwommenen oder ungeregelten Denkens, sondern klar und nüchtern bis zur Peinlichkeit in Anordnungen und Ratschlägen, aber er konnte plötzlich durch eine Geste oder einen Wechsel des Tones den gegenwärtigen Raum zersprengen und das Alltägliche so ins gänzlich Fremde reißen, daß die um ihn waren wie vor einem Spuk oder Zauber erschraken. Seine Tollheit war die Besessenheit eines Menschen, der einzig um die Dinge s e i n e r Welt bemüht war und in jeder Lage nur um die geheimnisvollen Bilder kreiste, die ihm allein als lebendige Wirklichkeiten galten. Ihm erweckte nur Anteil was seinem Wissen diente: die Art der Stoffe bei kultischen Bräuchen, ihre Bedeutung in alten Opferdiensten, ihre Sinnbeziehung zur göttlichen Substanz. Im kultisch-richtigen Gebrauch der Stoffe lag diesem Heiden zugleich die Bannung des Göttlichen begriffen, die Wiedererwekkung der echten alten Formen bedeutete auch die Auferstehung der göttlichen Kräfte, und Schuler hat einmal die Absicht gehabt den kranken Nietzsche durch eine antike Heilkorybantiasis gesund zu machen, doch zweifelte er, ob die Kupferbilder und -becken — Kupfer war ihm das kosmische Metall — und auch alles andre sich echt werde herstellen lassen. So verwebt waren ihm Kräfte und Stoffe und ein Mensch, dessen Blut sie in dichtester Mischung in sich trüge, stünde von diesem Glauben aus als ursprünglicher Schöpfer da und ballte die Welt wie Wachs in seinen Händen. Die brennende Frage für Schuler also war: wo ist der Mensch,

den die Geburt mit dieser Erlebniskraft begabt hat, wie wird er handeln, um die Erde umzuschaffen, um durch die erstarrten Krusten der verderbten Zeiten wieder zum Anfang durchzustoßen, zur Urmutter, die alle Stoffe und Kräfte birgt . . ?

Hier erhebt sich die Frage nach Schulers eigenen Gestaltungskräften. Dieser Mensch konnte mit unbeschreiblicher Gewalt die in seiner Seele ruhenden Bilder verschollener Welt vor den Augen der Hörer erglühen machen. Wenn Klages die zündende Kraft des Redners im exaltiert-nordischen Sinne etwa der Art Langbehns eigen war, so besaß Schuler wohl als einziger Deutscher eine Dämonie des Vortrags die das Unmögliche möglich machte: daß seine Schilderungen sich zu Gestalten verdichteten und der Raum von Erscheinungen lebender Wesen gefüllt erschien. Aber er konnte dies nur, indem er die Bilder an Überresten und Splittern geformter geistiger Welten, an Vasenscherben, Torsen, Holzgalerien und anderen Bruchstücken zeigte und diese einen Augenblick als Träger der flüchtigen Zauber nutzte. Dem Licht des Morgens hielten seine Scheine nicht stand und in keinem Falle konnte er sie zum dauernden Werk in welchem Stoff auch immer verdichten. Sprachlich erschien alles Bleibende nur als dunkles Stammeln wie in seinem korybantischen Dithyrambus, von dem jetzt einige ausgewählte Zeilen gedruckt vorliegen, sein einziges Sonett in den Blättern ist unvollendet, alle feindliche Äußerung wurde Zote oder wüster Spruch. Wollte er den Versuch einer Niederschrift machen, so ballte er einen rohen Satz, in dem alles lag was er sagen wollte und gab es dann auf. Wenn Klages ihn zwei Jahrzehnte später verführen wollte, sein tiefes Wissen einmal im Buche niederzulegen, so war dies nur der späte Versuch, ins Gedankliche zu zerlösen, was an Schuler wirklich echtes Menschentum war: das zwecklose Verströmen seiner leiblichen Glut. Der Tod hat Schuler davor bewahrt, dieser letzten Versuchung zu erliegen, aber der anderen ist er in dem von uns geschilderten Jahrfünft unterlegen, als er sich verführen ließ den uranfänglichen Grund durch willentliche Mittel heraufzuheben, obwohl gerade er „der Römer" wußte, daß Magie an kultische Handlung gebunden ist, aber nie dem Willen unterliegt — es sei denn als schwarzer Frevel.

Für Klages hatte der Wolfskehlsche Fund wohl die größte Bedeutung unter den dreien. Das Mutterrecht Bachofens bestätigte seine dumpf gefühlten Ahnungen einer urtümlichen aber erkennbaren Welt. Seine romantisch-schwärmerischen wie seine erkenntnissüchtigen Triebe die im dichterischen Bereich unwillig gebunden blieben, sprühten mit einem Male in ihm auf, das neue Wissen schien ihm das Recht einer lebenfördernden, ja lebenerweckenden Macht zu geben und den Zwiespalt seiner Natur ohne,

ja über dem dichterischen Genius zu lösen. Bei diesem lichtlosen nordischen Alben, der das Gestaltige wohl erkannte aber nicht bilden konnte, die freie Leiblichkeit wohl suchte, aber nicht besaß, mußte die dichterische Tätigkeit notwendig gering bleiben und je mehr in der Übung und Wertung sinken, je stärker eine seiner Teilkräfte aufschoß. Was am Beginn seines dichterischen Jahrzehnts in ihm Laut und Bild wurde, drang aus einer unserem Schrifttum fast unbekannten Lage der stummen Erinnerungen: aus dem nur im Bauerntum nördlicher Ebenen bewahrten Grauen vor den Gewalten der Nacht und der Tiefe, vor den Schlachtplanen der Wanderzeit und den Schrecken alter Totenfelder. Aus der Seele Georges waren diese unheimlichen Töne zum ersten Male aufgerauscht. In den schon erwähnten Gedichten der PILGERFAHRTEN und des ALGABAL war er bis zu den Schicksalsgründen hinabgestiegen, deren Schauer sonst nur in unseren ältesten Heldenliedern und Märchenresten verfangen ist, und Klages selbst, der solche Gedichte vor allem liebte, hat uns von der Erschütterung Kunde gegeben, die ihn bei der Berührung mit ihnen traf: „Hier lebt die Landschaft nicht kraft ihres Zusammenklanges mit den Schwingungen der Seele, nicht als goldender Strahlensaum inneren Erglühens, sondern sie selbst ist das Bild, das mit subanimalischen Kräften den Beschauer bannt. Die Heide will ruhen und formt im dumpfen Schweigen ihrer Tauwetterahnung den Gaukelzug der im See ertrinkenden Kinder. Zartfühlender Betrachter wird auch am Strofenbau erhorchen, daß ein fremdes Element den Dichter einhüllt und zum Epiker umgezwungen hat. — Es drängt sich die Frage auf, was es denn sei, das hier sich einer so festgestellten Bildnerkraft bedient und auf erborgtem Wege dennoch mit zwangloser Sicherheit in die Erscheinung tritt. Wer immer dem Glauben an die Eigenmächtigkeit des Schaffenden zugetan ist, steht hier vor etwas Unfaßlichem. Uns jedoch vermöchte nur das zu erstaunen, daß der Dichter auch bei so fremdem Andrang doch nicht die reifsondernde Haltung seiner Geistigkeit verliert. Das kleinere Rätsel wird uns erspart, — ein größeres tritt an die Stelle. (Wir schalten ein: Klages möge zur Lösung dieser größeren Rätsel einige Male die oben [3. Kap.] angeführten Worte Hölderlins über die Nüchternheit in der Begeisterung lesen!) In diesem Gedicht — und ähnlich jedesmal in den verwandten — hat George den mit Überlieferung gespeisten Boden verlassen. Er hat ein Land betreten, auf dem noch keine Kulturschicht seßhafter Menschheit abgelagert wurde — denn die Hünengräber und Steinhäuser der Heide sind dunkle Male schweifender Völker. Die dem Geräusch der Marmorböden und bekiester Pfade geneigte Sohle berührt zum erstenmal die nackte Erde: wie eilige Wolkenschatten läuft ein Schauern unerweckter Vorwelt über die

Seele des Dichters. — Nur zögernd verlassen wir dies Rätseldickicht und versagen uns Aufschluß zu geben, warum der Charakter des Unheimlichen und Düstern zum Echtheitszeichen solcher Visionen gehört. — — Hier — in dem Gedicht ‚Graue Rosse muß ich schirren,' geschieht es zum dritten und stärksten Mal, daß die lyrische Schranke dem inneren Pochen weicht. Von furchtbarem Strome erfaßt treibt Algabal in barbarische Vorzeit zurück. Aus Blutsignalen raucht uns in greller Traumdeutlichkeit ein thrakisches Bild heroisch-kosmischer Zermalmungen. Gleich Dämonisches hat George nicht zum zweiten gedichtet. Erzdonner aus der Nacht des Uranos dröhnt uns aus diesen Strofen und Taumelschrei eiserner und kupferner Zeitalter".

Auch trotz ihrer versteckten Einschränkungen machen uns diese Worte deutlich, was den widerspenstigen Geist des nördlichen Welfen zu dem rheinischen Waibling gezwungen hatte: er sah in ihm auch sein Element aus der Abgrundtiefe groß und ungebrochen ins Licht der Sprache steigen. Was in ihm selber schlief wurde aufgeweckt und die Sturmnächte ältester Geschlechter rangen nun auch in seinen Strofen aus dem Dunkel des Vergessens in den Tag der angeschauten sprachlichen Leibhaftigkeit: denn nur was im Gedichte Form gewinnt, bleibt uns gewonnen. Die bleierne Decke über tausendjährigen stummen Bauerngedanken und Hirtenschrekken wird einen Augenblick lang gelüftet und entläßt die Bilder des Gewesenen wieder ins Blühwerk oberer Erde: aus dem Düster aufblitzende Gesten, Zwielicht dunkler Stuben und einsame Heidezüge. Vandalische Weite und Wikingermeer umgeben seine Menschen, auch wo der sanftere Hauch gegenwärtiger Gezeiten ihn anrührt, bleiben Luft und Landschaft südenlos, fast lieblos. Kaum gibt es sonst so weite Gegensätze deutschen Naturempfindens wie in den gleichnamigen Gedichten „Vorfrühling" von Klages und Hofmannsthal: ein zartes beinah zierliches Klingen bei dem Wiener, ein herbes beinah kaltes Pochen bei dem Niedersachsen, dem die heißere Luft den Traum verschlug. —

In dem Mangel an südlicher Helle und Dichte lag bei Klages wie beim Niederdeutschen überhaupt die Gefahr der Vereinzelung oder Verflüchtigung, einer machtlosen Mystik oder vernünftelnden Gesetzlichkeit. Er ist beiden nacheinander unterlegen: zuerst dem „Umgetriebenwerden der schweifenden Seele von Weite zu Weite", dann der trocknen Sucht, das Leben in Begriffsgespinsten zu fassen. Da er die Mitte verließ, kreist er heute um den Kenotaph einer leib- und seelenlosen Erkenntnis.

In der persönlichen Lebensgemeinschaft war dieses mitteflüchtige Streben von früh an bemerkbar. Etwas in seinem protestierenden Ich widersprach durch alle Jahre des gemeinsamen Weges der befreienden Hingabe:

ein stetes Gefühl der Furcht vor dem Aufgehen in George hinderte stets die volle menschliche Nähe zwischen den beiden, nach scheinbar engem Anschluß ging Klages immer wieder monatelang beiseite, vergrub sich in seine grüblerische Einsamkeit, um plötzlich wieder mit den Ausdrücken inniger Zuneigung zurückzukehren. Kaum jemals ist ein solches Schwanken in der Freundschaft zarter aus dem gebenden und nehmenden Verhältnis zweier Seelen gedeutet worden als in dem Spruch L. K. im JAHR DER SEELE, wohl niemals männlich-duldsamer um den Nordbruder mit der Lockung der gemeinsamen Heimat des Lichtes geworben worden. Wenn dennoch in einem Manne solche Furcht vor dem Aufgehen im anderen bestehen bleibt, verwandelt sie sich notwendig in Gegnerschaft, er muß nach einer Rechtfertigung für die Beharrung im Eigenbrodel suchen, muß zur Behauptung des eigenen Selbst ein Wertvolleres in sich finden, als die Einung mit dem Freunde oder Meister oder Gotte es böte: eine Rechtfertigung für das verweigerte Opfer der Hingabe, sei es ein tieferes Wissen, ein größeres Können, eine höhere Gerechtigkeit oder was sonst immer aus dem trüben Spund der Eigensucht quillt. Bei Klages entstand durch den Zusammenstoß mit dem Werke Bachofens das Gefühl der größeren Einsicht und daraus genährt für einige Jahre das Gefühl der größeren Macht.

Um dies zu verstehen müssen wir uns erinnern, daß trotz aller Zurückhaltung nach außen in George und der Dichtergemeinschaft der Blätter der Anspruch auf eine Erneuerung, auf „eine glänzende Wiedergeburt der Kunst" und von dieser Kraftmitte aus des menschlichen Lebens in seiner ganzen Tiefe und Breite herrschte. Während George hierin von der Gewißheit dessen war, den sein getanes Werk schon in die Reihe der großen Gestalter rückte, litt Klages an der quälenden Frage, ob dieses europäische Menschtum und vor allem die Deutschen überhaupt noch einer Wandlung fähig wären. Die Zweifelsfragen, welche er schon in der vierten Folge erhoben hatte: „Wäre vielleicht doch unsere Kunst die traurige Glut einer Abenddämmerung über einem Menschheitstage welcher untergeht? Ist der Verstand die feindliche Gewalt und fähig, die Glut des Wollens zu löschen? Werden alle Leidenschaften schließlich untergehen in einem Fanatismus des Erkennens und dieser selbst noch in teilnahmloser Allwissenheit?" Diese Fragen kehren in zwei Aufsätzen vom Ende der neunziger Jahre „Vom Selbstbewußtsein des Künstlers" (Die Zeit Febr. 1899) und „Bemerkungen über Goethe" (Soz. Mon.-Hefte Sept. 1899) abermals wieder. Er schließt den ersten mit den Worten: „Wird — die Entwicklung weiter zu bisher noch nicht erfahrenen Formen der künstlerischen Würde fortschreiten können? Droht etwa aus dem Lager der Wissenschaft dem Künstlertum als einem selbständigen Machtbereich seelischer Antriebe ein

letzter Untergang? Oder wird umgekehrt das intuitiv bildnerische Gemüt sich wiederum des Gesamtlebens bemächtigen?" Er beginnt den zweiten mit dem vernichtenden Urteil über die Deutschen: „Welches Volk wäre geneigter Goethe mißzuverstehen als die Deutschen! Denn diesem Volke gebricht es an einer Grundvoraussetzung nicht nur der Kunst, sondern zur Ganzheit des Lebens überhaupt: an vollerwachter Sensualität. Wenn es im Leben der realen Leidenschaften an Gewißheit fehlt, dann darf man sie noch weniger in den Idealen vermuten. Wo sich der Deutsche zu kunstähnlichen Gestaltungen erhebt, da gefällt ihm: vieldeutige Verworrenheit der Bilder, schweifende Dunkelheit des Stils, Mangel an Klarheit und Plastik des Wollens — kurz jede Art von Verachtung der Form. Sich wolkenwandlerisch im Unmöglichen ergehen, über allem Tasten und Suchen das Leben zu versäumen; zu schwach, die Erde zu besitzen, doch wenigstens mit großen Worten zu prahlen und jede Barbarei erdulden, indem die Seele sich mit blauem Dunst umhüllt — das ist der Sinn jenes traurigen ‚Idealismus', um dessentwillen bösartiger aber gerechter Spott diese Nation das Volk der ‚Dichter und Denker' nannte. Und für diesen Mangel an lebensgestaltenden Kräften ward dem Deutschen Ersatz: er ist eigensinniger Grundsatzmensch, Gesinnungsdogmatiker, Berufsvirtuose und Verstandesclown. Seine Unsicherheit im Triebleben möchte er verheimlichen durch seine ‚Wissenschaft'. Hinter seiner allzu gern zur Schau gestellten Denkschärfe und Wortpeinlichkeit versteckt sich das unbeholfene Zaudern blindgeborener und strauchelnder Instinkte. Einer solchen Gemütslage gilt im Leben wie in der Dichtung als der Maßstab höheren Wertes die physiognomielose Ernstlichkeit drohender Sittenstrenge. Schillers Ruhm gründet sich auf diese deutsche Vorliebe. Vor Goethes in sich beschlossener pflanzenhaft notwendiger Größe verharrt sie in ewig verwunderter oder widerwilliger Dumpfheit".

Der in diesen Ausführungen schon so schroffe Gegensatz zwischen Instinkt und Verstand, zwischen triebhaftem künstlerischem Schaffen und wissenschaftlichem Erkennen verwandelte sich unter dem Einfluß Bachofens in den metaphysischen von Seele und Geist und zwar der Seele als des lebengebundenen, des Geistes als des lebenhemmenden, ja lebenzerstörenden Prinzips. Man weiß, daß der Gegensatz in dieser Form eine völlige Umkehrung der Sicht Bachofens ist und Klages daher eine Unterscheidung zwischen Herz- und Kopfgedanken Bachofens vornehmen mußte. Er würdigte den Geist, das Apollinische Licht, zu einer Gegenmacht des Lebens herab und verstand unter ihm nur noch den zerlegenden oder mechanisierenden Verstand und zwecksetzenden Willen. Dies geschah schon in seinen ersten öffentlichen Schriften über George in der Zeitschrift „Der Lotse"

(Dez. 1901) und dem 1902 bei Bondi erschienenen Buche, und in beiden sind die Umdeutungen Bachofens zugleich verdeckte Angriffe gegen George oder besser Versuche, den Dichter von einem höheren Wissenspunkte aus zu überschauen und einzugliedern.

Der Triumph Apolls über die Urweltdämonen, des Sohnes über die Mutter, des Tages über die Nacht ist bei aller Liebe zur neuentdeckten Mutterwelt die strahlende Zeitenbahn, die Bachofen wies. Aber was Bachofen als Sieg des Geistes sah, sah Klages als Sünde des Geistes und diese Sünde betraf nicht nur die Entfremdung des christlichen Logos von der mütterlichen Erde, sondern reichte von Homer bis George und bald noch weiter zurück. Mit einem Satze sprang Klages über die männlichen Jahrtausende rückwärts in die Zeit des Mutterrechts, nein noch weiter des mütterlichen Sumpflebens, im Verhältnis zu dessen kultischen Schöpfungen alle geschichtlich bekannten Religionen als verdünnte oder zersetzte Restbestände erschienen. Weit über die bisherigen Wünsche romantischer und zeitgenössischer Bewegungen wurde die weibliche Seite des Menschtums ja des ganzen Kosmos plötzlich zur höchsten Wertung gesteigert. Die Zeugung trat zurück vor Empfängnisbereitschaft und Schwangerschaft, die Tat und Handlung vor Puls und Wogung, der fordernde Wille vor dem triebhaften Wünschen, die helle Gestaltung vor dem dämmernden Traum, der Geist wurde der Feind, „der zwischen Ding und Ich die Kluft aufriß", der „adelt was von Natur der Weihe nicht teilhaftig ist". Das Licht, die kosmische Entsprechung des Geistes, wurde die erbarmungslose sengende Glut der Mittagshöhe. In der mütterlichen Sphäre aber herrscht das Dunkel oder der milde Dämmer: „Die heidnische Welt ist die des Nachtbewußtseins, das pflanzenhaft teil hat am unsichtbar magnetisch strömenden Planetenschicksal. Es bedarf wohl des Raumes und der Zeit, aber nicht des Lichtes. Es wirkt kräftiger durch Poren als durch Augen und es offenbart sich am mächtigsten, wenn alle Sinne schlafen: d e n n d a n n w a c h t d e r L e i b , w e l c h e r d i e S e e l e i s t".

Alle Rufe „Zurück zum Ursprung" der Neuerungsbewegungen des letzten Halbjahrtausend, das Zurück zur Antike, zum Urchristentum, zur Natur, zu den Wilden, zur einstigen Freiheit und Gleichheit, zum Urkommunismus verblaßten vor dem „Zurück zur Glut und Schönheit der ursprünglichen Seele!" Um die Seele von der Tünche der Jahrhunderte zu befreien strich Klages damals diese Jahrhunderte allmählich als unwürdige Verzerrungen des Geistes aus der Geschichte aus: nach dem Götzentum der Neuzeit wurde das Christentum verdammt als „Weg nach oben", wo „im höchsten Zenith unbeweglich saugend ein farbloser Lichtpunkt steht: das Gegenherz der Welt, der Logos", dann wurden die Griechen als

götterlose Aufklärer verworfen, verworfen auch ihre Tempelwerke, die zu rational, wie bald auch die Pyramiden der Ägypter, die schon zu süßlich waren — bis als würdiger Ausdruck kosmischen Ursinns nur mehr übrigblieb das phallische oder besser das Kteis-Steinbild irgendeiner grauen Urzeit, des pelasgischen Alters. Vor anderthalb Jahrhunderten war der kalvinische Genfer Rousseau sich seiner Vorstellung vom Urvolk als eines Gedachten bewußt geblieben und hatte auf diesem fiktiven Abwehrpunkte gegen die Zustände seiner Zeit den scharfen Aufriß seiner Staatslehre gegründet. Der deutsche Lutheraner ging in die reine Erkenntnis über und hat später sein pelasgisches Alter als ein „Gewesenes", seine Ahnenseelen als „Vergangenheitsseelen" verflüchtigt. Damals aber glaubte er an die Wirklichkeit der Urbarbarei und sog aus diesem Glauben die Überzeugung eines tieferen Wissens von den Geheimnissen der Welt, als er es im Dichter sah. Wie er bei Wolfskehl orientalische, bei Schuler italische Substanzen lebendig wußte, so fühlte er nun in seinem Blute noch ein Urstoffliches der nordischen Vorzeit verfangen, das ihn befähigte, tiefer als die „jüngere" Seele des Dichters in die Bedingnisse des Lebens v o r den Bildungswelten einzudringen, durch die Mauerringe der Zeiten und Kulturen hindurch in den Grund des unbelasteten Ehmals zu schauen und die gewaltigen Kräfte des unverbildeten Lebens, des allvermischenden Eros zu erahnen. Klages wußte wohl, daß diese Kräfte nicht nur w a r e n, sondern immer s i n d und in göttlichen Geburten erscheinen können, daß Seele wie Sonne an jedem Tage neuerstehen. Aber da er die gegenwärtigen Urkräfte nicht besaß, sondern nur darum w u ß t e, so verfiel er dem grausamen Irrtum des Spätlings und Romantikers, der den Ursprung mit Vorzeit, den ewigen Mutterschoß des Lebens mit dem in den Schoß zurückgesunkenen Ehmals verwechselt und das Wissen um dunkle Zusammenhänge höher achtet als die weltumschaffende Kraft, die neben ihm geht. Von seinem Wissen her glaubte Klages den überschauenden Blick für das Werk Georges gewonnen zu haben, über das er jetzt schon nur, wie sein neuer Hochmut sagte, mit Selbsteinschränkung und Zurückdrängung höherer Lebenswerte schreiben konnte — auf deren Offenbarung wir übrigens bis heute noch vergebens warten. Je sorgfältiger man die eigentümliche Schrift über George liest, um so deutlicher erkennt man, daß alle wesentlichen Anschauungen über Welt und Kunst, Eros und Sexus, Rhythmus und Metron, Liebe der Nähe und der Ferne, ja auch seine zentrale Schau über die Wirklichkeit der Bilder unmittelbar aus den Dichtungen und Merksprüchen Georges hervorgegangen sind und daß nur jene unhaltbare Polarität von Seele und Geist, aus der Übersteigerung Bachofens entstanden, das Gut des Schreibers ist. Von d i e s e r Polarität aus

maß er den Dichter und sah von den ersten Büchern bis zum TEPPICH DES LEBENS ein stetes Schwächerwerden urzeitlicher Seelensubstanzen und ein immer Stärkerwerden des Geistes, das heißt von seiner Sicht aus des christlichen Logos: „Wir kennen", so faßt er in seiner etwas schwerflüssigen Prose diese Linie des dichterischen Werkes in dem Lotse-Aufsatz zusammen, „kein Buch aus der neueren Geistesgeschichte, in dem wie hier so marmorspröde Kälte der zeitlose Augenblick so fesselloser Wildheit wäre. In Georges ALGABAL lebt etwas aus jener Zeit, da das Heidentum schon im Kampf mit fremdartigen Schauern die unergründliche Isis beschwor und im Urboden seiner Herkunft Vulkane einer anderen Weltwende pochen hörte. Aber wie damals aufgärende Göttlichkeit fast völlig zerbrach vor dem Marterholze der Christen, so senkt sich auch in Georges Dichtung die gebäumte Woge und blaßt unter frostig hereinbrechender Helle". Klages verfolgt nun in den BÜCHERN und im JAHR DER SEELE diese „Wendung Georges zur Kunst und Meisterschaft", wie er es nennt und fährt dann fort:

„Völlig hat sich die Bühne verändert im jüngsten Werk Georges: DER TEPPICH DES LEBENS. Nicht nur, daß der Schimmer der Jugendlichkeit dem herberen Zug der vollen Reife wich — tiefere, von der Person des Dichters unabhängige Brüche haben sich inzwischen ereignet. Wir stehen auf christlichem Boden und unter dem leuchtenderen aber wärmeloseren Farbenhimmel einer transzendenten Kirchlichkeit. Nicht mehr erdhafte Instinkte wölben sich zu sinnlichen Symbolen, sondern der Geist beherrscht, was ohne ihn der wahren Weihe ermangeln müßte".

Das Buch selbst malt diese historische Schichtung des Georgeschen Werkes, die wir nur im Auszug zitierten, in noch leuchtenderen Farben aus, und noch schrecklicher erschallt der Ruf der Klages-Kassandra gegen den tötenden Geist im Werk des Dichters, in dem wohl Urleben ist aber als späte reifeschwere Kultur, in dem wohl das All Mensch geworden ist, aber nicht das Leben des Urwalds und nicht dämonische Erdnatur, in dem wohl dionysisches Altertum sich zu gegenwärtigem Leben erneuert hat, aber nicht der Märchenzauber germanischer Vergangenheit. Durch Georges Werk hat nach Klages Worten „ein Umlaufsjahr der Seele sich vollendet", so daß wir „dem Kern um eine Spanne näher sind als zwischen den Windlichtern der Romantik", aber das alles ist für Klages „noch Fata Morgana, ist Spiegelung einer Landschaft zu der wohl ein weiteres Umlaufjahr uns geleitet". Man spürt aus diesen wenigen Andeutungen, daß hier noch Ausdruck glühenden Lebensdranges ist, was später in der „Erkenntnistheorie" verblaßte: es war verhüllte Kampfansage, Aufruhr nicht nur gegen die neue geistige Gestaltung des Dichters sondern gegen

die ganzen geschichtlich überschaubaren Gebilde der Menschheit, und nicht nur gegen diese selbst, auch gegen die schöpferischen Kräfte, welche sie hervorbrachten — dem Kampf von Marx und Engels gegen die „Ideologien" vergleichbar. Aber es handelte sich nicht mehr wie bei diesen um kämpfende Gesellschaftsklassen, sondern um die weltdurchwaltenden Mächte unseres Menschtums selbst. Klages sagte den Kampf an für das Dunkel wider das Licht, für die Seele wider den Geist, für die Weibwelt wider die Manneswelt. Nicht der weltschaffende männliche Eros, wie ihn die Griechen sahen, sondern der leidende chaosschaffende weibliche Eros war in der quälenden Frage gemeint, die er vor der rauschhemmenden Sachwelt stellte: „Muß der götterlose Tag, der an uns zerrt, muß dies Heute von Eisenmaschinen Not und Mißgunst stürzen, ehe Eros kehrt, der Gott der Allvermischung — oder kann sich auch über dem Essenrauch wimmelnder Städte die Sonne wandeln und in Purpur fahle Hast der Emsigen begraben?" Diese Frage war damals gleichbedeutend für ihn mit der andern nach dem Erwecken der Urzeit, nach der Erweckung der pelasgischen Seele in uns. Erst die Verwirklichung dieser Möglichkeit konnte zum tieferen Wissen auch die größere Macht fügen. Doch führt dies schon über die Betrachtung des Einzelbildes von Klages hinaus. Seine Einsichten in dem Buche über George waren, wie er selbst gestand, im Ringen mit Wolfskehl und Schuler erwachsen, so daß sie ebensogut Eigentum der Freunde wie seines seien. Gerade im Zusammenstoß mit ihnen hatte sein Glaube an die Kraft des Logos Schiffbruch erlitten, durch Schuler war die rationalistische Schranke in ihm gebrochen worden und da er weder ursprünglicher Dichter war wie Wolfskehl noch auf festem Erbgrund stand wie Schuler, so trieb er am steuerlosesten auf der Rauschwoge der Seele und mußte versuchen den selbstentfesselten Kampf im Bunde mit jenen auf magischem Wege zu gewinnen.

7. KAPITEL: DIE KOSMISCHE RUNDE

Es war keine eigentliche Gemeinschaft, welche die seltsamen drei, den blonden Wikinger, den braunen Römer und den schwarzen Orientalen verband, sondern mehr ein Bündnis dreier Einzelzauberer zum Zweck einer gemeinsamen Beschwörung des Lebens. Durch George und um seine Mitte kreisend hatten sich hier drei große Intelligenzen zusammengefunden, die gerade durch die vereinigende Strahlung in der sie standen ihr Außerordentliches entfalten und ihr dunkles Sprühen in die gemeinsame geistige Luft verströmen konnten. Der leidenschaftliche Erkenntnistrieb,

ja das fast wollüstige Eindringen in Zeitschichten und Seelenwinkel bei Klages, die zauberhafte Kraft der Verbildlichung und Vergegenwärtigung gewesener Leben bei Schuler, das Wissen und Wittern um alle Räume und die treibende Sucht alles Zuständliche aufzulockern und den Brodelkessel ins Gären zu bringen bei Wolfskehl waren Elemente, die nicht ohne weiteres zur Verbindung neigten. Schuler, der süddeutsche Katholik, der mit antiken Schatten lebte und Klages, der nordische Protestant, der zwischen überhellem Verstand und verschwommener Mystik schwankte, stießen sich eher ab: als dieser noch in wissenschaftlichen Bemühungen um logische Einsichten warb, strich jener um die Kneipen der Vorstadt und die Buden der Auer Dult, um aus Gebärde, Schnitzwerk und Spiel des Volkes alte heidnische Reste zu erspähen. Da er in alten Sitten die ehemals kultischen Begehungen eines größeren Lebens suchte, liebte er auch die festlichen Formen des Lebens von der kirchlichen Feier bis zum Fasching als Darstellungen kosmischen Geschehens und nahm Schnitt und Verzierung eines antiken Maskenkostüms ebenso wichtig wie der gläubige Mensch die Vorbereitungen zu göttlichen Feiern. Klages dagegen haßte solchen unnützen Prunk und verachtete Verkleidungen und Masken, in denen der ernsthafte Lutheraner sich nicht bewegen konnte. Denn die Maske setzt eine Verwandlungsfähigkeit voraus, die dem Individualisten verloren gegangen ist, er kann nicht mehr eingehen in ein anderes, nicht mehr mitschwingen in einem vom Rausch erfaßten Gesamt, an dem er als Erkennender aber nicht als Hingerissener und Ergriffener Anteil hat. Gerade aus dieser mangelnden Wandlungsfähigkeit entsteht im Norden das Gespenstersehen und die Neigung zu Spuk und Hexerei. Das Leben rächt sich an den Vereinzelten, sie müssen versuchen herbeizuzaubern, was sie im Rausch nicht als bluthafte Macht fühlen können und setzen darum leicht an Stelle des leiblichen Glühens „das Prachtvoll-Verworrene". Daher blieb Klages, mit einem Rest von Barbarentum behaftet, ohne die Geschmeidigkeit und südliche Leichte der meisten Münchener Gefährten und aus dem Gefühl eines Mangels, der unaufhebbar war, stand er zu den rauschhafteren Seelen der Süd- und Westdeutschen in einer steten inneren Spannung. Nur Wolfskehl kam er zunächst nahe, weil dessen bügelloses Schweifen seinem nordischen Wolkenjagen verwandt war, gerade das Ungebundene lockte ihn an diesem Ruhelosen, dem wiederum mit Schuler die festliche überquellende Lebensfreude gemein war, der Blick für die Beseeltheit alles Stofflichen und das Erspüren von altem Erbgut in Ding und Sitte. Dieser dionysische Wühler mit seiner Lust zur Mischung und Bewegung, von nicht geringerer Schau- und Denkkraft aber von größerer Gestaltungskraft als die beiden und selber seltsam aus nördlichen und

südlichen Wesenheiten gemischt gab das umsetzende Mittel für die Verbindung der drei Elemente her. Mit seiner vortreibenden Gewalt, die alle Gärungen zur höchsten Reife führte, immer das Äußerste des Möglichen suchte, stieß er die Kräfte und Sehnsüchte aller bis in die Tiefe auf und trieb das gemeinsame Wissen bis zur letzten Folgerung gemeinsamen Wollens. So stießen sie zusammen, stachelten und erhitzten sich gegenseitig in ihrem Bunde und erzeugten in den Jahren 1900—1904 jene Glutluft in München, welche alle die hineintraten verwandelnd ergriff, die Stadt zu einem Orte neuer Trächtigungen machte, ja in ihren Folgen weit über die Stadtgrenzen hinaus die geistigen und seelischen Lagerungen in Deutschland umschichtete. Denn alle inneren Wandlungen und Wallungen des deutschen Menschtums, die von gesellschaftlichen, staatlichen wissenschaftlichen und anderen Bewegungen und Strebungen überdeckt waren, kamen damals in München in bedeutenden Menschen zur Erscheinung. Ihre Träger, die Kosmiker, wie sie später genannt wurden — wobei mit dem Worte kosmisch insofern eine Umdeutung vorgenommen wurde als es nicht mehr den Sinn von „rund" „geordnet" sondern „zum Urgrund dringend" erhalten hat — die Kosmiker also stritten zunächst mit, dann gegen George um die Verwirklichung aller aufgebrochenen Sehnsüchte und maßen sich in einem äußersten Entscheidungskampf um das Neue Leben. Jede Stunde der gemeinsamen Zusammenkünfte brachte vermehrtes Wissen und gesteigerte Kräfte, auf nie erhörten Festen stellten sich die aufgewühlten Gesichte in den Personen der Träger selber und der sie umgebenden Männer und Frauen lebendig erregend dar und die Erschütterung der Geister gab sich in der Gebärdung der Leiber sichtbar wandelnd kund. Ja die bürgerlichen Feste der Münchener selber wurden für einige Jahre mit in den neuen Umtrieb gerissen, ihr Taumel hatte einen anderen vorher und nachher unbekannten Ton und in der Erinnerung zitterte auch bei denen ein Schimmer davon nach, die an sich ganz unbeträchtlich waren aber nicht minder tief erregt wurden. Das alles geschah in einem Deutschland rationalster Gelehrsamkeit, betriebsamster Wirtschaft und bürokratischster Staatsart. München freilich, auf noch unvernutzter Erdkraft ruhend, war noch das allverstehende und allaufnehmende gastliche München, der Mutterboden für alle anderswo entstandenen Keime, die hier zum Blühen gebracht wurden und für ihr Gedeihen jene unnachahmliche Lebensluft fanden „mit jener begrifflich schwer zu fassenden und dennoch unserem Gefühl so deutlichen so vertrauten Einheit von Werden und Verschwenden, von ewiger Gegenwart, zweckloser Schönheit, Hingabe und Rausch". Diese in seinem Volkstum so verschlossene, doch in seiner geistigen Lage so offene Hauptstadt der Bayern war damals noch

nicht von Betrieb, Hast und Zweckversteifung überwältigt worden. Wie allen ihren Gästen erlaubte sie auch den Dichtern und Künstlern ohne Rücksicht auf Nebendinge ein vollkommen selbstgewolltes Leben zu führen mit gänzlicher Ablehnung alles Zeitbedingten und ohne Bekümmerung um die Not des Tages. In einem Zeitalter der „Münchener Neuesten" und des „Berliner Tageblattes" mußte natürlich eine solche Leidenschaftlichkeit für das Geistige dem verständigen Bürger für verrückt gelten und seine Vertreter mußten ihm als aus der Ordnung geratene Menschen erscheinen, während diese das mechanisierte Bürgertum für ein völlig aus der Weltordnung geratenes Wesen erklärten.

Die Kosmiker stellten gegen die Endseelen jeder Art in Europa den Willen, zu einem glühenderen Leben durchzubrechen. Alles was der Logos gewirkt und die träge Bürgerei zur bleiernen Decke verdickt hatte, sollte in den Schmelztiegel der Erneuerung gerissen werden. Bald wurden durch den Zusammenprall so bedeutender und zu einem Drange sich vereinender Menschen Dinge lebendig, die in Europa fast verloren schienen, und eine Aufwühlung erstarrter Elemente innerhalb der bürgerlichen Welt ward an Erlebnissen sichtbar, die jeder Deutung des Verstandes spotteten. Jeder Mitschwingende, der noch ursprünglicher Erschütterung fähig war, spürte in jenen Jahren eine stete Anreicherung und Verdichtung seines Daseins und über den Kreis der unmittelbar Erlebenden hinaus ballte sich damals ein Raum großer Erwartungen und flutender Hoffnungen, in dem das entscheidende Erlebnis Georges erst gedeihen konnte. Der Meister stand in den treibenden Wirbeln der Kosmiker als unerschütterliche Mittelachse, die das Kreisen von Gewalten möglich machte, welche ohne ihn sogleich versprüht wären und später ohne seinen Halt auch machtlos zerfielen. In jenen lebenswichtigen Jahren aber konnten die Kosmiker wirklich die Luft mit Geistern schwängern, weil George sich ihnen nicht entzog sondern sich mitten in ihre Runde stellte, wenn er zwischen Weihnachten und Ostern in München weilte. Er teilte ihren glühenden Drang nach dem ursprünglichen Leben, er fühlte, daß in einer rationalisierten und mechanisierten Sachwelt, wo alles berechnet oder versichert ist, das Nötigste Seelen seien, die durch alle Gestänge und Rubriken, Formeln und Verschnürungen bis zum Muttergrunde der Triebe dringen und in heiliger Wut das Äußerste versuchen müssen, um die Starre zu brechen. Einmal mußten in dieser entseelten Welt die chaotischen Gewalten aufgerufen werden, einmal mußte die Schlange den Leichnam beißen, daß seine Gefäße aufgeschwellt und gesprengt würden, und dieses eine Mal mußte der Meister selbst durch das Reich der Dämonen schreiten, um sie hinter sich zu lassen und nicht mit in sein Reich zu

schleppen. Es müssen Naturen solcher Art in einem Volke leben, wenn überhaupt noch Säfte der Fruchtbarkeit in seinem dunklen Samen schlummern, sie wachsen meist dumpf und ungewußt und werden zuweilen als ein Tierhaft-Leidenschaftliches im Fest- oder Kampfrausch sichtbar. Damals in München traten sie einmal kurz in einer Gemeinschaft geistiger Menschen in die Helle des Bewußtseins und zeigten damit den Untergang der alten Geistigkeit und die Wende des Zeitalters an. George befand sich nach der Vollendung des TEPPICHS in der schlimmsten jener heftigen Krisen, die ihn meist nach dem Abschluß eines Werkes trafen. Vor der öden scheinbar unwandelbarstarren Wirklichkeit seines Volkes ließ er sich von der wilden Hoffnung der Gefährten tragen und hat eine Weile mit ihnen im Glauben gelebt, die neue Welt ließe sich unmittelbar durch beschwörenden Zauber ins Dasein rufen. Es war ein bestrickender Gedanke der Kosmiker, daß die Rückkehr zur Urheimat der Seele zugleich die Umkehr ja den Umsturz der bestehenden Weltordnung von innen her bedeute. Kehrte die Seele zu ihrem ursprünglichen Selbst, zu ihrer ersten Jugend zurück, in der der allgeborene Eros ihr einziger Herrscher war, drang sie in „die Höhle der Toten, die noch nicht geboren sind" und riß sie mit hinauf in ihre Wiedergeburt, so mußte der schöpferische Augenblick, in dem ihr früheres Dasein gegenwärtig wurde, ohne willentliches Handeln die Angel der Zeit umdrehen und die andere Wirklichkeit, das mütterliche Reich erscheinen lassen.

Denn es gab eine Zeit, wie Klages im Verfolg eines Georgischen Wortes über das Alter des Sinnbilds ausführte, „wo Visionen ohne Dazwischenkunft der Willkür sichtbar wurden. Sie wuchsen durch den Menschen hindurch oder sie wölkten im Dampf magischer Formeln. Was an Trümmern aus Sagengeschlechtern der Nacht hinüberdrang in das Alter der Sonnenherrschaft, ist von so dunklen Schauern umflossen, daß wir den Abgrund der Jahrtausende fühlen, der unerbittlich wachsend uns trennt von schwarzer Scholle und nacktem Muschelstrand. Schon das Altertum im Glanz seiner Mittagsschönheit sah die Erinnerungen der Urzeit durch einen Schleier von Ehrfurcht und Grausen. Gleich fernabklingenden Donnerwolken versank am Saum seiner gelichteten Himmel das V e r h ä n g n i s — aber hinter den rächenden Göttinnen schlossen sich für immer die Tore der mütterlichen Unterwelt. Seitdem ist Not und Arbeit bei den Menschen eingekehrt, Wahnsinn der Entzückung beigemischt und wunde Sehnsucht schaffendem Überschwang. Nicht traumwandlerisch bannen wir urbildliches Leben mehr. Schlafloser Wille stellt in Stein und Wort ihm nach und zittert in Dankbarkeit, wenn nur ein

Schimmer ferner Glut ihm sprüht: solches Gebilde heißt uns Symbol. — Wie es geschieht, daß ein von Menschen Gemachtes göttlichen Wesens ist, daß der Himmel mit allen Gestirnen in Liedern oder gemeißelten Blöcken lebt — dies Wunder symbolischer Identität ist den ‚irdischen sinnen rätsel'."

Gab es aber, wie die Kosmiker glaubten, unter dieser beschränkten Magie der künstlerischen Gestaltung dennoch eine des Gesamtgeschehens, der Heimkehr aller Bilder in die mütterliche Heimat, so mußte eine völlige Wandlung des Lebens von der Seele her möglich sein, die der Sinn des Leibes, wie dieser die Erscheinung der Seele sei. Wenn nur ein Erleben groß und mächtig genug aufstieg, um den beseelten Leib der Welt mit Liebe durchglühen und alle ungehobenen Bilder in einem lebendigen Glutstrom aufwallen zu lassen, wenn so ein Mehrtausendalter im Blute aufleuchtete, mußte die Menschenwelt sich neu gebären. Im Augenblick freilich, wo dieses Erlebnis im Bewußtsein als Forderung statt als Vorgang auftauchte, wo es aus der Stille trat und Wille wurde, wo man davon sprach, bevor es geschah, war seine Möglichkeit schon erloschen. Die Magie ist stumm und die Zwiesprache mit den dämonischen Mächten ist das Ereignis selbst.

Hier waren also Deutsche um die Jahrhundertwende, welche mit den verhaßten bestehenden Zuständen zugleich deren tausendjährige geschichtliche und geistige Wurzeln verurteilten und nur von deren Aufhebung eine Gesundung der Menschheit erhofften. Sie wollten diese Aufhebung nicht um eines neuen praktischen Zieles willen: eines Vernunftfortschrittes, eines Zukunftsstaates, einer neuen romantischen Kirche oder der Herrschaft des Übermenschen. Sie gingen hinter alle gewordenen wie denkbaren Formen der Gesellschaft zurück in den Seelengrund ohne Formen, in den Mutterschoß ohne Gestalten. Sie priesen als erste unter den Neuerern und Umstürzlern — denn Anarchisten sind nur abgesprengte Atomreste alternder Gesellschaftskörper — sie priesen als einzige das bau- und herrschaftslose entgeisterte Chaos als würdigste Wirklichkeit, das Pfeil-Nu des vom Allvermischer im Liebesrausch Getroffenen als würdigsten Augenblick, in den alle Zeiten eingehen, von dem alles Dasein lebt. Solches Leben der höchsten und freiesten Empfänglichkeit — so glaubten die Bachofenkenner — war einmal im pelasgischen Alter, im Reich der Erdmutter wirklich gewesen als „des Acherons schilferfüllter dunkler Abgrund" offenstand und die wilde Zeugung und Untergangslust der ungezügelten Triebe den hemmungslosen Flug des Taumelgottes verbürgte, als noch kein Apollinisches Mittagslicht die feuchte Scholle ausdörrte, kein Vaterrecht die Mutter unterjochte, keine Plato-

nische und Christliche Lehre den kalten Himmel der Unsterblichkeit wölbte und kein Logos die unzähligen starren Systeme des letzten Jahrtausends aufgerichtet hatte. Von dieser Sicht aus wurde mit den Einrichtungen auch der Sitte dieser Jahrtausende das Urteil gesprochen, die geschlechtlichen Freiheitsstrebungen der Romantik, des Liberalismus, der Frauenbewegung und der eben damals einsetzenden Jugendbewegung wurden weit überstiegen und vor allem das Vaterrecht der Ehe verworfen: es gab eine Aphroditische Zeit — so wußten die Bachofenkenner — in der die Ehe Frevel gegen die Urmutter Erde war, Amazonentum und Demeterkult, schon Abschwächungen des Ursprünglichen, enthielten noch Spuren davon, in der dionysischen Religion unter „dem phallischen Herrn des üppigen Naturlebens" blühte der Aphroditismus in gewandelter Form noch einmal auf, um dann endgültig dem übersinnlichen Licht Apollons zu erliegen. Erklärte man also die urmütterliche Zeit als die lebendigste und wirklichste, so mußte man auch das hetärische Dasein bejahen und die mütterliche Hetäre preisen, das Weib das sich allen preisgibt und zugleich außerhalb jeder Eheform Mutter wird und werden will. Die Kosmiker waren so echte Gläubige der Allvermischung, daß sie vor dieser letzten Folgerichtigkeit auch Schwester und Geliebte — mit einer leichten Einschränkung männlicher Tyrannis im letzteren Falle — in einer so vollkommenen Lebenshaltung bestärkten. Da der Leib die Seele ist, so waren diese äußeren Folgerungen für die Kosmiker nur Zeichen für die Echtheit ihres Glaubens. Zugleich erhellt daraus deutlicher, daß sie den Eros nur von der empfangenden Weibseite, aus der erdmütterlichen Sicht erfassen konnten und daß die Befreiung der Triebe aus der hemmenden Geistfessel für sie gleichbedeutend war mit der Aufglutung der Seele. Ein Wort Schulers beleuchtet wie ein Blitz die weibliche Verfassung der Kosmik: Als nämlich der Meister ihn auf seine ablehnende Haltung gegen die Kunst befragte, was er denn wolle, wenn schon keine Kunst, antwortete jener: „Ich möchte leben, fast hätte ich gesagt gelebt werden!"

Wie in jedem Genius war in der meisterlichen Natur auch die empfängliche Hälfte, die im kosmischen Sinne weibliche Wesenheit der Liebe, in ihrer ganzen Fülle vorhanden, auch er stand auf der Seite des Rausches und der Begnadung gegen den intellektuellen Hochmut der Zeit, der Festlichkeit des Lebens gegen die Schätzung der Arbeit um jeden Preis, der freien Entfaltung der triebhaften Kräfte gegen die rationale Verknöcherung unserer Bildung und Lebensführung. „Selten", so hatte Klages sein Buch über ihn begonnen „erhebt sich zur Bewußtheit, was den geistlos webenden Mächten alles Wachstums verwandt ist. Geschieht es dennoch, so zerrinnt vor einem Blicke Ziel und Willkür und nichts bleibt als bauendes

Müssen. Mit solcher Gesinnung ist unter deutschen Dichtern George der einsame Erneuerer eines Glaubens, der seit den Tagen der Romantik verloren ging". Gewiß all dem war die männlich-tätige, die geistige Hälfte seiner Natur, die des Zeugens, Bildens und Herrschens unlöslich eingewölbt. Bei dem Erscheinen seiner Werke war von allen Künstlern das gänzlich Unromantische seines Wesens sofort empfunden worden, denn all jene schweifenden nur in ihrem auflösenden Streben gefährlichen Kräfte hatte er, wie wir dargetan haben, im Klangzauber seiner Sprache gebannt und als Gestaltung erscheinen lassen. Aber nun traten nach der höchsten Werkschöpfung im Augenblick der Entspannung des Schaffens und der gänzlich verhangenen Sicht auf die Bahn des Weiterschreitens diese Kräfte ihm noch einmal in den von ihm selbst erweckten Gefährten in der verführendsten Form des sicheren Wissens um den Weg zur Allerneuerung gegenüber. Sie kamen seiner dumpfen Ahnung, daß sein Werk sich erst durch die Verwirklichung im Zeitleib selbst, in einer neuen Ordnung vollende, mit der Gewißheit entgegen, daß durch die Wandlung des innersten Seelenkernes dem Leben mit einem Male seine heilige Liebesfülle wiedergegeben werde, daß wie etwa Novalis sagte, die künftige Welt das Chaos sei das sich selbst durchdrang, das Chaos in zweiter oder unendlicher Potenz.

George trug das Gesetz des geistigen Wachstums in sich, das wie das pflanzliche jedes Überspringen der Stufen verbietet und ahndet mit Vernichtung der Frucht. Die Grenzen des erlaubten Tuns lagen in seiner dichterischen Wesensanlage, aber in eben dem Augenblicke, wo das Zeitgeschehen selbst als zu eroberndes Gebiet wohl vor ihm lag, aber noch nicht als dichterisch zu gestaltender Stoff seiner Werkkraft faßbar war, waren diese Grenzen für die Einsicht schwer zu durchschauen und nur die Unbeirrbarkeit seines inneren Selbst hat ihn vor Bruch und Verfehlung seiner eigenen Sendung bewahrt. Es war mehr als ein Kampf um Leben und Tod, den er mit den Kosmikern zu führen hatte, nämlich ein Kampf um sein dichterisches Sein, um das Bild seiner Welt, wie er es bisher schon in großen Werken aufgerichtet hatte. Der Bund mit ihnen war um so bedrohlicher je tiefer er in den Bann ihres andersgerichteten Wollens geriet, um so verlockender als sie seinem eigenen drängenden Tatwillen eine schnelle Verwirklichung seiner Wunschträume zu bieten schienen, um so verwirrender als eben ihr dionysisch-erotisches Element auch ein notwendiges seiner Welt war, um so gefährlicher als sie zur Vollendung ihres Tuns gerade seiner unvergleichlichen Erdkraft zu bedürfen meinten. Er sah vor seinen Augen mitten in dem verspießbürgerten, geistig verengerten und seelisch erschlafften Deutschland Kräfte der Tiefe aufleuchten und Menschenkreise, die bisher in verklemmter Dumpfheit

unerregbar schienen, tief erschüttert werden, er sah erloschen geglaubte Mächte heidnischen Lebens mit einem Male erwachen. Mußte er da nicht vor der verödeten Gegenwart in Versuchung kommen mit den Kosmikern zu sagen: was liegt noch an dieser ärmlichsten Frist der Menschheit die seelenmörderischen Frondienst „Fortschritt" heißt, was noch an dieser Restwelt, mit der nichts mehr aufzubauen ist? Sie muß ganz zugrunde gehen damit ein Neues atmen kann! Ja was liegt selbst an unseren eigenen Künsten und Wissenschaften? Sie sind mit Ausnahme weniger Gedichte und Einsichten nur Erzeugnisse des verderbten Geistes durch die die Lebensfeuchte der Erde vertrocknet ist! Wir wollen uns nicht ansiedeln in eitlen umhegten Gärtchen, wo die ‚Ideale' wieder blühen und die Instinkte siechen, sondern den großen europäischen Wanderern auf ihrer Suche nach der verlorenen Urheimat der Seele folgen, deren Pforten noch jüngst ein Böcklin ein Nietzsche, selbst ein Wagner im Fieber ihrer Entdeckerschauer näher waren, als alle leichtfertigen Verkünder der Wahrheit, alle verlogenen Tröster auf eine vollkommenere Zukunft, alle falschen Verkünder, die aus immer rasenderem Umtrieb der Räder eine neue Geburt erwarten!

Es war eine Versuchung größter Art für den tatwilligen Dichter, und die Versucher sagten: Du bist es, der das Einmalige wirken kann: handle und die Welt ist dein! Denn sie machten keinen Hehl daraus, daß sie in George den mit großen Kräften Begnadeten sahen, der aktiv genug war die Tiefe aufzubrechen und den Zauber zu vollbringen. Je mehr der gehäufte Zunder ihres Wissens nach dem Funken der Erfüllung gierte, um so leidenschaftlicher heischten sie vom Meister die entscheidende Tat. Und an diesem Punkte offenbarte sich ihre Ohnmacht, aus dem glühenden Wissen zum verwandelnden Tun zu kommen, zum erstenmal. Unter der entscheidenden Tat als dem Beginn oder der Mitte der gemeinsamen Wandlung verstanden sie die einmalige äußerste Zusammenballung aller Kräfte des Genius auf einen Punkt und einen Augenblick: Stelle dicht nackt auf den Markt, so forderte der eine oder der andre, und rufe die Götter auf! Begehe am offenen Tag einen Frevel und bringe die Welt in Aufruhr! Nimm deinen Sang, jage das Verhängnis auf und brich durch den starren Tag in die pochende purpurne Herzmitte der Mutternacht! Bei den ersten Ratschlägen mußte der wahre Täter stutzen, denn sie rieten ungeheuerliche Handlungen an, durch deren Vollziehung nur eine Irrenhaus- oder Gefängniszelle mehr gefüllt, aber nicht eine Welt erschüttert worden wäre, bei dem letzten Rate mußte der wahre Dichter stutzen, denn er riet die Frucht vor der Reife zu pflücken, die ganzen Kräfte von Wurzel und Krone, Boden und Licht in e i n e r Glutreife zu vertun. Da lächelte der

Mund des Täters und das Auge des Dichters schaute auf, um die Gefährten an ihrer Stellung zum dichterischen Erbe und Gut zu messen. Auch Dante, auch Shakespeare, auch Goethe hatten die dunklen Triebkräfte im Blute gefühlt und ins Werk gebannt: Die Kosmiker ließen vom ersten kaum etwas, vom zweiten einiges und vom dritten nur drei Sprüche und einige Stellen aus dem zweiten Faust noch gelten. Auch die Romantiker hatten den Zauber der Seele erspürt und gelebt, aber die Kosmiker schätzten weniger was davon in ihrer Dichtung verfangen als was in ihren Erkenntnissen niedergeschlagen war. Auch George selbst reichte mit seinen Wurzeln in den dunklen Grund des zeugerischen Lebens und fühlte die unfaßliche Macht des berückenden Blutes, aber er hatte seine Leidenschaften gezügelt, daß sie dem Werke dienten, hatte jeden wilden Drang gebändigt, daß seine gestaute Kraft die Gestaltung nähre: doch die Kosmiker, eben an diesem Werke erwacht und erwachsen, ließen jetzt nur weniges „Urmäßige" aus den ersten Büchern gelten, das ihre Sichten bestätigte und nach ihrer Meinung einem Bereich jenseit der Weltzeit entstammte, die sie für wertlos hielten. Sie, die ehedem wie Schuler Georgesche Gedichte mit Gold auf wunderbare Purpurtafeln malten, wie Klages den ganzen Algabal auswendig hersagen konnten, sahen nun in der Dichtung ein zu schwaches Mittel um Urschauer ins Dasein zu rufen und muteten George zu, sein Erstes und Letztes, sein Werk und seine Schöpfung zu verraten und statt des heiligen Weges den Sprung ins Dunkle zu wählen.

Sobald George mit dem Blick auf die Dichtung sich dieses Gegensatzes bewußt wurde, begann sein Kampf um die Behauptung seiner Welt und im selben Augenblick war er der Gefahr entgangen, mit den chaotischen Wellen verschwemmt zu werden. Er wollte Werk und Reich der leiblichen und geistigen Schönheit schaffen, sie wollten die Lichtwelt in die Urnacht rückwärts stürzen, er wollte den Bau der Welt aus Rausch und Helle richten, sie wollten allein die Allvermischung der Tiefe wecken, er wollte die Seele in Leib und Gewächs zum nährenden Schlummer senken, sie wollten die Erinnerungsbilder der Seele bis auf den Grund ihres Ursprungs wachrufen und verrauschen lassen. Werke und Taten galten ihnen nichts mehr, wenn sie nicht aussagten vom magischen Wissen des pelasgichen Alters, das Gedicht war ihnen schon ein zu gestaltiges Geistesgebilde, das nicht zu den Müttern hinabreichte. Sie warfen George vor, daß er seine Erdkräfte nutzlos zur Verfassung von Gedichten verbrauchte, durch die der Ring des Logos niemals zu sprengen, die Flamme des Eros niemals zu erzeugen wären. In seinem Lob und Preis der Gefährten sahen sie nur „Persönlichkeitskult", — den sie freilich später für ihre eigene

Person duldeten — in seinem Ringen mit dem Engel nur ein Reden von seiner privaten Person und wenn er ihnen entgegenhielt, daß er all sein Teil hingebe im Kampf um eine Welt von Größe Glut und Schönheit, so sahen sie es bald nicht mehr und konnten es nicht mehr sehen.

Als sie zu fühlen begannen, daß dieser Sohn der Gäa sich ihnen entzog, stellten sie ein allmähliches Erlöschen der Urmacht bei ihm fest: der dämonische Erschütterer war nun nach ihren Worten vom heidnischen Eros zur christlichen Karitas übergegangen und man mußte vor allem beim TEPPICH DES LEBENS an den bestürzenden Formenreichtum im Maßwerk gotischer Giebelfenster und Rosetten, an dies Bacchanal von Pfeilern Spitzsäulen, Strebebögen denken. Dies alles diente nun der Despotie e i n e s Gesetzes von unerbittlicher Erhabenheit: tausend Formenzierden umblühten hüllend e i n Skelett: das starre Kreuz, wie Klages, die klebrige Fliegenstange an der sich die gläubigen Seelen zu Tode zappeln, wie Schuler es nannte. Sie verloren in der Trunkenheit ihres wilden Rausches das Maß für die nötige Zartheit menschlicher Bindung und sagten, daß ihnen in dem was geschehen müsse, an der Person Georges nichts gelegen sei, sondern nur am Einsatz seiner Kräfte, sie höhnten mit Schuler laut: „George hat die Kraft! Aber was macht er daraus? — Kunst!"

Als George sich ihrem Ansinnen verweigerte, gingen die Kosmiker allein zu Werke und zeigten ihre Ohnmacht, die Seele des Lebens aufzubrechen, zum zweiten Male. Das Opfer war dem Garn entgangen, seine „ins Künstlerische geratene um nicht zu sagen entgleiste Täternatur", wie Klages später ein aus der meisterlichen Handschrift richtig Gesehenes mit reizender Bosheit verdrehte, hatte sich ihren Lockungen entzogen, aber sie wußten, daß ein Opfer nötig war, daß nach den alten Geheimnissen Leben vernichtet werden muß, damit Leben gewonnen wird. Doch wagten sie weder ein Blutopfer zu bringen noch kannten sie den rechten Augenblick seiner Vollbringung und von ihren fruchtlosen Versuchen am nächtlichen Ort „kosmische Urschauer" zu erleben, meldete das ängstliche Raunen der ausplaudernden Greisin: „Nichts haben sie gesehn! Nichts haben sie gesehn!" Zur Stunde, wo der Zauber geschehen sollte, fehlte — um bildlich zu sprechen — stets noch irgendein Etwas: ein heiliges Öl, eine Formel, der rechte Ort — und ihre Weltstunde verflog. Sie fühlten bald wie Schuler im Herbst des Jahres 1903 „das namenlos Schreckliche, immer wieder in die alte Tatlosigkeit zurückgeworfen zu werden". Eine Weile versuchten sie durch dreifaches Geheimtun ihre Lage zu verhüllen, aber ihr Versagen im wesentlichen mußte ihr Bündnis notwendig von Innen her sprengen. Die im gemeinsamen Rausch verschleierten Widersprüche der drei Naturen wurden bei der wachsenden Ahnung von der Ohnmacht

ihres Bundes wieder sichtbar, sie lagen unter dünner Decke und es erschüttert, Klages mitten im Jahre der dichtesten Einung über Schuler sagen zu hören, daß ihn der Käfig seines Systems beenge und daß er viel beginnendes Leben in sich zurückdrängen müsse, wenn er jetzt das geplante Buch über Schuler schreibe. Gerade daß sie sich nun zu immer größerer Unbedingtheit des Zusammenschlusses zu verpflichten suchten, zeigte die bedrohliche Nähe des Bruches an. Schuler und Klages wollten vor allem Wolfskehl zwingen, George zu verlassen, mit dem sie selbst noch in scheinbarer Freundschaft lebten. Wolfskehl hatte selbst schon den Grund brüchig gemacht auf dem er mit ihnen stand, indem er geneigt schien nun auch im molochitischen Semitentum eine kosmische Blutleuchte zu finden. Im Bewußtsein der darin liegenden Abtrünnigkeit fürchtete er einen geheimen Anschlag gegen sich und rief im Winter 1903 auf 1904 George brieflich zu Hilfe. Der eilte sofort nach München und fand in einer Unterredung mit Klages bestätigt, was er schon früher erkannt hatte, daß eine Einigung nicht mehr möglich war. Die Kosmiker hatten sich offen gegen ihn gewandt, weil aus seinem Wesen und Werk eine neue geistige Ordnung eigenen Ursprungs entsprang, die ihrem einhälftigen Seelentaumel widerstand, und bekämpften daher sein Werk und seine Person mit allen Mitteln ihrer Art. In dieser Lage riet er zum Bruch, Wolfskehl versagte Klages sein Haus und George schrieb ihm, er könne ihn nicht wiedersehen, bis er wieder über sein Werk und Wirken wie früher denke, nicht aber wie jetzt.

Damit war geschehen, was geschehen mußte. Denn George hätte den Kosmikern bald selber den offenen Kampf ansagen müssen, wenn der Bruch unter ihnen nicht gelegen gekommen wäre, weil ihre seltsamen Reden ihm schon bedenklich wurden und er auch seinen Namen durch ihr Treiben gefährdet sah. Für Klages kam diese Ausstoßung durch George völlig unerwartet. Der Kluge hatte geglaubt, den Zeitpunkt des Bruches selber wählen, gehen zu können wann er wollte und George nutzen zu können solange er wollte. Jetzt sah der Stolze sich verabschiedet und hinausgewiesen und dies erregte eiternde Wut in ihm und unversöhnlichen Haß. Wenn freilich Derleth, der die Kosmiker kannte, George damals warnte: „Hüten Sie sich! Es gibt Menschen, die etwas ganz Böses gegen Sie vorhaben, nein etwas ganz Fürchterliches, nein etwas ganz Scheußlich-Verbrecherisches," so verkannte er, daß jene als Zersprengte und Einzelne machtlos waren. Ihr Haß mochte Schlimmes planen und in jedem Natur- oder antiken Volke hätte es in solcher Lage seinen Vollzug gefunden, aber sie waren schon zu sehr durch Gesetz und Kultur gehemmt und den großen Intelligenzen versagte das Blut. Vielmehr behauptete

Schuler seitdem: George habe ihn verhext, daß er nichts mehr tun könne und Klages mußte zwanzig Jahre von diesen ihn so tief erregenden Dingen schweigen. Auch den letzten damals noch unternommenen Versuch der Kosmiker, George auf seinem eigensten Gebiete zu treffen, indem sie verbreiteten, er wage nicht, ihre von Urschauern trächtigen Gedichte zu drucken, weil auch nur eine Zeile davon die Blätter sprengen würde, entwaffnete dieser: er nahm auch gegen ihren Willen in die siebente Folge auf, was er gerade von ihnen in Händen hatte und nahm dafür in einem Prozeß, den Klages um sein Verfasserrecht gegen die Blätter anstrengte, gern die richterliche Verurteilung in Kauf, nachdem die Sprengkraft jener Zauberverse sich als unwirksam erwiesen hatte — denn sie fügten sich still den übrigen ein.

Doch blicken wir von diesem unfreundlichen Ausgang noch einmal zurück auf die Wirkung dieser seltsamen Runde nach innen und außen.

Durch den Angriff auf sein Dichtertum war dem Meister im Augenblick der höchsten Gefährdung, als er den dunklen Mächten in ihrer feinsten und verführerischsten Form zu verfallen drohte, das Auge geöffnet worden für das seinem Werke drohende Verderben. Aber damit erhob sich erst recht ein furchtbarer Zwiespalt in ihm: eine neue Wahl war nötig geworden zwischen dichterischer Aufgabe und täterhaftem Drang, zwischen erneuter Einsamkeit und der gerade damals im Münchener Freundeskreise lebendig sich darstellenden Kraft der Gemeinschaft, zwischen stiller Werkarbeit und einer unmittelbaren Auswirkung aller Kräfte in die gegenwärtige Zeit. Jeder Verzicht schien die Hälfte des Getanen zu vernichten, jede falsche Wahl mußte das Ganze gefährden. Aber schon hatten die waltenden Mächte ihm den Helfer und Retter gesandt und in dieser Not löste der jugendliche Mund Maximins mit einem Worte jeden Zweifel von seiner Seele. Denn das letzte wonach die Kosmiker jahrelang vergeblich trachteten: das Magische war schon geschehen, der Zauber wirklich geworden. Sie, die so viele tiefe Geheimnisse zu kennen glaubten aber einige der einfachsten nicht wußten, sahen es nicht mehr und wie die Juden noch immer den Messias erwarten mußten, als er längst unter ihnen geweilt hatte, so mußte Klages zwei Jahrzehnte später noch als Wunschbild beschreiben, was schon die beste deutsche Jugend als Geschehnis kannte: „Man rufe sich zurück das Erlebnis des Schauens — und denke hinzu, daß z w e i Menschen es g e m e i n s a m erlitten: alsdann wären beide sympathetisch verbunden durch d a s Ereignis, welches den Namen kosmogonischer Eros trägt! Daß solches sich nie durch Verknüpfung der Leiber vollzöge, braucht keines Wortes mehr; wie aber es dennoch stattfinden könne, das dürfte, ohne zu freveln, nur der enthüllen,

den das Wunder verwandelt hätte, ihn entrückend unter die Götter. Geschähe das Unerhörte indes auch nur zwischen zweien aus Hunderten von Millionen, so wäre die Fluchmacht des Geistes gebrochen, der entsetzliche Angsttraum der ‚Weltgeschichte' zerränne und es ‚blühte Erwachen in Strömen des Lichts'."

Nachdem der Dichter sich wiedergefunden hatte, wog und erwog er sicher das Verderbliche und Taugliche im wilden Tun seiner Freunde. Sie hatten ihm die tiefen Kräfte gezeigt, welche im deutschen Menschen noch ruhten, aber auch alle Gefahren der germanischen Natur. Dieser Drang ins Unergründliche aber auch Grundlose, das keinen Bau erträgt noch tragen will, dieses trotzige Unbekümmertsein im Spiel mit Himmel und Hölle, das jede Möglichkeit des heldischen Opfers aber auch jede der Selbstvernichtung in sich birgt, dieses Wissen um die tiefste Not der Seele, die Bereitschaft zum äußersten Wagnis der Rettung und dann das Versagen vor der Tat und das Fallenlassen des Großbegonnenen: waren und sind diese Kennzeichen der Kosmiker nicht die der Deutschen überhaupt? Ist ihnen nicht der ewig bewegte Schauer der Seele oder der ewig starre des Geistes, den jene bekämpften, lieber als die lebendig aus beiden Mächten gestaltete Wirklichkeit? Der Hang zum Äußersten nach der skurrilen wie nach der heldischen Seite ist gleich stark in ihnen und auf diesem schwankenden Grund sind viele Baumeister unseres Volkes gestrauchelt. So glaubten die Kosmiker bald des Werkes und Werkers nicht mehr zu bedürfen, da sie eine höhere Macht zu erkennen und damit schon zu haben wähnten. Sie riefen dadurch die stärkere Wirklichkeit des Meisters gegen sich in die Schranken und dieser schlug ihnen mit einer leichten Gebärde der Abwehr den Zauberspeer aus den Händen.

Auch der Apollinische Werker kommt aus dem Dunkel, aber siegt im Licht. Er kann in seiner Zeit und seinem Volke, so hart er richten mag, nicht nur ein Totes oder Scheußliches sehen, wie Schuler sie sah, im lebenden Menschen nicht nur „den Schimmelüberzug über der verwesenden Erdkruste" sehen, wie damals Klages es sagte. Nur das Widrige in seinem Tage sehen würde den Dichter vernichten, er muß Gebilde und eigentümliche Kräfte erkennen, um leben, muß auch im Zwiespältigen bindende Stoffe schauen, um formen zu können. Er schafft im Zerstörten, jene zerstörten im Geschaffenen. Gegen ihre schwebenden ungestalten Zauber setzte er die klaren Gesetze und Kräfte des griechischen Leibes, der Danteschen Welt, des Goethischen Lebens, gegen ihr ungestümes Verlangen, beschwörendes Erzwingen und dumpfes Schüttern setzte er die klare Linie, die sichere Grenze und das feste Gebilde, gegen die heimatlosen geistigen Kannibalen, die nirgends wohnen und ihre eigne Seele

verzehren, die sichtbare Heimat und die Stille der Seele, gegen den urzeitlichen Derwisch und Beschwörer den Gestalter und Schöpfer.

Aber daß in den dreien, die in Personen die drei großen Bildungswelten unseres Volkes, des Orients der Antike und des Germanentums vertraten, daß in leidenschaftlichen Menschen solche Gewalt des Blutes noch einmal aufbrechen und zugleich in diesen bedeutenden Geistern zur vollen Bewußtheit ihrer dunklen Macht und Notwendigkeit kommen konnte, war ein befreiender Stoß des Schicksals, der heute noch weiterwirkt, war von befreiender Wirkung auch für den Dichter der Zeit, der manches hätte verschlossen lassen müssen, wenn nicht der Boden so erschüttert worden wäre, der manches nicht hätte aussprechen können, was in der Luft jener Tage sagbar geworden ist. So wurde was von ihrem Leben in den Kreis der Dichtung trat noch wirkend und fruchtbar .. sie selbst zerstoben, als sie sich aus dem Lichtraum entfernten, in dem ihre Wallungen erst möglich und sichtbar geworden waren. In Schuler wuchs das ihm von je her eignende Element der Verschollenheit bis zum Grauen eines toten Nichtmehr-Seins bei lebendigem Leibe, es bewahrheitete sich an ihm, was er schon um 1899, als er sein „Tryptichon ex introitu cosmogoniae" schrieb, freilich in ganz anderer Meinung häufig äußerte: daß alles Kosmische unfruchtbar sei. In Klages wuchs die Vereinzelung seiner Kräfte bis zur Dürre einer unfruchtbaren Klugheit und unfruchtbaren Leidenschaft. Sein Werk kommt immer um den günstigsten Augenblick zu spät, der ihm Wirkung geben könnte und zerflattert daher gespensterhaft schon vor dem Erscheinen, seine Sichten werden schief, weil er das wichtigste Geschehen im deutschen Geiste nicht sieht oder nicht sehen will und mit Notbehelfen seine Brüche verkleistert, sein Bestes was er ehemals geleistet hat, muß er verleugnen, weil er in Georges Dichtung irrtümlich ein Musterbeispiel seiner Metaphysik gesehen und die Unvorsichtigkeit begangen habe, dies in seinem Buche über George darzutun. Ein Dreißigjähriger aber, der sich im Wesentlichen irrt und grundsätzlich fehlgreift, hat sich damit selbst gerichtet und kann sich nur entladen durch zeitweilige wüste Schmähungen. So rächte sich an beiden ihr ursprünglicher Mangel an Fähigkeit zur Hingabe und Tat: sie blieben als Vereinzelte neben dem Leben und ohne Seele stehen. Nur Wolfskehl, selbst ein ursprünglicher Dichter und dem Dichter ergeben rettete sich, und von seiner Erschütterung langsam genesend erreichte er durch sie eine höhere Stufe seines Könnens, indem er sie im Gebild bezwang.

Die Wucht des Kosmikerstoßes aber in ihrer auflösenden Richtung gegen die erstarrten Zeitformen und die schon wankenden Reste der christlichen Sitte, die wir im Laufe unserer Schilderung berührten, hat

sich weiter fortgepflanzt und wer in diesen Dingen das heutige Deutschland mit dem um die Jahrhundertwende vergleicht, wird deutlich inne, wie tief gerade im Bereich der Sitte der Wall der damals noch immer bewahrten und behüteten Bräuche durchstoßen ist. Das Paradoxon unserer Verfassung und unseres Rechtes, das die Ehe u n d die Unehe unter den Schutz des Staates stellt, ist nur ein Zeichen für viele. Uns bekümmert hier nicht die moralische Wertung dieser Dinge sondern nur das Schauspiel der tiefen Wandlung aller Formen und Werte an dieser Wende der Zeit, und da ist deutlich, daß in diesem Vierteljahrhundert das leibliche und sinnliche Deutschland erwacht ist, daß alle Schichten des Volkes von den gleichen Triebmächten erfaßt worden sind und daß unzählige Bewegungen unter welchen Namen und Überschriften auch immer der Menschenfreiheit, der Geschlechtergleichheit, der Körperkultur und anderer den Sinn des Lebens in einem anderen dem der früheren Geschlechter gerade entgegengesetzte Pole zu finden glauben. Es bedarf keines Wortes darüber, daß die Richtung dieser Lebensauffassung schon in den großen staatlichen und gesellschaftlichen Bewegungen eingeschlagen, daß im Geistigen die Romantik für sie den Boden gelockert und Nietzsche die Bahn gebrochen hatte, aber sie erhielt, wie wir zeigten in der Münchener Kosmik eine tiefere Deutung und durchdrang die letzte seelische Schicht des deutschen Menschen. Der von der inneren Aufwühlung mitergriffene Umkreis der Freunde und Bekannten der Kosmiker setzte die halb oder kaum verstandenen und oft nur erhorchten kosmischen Forderungen in die Wirklichkeit eines unbekümmert freien festlich rauschenden Lebens um, das in den ganz tollen Münchener Karnevalen dieser Jahre seine lustschäumende Höhe erreichte. Hunderte Karnevale gehen in München vorbei, aber von keinem blieb und bleibt etwas außer von jenen, die vom Atem eines wilderen Geistes erfüllt waren. Man möge in den Erinnerungen und Erzählungen von Oskar A. H. Schmitz, der Gräfin Franziska von Reventlow und anderen Schlüsselromanen der Zeit die Wirkung dieser seltsamen Runde auf die näheren und ferneren Außenbereiche lesen, sie geben bei aller Unkenntnis der geistigen Vorgänge und allem Mißverständnis der inneren Lagen, doch ein Bild des Umtriebs außergewöhnlicher Kräfte und des Umschwungs der Gesinnung wie des Urteils in erotischen Dingen, die heute schon in allen Schichten Deutschlands gang und gäbe sind. „Deutschland erlebte damals“ wie Schmitz es nennt, „sein erotisches Erwachen. Es war als ob die den Großstädten fernen Hinterländer wie Franken, Schwaben, Pommern, Mecklenburg plötzlich auf den Sinn der Wollust gekommen seien, und nun schickten sie zu irgendwelchen Studien ihre unge-

brochenen etwas naiven Töchter in die großen Städte. Während sie in Berlin nicht selten in den Nachtlokalen den Weg alles Fleisches gingen, gerieten sie in München in das Schwabinger Dionysiertum und dort verpufften sie die Leidenschaften, die seit Jahrhunderten an der Scholle haftende Generationen in wohlanständiger Bürgerlichkeit zurückgedrängt hatten". Dies ist nur eine und heute kaum noch wichtig genommene Auslösung des mutterrechtlichen, mehr noch des urmütterlichen Vordrangs in die entkräftete Endzeit eines rationalisierten und mechanisierten Männertums, dessen Untergang zu wünschen und zu erstreben das Recht der Kosmiker war so lange sie selber g l ü h t e n.

8. KAPITEL: DIE SIEBENTE FOLGE

IN der siebenten Folge, welche im Frühjahr 1904 erschien, spiegeln sich die Erschütterungen und Kämpfe der letzten Jahre wieder. Die Auseinandersetzung mit der Kosmik schlug sich in der Dichtung nieder: was von ihr ins Werk eingegangen war, wurde aufgenommen, ihre feindlichen und verneinenden Strebungen in Angriff und Bejahung zurückgewiesen, aber es fiel k e i n erläuterndes oder erzählendes Wort darüber, welches die inneren Gegensätze nach außen getragen hätte. Die Kosmiker hatten gegen George den Vorwurf des „Personenkultes" erhoben: Sein ganzes Werk seit dem ALGABAL sei von Huldigungen und Widmungen durchsetzt und seine Dichtung habe dadurch das überpersönliche Merkmal verloren. Denn sie vermochten nicht, sich eine Person vorzustellen, die zugleich die Sache darstellte. Der Meister ließ daher in der siebenten Folge die Widmungsgedichte in besonderer Fülle erscheinen und bezog die Kosmiker zu ihrer namenlosen Wut mit ein, indem er Schulers „Sonett an Andrian" und Gundolfs Gedicht an Klages aufnahm und — die größte Sünde wider den kosmogonischen Eros — über das letztere eine unveröffentlichte Strofe von Klages setzte, das heißt: eine Ursubstanz an die Öffentlichkeit zerrte, die nur aus der Stille des Schreibfachs weltumwälzend wirken sollte. Zwei Merksprüche der Blätter vollendeten diesen Frevel, von denen der erste lautete: „Einsame Größe: Mancher sondert sich aus dem Kreis, der ihm einzig taugt, weil er in ‚Rom nicht der erste' sein kann, aber von allen die so taten, schlug es nur einem an, denn er wurde der erste, und in Rom" — und der zweite: „Heldenverehrung (Personenkultus): Läufte in denen selbst siegreichen Faustkämpfern Erzbilder errichtet wurden, um ihr Lob durch die Jahrhunderte wachzuhalten: wie hoch ragen sie über einer grämlichen ichsüchtigen Zeit die bemängelt, wenn dem Meister die Jünger sich

in Ehrfurcht neigen, wenn dem Schöpfergeist mit Kranz und Reigen alle danken, die durch sein Wirken erst erfahren haben, daß das Leben ein Fest sei". Der zweite Niederschlag jener Kämpfe wirkte sich in der größeren Erregtheit der dramatischen Dichtungen aus, deren Auftreten wir schon für die vorhergehenden Jahre verfolgt haben. Vor allem die Stücke von Wolfskehl und Gundolf rühren an das unmittelbare Geschehen jener Tage und haben uns ein Bild von den Erregungen der Kosmikerrunde selbst, wie der Feste der ganzen Künstlergemeinschaft erhalten.

Da viel falsches Gerede von diesen Festen geht, nehmen wir Gelegenheit das Tatsächliche von ihnen zu sagen. George selbst hat sich damals im Kreis seiner Freunde einmal in den öffentlichen Trubel des Münchener Karnevals gemischt und den tollen Jubel des „Schwabinger Zeus", wie man Wolfskehl damals nannte, und seiner Schar an sich vorüberrauschen lassen. Aber diese in den Außenbereichen schäumende Lust war nur die mitschwingende Luft, in der die stilleren und größeren Feste der engeren Gemeinschaft sich vollziehen konnten. Von den stilleren nennen wir die Darstellung des Weihespiels „Die Aufnahme in den Orden" und den „Dichterzug". Im ersteren standen die jungen Männer und Frauen in Festgewändern, ohne Bühne, im Kreis und drückten die Handlung nur durch dichterisches Hersagen und kaum angedeutete Gebärden aus. Selbst das kühne Wagnis, den Chor in der gehobenen Sageweise wiederzugeben, gelang der kleinen Gruppe. Vom Zug der drei Dichter Homer, Vergil und Dante bewahrt die siebente Folge die Einzelrede, welche Wolfskehl als Homer und „Die Bekränzung mit dem Schilf", die George als Dante hersagte. Das unerwartete Erscheinen dieses Zuges auf einem Maskenfeste bei Heiseler war einer der bildhaften Eindrücke, welche die Beteiligten nach ihren Erzählungen tief ergriff und unauslöschlich in ihrem Gedächtnis haften blieb, weil die Gestalt Georges mit der vom Bilde her bekannten Dantes eine untrennbare Einheit bildete.

Von den größeren Festen mögen ebenfalls zwei genannt werden: das „Antike Fest" bei Wolfskehl im Februar 1904, das in den schon erwähnten Romanen und Erzählungen eine breite Schilderung erfahren hat, und „der Maskenzug" zur Feier des Erscheinens der siebenten Folge im März desselben Jahres, dessen dichterische Mitte am Schluß der siebenten Folge veröffentlicht wurde. Von allen, die über diese Zeit berichtet haben, wird das Antike Fest als der Höhepunkt des rauschhaften Treibens jener Jahre geschildert, dessen gesteigertes Leben sich „ebensosehr von dem banalen Ulk der Künstlerfeste wie den mondain und demimondain gewordenen Redouten des Deutschen Theaters abhob" (Schmitz). Hier trafen schon nach dem Bruch mit Klages außer diesem noch einmal alle Gefährten des Mün-

chener Kreises und ihr persönlicher Umkreis in den Masken von Dionysos, Cäsar, Urmutter, von Bacchanten, Thyrsusschwingern, Korybanten, Mänaden und Hierodulen in einer jubelnden Festfreude zusammen, ordneten sich unter chorischem Hersagen von Gedichten bald zu einem Umzug des Dionysos, bald zu einem Umzug des Cäsar oder ließen sich eine Weile vom Tanztaumel, den Schuler in einer Tänzerin auslöste, zu jenem verwandelnden Selbstvergessen mitreißen, in dem sich Nähe und Ferne mischen und für den Begeisterten ein Ton in der Luft schwingt, den er nie vergißt. Die gute und böse Fama hat viel über dieses Fest geraunt und Geheimräten und Tugendrichtern sträubten sich noch nach Jahrzehnten die Haare über das was sie von solchem verruchten heidnischen Tun hatten sagen hören. Doch von dem Bösen, das ihre Phantasie umkreiste, geschah dort nichts und ihnen von dem anderen zu sprechen, das freilich ihrer Welt mit göttlichem Übermut entgegentrat, ist auch heute noch vergebliche Mühe. Ein einziges Lichtbild, das irgendeinen Ruhepunkt am Schluß des Festes auffing, teilt auch dem nachlebenden Beschauer im schattenhaften Abzug etwas von dem tiefernsten Leben jener Stunden mit: wie George als bekränzter Cäsar tief sinnend dasitzt und unter ihm Schuler als die große Mutter mit dem dunklen Kopfschleier, nun wirklich ins Weibliche gewandelt und von unwahrscheinlicher Schönheit, sich an sein Knie schmiegt, wie die strengen Frauen, und auch die leichtesten jetzt durch höheren Fug gezwungen, still im Hintergrund stehen und vorn die Jünglinge, glühend aber fest auch nach dem Wirbel, aneinander lehnen oder lagern — dieses Bild könnte aus den Mienen und Gebärden dieser Menschen auch der Zeitenkundige nur schwer einer geschichtlichen Umgebung einordnen und würde erst bei näherer Betrachtung sehen, daß es dem Heute angehört, ohne doch zu fassen, was denn dieser Runde von Masken eine größere Wirklichkeit verleiht, als alle in schweren Tagesgeschäften Versammelten sie im Norden und Süden unseres Vaterlandes hatten.

Die Aufführung des „Maskenzugs" vollzog sich in weit engeren Grenzen als das große Fest, sie spiegelte besonders in der Dichtung Wolfskehls die tiefen schroffen Gegensätze wieder, welche sich zwischen der Welt des Dichters und der der Kosmik erhoben hatten. Es ist wohl eine Einzigkeit in der Schrifttums-Geschichte, daß das Erscheinen der siebenten Folge einer Zeitschrift — auch der in der achten veröffentlichte Spruch von Karl August Klein gehört in diesen Bereich — mit solchem Ernst gefeiert wurde. Nur das selbstverständliche Wissen darum, daß hier die Werksammlung Zeichen und Ausdruck einer geistigen Gemeinschaft sei, erklärt die innige Verbindung von Lebensfeier und Bucherscheinung. Die Gestalten der Dichtung, wie sie seit zwölf Jahren in den Blätterfolgen zuerst erschienen

waren, erscheinen hier im festlich freien Spiel als Träger ihres eigenen dichterischen Seins, und die Dichter selbst treten als Träger ihres Schicksals auf wie es in ihren Dichtungen Gestalt gewonnen hatte. Der Gott des Rausches, Dionysos, beschwor sie in dem Wolfskehlschen Spiele alle auf den Schauplan: Algabal und Gianino sprachen von der Frühzeit ihres Werdens und gegenseitiger Bewirkung, Manuel und Leila weckten die wundersame Märchenluft des jugendlichen Traumkönigs noch einmal auf, der Irrfahrer, das ebengeschehene Schicksal der Abgesprengten verkörpernd, wich unter dem Fluchgesang der Brüder in Frost und Leere zwischen zwei Reichen, der Meister und die beiden Jünger riefen mit dem großen Bild der Vorüberfahrt des Seefahrers am heimatlichen Strand die innige Gegenwart der Liebe und zugleich ahnend die zukünftigen schweren Fahrten auf: nur der Meister hat eine wirkliche Vision. In sieben Frauen verkörpert wurden die sieben Folgen selbst in den Raum beschworen und huldigten der erstgeborenen Dichtung. Endlich berief der Gott nach dem ewigen Gesetz seines Untergangs und seiner Wiedergeburt das Rote Kind, mit dessen Erscheinung das Neue Leben erwacht und er selbst „zum Opfer gut ist". Mit einem Lobgesang auf das glühende Kind, dem alle Mutter sind, schloß der Gesamtchor das Spiel.

Vergleicht man die Dichtung mit dem früher entstandenen „Dreigesang" von Wolfskehl in derselben Folge, in dem der höchste Anspruch der Kosmiker auf die Geburt des allgebärenden Eros niedergelegt ist, so begreift man die ganze Kluft zwischen den Anschauungen der Männer, die sich in jenen Jahren gegenüberstanden und doch um die gleiche Erneuerung des Lebens rangen. Die dichterische Kraft unterschied sich nur dadurch von der „kosmischen", daß sie werkschaffend von der Gnade der Liebe erwartete, was die drei in glutgesteigertem Rausche erzwingen wollten, daß sie sich willig in die Gesamtheit der Gemeinschaft stellte, wo jene im vereinzelten Bündnis sich aussonderten und daher in sich selber uneinswerdend zersplitterten. Selbst in diesem „Dreigesang" aus der Zeit der äußersten Zuversicht ihres Glaubens klingt der Schluß mehr wie ein verzweifelter Endschrei als wie ein Triumphruf am erreichten Ziel, während das Maskenspiel die freudige Erwartung aller im eignen Kinde vereinten beschließt.

Auch die übrigen Gedichte von Wolfskehl in dieser Folge schwingen um diese Pole. Auch die Gedichte von Gundolf sind daher bedingt: Die Widmung an Klages steht noch ganz unter dem Bann der kühnen Erregungen und Hoffnungen, welche die Kosmiker hervorgerufen hatten, wenn das Gedicht auch schon eine leise Abwehr vor dem „weltenfernen Grauen" bedeutete, in dem jene kreisten. In dem Zwiegespräch „der Beschwörer" ist diese Abwehr zur deutlichen Absage an den Gottversucher

geworden, der alles opfert um zuletzt statt des beschworenen Gottes nur sich selbst zu sehen. Auch in „Cäsar und Kleopatra" wirken die Gegensätze noch mit, stehen sich rein weibliche Rauschglut und männliche Werkglut als Partner gegenüber, aber aus der zeugenden Vermischung steigt der Weltherrscher wahrlich nicht geringeren Feuers wieder auf zu tätiger Gestaltung: er preist den Traum der Nacht doch waltet und wirkt.

Von verwandten Elementen dieser Art durchzogen sind auch die Stücke von Hofmannsthal aus einem Trauerspiel „Das gerettete Venedig" und seiner freien Bearbeitung der Sophokleischen „Elektra", die Traumsprüche von Lechter aus „Sieben Nächte am mystischen Quell", die „Einzelreden" von Heiseler und selbst das „Totengedicht" des später durch seine philosophischen Schriften bekanntgewordenen Rudolf Pannwitz. In all diesen Dichtungen ist etwas von den Formen der menschlichen Leidenschaften verfangen, welche die Kosmiker in ihrer Runde aufwühlten, aber diese düsteren Erschütterungen des Blutes und der Seele waren auf anderem Boden erwachsen als dem ihren und gaben Zeugnis von dem überall verborgenen Schwelen der dunklen Flammen in den unerfindlichen Winkeln unseres zerklüfteten Volkes.

Auf andere Weise nahm Derleth an den Bewegungen dieses denkwürdigen Winters teil. Er hatte sich — wir sagten warum — vom Treiben der Kosmiker völlig fern gehalten und fand sich nur zuweilen bei einzelnen Freunden ein. Aber er beobachtete alle Vorgänge mit der kalten Sicherheit dessen, der den überlegenen Maßstab für die wirbelnden Kräfte hält und wußte zuweilen bei seinem seltenen Erscheinen am tiefsten durch die Unbedingtheit seines Wortes zu treffen. Als Klages zum Beispiel einmal zu George und Wolfskehl zuversichtlich und offen von der Vollendung seines „dritten" Werkes sprach das die Darstellung seiner glühendsten Weisheit enthalten sollte, rief der anwesende Derleth, dessen christliches Lebensgefühl durch all die Andeutungen tief verletzt und beunruhigt wurde, schließlich mit seiner diktatorischen Stimme: „Herr Klages, Sie werden dies Buch nie schreiben!" Worauf Klages bös und scheu und den Hut nehmend fragte: „Wie können Sie das sagen?" — aber Derleth nur eindringlicher wiederholte: „Herr, wie gesagt, Sie werden das Buch nie schreiben!" Der so Besprochene blieb durch diese Worte unerklärlich bedrückt und empfand sie wie eine Verfluchung. Und heute nach einem Vierteljahrhundert steht das Buch noch aus: in dem was Klages als „Geist und Leben" veröffentlicht hat, ist kein Funke mehr von der Glut jener Jahre.

Derleth, obwohl er im letzten auch Kosmiker war und sich ehedem sogar mit Schuler zu einer Art Kosmikerbund vereinigt hatte, war damals doch von den Münchener Gefährten Georges der einzige mit geschichtlichem

Blick. Sein Katholizismus hatte weder etwas Orientalisch-Phantastisches noch Deutsch-Mystisches sondern war ganz von der Antike her genährt, und von diesem festen Boden aus sah er die großen Tatsächlichkeiten der Geschichte und vor allem die großen Männer als die klarsten und wesentlichen Träger, in denen die Geschicke der Völker erst kund und bildhaft werden. Das Römische in dieser doppelten bis in unsern Tag und unser eignes Schicksal reichenden Herkunft gab ihm den sicheren Blick für die Bedeutung von Personen und während er in George die Gestalt sah, welche zu einem Werke stand und Geschehen um sich ballte, schienen ihm die Kosmiker mehr Wisser als Könner, mehr Bewegte als Beweger. „Sie treiben Magie?", so höhnte er über sie, „ich würde sagen, sie wissen alles, aber sie können einen Strohhalm nicht von hier bis dort bewegen".

Als er von dem Bruch mit ihnen hörte, kam er sogleich zu George, stellte sich mit allen Kräften zu seiner Verfügung und gab auf dessen Verlangen die ersten seiner Gedichte in die Blätter, die von nun an mit jedem Male herrlicher und voller wurden. Aus ihnen spricht nicht nur ein großer Dichter sondern auch ein großer Mensch, der in einer selbstgeformten Welt lebt und eine Raumweite um sich hat, die fast unglaublich erscheint in dieser Gegenwartswelt und immerhin Zeugnis ablegt für die geistige Verdichtung, welche die Kirche in ihrem Reiche erzeugt und wenn nicht mehr verwertet so doch noch gestaltet. Antiker und christlicher Eros halten in diesen Gedichten in unlöslicher Eintracht die Schale voll Wein und alles Trübe und Dumpfe ist in einem Strahlenraum reiner Bildungen aufgegangen. Die Näherung Derleths bedeutete in dem stillen Ringkampf zwischen ihm und George notwendig, wie wir noch sehen werden, das Reifen der stillsten Entscheidung, aber an jener Wendezeit war sie eine unerwartete Hülfe und Bestärkung des Weges für George. Denn der Dichter und Meister muß in Seelen siegen, wenn sein Reich gedeihen soll und die Gedichte Derleths, Früchte dieser Näherung, waren ein unerhoffter Gewinn auf dem dichterischen Plane: sie zeigten, daß bei größter Eigenart in Bild, Gehalt und Gebärde auch diese mächtige verschlossene Seele im Ton des Erwekkers der neuen Dichtung schwingen mußte.

Die Wahlsprüche Gérardys, die schön ziselierten Sonette und die in zögerndem Schrittmaß gleitenden Lieder aus: „Eros Anangke" von Treuge sind fern von jenen Erregungen entstanden und obwohl auch sie um Fest und Liebe schwingen, reißen sie nichts von den abgründigen Dingen ans Licht, die im Ringen mit den kosmischen Dämonen spürbar wurden. Eher noch reichen einige Töne der beiden neuen Kömmlinge, Ernst Gundolf und Walter Wenghöfer in jene Auf- und Anbruchschichten des Lebens hinab, obwohl ihre Seelen unverkennbar einer Endzeit angehörten und sich

nur in den feinsten überläuterten Formen äußern konnten. Beide ähnelten sich in der unbedingten Abgeschlossenheit gegen alles Öffentliche, der Verhaltenheit der Kräfte, wenn nicht eine höhere Macht ihren Einsatz fordert, ja der Verschließung aller Fähigkeiten bei einem Wissen von solchem Umfang und Reichtum, daß es noch jeden erstaunte, der sich bei dem einen Rat holte oder bei dem anderen zufällig den Schlüssel zu seiner verschwiegenen Fülle berührte. Der um ein Jahr jüngere Bruder Friedrich Gundolfs beschränkte sich fast bis in sein dreißigstes Jahr darauf, dem Treiben der lebhaften Freunde mit seinen kleinen dunklen Augen wortlos zuzuschauen, er hatte den beobachtenden Zweiflerblick, aber in jeder strittigen Frage war sein kurzes fast unwilliges Ja oder Nein ein entscheidendes Urteil, ob es sich um Bereiche der Dichtung oder Menschenkunde, der Philosophie oder Altertumskunde, der Mathematik oder sonst einer Wissenschaft der Natur oder des Geistes handeln mochte. Was und wann er etwas trieb, wußte niemand, gewiß war nur, daß er alles wußte, aber nur nutzbar machte, wenn der Meister ihm eine besondere Aufgabe zu lösen stellte. Seine einzige Beschäftigung schien, mit der spitzesten Zeichenfeder hunderte und aberhunderte seiner feinen gestrichelten Landschaften zu entwerfen. Sie sind alle menschen- und tierleer, alle ort- und zeitlos, zeigen meist nur Wasser, Stein und Gras, Bäume oder Sträucher, selten einen phantastischen Bau in der Einöde von Felsen und Wäldern, aber immer sind sie von einem Licht erfüllt, das selbst in der Wolkenverschattung kalt und klar um die nackten Dinge steht. Fast anteillos scheint dieser Zeichner nur darauf bedacht zu ergründen, welche unzähligen Möglichkeiten der Raumverteilung das immergleiche Format des Blattes bietet, die Elemente seiner Natur sind unbewegt, sie schweigen von Gemüt und Gefühl im deutschen Sinne, sind nur Gewicht, Zeichen oder Grenze. Gleicher Art sind auch seine Urteile und Ratschläge. Man denkt bei ihnen an die Weisungen alter Orakelsprüche, die nur möglich sind wo eine Menschenart ihre Einsichten und Erfahrungen nicht zu Nutzzwecken des Alltages verwendet, sondern aufspart für die Erhellung dunkler Fragen und für die zarte Entscheidung, die sich gern im Doppelsinn einer Deutung birgt: nicht in der Weisung sondern in der Wahl der Weisung liegt die Lösung des Lebensrätsels. Die vier Ritornelle in der siebenten Folge sind einige der wenigen dichterischen Erzeugnisse Ernst Gundolfs, aber man wird auch aus ihnen die Einzigkeit dieser heute so seltenen Menschenart erkennen.

Wenghöfer, der 1877 in Halberstadt geboren wurde, aber in Magdeburg aufwuchs, war bei weit größerer dichterischer Begabung von gleichem Wesen: ein Einsamer, dessen strenge Lebenshaltung ohne jede hedonistische Lockerung blieb, ein unnachsichtiger Forderer an sich selbst,



DICHTERTAFEL AUS DER SIEBENTEN FOLGE
LINKS: KLAGES WOLFSKEHL LECHTER HEISELER
MITTE: SCHULER HOFMANNSTHAL GEORGE PERLS GUNDOLF
RECHTS: DERLETH GÉRARDY C. A. KLEIN TREUGE

der sich an dem vom Meister verkündeten Menschenbilde maß und dort wo seine schwächere Natur ausweichen wollte, sie einem rücksichtlosen Zwange unterwarf. Dadurch geriet sein Wesen in eine nur selten gelöste Verklammerung, die sich bei hoher Vornehmheit und Adligkeit der Gebärden in einer Gepreßtheit der Bewegungen und bei ganz durchgeistigtem Ausdruck des Gesichtes in starren fast maskenhaften Zügen ausprägte. Selbst die Stimme schien beim Lesen wie an einem Punkte gehemmt, als könnte der Atem nicht freien offenen Durchgang finden. Diese überstrenge Verhaltenheit und verschlossene Fremdheit erhielt durch die Unerbittlichkeit seines inneren Gesetzes eine schicksalhafte Note und oft ergriff uns Trauer vor diesem selbstgefangenen Geist, der nur in wenigen Augenblicken seiner ungewußt vor der Schönheit eines alten Stadtplatzes oder einer sonnenflimmernden Straße den engen Käfig seines Fugs durchstieß und dann die Luft mit einem Flügelrauschen füllte. Wie Treuge hatte er eine unbedingte Abneigung gegen einen bürgerlichen Beruf, aber aus anderen Gründen und eher mit Verachtung jeder Unordnung in der Lebensführung. So viel geistigen Zwang er sich auferlegte, so wenig ertrug er den Zwang einer Beschäftigung, deren Ausübung nur eine teilhafte Forderung an ihn stellte: als sei es unwürdig einen Beruf zu betreiben, bei dem nicht die ganze Anspannung der Kräfte in jede Werkstunde gelegt sei: ein Eiferer im Dienste, aber ein Mönch ohne Kloster, ein Marquis ohne Hof.

Freilich war er darin auch ganz der Dichter, der um die eine Stunde der Gestaltung die anderen verrinnen läßt und die Kräfte bewahrt, um jedes Werk in die höchste und gespannteste Form zu zwingen. Wenghöfers Dichternatur hat als geschichtliche Lage die späteste Zeit der noch geschlossenen Bildungseinheit Europas. Das Barock und mehr noch das Rokoko gaben ihm die Bilder für sein Fühlen und Schauen, aber seine Seelenahnen stammen nicht von der leichten tändelnden Seite jenes Jahrhunderts, sondern von der verdeckten, von Verlaine schon wiedererschauten, wie sie uns etwa aus den großäugigen Gesichtern und verhaltenen Gesten Antoine Watteaus anblickt. Wohl gibt es auch da nervöses zartes farbiges Rankenwerk, aber unter der feinen Maskerade der Wenghöferschen Gestalten fühlt man das Blut eines stärkeren Herzens kreisen, ihre Farben sind stechender giftiger und die „Parfüme“ schwüler schärfer sündiger als das übliche zierliche Spiel der Galanten es erlaubte. Seine Gedichte, von untadliger Mache und Sauberkeit des Griffels, haben eine räumliche Flucht von einer Unergründlichkeit, daß wir uns manchmal durch die dünnen Decken und gehegten Stämme gestoßen und abwärts getragen fühlen in den dunklen Saal, dessen Wände vor Schrecken starren und Geheimnisse des Leides

verschweigen, deren Lautwerden töten müßte. Aus diesen Versen beben auch ohne Wissen um pelasgische Alter die Urschauer des Nacht-Grames und der Traum-Liebe und gerade als Seelenbilder der jüngsten Zeit, die vor den ewigen Mächten gleich alt ist wie die frühere und frühste.

Die starken mit- und gegeneinander handelnden Partnerschaften der Münchener Gemeinschaft, aus deren festlichen und feindlichen Beziehungen wir die Spiele verschiedenster Art erwachsen sahen, hatten auch einige betrachtenden Prosestücke über das Drama hervorgetrieben, welche in der siebenten Folge Aufnahme fanden. Die frühere ablehnende Haltung gegen das gegenwärtige Theater und eine grundsätzliche Höherwertung des Dramas vor anderen Dichtungsgattungen wurde in den Merksprüchen beibehalten. Doch waren inzwischen auch im eigenen Kreise die alten romantischen Versuche wieder aufgetaucht, im Drama außerkünstlerische Lebenswerte, solche mystisch-religiöser Art zu finden und das sogenannte „Kultdrama" als das älteste und echteste zu erweisen. In seinen Gedanken „über das Drama" zeigte daher Wolfskehl die tiefen Unterschiede auf zwischen Kultvorgang und Schauspiel: „Drama und Kult verhalten sich wie Kultgemeinschaft zur Gesellschaft, wie Opferfeier zum Fest. — — Im Kultvorgang ist Leben und Symbol eins, im Drama, der einzigen der Kunst überhaupt möglichen Darstellung des Lebenszustandes (nicht des von allen Künsten umbildbaren Inhalts) stehen sich Leben und Symbol nach Wiedervereinigung strebend getrennt gegenüber. Platons Deutung des Erotischen gilt auch hier, der Kult wird gelebt, das Drama erlebt". Wohl aber läßt Wolfskehl eine vorsichtige Scheidung von religiösem und Gesellschaftsdrama zu. Denn auch wo das Drama in den heiligen Dienst einbezogen war, zeigt es mehr als jeder andre Kunstausdruck das Bestreben, sich von dieser Fessel zu lösen und gerade der Chor, in dem die besten Kunstlehrer bis zu Nietzsche den mystisch-irrationalen Kern des Dramas zu erkennen glaubten, löst es vom Kultvorgang ab, trennt die Handelnden von der Gesamtheit der gotttrunknen Menge, die durch den Chor erst zum Zuschauer wird: „im Chor vollendet sich die Verbildlichung des Vorgangs zur Raumdarstellung — — er formt das Los der handelnden Personen, indem er es spiegelt oder wiedertönt, bis zur letzten künstlerischen Klarheit heran". Wolfskehl stellt dann kurz die Grundlagen des religiösen Dramas in Griechenland und im germanischen Mittelalter dar: dort sei es aus den Erschütterungen des dionysischen Orgiasmus, hier aus den mystischen Erregungen der Kreuzfahrer und minderen Brüder entstanden, während das Drama des neueren Europa aus der an den Höfen sich bildenden Gesellschaft geboren wurde. Es ging mit dieser Gesellschaft im 19. Jahrhundert unter und nach seiner

Entartung in den Sittenstücken der Franzosen und den Opern Richard Wagners fehlen nach Wolfskehls Meinung die Vorbedingungen einer neuen Dramatik und „das Theater ist zu einem Schattendasein verdammt, dessen unreine Zwitterhaftigkeit Abscheu erwecken muß — — so sehen wir denn die Dichter mehr und mehr der Bühne entraten, mit der sie nur in erniedrigender Verbindung leben könnten".

Mit der gleichen Unbedingtheit wie in dieser Frage setzten die Merksprüche der siebenten Folge sich auch wieder mit einigen anderen Bereichen drinnen und draußen auseinander. Sie sahen den kleinen Kreis ihrer Anhänger nun schon zu einer geistigen und künstlerischen Gemeinschaft erweitert, die sich durch ein besonderes Lebensgefühl verbunden fühlte. Aber diese Einbeziehung immer größerer Kreise bedeutete keine Wandlung der inneren Einstellung: „Niemals wurde das ursprüngliche Ziel aus den Augen gelassen und stets nur das gesehen, was vom selben heiligen Strom getragen und mitgerissen wird".

Wenn darauf hingewiesen wurde, daß frühere Mitarbeiter ihre Kräfte inzwischen in den Dienst anderer Unternehmungen gestellt, daß andre auch außer den Blättern gute Gedichte geschaffen hätten, daß außer den Beiträgen einiger bedeutenden Persönlichkeiten nur Versübungen mehr oder minder Begabter in den „Folgen" stünden, so durfte mit Recht geantwortet werden, daß die Blätter von jenen alles Wesentliche enthielten, daß sie noch kein Fernbleiben zu bedauern, keine Ausschließung zu bereuen hatten und daß der letzte Vorwurf nur aus einem oberflächlichen und tatsachenfremden Klügeln hervorgehen könne, „das nicht weiß, wieviel Spiel und Arbeit, Suchen und Haschen, wieviel ‚Exerzitium' jede Kunstübung, auch die allergrößte, einleiten und begleiten muß".

Gerade weil der Größte sich nicht als Vereinzelter außer der Gemeinschaft gestellt sondern in ihr den Fruchtboden geschaffen hatte, auf dem seine „Neuen Träume" gedeihen konnten, sah er in der Jugend größere Umwälzungen und Erneuerungen reifen, von denen sich schon manche Ahnungen in den Gedichten niederschlugen „wenn auch nur wenige Menschen etwas wissen von der unmerklichen Schwalbe die dem Sturm vorausfliegt". Die von der Wissenschaft neugeprägten Scheidungsworte wie Stoffkunst und Phantasiekunst, stoffliche und formale Künstler glaubten die Blätter fast alle auf den Gegensatz von Nord und Süd, Italien und Holland zurückführen zu können: sie verschwänden in den Regionen jeder echten Kunst und es bedeutete etwa dasselbe wenn wir sagen: „Traumbilder, die bezaubern wie Wirklichkeiten, oder Wirklichkeiten, die bezaubern wie Traumbilder". Den Blättern war nicht gelegen an mehr oder minder klugen Begriffsordnungen, an mehr oder minder gültigen Benennungen,

deren sich die Tagesschreiber bald bemächtigten. Die Dichter wissen, daß für manches keimende Leben die Namen noch mangeln, daß oft Weisheiten in einem Volke dämmern, für die Wort und Geste noch nicht gefunden sind und daß die Behütung des jungen Wachstums auch im sprachlichen Bereich wichtiger ist als schnelle Verbreitung und Verschleißung. Denn, so sagte die siebente Folge: „der heutige geistige und künstlerische Mensch muß seine Werte ausbilden in völliger Loslösung von der Allgemeinheit, von allen öffentlichen und tagbedingten Forderungen (dem ‚Offiziellen' und ‚Aktuellen'), wobei wir vorläufig ganz unerwähnt lassen, daß jeder befruchtende, jeder befreiende Gedanke aus Geheimkreisen (Zenakeln) hervorkam. Er darf sich durch die heuchlerische Klage nicht beirren lassen: so ginge jede Berührung mit dem ‚Volk' verloren — denn die ungeheuren Menschenanwüchse dieser Zeit enthalten keine Spur mehr von den Spannkräften eines ‚Volkes'. Daß er die Millionen, die er in einigen Mustern zur Genüge kennenlernt, als ein Nichtbestehendes übergeht, wird für ein wissendes Zeitalter so wenig Anstoß sein als was der Antikische tat mit der überwiegenden Menge der Sklaven und Haustiere (pecus et mancipium)." Wenn die Blätter sich mit solcher Verachtung dem modischen Lob der Masse entgegensetzten, so verschonten sie freilich auch die entgegengesetzte Schwäche der geistigen Deutschen nicht: sich in die musikalischen und mystischen Reiche der Entrücktheit und Übersinnlichkeit zu flüchten, und zu glauben, daß das Ablegen einiger wärmenden Hüllen schon ein Tauchen in die Unendlichkeit sei (Gänsehaut als acherontisches Frösteln!). Der Künstler hat sich ebenso fernzuhalten von tatfremden Urgrundschwärmern, die „für den Gott den Götzen, für den Geist das Gespenst, für den Seher die Hexe setzen", wie von der Herrschaft der Massen, in denen die Tat des einzelnen fruchtlos wird: „Wohl sind Zeiten und Gelegenheiten denkbar, wo auch der Künstler es für nötig hält das Schwert des Kampfes zu ergreifen: über all diesen Welten-, Staats- und Gesellschaftsumwälzungen steht er aber als Bewahrer des ewigen Feuers".

Wie George selbst in seinem neuen Werke, von dem auch die siebente Folge wieder eine Anzahl Gedichte aufgenommen hatte, dieses Amt erfüllte, wie er aus den Erprobungen dieser Jahre strahlender aufstieg und ihm an der schlimmsten Wende des Weges auch die letzte rettende Gnade gewährt wurde, werden wir im nächsten Buche erzählen. Doch wollen wir vorher noch die zahlreichen zusammenfassenden Arbeiten und Einzelausgaben der Blätter für die Kunst in dem behandelten Zeitabschnitt betrachten, wobei wir das Jahr 1905 mit einbeziehen, in dem einiges veröffentlicht wurde, was schon vorher abgeschlossen war.

9. KAPITEL: SCHEIDUNG UND SAMMLUNG

ALS am Beginn des Jahres 1904 der zweite Ausleseband der Blätter für die Kunst aus den Jahren 1898—1904 erschien, welcher die im Druck befindliche siebente Folge schon zu einem Teile mitumfaßte, erwiderten die Herausgeber im Vorwort auf den ganzen Wust der öffentlichen Angriffe, die wir schilderten, nur mit dem Hinweis auf die schon sichtbar gewordene Zurückdrängung des Naturalismus durch die dichterische und schönheitliche Wiedergeburt. Wichtig schien ihnen vor allem der unverkennbare Einfluß auf das werdende Dichtergeschlecht, das hier eine sichere und unverrückbare Mitte gefunden hatte: „Mögen auch über Wert und Wünschbarkeit der Blätter für die Kunst", so schloß das Vorwort, „die verschiedensten Ansichten sich bekämpfen, so viel ist sicher: sie waren zur Zeit ihrer Gründung wie heute noch in dem verworrenen Getriebe der Sondererscheinungen die einzige dichterische und künstlerische Bewegung".

Auch in einer Anzahl von Einzelwerken der Dichter und Künstler kam der lebendige Fortgang der Bewegung in diesen Jahren zur Erscheinung. Im Jahre 1900 vollendete Lechter den Kölner Pallenberg-Saal mit dem großen Gemälde der „Weihe am mystischen Quell", auf dem er das Antlitz des Dichters verewigte, 1901 erschienen von George: Baudelaire, Die Blumen des Bösen, Umdichtungen, 1902 von Treuge: Der Traum der Trennung, 1903 von George: Tage und Taten, von Hofmannsthal: Ausgewählte Gedichte, von Wolfskehl: Gesammelte Dichtungen, von Friedrich Gundolf: Fortunat, 1905 von George: Zeitgenössische Dichter, von Wolfskehl: Saul, von Friedrich Gundolf: Zwiegespräche und von Ernst Gundolf: Zwölf Zeichnungen. Ludwig von Hofmann zeichnete das Titelblatt zu den Gedichten Hofmannsthals, Lechter gab den „Zwiegesprächen", dem „Traum der Trennung" und den „Tage und Taten" die schöne schlichte Buchform. Cyril Scott veröffentlichte zur selben Zeit seine Übertragungen Georgescher Gedichte ins Englische, auch Gérardy sammelte seine deutschen Gedichte, die aber nicht mehr erschienen sind. Erwähnen wir noch das Erscheinen der fünften bis siebenten Folge der Blätter und der schon besprochenen Schriften und Aufsätze in diesen Jahren, sowie die 1905 veröffentlichten Übersetzungen der Aufsätze Verweys und Van Deyssels durch Gundolf, so bietet diese Überschau über die Tätigkeit des Kreises die rechte Ergänzung zum Bild der festlichen Tage und Wochen in München zur gleichen Zeit.

Diese Einheit des Handelns nach außen wurde freilich nur unter steten Kämpfen bewahrt und die Flucht des sozialen Menschen vor der unmittel-

baren Verantwortung und dem zupackenden Tun hatte auch in der Gemeinschaft der Dichter statt.

Hugo von Hofmannsthal hatte schon in den neunziger Jahren geglaubt gewissere und schnellere Wege der künstlerischen Wirkung auf die Zeit zu kennen und hatte sie alle vergeblich versucht. Die Pflege einer Kunstübung auf dem festen Boden der von George geschaffenen dichterischen Ebene, die auch mittleren Talenten eine sichere Erzeugungsart und vor allem einen bestimmten Gang im Leben erlaubte, hatte ihn schon früh mit Ungeduld gegen die Blätter erfüllt, ja die immer gleiche Zurückhaltung der Blätter gegen die breite Öffentlichkeit stand im Widerspruch zu seiner Absicht, dem verwirrten Geiste unseres Zeitalters auf vielen unbemerkten Wegen, gleichsam „in den verschiedensten Verkleidungen beizukommen". Er hatte sich in dieser Hoffnung fast in allen Gattungen und Arten des Schrifttums vom dramatischen Spiel bis zum journalistischen Essay hinab versucht, hatte sich an manchem Unternehmen mit ihm wesensfremden Schriftstellern und Verlegern in der Erwartung beteiligt, sie zum besten lenken zu können, hatte seine Erzeugnisse in vielen Zeitschriften und Zeitungen zerstreut, um in die Tagesschreiberei ein Körnchen echten Dichtergutes zu mischen, und hatte endlich auch geglaubt, das Theater unserer Tage wäre noch eine Stätte, an der man das Publikum zunächst durch leichtere Kost verlockend zu immer höheren Ansprüchen der Kunst emporläutern könnte. Er hatte unter dem Eindruck der großen Menschendarstellerin Eleonore Duse die erste Wiener Duse-Woche im Jahre 1892 mit der Woche der großen Dionysien im antiken Athen verglichen und von der tiefen Erschütterung, welche die Künstlerin in seiner Vaterstadt hervorrief, auf die Bedeutung des Ortes geschlossen, an dem noch solcher Rausch und solche Sehnsucht in den Herzen erzeugt werden konnte. Als diese Frau nach einem Jahrzehnt am selben Orte wieder spielte, fand er sie selbst noch gewachsen, aber sah nun all die Erbärmlichkeiten und Äußerlichkeiten des heutigen Theaters über die sie ihm hinausgewachsen schien. Sein Glaube an das Theater war inzwischen tief enttäuscht worden und in denselben Jahren waren alle Hoffnungen, die er an rührige Unternehmerliteraten, an bildungverbreitende Tagesblätter, ja selbst noch an einige Naturalisten-Häuptlinge geknüpft hatte, gänzlich zuschanden geworden. Gewiß er konnte mit Recht behaupten, daß alle jene Vermischungen den Wert seiner Arbeiten nicht gemindert hätten und wenn auch kein Werk dieses Jahrzehnts mit dem „Tod des Tizian" zu vergleichen war, so hatte Hofmannsthal doch in den verschiedenen Gattungen Stücke geschaffen, die immer wie edlere Fremdlinge in der schlechten Menge standen, die sie umgab. Der einschmeichelnde südliche Deutsche schuf neben den härteren Gebilden Georges die weicheren musi-

kalischen Formen mit dem Zauber halbverlorener Untertöne, die für viele den Weg zu jenen erst vorbereiteten und deren glatte Fügung die Widerstreite des Lebens fast vergessen machen mit denen sie gerne spielen. In seinen Prosen trug er als erster gehobene und schöngeformte Satzgefüge in die verwilderte Schreiberei der Öffentlichkeit und weit über das gewöhnliche Maß hinaus enthielten sie tiefe Einsichten in menschliche Seelengründe und künstlerisches Schaffen. Aber auch für den bedeutenden Könner liegt heute wie in keiner Zeit die Gefahr nahe in der übergroßen Freiheit des persönlichen Handelns sich selber zu verlieren. Hofmannsthal hatte in all den Jahren die Führerschaft Georges verschmäht und trotz der gemeinsamen Tätigkeit in den Blättern seine Nähe fast gemieden. Jetzt mußte er nach dem Scheitern aller Hoffnungen den selbstgewählten Weg als falsch erkennen und zweifelte nach den enttäuschenden Erfahrungen an seiner Kraft, die Gegenmächte auf seine Weise zu besiegen. Jetzt bekannte er seine allzu große Achtlosigkeit in der Verbindung mit wesensfremden Elementen und fühlte sich aus der ungeheuren Verworrenheit des Massenlebens „in den kleinsten Kreis zurückgetrieben". Aber war er selbst nach solcher Bahn noch der Gleiche? Bedeuteten die nutzlos vertanen Kräfte nichts? Suchte hier der Müde nicht am Ende eigner Klugheit, aber auch am Ende eigner Zeugungskraft den Meister, der nach seinen Worten in immergleicher Stärke und Klarheit vor ihm stand und wird er nicht an diesem unerschütterlichen Felsen ganz zerschellen statt an ihm aufzuklimmen?

Um das Jahr 1902 sprachen einige geradezu bewegte Briefe Hofmannsthals die Bitte aus, wieder längere Zeit mit George zusammenzusein. George suchte vor einer Wiederbegegnung in einem Briefwechsel die Hindernisse wegzuräumen, welche die Jahre der persönlichen Trennung aufgehäuft hatten. Er verschwieg nicht, was er gegen den Gefährten auf dem Herzen hatte, daß es ihn geschmerzt habe, ihn im Kampfe des Guten gegen das anerkannt Schlechte mit belanglosen Menschen in einer Schlachtlinie zu sehen, und auf Zurückhaltung und Ängstlichkeit zu stoßen, wo er ihm volle Offenheit über seine Pläne und Ansichten entgegenbrachte, er schrieb ihm von dem einstigen festen Glauben: daß sie beide durch Jahre im deutschen Schrifttum eine sehr heilsame Diktatur hätten üben können und machte Hofmannsthal allein verantwortlich, daß auch diese Möglichkeit vertan wurde. Heute freilich sei das alles leichter zu vergessen „da unsre Bestrebungen dennoch zu so schönem Ende geführt haben und eine Jugend hinter uns kommt voll Vertrauen, Selbstzucht und glühendem Schönheitswunsche". Doch erfreue er sich der neuen gegenseitigen Näherung, aber gerade seine unwandelbare Gesinnung für den Menschen und Dichter Hofmannsthal lasse ihm eine Klärung des Vergangenen nötig erscheinen. So

geschah es denn auch von beiden Seiten mit schonender Zartheit in den persönlichen, mit offenem Ernst in den sachlichen Angelegenheiten, wofür ein Brief Georges vom 4. Juni 1902 über die Blätter für die Kunst als Beispiel dienen möge. Er lautete: „Lieber Hofmannsthal. Gerne hätte ich Ihnen sofort meine teilnahme ausgedrückt an den freudigen und schmerzlichen begleitungen Ihres lebens doch ließ mich die antwort auf Ihren letzten brief lange säumen. Es ist darin kaum ein punkt wo ich nicht genau das gegenteil fühle. Allerdings kommt es bei erörterungen wie den unseren darauf an von welchen einheiten man ausgehe wie man sich verbunden fühle wie man notwendigkeiten abwäge. So lassen Sie mich ausreden nachdem Sie es getan. Wenn Sie es als schön preisen sich von den vielfarbigen tatsächlichkeiten treiben zu lassen, bedeuten sie mir nichts ohne auswahl und zucht. Was das bessere sei bleibe ganz unberedet, nur soviel ist gewiß: daß im allgemeinen wie im besonderen etwas g e s c h e h e, ermöglicht nur die e i n e art der führung. Wohl weiß ich: durch alle haltung und führung wird kein meisterwerk geboren — aber ebenso gut wird ohne diese manches oder alles unterdrückt. Auch Ihnen wird schon aufgefallen sein wie unsere ganze kunst bestürzt durch das fetzen- und sprunghafte durch die reihe von kraftmenschen denen immer das letzte versagt blieb — all das hat seinen grund in derselben geistesart. Andrerseits bietet der von Ihnen mit recht so gelobte Vollmöller ein beispiel was aus einem b o d e n heraus geschaffen werden kann — wie dienlich aber dieses beispiel weiterhin ist davon ahnen Sie noch nichts. — Und nun die höhere tagesschriftstellerei, die Sie rühmen und die sehr zu billigen ist erfordert nicht die lauliche reizbarkeit und weichtierhafte eindrucksfähigkeit die heut im ‚Berliner Naturalismus' morgen im ‚Wiener Symbolismus' untergeht, sondern das strenge sich-auf-einen-punkt-stellen . . .

Ich halte nun meine ansicht vor allem der „Blätter" der Ihrigen gegenüber die alle mitarbeit außer der Ihren und meinen ablehnt. Gar nicht zu reden von den ausländern wie Lieder, Verwey, begreife ich nicht wie Sie an künstlern und denkern wie z. B. Wolfskehl und Klages vorübergehen konnten — die dunklen gluten des einen wie die scharfe ebenenluft des andern sind so einzig so unbedingt daß ich aus Ihrem kreis (so weit er sich offenbart hat) niemanden auch nur annähernd mit ihnen vergleichen durfte. Reden Sie aber von den kleineren sternen — so ist es leicht das urteil zu fällen das sie selber kannten — doch befinden Sie sich in großem irrtum wenn Sie dort die von Ihnen angeführte unredlichkeit und falsche abgeklärtheit wittern — es sind alle menschen von guter geistiger zucht mit denen Sie wenn Sie sie kennten aufs schönste leben würden. Sich wie geniusse gebärden taten s i e nie sondern gerade diejenigen die Sie den

unsern gegenüber in schutz nahmen. Es war nur unfug des schreibenden pöbels diese äußerst verschiedenartigen zu einem haufen zu werfen weil sie sich in gleicher weise von ihm entfernten — eine ähnliche scheidung wie dermalen des rheinischen janhagels der alle die sich anders trugen als ‚juden' anrief. Ihnen aber mit Ihrem großen gefühl für stil muß es doch sehr anmutend geschienen haben, diese menschen zu sehen die nie ‚mittaten', sich nie öffentlich machten, von so vornehmer haltung wie sie in Ihrem kreis etwa durch unseren gemeinsamen freund Andrian vertreten sind. Und alle ihre arbeiten sind wenigstens durchaus a n s t ä n d i g (was nicht sittlich gemeint ist). Betrachten Sie etwa den Antinous von Gundolf, wie in diesem kleinen dreibild der atem angehalten ist von anfang bis zu ende — kein pflästerchen, kein mätzchen — das scheint mir — und mehr wie zeitlich! — von allergrößter wichtigkeit . . . Und nicht einmal von den ganz kleinen will ich schweigen: den zufälligen schnörkeln und zierraten die ich an sich betrachtet völlig preisgebe. Daß aber diese kleinsten solche arbeit zu liefern vermochten: daß man ihnen rein handwerklich bei aller dünnheit nicht so viel stümperei anzukreiden hat als manchen vielgerühmten: das scheint mir zeitlich und örtlich betrachtet für unsere kunst und kultur von höherer bedeutung als alle verbände und theaterstücke auf die Sie damals hoffnungen setzten. In den Blättern weiß jeder was er ist, hier wird der scharfe unterschied gezeigt zwischen dem geborenen werk und dem gemachten. Hasser der Blätter ist jeder dem es darum zu tun ist diesen unterschied zu verwischen. Wenn aber auch Sie mir erklären, dort nur eine ansammlung mehr oder minder guter verse zu sehen und nicht das BAULICHE (constructive) von dem freilich heute nur die wenigsten wissen, so würden Sie mir eine neue große enttäuschung bringen. Freilich besteht das alles was Sie als anmaßung und schamlose nachahmerei bezeichnen — nur in einem ganz anderen Lager . . davon aber zu reden wäre zu große herablassung: dort ist das gebiet des unanständigen. Gegen das biderbe das Sie so erträglich finden hab ich auch wenig einzuwenden wo es den grund bildet auf dem noch etwas wachsen kann. Wo Sie es aber hervorheben wird Ihnen bei näherer betrachtung klar werden daß nichts verlogener versunkener wurmstichiger sein kann als dieses derb und dumm tun . . . Daß ich unserer begegnung in Berlin nicht gedachte hatte seinen grund darin daß sie grad so zufällig war als die andre — ich glaube spät nachts im Kaffeehaus — auch war damals die frist für eine tat schon fast verstrichen. Warum ich der zweiten begegnung auswich haben Sie gewiß erraten: um nach all Ihrer mühe und anstrengung mit der aufführung Ihnen nur unerfreuliches darüber zu sagen — brauchten Sie mich dazu? Mir erschien damals das handhaben von spielern ohne einen begriff vom vers

ein weit größeres wagnis als das von solchen die das deutsche nicht recht verstehen (wären sie auch die klügsten). Wenn Sie nun bald darauf entfremdung meinerseits bemerkten und eine änderung meiner gefühle Ihnen gegenüber — so hat Sie Ihre ahnung nicht betrogen und Sie führen in Ihrem brief ganz richtig den grund meiner verstimmung an. Es gibt dinge die uns mit menschen an die gefährliche grenze führen wo nichts mehr erstaunt. Lassen Sie uns darüber nichts mehr schreiben. Ihnen mag es gelingen das leichter zu nehmen und Sie können sich kaum vorstellen wie das mich niederschlug zu sehen wie sogar menschen von wolbeschaffenheit und geschmack durch gleißnereien verführt werden können, ihre hand zu bieten wo der allgemein herrschenden schwindelhaftigkeit auch die kunst ausgeliefert werden soll . . . Ich habe Ihnen nun möglichst getreu meine meinungen und empfindungen geschrieben damit Sie nichts in einer rede unerwartet treffe. Ich glaube kaum etwas übergangen zu haben: so daß sie nicht ganz unzweideutig meine gesinnung erführen. In den einzelheiten wird eine mündliche auseinandersetzung am besten ausgleichen und nachhelfen. Ich brauche Ihnen nicht zu wiederholen wie sehr ich Ihren besuch in unseren gegenden begrüße wo ich mich mit geringen wechseln bis september aufhalte. Mit großer spannung erwarte ich Ihr neues werk. Teilen Sie mir — ich bitte — zeitig Ihre entschlüsse mit und erinnern Sie herzlich den Leopold Andrian an mich. Auf bald gute nachrichten erhoffend Ihr Stefan George."

Um Werk und Tun, Gesinnung und Haltung nach innen und außen kreiste auch die weitere Auseinandersetzung und wenn sie wieder eine menschliche Näherung der beiden Dichter hervorrief, deckte sie doch auch den tiefsten Unterschied ihrer geistigen Artung auf. Hofmannsthals Verhältnis zu den ihm nahen Menschen war freundschaftlich bestimmt, das Georges in unlöslicher Verbindung freundhaft und werkhaft zugleich. Was für den ersten ein unwillentliches Hingleiten auf den wechselnden Begebenheiten des Daseins hieß, war für den andern Wurzellosigkeit und Mangel an Zucht. George erschien als Nötigstes für den deutschen Menschen eine feste verpflichtende Haltung, Hofmannsthal sah gerade im Gestelosen die berechtigte Haltung unserer Zeit: „Gerade durch sein Fieberhaftes", schreibt er in ‚Dichter und diese Zeit', „durch seine Wahllosigkeit, durch das rastlose Wieder-aus-der-Handlegen der Bücher, durch das Wählende Suchende scheint mir das Leben in unserer Epoche eine Lebenshandlung, eine des Beachtens werte Haltung: eine Geste". Den meisterlichen Drang zum aktiven Führertum hat Hofmannsthal nie gefühlt. Er sah wohl, daß den Deutschen in der Vorstellung von ihren Dichtern gerade das fehlte, was Männer an Männern am höchsten stellen müssen: die Führerschaft.

Aber er verstand darunter mehr ein ehrfürchtig entgegengebrachtes Zutrauen von außen als ein Tätig-Bewirkendes Werkhaft-Verpflichtendes im Dichter selbst. Er glaubte für unser Weltalter nicht mehr an die Bildung einer leibhaften Gemeinschaft: „Es ist das Wesen dieser Zeit" sagt er in dem ebengenannten Aufsatz „daß nichts, was wirkliche Gewalt hat über die Menschen, sich metaphorisch nach außen ausspricht, sondern alles ins Innere genommen ist . . . Keine eleusinischen Weihen und keine sieben Sakramente helfen uns empor: in uns selber müssen wir uns in höheren Stand erheben, wo uns dies und jenes zu tun nicht mehr möglich, ja auch dies und jenes zu wissen nicht mehr möglich: dafür aber dies und jenes sichtbar, verknüpfbar, möglich ja greifbar, was allen anderen verborgen. Dies alles geht lautlos vor sich und so wie zwischen den Dingen. Es fehlt in unserer Zeit repräsentativen Dingen an Geist und den geistigen an Relief". Daher mußte ihm im Werke Georges Gleichnis, wenn auch tiefbewegendes Gleichnis bleiben, was diesem schon Wirklichkeit, tiefgeglaubte Wirklichkeit war und wenn George ihm, sein innerstes Erleben andeutend, vom „Geheimnis des Ringes" schrieb, so konnte der Dichtergeist des Gefährten wohl ahnend an diese Sphäre rühren, aber die Kraft des Blutes reichte nicht mehr hin, um die Wahrheit des Geschehens auch zu leben. Die tiefe Sorge, die der Siebzehnjährige in seinem Versspiel „Gestern" dem Andrea in den Mund legt „— eine Angst nur lebt in meiner Seele: daß ich das Höchste Tiefste doch verfehle!" lebte jetzt in dem fast Dreißigjährigen verzehnfacht auf. Er hat uns in dem Brief des Philipp Chandos selbst in erschütternder Weise erzählt wie ihm die Dichtersprache verloren war die „weder die lateinische noch die englische noch die italienische und spanische ist, sondern eine Sprache, von deren Worten mir auch nicht eines bekannt ist, eine Sprache, in welcher die stummen Dinge zu mir sprechen und in welcher ich vielleicht einst im Grabe vor einem unbekannten Richter mich verantworten werde" — und die eingangs an Lord Bacon gerichteten Erinnerungsworte an die „gemeinsamen Tage schöner Begeisterung" lassen vermuten, daß sein Geist hier wie so oft bewußt oder unbewußt mit George Zwiesprache hielt: denn es sind die Worte, mit denen dieser ihm die PILGERFAHRTEN gewidmet hatte.

Wie ein gewandter aber an bösen Wirbeln müd gewordener Schwimmer wehrte sich Hofmannsthal in diesen Jahren gegen das Versinken: er fühlte die schlimme innere Erstarrung kommen, er sah verzweifelt, daß er die Fähigkeit verloren hatte, Gedichte zu machen — wie denn sein letztes „der Schiffskoch" das schwächste seiner Gedichte in den Blättern ist—, er wußte, daß er „die nie betretene Landschaft", in der George lebte, erreichen mußte oder ins Düster sinken würde. So kam das Schmerzlichste dieses Schau-

spiels einer versinkenden Seele: als der Schwimmer sich gerettet glaubte und ein Traum von neuen Zeugungskräften ihn noch einmal umgaukelte, waren die Wasser schon über ihm zusammengeschlagen: Er dichtete den Jaffier im „Geretteten Venedig", der aus Schwäche geht wo er bleiben will, der verrät wo er retten will und in der Not noch nach dem Verratenen ruft. Was dann blieb war die Rückkehr in das von ihm selbst verurteilte Tun, das schlimmere Paktieren mit den von ihm selbst verworfenen Menschen und Unternehmungen, das Immerschlechterwerden der Erzeugnisse eines bedeutenden deutschen Dichters. Die äußeren Begleitumstände sind schnell erzählt: Im Beginn des Jahres 1903 verlebten die frühen Gefährten noch einige schöne Wochen in München miteinander und bereiteten die Ausgabe der Gedichte Hofmannsthals im Verlag der Blätter vor, die im Herbst erschien. Im folgenden Frühjahr besuchte George den Gefährten in Wien, um ihm die siebente Folge zu bringen und von ihm sein schönes „Gespräch über Gedichte" zu erhalten, in dem er das JAHR DER SEELE zum Mittelpunkt eines tiefsinnigen Gedankenspieles über die Symbole gemacht hatte. Als aber George im Herbst das ihm gewidmete „Gerettete Venedig" erhielt, von dem er sich nur einige Glanzstellen von Hofmannsthal hatte vorlesen lassen, war er tief enttäuscht von der Dichtung und tiefer enttäuscht als Hofmannsthal zur Aufführung des Stückes sogleich wieder mit dem Theater in Verbindung trat. Er traf am Tage nach der Berliner Aufführung, der er jedoch nicht beiwohnte, mit ihm zusammen und hielt mit seinem Urteil nicht zurück. Hofmannsthal, der in diesem Werk den Beginn einer neuen Schaffenszeit gesehen hatte, mußte sich wenige Jahre später jenes harte Urteil selbst zu eigen machen und bedauerte tief, daß gerade dieses Buch Georges Namen trüge. Doch war dies für das längst vollzogene Geschehen nur ein Zeichen und Hofmannsthal mußte von nun an s e i n e Wege gehen. Er blieb auch dort noch mehr als tausend andre und befruchtete eine ganze Schicht des öffentlichen Schrifttums, er wurde auch in Film und Zeitung niemals subaltern — aber der Hofmannsthal der Blätter-Frühzeit war erloschen: der einzige dessen Werk noch leben wird, wenn das des heutigen längst verschollen ist. — Wenn man die Scheidung des dichterischen Rhythmus in eine harte und eine glatte Fügung zulassen will, wären die Gedichte Georges der harten ernsten Fügung, in der das einzelne Wort selbst taktische Einheit ist, die Hofmannsthals mehr der glatten geschmeidigen Fügung zuzurechnen, in der sich mehrere Wörter einem bildlichen Ausdruck oder gedanklichen Zusammenhang unterordnen. Der gleiche Unterschied gilt auch für die Prosen der beiden Dichter, die vom Beginn ihres Schaffens bei George sehr sparsam bei Hofmannsthal reichhaltiger die dichterische Erzeugung begleiteten. Bei diesem schwin-

gen die Bilder und Gedanken in schöngegliederten Satzgefügen in ununterbrochener Wellenbewegung weiter, lassen häufig den neuen Satz aus einem aufgenommenen Wort des vorhergehenden entfließen oder verbinden einen neuen Gehalt durch eine gleichläufige Linie des Satzbaues mit dem früheren. Er lockt uns wie ein sanft niederströmendes Wasser zum Weitereilen, die Schimmer und Schatten springen uns voraus und auch wo wir tieferen Grund ahnen verweilen wir nicht, sondern folgen dem immer neuerregten Spiel. Von dieser Leichtigkeit und Geläufigkeit hat Georges Prose nichts. Sie schmeichelt sich nicht ein, sie duldet kein gleitendes Vorübereilen, sie enthebt uns nicht durch verschwimmende Tönung oder phantastische Fernluft der Wucht des Augenblicks, sondern zwingt uns vor dem Benannten stillzustehen, nur Wort um Wort weiterzuschreiten und die verpflichtende Gegenwart des Gesagten klar und hart auf uns wirken zu lassen. Ihre Wortwahl ist ungewohnt und fremd statt anheimelnd und bekannt, ihre Lautfolge meist wuchtig und spröde, ihr Satzbau gedrängt und knapp oder von weitgespannten Gefügen, die oft durch einen Gegenrhythmus von fallender syntaktischer Gliederung und aufsteigender Bedeutung des Sinngehaltes in sicherer Schwebe gehalten werden. Wir können auf diesem allgemeinen Grunde zwei besondere Ausdrucksarten der Prose Georges unterscheiden: einmal die Vorreden, Merksprüche und Betrachtungen, die meist als Einleitungen den Blätterfolgen vorausgeschickt und großenteils von George selbst verfaßt wurden und zweitens die Schilderungen von Tag und Landschaft, Traum und Bild und die Gesichte und Lobreden, welche er zuerst im Jahre 1902 in den TAGEN UND TATEN gesammelt und veröffentlicht hat. Für beide Gruppen gilt das Wort der ersten Folge: „Wenn du dichtest sing und male, wenn du redest, gib kurze Gedanken und in guter Reihe", aber die erste Ausdrucksart ist mehr vom täterhaften Trieb, die zweite mehr vom dichterischen her bestimmt.

Im Sinne des Hölderlinschen Wortes: „Der bloße Gedanke so edel er ist, kann doch nur den notwendigen Zusammenhang, nur die unverbrüchlichen allgültigen unentbehrlichen Gesetze des Lebens wiederholen", waren die Einleitungen und Merksprüche eine sparsame Begleitung des vollendeten Werkes, sie stammen nicht aus der Not des suchenden Verstandes, sondern aus der Gewißheit des Geschauten und suchen es in der Sphäre des Wollens und Unterscheidens sichtbar zu machen. Nur das wesentliche andeutend, auf das Bezeichnende hindeutend, ohne je das Kunstwerk als Ganzes anzutasten oder die innigen Zusammenhänge des Lebens zu verletzen, sind sie nicht wissenschaftliche Erkenntnis, sondern Kampfmittel, Abgrenzungen gegen die Widerwelt und Sichtung des eignen Raumes. Nicht Gesetze zu ergründen war ihr Sinn, sondern Richtung Weg Absicht

zu deuten: mehr Äußerung des Willens als Lehre, mehr Befeuerung als Erklärung, mehr Angriff und Abwehr als Betrachtung. Von dort her hat die Prose dieser Gruppe das Herrische, Imperatorische: sie ist von klarer Nüchternheit, die das Leidenschaftliche nur in der Unbedingtheit und Wucht spüren läßt, maßvoll beherrscht und dennoch glühend, wie aus gepanzerter Rüstung fahrend mit treffsicherem Schlag und Stoß. Was sie von der Prose Nietzsches und auch der Franzosen unterscheidet ist das Fehlen des ‚Esprit', des geistreichen Witzes, sie kennt wohl den ironischen Hohn, aber wahrt, wenn man will, die deutsche Sachlichkeit auch dem Gegner gegenüber und sucht niemals auch die kleinste Frage durch eine spielerische Wendung abzutun.

Die zweite Gruppe nähert sich mehr der dichterischen Fließung und Bildhaftigkeit. Denn „freilich gibt es einen prosaischen Rhythmus" wie Jean Paul sagt, aber von dem Unendlich-Bewegten, von der ewigen Melodie der Jean Paulschen Prose mit ihren flutenden Träumen und ins Unermeßliche aufschweifenden Wirbeln unterscheidet sich die Georgesche auch in der Darstellung von Träumen und Gesichten durch ein unverrückbar Stetiges: eine hohe Bauvernunft und eine fast unheimliche Raumstille. Mag eine Landschaft oder ein Zimmer, eine Erscheinung oder ein innerer Zustand geschildert sein, tiefstes Leid oder grausamstes Geschehen: niemals wird der ruhige Gang der Sprache gestört, die Gefaßtheit ihrer Führung und der durchdringende Ernst bleiben in jedem Aufruhr der Seele unerschüttert und nur etwa die haarscharfe fast schneidende Übereinstimmung in der Benennung eines äußeren Gegenstandes und einer inneren Empfindung, das überraschende Auftauchen der schwarzen Farbe in der schon dunklen Sinnlichkeit herbstlicher Bilder, das Bezeichnen eines losbrechenden Jauchzens durch immer vollere Worte der Steigerung bewirken in dem gleichmäßig strengen Gang der Worte und Sätze jene Erhellung oder Verdüsterung, die bezaubernd und erschütternd in uns bricht. Denn diese Lichter und Schatten erscheinen auf einem Rhythmus, der nach Gehalt und Art der Stücke, ob Schilderung Brief oder Rede, wechselt, aber innerhalb des Stückes von unveränderlicher Schwingung ist. Dadurch erhält der Wortton, sei es eines einzelnen oder einer Gruppe von Wörtern, eine für die Prose fast unglaubliche Möglichkeit der Gehobenheit, der Malung des schrillen Schreies wie des rauschenden Jubels, des kühlen Hof-Tones wie der schmerzlichen Klage. Daß diese ungebundenen Rhythmen dennoch so fest und einheitlich geführt sind und über ihnen das Melos seine Töne so freibeweglich und dennoch in sicher verteilten Gewichten spielen läßt, teilt uns das beglückende Gefühl der Herrschaft ja des Sieges mit, den der Dichter über die spröde Sprache gewonnen hat und Stücke wie die „Altertüm-

lichen Gesichte" und die „Lobreden" laut zu lesen, gehört zu den reinsten Freuden und Entzückungen der Kunst.

Neben den Prosestücken faßte George in diesen Jahren die zum Teil schon in den verschiedenen Blätterfolgen veröffentlichten Übertragungen der ausländischen Dichter zusammen. Baudelaire erhielt als nicht zeitgenössischer Dichter einen besonderen Band, die übrigen wurden auf zwei Bände „Zeitgenössische Dichter" verteilt, von denen der erste den germanischen protestantischen Kreis umfaßte: England mit Rossetti, Swinburne und Dowson, Dänemark mit Jacobsen, Holland mit Kloos und Verwey, Belgien mit dem zwar nicht der Sprache aber dem Wesen nach flämischen Verhaeren, der zweite den romanisch katholischen Kreis: Frankreich mit Verlaine, Mallarmé, Rimbaud und de Régnier, Italien mit d'Annunzio und Polen mit Waclaw Lieder. Von den Übertragungen Lieders und Verweys erschienen zu gleicher Zeit zwei Sonderdrucke, die nicht in den Buchhandel kamen. Andre wie Viélé-Griffin, Stuart Merril, Saint-Paul, Moréas, Gorter, von denen ebenfalls Übertragungen in den Blättern erschienen waren, wurden teils als nicht artvertretend genug teils als nicht ganz eigene Arbeit von der Sammlung ausgeschlossen.

Die DEUTSCHE DICHTUNG hatte den vaterländischen Erbraum umschrieben, in den gesammelten Übertragungen der ausländischen Dichter ließ George den geistigen Raum Europas in zeitgenössischen Dichtern erscheinen, denen er selbst als Jüngster angehörte. Nirgends sonst ist dieser dichterische europäische Raum in solcher Einheit und Unmittelbarkeit erschienen als in der Sprachschöpfung des e i n e n Dichters, der zugleich der mitlebende Genosse der meisten war und anderthalb Jahrzehnte lang mit ihnen in gleicher Kampflinie gegen ein verflachtes oder entartetes Schrifttum gestanden hatte. Er hatte durch diese noch persönliche Verknüpfung mit den Dichtern des Auslandes und die Eindeutschung ihres besten Gutes das so oft gerühmte aber seit der Mitte des 19. Jahrhunderts in der geistigen Sphäre mehr und mehr vernachläßigte Streben nach einer europäischen Bildungseinheit wieder aufgenommen und wie wir sahen, auch bei bedeutenden Männern der westlichen und südlichen Nachbarn die Hoffnung auf eine innigere geistige Verbindung mit dem neuen Deutschland wieder geweckt.

Unsere klassischen und romantischen Geister hatten am Beginn des 19. Jahrhunderts den fruchtbaren Einstrom deutschen Wesens in das Schrifttum der Nachbarn geleitet, Baudelaire bildete von dort her noch die Brücke zu den zeitgenössischen Dichtern des Auslandes am Ende des Jahrhunderts. Dieser Nordfranzose — seine Eltern stammten aus der Champagne und Normandie — war in zwei Dingen den Deutschen ver-

wandter als seinen Landsleuten: in der hohen Vorstellung vom Dichter und seiner Aufgabe und in der schroffen Verneinung der bestehenden Gesellschaft. Aus beiden Gründen haben seine mitlebenden Zeitgenossen in Frankreich ihn nicht voll begriffen und erst die Symbolisten haben an seinem Dichtertum und seiner Vorstellung vom Dichter einen tieferen Anteil genommen. Aus beiden Gründen haben Nietzsche und George ihn bewundert und geliebt und der erste vor allem seinen Kampf gegen die Zeit, der zweite vor allem seinen Kampf um die Stellung des Dichters aufgenommen.

Baudelaire sah mit Grauen das Zeitalter des bildungssatten heuchlerischen Bourgeois herannahen und wandte sich mit Ekel von einer verbrauchten Gefühlswelt ab, die dem Dichter keinen lebendigen Stoff mehr bot. Er durchbrach im Stofflichen als erster die Grenzen der französischen Übereinkunft und suchte ähnlich wie sein geliebter Delacroix in der realistischen Malerei aber mit leidenschaftlicherem Durchstoß seine Erlebnisse in den Gegenbereichen des Brüchigen, Giftigen, Reizhaften, Kranken und Sündigen. Die Gefühlserregung (‚sensation'), welche die Verkehrtheiten und Endreize boten, erschien ihm echter als alle geistige Trägheit der Bürgerei, jede Übersteigerung wahrer als deren seelische Verflachung. Aber sein „Dandysme" hatte nichts zu tun mit einer persönlichen Genußsucht oder gar einer sinnlichen Perversität, wie sie später Oskar Wilde zum literarischen Typus erhob. Nach allen Berichten blieb Baudelaire sein Leben hindurch der jungfräuliche Dichter, den schon die geringste Berührung mit dem Gemeinen gefährdete und verletzte, und ihn kennzeichnet ähnlich wie Nietzsche eher ein Mangel an sinnlicher Derbheit und ein Übermaß an geistiger Zartheit. Auf dieser schmalen Grundlage züchtete und läuterte er seine adlige Menschlichkeit zu einem Dichtertum, in dessen schönsten Werken alle Widerstreite der Zeit versunken und neue Länder der Seele erobert sind. Im Formalen freilich blieb auch er stets auf dem Boden der französischen Überlieferung und trotz mancher neuen Maße ist sein häufigster Vers der alte Alexandriner. Als die Symbolisten nach seinem Tode den Kreis seiner Gegner sprengten und die ausgetretenen Pfade der Parnassiens wie der Realisten verließen, erwählten sie Baudelaire zu ihrem Führer und kamen in der Schule dieses großen Dichters nicht wie die deutschen Naturalisten in Versuchung die dichterischen Formgebilde zu mißachten noch die Abschilderung der Wirklichkeit für die Aufgabe der Dichtung zu halten. Sein Vorbild gab die Losung, daß eine Überwindung der unkünstlerischen Gegenwelt nur durch eine Bereicherung der Formen und eine Vertiefung der seelischen Gehalte möglich sei. Der Niedergang der bürgerlichen Gesamtbildung, wie Baudelaire ihn vorausgeschaut hatte, war freilich in gleichem Schrittmaß mit dem gerühm-

ten „Fortschritt" weitergegangen, aber in den einsamen Seelen der Dichter und Denker sammelten sich überall die geheimen Kräfte des Widerstandes gegen die unsägliche Verarmung und Verödung des Lebens und es war „dieses unterirdische Pochen eines neuen europäischen Schauers, der Beginn einer unbürgerlichen Welt", den George auf seiner Wanderschaft durch fast alle Länder aus den feinsten Saiten der Völker erhorchte und bald selber erweckte.

Dem jugendlichen Sucher, der nicht ausgezogen war, um irgendeinen Bildungszweig zu pflegen, sondern auf den ursprünglichen Ton des Herzens und der Sprache zu lauschen, den er selber in sich trug, hatte Frankreich die erste berauschende Gewißheit gegeben, daß es außer dem trostlosen Draußen gieriger Hast oder schmählichen Behagens noch ein Traumland voll fremder Zauber und rätselhafter Bilder gebe und Dichter, die an seine Wirklichkeit glaubten und dafür ihr Herzblut opferten. Durch Baudelaire und die Symbolisten war ja vom frühen Deutschland und vor allem von England her ein Germanisches in Frankreich vorgebrochen: sie suchten zum ersten Male das Urtümliche in der Dichtung wie es Herder und Hölderlin zuerst verstanden und von da aus hatte der junge George ihr Tun begriffen: ihren neuen Ton, der in der deutschen Seele ungesucht und ungewußt schon schwang.

Diesen gemeinsamen Ausdruck der künstlerischen Wiedergeburt vor allem, aber nicht so sehr den gegenzeitlichen der verneinten Bürgerwelt spiegeln die Übertragungen Georges wieder. Daher warfen die Franzosen ihm vor, daß er ihre Dichter zu schwer genommen habe und diesen Eindruck besonders bei Baudelaire und Verlaine noch durch die Art seiner Auswahl verstärke: nämlich durch Weglassen des Äußersten in ihren Erzeugnissen nach der perversen und ironischen Seite hin. Für unser deutsches Gefühl hat dadurch das Bild jener Dichter eher gewonnen als verloren. Baudelaire steht da als der Beherrscher des Rhythmus im strengen Strofenbau, Mallarmé als der Verdichter und Zusammenballer des Geheimnisvollen im Vers, Verlaine als der erste Franzose mit einer freischwingenden Liedform. Denn Mallarmé leugnete ähnlich wie Poe einen Gefühlsgrund als nötige Voraussetzung für das Dichten und setzte an dessen Stelle die künstlerische Berechnung — Grundsätze, die eben Dichter sich erlauben können. Er wollte die Begriffe von jeder gewohnten Bedeutung befreien und durch völlig neue Wort- und Lautverbindungen visionäre Bilder erzeugen: das Gedicht sollte ‚mystère' sein, aber nicht im Sinne von Geheimnis wie wir das Wort fühlen sondern rätselhaft dunkel selbst bis zur Unverständlichkeit und die weiteste Möglichkeit zwischen Sinnbild und Aussage umgreifen. Das führte ihn zu einem überfeinerten Formalis-

mus, während Verlaine im Gegensatz dazu das Wesen der Poesie nur im schlichten Liedhaften sah. Als leichter Hauch ohne Gebundenheit durch strenge Regeln oder kunstvolle Formen sollte das Lied nur Ausdruck einer künstlerischen Seelenerregung in sangbarer Weise sein. Er löste sich daher von allen Gebundenheiten der Übereinkunft und Überlieferung und suchte die freiesten Rhythmen und den freiesten Strophengang. Nur Rimbaud ging darin noch weiter als er. Was wir Deutschen seit Goethe und den Romantikern als gebräuchlichstes Gut hatten, wurde durch den Lothringer Verlaine erst für Frankreich erobert und Heinrich Heine war sein Vorbild. Durch die Heinesche Leichtigkeit löste er die französische Dichtung aus den etwas starren und prüden Formen ihres Klassizismus, aber geriet selbst zuweilen in die Heinesche Selbstironie und Auflösung. Freilich liegt in seinen besten Gedichten, auch wenn sie die galantesten Szenen umschließen, ähnlich wie in den Gemälden Watteaus eine ergreifende Schwermut, die Heine fehlt oder von ihm ins Burleske umgebogen wurde.

Gerade die tiefe Schwermut Verlaines wie die dunkle Rätselhaftigkeit Mallarmés haben die Geltung dieser Dichter schon in der folgenden Generation in Frankreich verringert. Der Franzose liebt auch in der Dichtung nur was in der „Gesellschaft" von jedermann verstanden wird und verabscheut als ungesellschaftlich ja ungehörig was jenseit der Klarheit des Logischen oder in schwer erreichbarer Seelentiefe liegt.

„Ich glaube," sagt Verwey einmal, „daß die Franzosen sich von Deutschen und Niederländern vor allem unterscheiden durch das Streben nach sichtbarer Linienschönheit und der Bevorzugung von Glanz, Fluß und Verflechtung ihrer Formen, die sie über die Vortrefflichkeiten einer inneren Verbundenheit stellen." (Proza VII.) Von dieser Sicht aus ist ihm Henri de Régnier der echte Franzose: ein klarer Seelendeuter, der die verwirrende Gestaltenfülle der Natur reliefartig in die gewölbte Oberfläche eines Marmors meißelt, das innerliche Leben in umrissenen Landschaften und Vorstellungen versichtbart und alle Eindrücke der Wirklichkeit zu einem selbständigen dekorativen Schmuck verarbeitet.

Gabriele d'Annunzio, mit dem George einige Briefe wechselte, stand diesem lateinischen Pathos nahe ohne doch die seelische Regsamkeit der französischen Symbolisten zu haben. Wenn d'Annunzio später durch seine politische Tätigkeit einen flüchtigen europäischen Ruhm erwarb, so geschah dies auf Kosten seiner dichterischen Kraft. Das für ihn Bezeichnende: die Verbindung von Dichter, Volksredner, Politiker ist genau dasselbe was alle bei uns nach der sogenannten Öffentlichkeit trachtenden Geister am glühendsten bewundern und ach! wie Hofmannsthal, Vollmöller u. ä. gern erlangt hätten aber nie erlangt haben. Während die

feinen Lieder d'Annunzios aus seiner Frühzeit, aus der auch die Übertragungen Georges stammen, lange nicht dieselbe Beachtung fanden, genießen seine Romane und Dramen eine ungeheure Berühmtheit, so daß er der repräsentative Dichter Italiens genannt werden kann.

Über die Gedichte Waclaw Lieders haben wir schon gehandelt. Er blieb in seinem Volke einsam und ohne Nachfolge.

Es ist das Schicksal, das auch die meisten Dichter des germanischen Kreises traf. Swinburne, der ähnlich wie Baudelaire eine Kampfstellung gegen das bürgerliche Jahrhundert einnahm, hatte die englische Gesellschaft durch die glühende Sinnlichkeit seiner Dichtungen zurückgestoßen und sang früh vereinsamt seine vollendeten Gesänge, in denen die düsteren Wirbel der nordischen Inseln sich mit den süßeren Klängen der jonischen zu vermischen scheinen. Wenn er noch aus dem spätaufbrechenden Wunder Rossettis und der Präraffaeliten eine neue Begeisterung schöpfen konnte, so fand das jüngere Geschlecht Englands, Dowson und sein Freund Beardslay, schon keinen Zustrom an Kräften mehr vor: jener mußte sich auf die Verfeinerung der ursprünglichen Elemente werfen, dieser an Stelle des Schönen das Raffinierte setzen und jeden Stoff der Welt, auch den der heiligen Sagen und Geschichten, in einer überspitzten und frivolen Künstlichkeit vertun. Der Zeichner tat es in der Zersetzung bei weitem dem Dichter zuvor, der auf der zerreißenden Harfe Englands noch einige ergreifende Akkorde der letzten Trauer griff.

Wie in Frankreich und England so fand, wie wir heute sehen, jenes rätselhafte gemeinsame Beben in den Seelen der europäischen Dichter auch in den anderen Ländern keinen dauernden Widerhall in der Jugend, es verklang in den einen allmählich, in anderen verstummte es fast plötzlich. George erlebte dieses Verklingen und Verstummen als persönliche Geschicke seiner Freundschaft und als Wandel seines Verhältnisses zur europäischen Dichtergemeinschaft. Ihn konnten alle Scheidungen und Entfremdungen nicht mehr erschüttern, nachdem er die Gewißheit hatte, daß der schöne Sang um ihn selbst in Deutschland nicht erstarb. Was ihm gemeinsam mit den Trägern der neuen Dichtung in den Nachbarländern war, was jeder von ihnen nach dem Bau und den Gesetzen seiner Sprache versucht hatte: „das Wort aus seinem gemeinen alltäglichen Kreis zu reißen und in eine leuchtende Sphäre zu erheben“: er war gewiß, daß es in s e i n e m Lebenskreise als ehrwürdiges Gut bewahrt wurde — es drang nun in der Sammlung seiner Übertragungen als deutsche Stimme in den europäischen Raum zurück, den er durchwandert hatte. Als er zuerst ihre Gedichte in den Blättern aufgenommen hatte, waren von den meisten Dichtern, wie wir bemerkten, nicht einmal die Namen in Deutschland

bekannt gewesen. Da sie sich jetzt schon einer wachsenden Berühmtheit erfreuten und hurtige Lehrlinge in schlechten Übersetzungen ihren Geist verfälschten, gab er den Meistern und Gefährten diesen Beweis seiner Verehrung und Dankbarkeit mit dem Wunsche den die Vorrede zu Baudelaire ausdrückt: es möge damit weniger eine getreue Nachbildung als ein deutsches Denkmal geschaffen sein. Die Verdeutschung war ja nicht aus dem Verlangen entstanden fremdländische Dichter bei uns einzuführen, sondern aus der ursprünglichen reinen Freude am Formen und der Wiedergabe des fremden oder befreundeten Dichtergeistes. George schloß die Arbeit ab, nachdem er seine Möglichkeiten auf diesem Felde erschöpft sah, und die Sammlungen dieses Jahrfünfts erscheinen daher als Abschluß mancher Betätigungen, die hinter ihm lagen, als Überschau über ein fünfzehnjähriges Wirken auf der Höhe der Lebensbahn und im Augenblick der Bereitschaft zu größerem Tun.

Das „Verzeichnis der Erscheinungen der Blätter für die Kunst", das im Jahre 1904 bei Gelegenheit einer Buchausstellung des Blätter-Verlags erschien und auch die für das folgende Jahr vorbereiteten Werke schon mitumfaßte, schloß diese Sammlungen ab und eine Vorbemerkung umzeichnete noch einmal in knappen Worten das Bild der Künstlergemeinschaft wie es bis dahin Geltung hatte: „Die Gesellschaft der Blätter für die Kunst in der man fälschlich einen geheimen Bund erblickte, ist nur ein loser Zusammenhang künstlerischer und ästhetischer Menschen. Sie wurde gebildet von Anhängern der dem Naturalismus entgegengesetzten, auf eine tiefere Geistigkeit gerichteten neuen Bewegung die sich in der Dichtung an die Namen Stefan George und Hugo von Hofmannsthal knüpft, die in der bildenden Kunst vertreten wird von Ludwig v. Hofmann, Reinhold Lepsius und Melchior Lechter. Neben der Herausgabe der in unregelmäßigen Abständen erscheinenden Blätter veranstaltet sie künstlerische Ausgaben der alten und neuen Dichter und versucht durch Hersagung und Aufführung die neuen rhythmischen Gebilde zu Gehör zu bringen. Mit Literatentum hat sie nicht das geringste zu tun, sie besitzt keine Statuten und Gesetze und ihr Anwachsen geschah nicht durch Verbreitungsmittel sondern durch Berufung und durch natürliche Angliederung im Laufe der Jahre". Es ist bemerkenswert daß auch dieses dürre Inhaltsverzeichnis vom Dichter mit solcher Liebe und handwerklichen Sorgfalt zuerst eigenhändig entworfen und dann dem Drucker als Vorlage gegeben wurde. Sachlich und nüchtern erschien so das nach außen gekehrte Antlitz, von Flug und Sturm im Innern wollen wir weiter erzählen.

VIERTES BUCH

DIE SENDUNG

1. KAPITEL: DIE NOT

„Es naht sich" schrieb Nietzsche am Ende der achtziger Jahre „unabweislich zögernd furchtbar wie das Schicksal die große Aufgabe und Frage: wie soll die Erde als Ganzes verwaltet werden? Und wozu soll ‚der Mensch' als Ganzes — und nicht mehr ein Volk eine Rasse — gezogen und gezüchtet werden?" Es war die Frage, welche seit dem großen Aufbruch um die Mitte des 18. Jahrhunderts alle bedeutenden Deutschen gestellt, ja die seit dem Wanken des christlichen Weltbaues und der Wiedergeburt der Antike alle großen europäischen Geister in hundert offenen und verdeckten Abwandlungen immer wieder beschäftigt hat. Es war die Frage welche anzeigte, daß das Verhältnis vom Ich zum All, vom Menschen zur Menschheit, vom Einzelnen zum Volk, von Mensch zu Mensch in unserer Bildungsgemeinschaft — und wie wir heute sehen auf der ganzen Erde — keinen festen ruhenden Grund mehr hatte, daß ein göttliches Weltbild, bei uns das christliche, in Auflösung begriffen und ein neues wohl als Aufgabe geahnt, als Notwendigkeit ersehnt, als Gedanke gedacht und in tausend heldischen und dichterischen Taten und Bildern seit dem Staufer Friedrich und Dante vorbereitet, aber noch nirgends zu einer all unser sinnlich-geistiges Erleben umfassenden Einheit gediehen war: daß unsere Besten noch immer nach dem erhellenden Wort nach dem zwingenden Zauber s u c h t e n, der das Zerstückte wieder zusammenfüge und aus der Not des Zweifels den göttlichen Funken, das heile herrliche Bild einer jungen Welt schlage. Ja es schien fast, als ob all die großen Wehen der Völker in den letzten Jahrhunderten, all die schwer errungenen Werke der gewaltigen Bildner und Täter im 19. Jahrhundert unter Sturz und Trümmer der einbrechenden Gebilde verschüttet werden sollten, als ob unser europäisches Menschtum am schwersten Punkte der Bahn wo die eine alte entgeisterte Schöpfung sich entwirklicht, und eine neue göttliche Schöpfung im menschlichen Geiste verwirklichen muß, langsam erlahmte, sich in der Nutzung des Gewonnenen bequemte und in die seellosen Atome einer Massenwelt mit Masseninstinkten und Massenorganisationen auseinanderspaltete. Daß der alte Goethe schon, daß Baudelaire und vereinzelte Dichter in fast allen Völkern, daß Wagner und Nietzsche und auch einige weniger starke Geister sich im offenen oder stillen

Kampfe dem drohenden Verlust der großen Aufgabe und der Erdrückung jeder edleren Menschenart entgegenstemmten und ihre Stimmen fast ungehört verhallten oder im Hohn der Fortschrittsanbeter erstickt wurden, zeigte die wachsende Wesenskrise unseres Menschtums an, für dessen Fieber Nietzsche selbst nicht der sinnbildliche sondern tatsächliche Ausdruck ist und als dessen erschütterndes Opfer er in einem wilden Aufbäumen aller gesunden Triebkräfte des Widerstandes fiel. Dieser unerbittliche Zweifler und Fanatiker des Unglaubens war der gläubigste Mensch seiner Zeit und darum offenbarte sich an ihm die Not des geistigen Lebenskampfes am tiefsten und schlug den verwegenen Gottrufer, da ihm auf dem schlimmsten Punkte nicht ein Mund antwortete mit Wahnsinn. Als er am Jahrhundertende starb war eben auch Böcklin der letzte große Darsteller der klassisch-romantischen Welt und Bismarck, der letzte große Träger des christlichen Herrschaftsstaates gestorben, der eine in selbstgewählter Entfernung von der Heimat, der andre in ungewollter Entfernung von seinem Werke, das er den schwachen Händen des letzten Erbfürsten der Deutschen überlassen mußte.

Es war die Zeit der größten militärischen und wirtschaftlichen Machtentfaltung der Deutschen über die Erde und unserer wachsenden Vereinsamung unter den Völkern, die uns neidend und hassend umlauerten. Wir hatten in Staat und Wirtschaft, angewandter Wissenschaft und Technik im Sprunge nachgeholt was die Westvölker in Jahrhunderten aufgebaut hatten, wir waren im Begriff, im Sprunge zu verlieren was jene in den geistigen und sittlichen Ordnungen seit Jahrhunderten langsam ab- und umgebaut oder in kluger Nutzung noch zu bewahren suchten. Die Unbedingtheit unserer Denker, Forscher und Neuerer paarte sich mit der Rücksichtslosigkeit unserer Unternehmer, Händler und Beamten und erzeugte eine Hast des Erwerbes und des Vortritts um jeden Preis, in der unser Land und Volk in wenigen Jahrzehnten völlig sein Antlitz wechselte und ein Leben gezüchtet wurde: voll ungeheurer Arbeit aber bar aller edleren Regungen, voll riesenhafter Unternehmungen aber von flachen Genüssen, voll gewaltiger Organisation aber ohne höhere Bindung: ein Leben ruhlos, häßlich und trostlos, in dem unsere Ströme und Landschaften verdarben, unsere Städte wie breiige Klumpen auseinanderliefen, unsere Führer zu Sklaven ihrer selbstgezüchteten Massen, unsere Geister zu Unterjochten ihrer eigenen Werkzeuge und Maschinen und unsere Herzen öde wurden oder im Ekel vor dem Gemeinen erstickten. Sollte dies Deutschland werden? Gab es keine Macht gegen die Allgewalt des Verderbens, das schon die ganze Erde mit eisernen Fängen umzog und den menschlichen Adel unter dem einförmigen Triebwerk der Massen-

haftigkeit zu zerreiben drohte? Die Weissagung unserer Väter von einer schöneren Gestaltung des deutschen Volkes wurde verlacht, ihr Traum von einer Erfüllung des Deutschtums in einer heiligen Heirat mit dem Geiste von Hellas nicht einmal mehr verstanden, ihre fromme wilde Sehnsucht der Gottheit oder den dunklen Müttern ein neues Menschen- und Weltbild abzutrotzen wurde in den Eifer um die seellosen Erfindungen und Errungenschaften an Sachen und Stoffen umgedeutet, und während sein Hochmut über das Erdachte und Gemachte schwoll wurde der Mensch sich selber klein und verächtlich.

Wir sahen: der Dichter hatte auf seinem Felde den Kampf aufgenommen: aus dem einzigen unzerriebenen geistigen Mittel der Sprache hatte er seine Waffe geschmiedet, das Erschlaffte wie Zerfahrene befochten, und unter dem neuen Klange gesammelt, was noch Kraft hatte das Schöne zu hören und am Traum der Welt zu schaffen. Sein Glaube an die glänzende Wiedergeburt der Kunst hatte sich in der Dichtung erfüllt. In einem unerhörten Siegeslauf von zehn Jahren hatte er selbst die zwölf Gedichtkreise von den HYMNEN bis zu den LIEDERN VON TRAUM UND TOD vollendet, im gleichen Zeitraum die besten Dichter seines Volkes um sich gesammelt und in den Blättern für die Kunst ihrer Gemeinschaft eine bleibende Mitte gegeben. Von Paris bis Wien, von Amsterdam bis Warschau saßen seine Mitstreiter im Kampf und die Gefährten eines festlichen Lebens. Der Schritt in die Öffentlichkeit war eingeleitet und bedeutende Denker mühten sich um die Erkenntnis und Deutung der neuen Dichtung. Was geleistet war genügte für ein Schicksal. Schien sein Werk nicht getan? Was konnte er noch ersehnen, was ihn noch treffen als die Wirkung des Getanen in die Weite und Breite? Aber ein Beharren auf dem Erreichten, eine Wiederholung oder auch nur Ausgestaltung der einmal geschaffenen Formen war für diesen Geist undenkbar. Hier öffnete sich nach der Vollendung des TEPPICHS, zwischen Schöpferlust und Schöpfungsraum ein Abgrund, in dem auch für ihn nur Tod oder Wahnsinn zu lauern schien. Alle geistigen Innenbereiche waren durchfahren, das Ergreifbare ergriffen, so weit es der Geist im freien Flügelschlag ohne Berührung mit einem Draußen, einem menschlich-stofflichen Anderssein, durchformen konnte. Mit der Wendung zu sich selbst, der Darstellung des eignen Dichtergeistes im Engel des Lebens schien der Ring geschlossen. Der Schauer des Endes nicht aus Krafterschöpfung sondern vor der Leere der Welt hatte auch ihn erfaßt: der Hebel war da, aber kein Gewicht mehr zu heben und eine Trostlosigkeit ohnegleichen überkam den Dichter. Nach der Eroberung des ganzen Innenraumes stand vor dem Verächter der Zeit und Mitwelt das Draußen, das Andre als Inhaber

der Erde der Völker der Körper und Körperschaften, in seiner ganzen ungeheueren Gegenwärtigkeit: das Mitgeborene und doch Fremdeste, seine Heimat, sein Volk, sein Blut, das Nächste und doch das Fernste und Feindlichste. War dort überhaupt ein Verwandtes, ein Wandlungsfähiges, ein formbarer Stoff für den Dichter? Gab es — um das scheinbar Schlichteste und doch Schwierigste zu nennen — auch nur den Namen eines Menschen oder eines Ortes, der im Gedicht genannt werden konnte? Ertrug selbst das Wort „deutsch" oder eine seiner Zusammensetzungen den neuen Ton? Und wenn das nicht war — was galt erst von den Einrichtungen Gesetzen und Sitten von den höchsten des Staates und der Kirchen bis zu den tausend Verrichtungen des Volkes und seiner Verbände, kurz von all dem was wir die „Zeit" zu nennen pflegen? War in ihr auch nur ein Hauch der eignen Welt der hätte Antwort geben können? Es schien kein Weg zu den Lebensformen dieser Zeit, kein Bund mit ihrem Menschtum für den Dichter möglich. Eine grauenhafte Kluft, wie noch kein Dichter sie erlebte, trennte sie von seiner Stimme. Alle großen Seher und Dichter, die wir kennen, standen mit ihrem Wort und Werk in ihrer Zeit, ihrer Menschengemeinschaft, auch wenn sie sie geißelten wie Christus oder Dante. Der Glaube an ein Göttliches, auch wenn die Götter sich bekämpfen, umschloß sie, ein Wissen um die ewigen Mächte des Lebens in uns und um uns gab der liebenden wie zürnenden Stimme Raum und Widerhall. Jetzt aber waren Erde und Himmel entgöttert, die Bänder der heiligen Gemeinschaft zerrissen, schon unter Goethes verhüllenden Händen klaffte der Abgrund und die hinübergreifen wollten, erfuhren solche Einsamkeit, daß der Wahnsinn sie schlug. Die sich nicht vor verblaßten Bildern trösteten oder sich treiben ließen, taten mit verbissenem Ingrimm schweigend ihr Tagewerk und die kühlsten Herzen begnügten sich ernst und freudlos mit Stoff und Zahl. Gegen die Öde und Häßlichkeit des Daseins wurde die steigende Vervollkommnung der sachlichen Mittel aufgerechnet, die wachsenden Seelennöte mit dieser oder jener Allbeglückung der Zukunft verdeckt und ein schaler Glaube an das kleine Glück drohte jede höheren Regungen zu ersticken. In den Seelen der Weisen und Dichter aber, den zartesten Anzeigern der Not des Geistes stieg, wie wir zeigten, seit der Romantik der Nachtgedanke und die Schatten wuchsen. Das Endgrauen eines Menschheitalters, bald allen sichtbar, färbte ihre Töne dunkler und auch das neue Strahlen das in George aufbrach, war in stetem Kampf gegen die innere Welteinsamkeit errungen. Als ob er sich gegen den Druck des Dunkels aufstemmte, hob am Ende jedes Gedichtkreises der Streiter die Fackel noch einmal hoch und nur im letzten Werke neigte auch seine Leier sich stärker zu Tiefe und Tod.

Er hatte in den zehn Schaffensjahren, in den Mühen um Werk und Freund kaum hier und da einen Blick auf die Tatsächlichkeiten der Umwelt geworfen. Aber die ganze Not ihrer inneren Leere drang ihn in Menschen an: nicht in Büchern oder Einrichtungen sondern den Männern und Frauen seines näheren und weiteren Umgangs traten ihm alle auflösenden Einsichten, alle verwirrten Gefühle, alle verborgenen Verzweiflungen unseres Menschtums am Jahrhundertende entgegen. In diesen Jahren lernte er Nietzsches Notschrei verstehen. Die ganze ätzende Flut der Zersetzung, die ganze vergiftende Luft des Unglaubens hat ihn umspült und umdüstert, alle Zweifel an der Erweckung eines höheren Lebens auch bei den Edleren, alle Verzichte auf große Leidenschaft auch bei den Gläubigen mußte er kosten und vor dem größten Schmerz dieser deutschen Menschen, der Gewißheit des Untergangs der alten göttlichen Bilder, hatte auch er noch im TEPPICH keinen anderen als den dunklen Trost gehabt, der gerade vor dem Verbluten schützt: daß wir eins sind mit dem was wir schaffen und schauen, daß das Bild vor dem wir beten unseres Wesens ist. Er hatte in diesem höchsten Bereich auch vor sich selbst keine Täuschung noch Schonung gekannt. Er war gewiß der Erwählte einer übermenschlichen Macht zu sein, gewiß die höhere Weihe des Erweckers und Führers empfangen zu haben, gewiß der Träger des heiligen Feuers und einziger Hüter des Tempels zu sein. Jedes Wort seines Werkes war lautere Gewißheit, tiefe Frömmigkeit und sichere Wegleite. Aber keines gab noch Antwort auf die Frage: Und wessen bist du? Wer bürgt für dich und dein Wort? Wer ist dein Gott? Seit der Anfang der HYMNEN von der Erleuchtung gesprochen hatte, gaben alle Gebärden in der wachsenden Wunderwelt der Gestalten, alle Sinnbilder des urgewaltigen Lebens Zeichen und Zeige auf dem Weg zu ihm, ja mehr als das: sie waren schon das Strahlen und Funkeln seines unbenannten Lichtes. Wir sehen heute mit welcher Lauterkeit dieser gottgetränkte Mensch von dem schwieg, was nicht als wirkliche Erscheinung vor seiner Seele stand, aber wir ahnen nun auch was er leiden mußte, als er vor der Leere stand und seine Zeit ihm keinen Raum mehr bot, den er formend durchdringen, an dem sein Licht ertönen und laut werden konnte. Gerade das Drängen seiner schöpferischen Kräfte mußte ihn zum Unheil treiben, wenn es keinen dichterischen Weg mehr gab und die Frage, welche die Kosmiker und Umstürzler erhoben, begann auch seinen Geist zu schütteln: ob erst dieser ganze Weltzustand zertrümmert werden müßte, ehe neues Leben atmen, neues Menschtum sich gestalten könnte. Undurchdrungen, wie jeder Blick in das Treiben des Tages zeigte, ja feindselig, wie das Geraune und die offen antwortenden Stimmen auf die öffentliche Ausgabe der Gedichte

zeigten, oder teilnahmlos in den herrschenden Gewalten stand das eigene Volk vor seinem Dichter. Was es pries als die Größe der Zeit war ihm der Vernichtung würdig, was es rühmte als den Aufgang einer höheren Entwicklung, war ihm der Weg zum Verderben und Untergang. Es schien keine Wahl als vor ihr verzichten und zu entsagen oder sie im gewaltsamen Kampfe zu vernichten und aufzuheben. Menes schien wieder neben Manuel treten zu müssen, und George wäre damals bereit gewesen, kein Gedicht mehr zu machen, geistiges Bildner- und Führeramt gegen jedes andre zu vertauschen, wenn es Waffe und Sieg über die Widerwelt versprach.

In diesem Schwanken der innersten Grundfesten boten sich wie wir erzählt haben die Kosmiker dar. Seine nächsten Gefährten schienen mit ihm den gleichen Kampf zu fechten, auch sie den geistigen Weg verlassend, ja diesen gerade als das größte Unheil der letzten Jahrtausende schmähend. Sie wählten freilich nicht den unmittelbaren Weg der Macht- und Tageskämpfe, sondern den dritten der magischen Seelenbewirkung: der Aufhebung der Widerwelt durch den Zauber, durch die Rückkehr in den Ursprung und die Heraufrufung der urmächtigen Gewalten des noch ungestalten Lebens selbst. Den verlockenden Gedanken aller Umstürzler, daß die Zertrümmerung der Zeitformen zugleich die Geburt des neuen Lebens sei, hatten sie auf den innersten Gegensatz von Geist und Seele zurückgeführt: aus der Vernichtung der Herrschaft des Geistes, das hieß alles dessen was Bestand und Erbe war, sollte das glühende Leben wieder geboren werden. War dies nicht was der Meister selber wollte? Mußten nicht die dunklen Triebmächte des Blutes aufgerufen werden, um eine erstarrte Welt zu durchglühen, mußte nicht das Chaos entbunden werden, um eine entgötterte Zeit mit ihren welken Körpern wegzuschwemmen? Waren es nicht die von ihm selbst erweckten Gefährten, die mit ihm als Führer bereit waren zu den Müttern hinabzusteigen und zeigten nicht die Gesichte, die aus ihrer engen Runde stiegen, die Erschütterungen, die von ihrem Bunde schon ringsum sichtbar wurden, daß die dumpfe Last der Zeit von hier aus angreifbar und durchdringbar war? Er, für den Theorien und Programme keine Wirklichkeiten waren, der Geschehnisse nur an Menschen sehen und fassen konnte, fühlte gerade in den Nächsten ein Wanken alles Festen um ihn, fühlte wie der Boden des heimatlichen Menschtums in immer stärkere Bewegung geriet, wie das langsame Bröckeln und das allmähliche Lockern zum Aufruhr der Elemente und Zerfall aller geistigen und gesellschaftlichen Stufen, zum Einbruch der Ungestalt — nenne man es Chaos oder Umwälzung oder Zusammenbruch oder sonstwie — führte. Und mußte das Chaos nicht kom-

men, erhob sich hier die Verführerfrage, sollte er nicht selbst seine Kraft in den Wirbel werfen und mit stürzen helfen, wo ein Aufbau nicht mehr möglich war? Schon neigte er sich der Verlockung zu, mit dem eignen Blute die Dämonen des Dunkels zu atzen und die Vertauschung von Auflösung und Erneuerung, die in Wendezeiten nahe beieinander liegen, ließ ihn einen Augenblick glauben, daß die Wegschwemmung des Erstarrten und Erschlafften in der Flut der Triebmächte schon Wachstum bedeute. Denn eins ist nicht ohne das andre und sind dennoch nicht das gleiche. Die Richtungskräfte des geistigen wie des leiblichen Lebens drehen sich im Kreislauf von Werden und Vergehen, aber die Keimkraft kann nicht wurzeln wo alles zugleich in den Wirbel des Todes oder Untergangs stürzt, wo Vater und Mutter Samen und Boden von der Urflut erfaßt und ins ununterscheidbare Chaos verschwemmt werden. Das Sterben der geistigen Weltbilder geht wie das der Körper bis in die letzte Zerlösung der zeitlichen Formen, aber Gestalten und Leiber steigen nur auf wenn der Keim des Lebendigen in einem zeitlichen Schoße versenkt und bewahrt blieb, wenn er aus Scheidung und Zerfall die Kräfte schon an sich saugt. Nur neue Gestaltung ist neues Leben, nur Verleiblichung des Göttlichen ist neue Gottwelt, aber die Auflösung aller Gestaltung wäre der grund- und uferlose Schlund, dem nichts mehr entquillt.

Wir haben im vorigen Buche geschildert, wie der Dichter dieser Verführung entging, wie er dann um so trostloser vor dem Rätsel des Weiterwirkens stand, bis der Mund Maximins ihm alle Zweifel löste und zeigte, daß der Weg schon beschritten war, nach dem er suchte und sann, daß Kampfplatz und Mittel und Ziel auf der Höhe der Bahn noch die gleichen waren wie beim einsamen zarten Beginn. So gedieh ihm die Wende des Schicksals zum größeren Heil, er fand die Antwort auch auf die letzte Frage und die Antwort heißt hier: Geburt des Gottes.

2. KAPITEL: DIE BEGEGNUNG MIT MAXIMIN

„ALLE Liebe" sagt Goethe „bezieht sich auf Gegenwart, — — ja um das letzte auszusprechen: Die Liebe des Göttlichen strebt immer danach, sich das höchste zu vergegenwärtigen". George hatte seine Liebe des Göttlichen im Werke vergegenwärtigt, aber nach der ganzen Wesenheit seines Geistes mußte er ihre Vergegenwärtigung auch im Menschen suchen, wie es alle gläubigen Alter des Menschengeschlechts getan haben. Aber in einer Welt, welche die Götter der Völker für Erfindungen, den christlichen Gottmenschen für ein synkretistisches Wahnbild hielt, welche

die Göttlichkeit der Welt und des Menschen mit dem überhellten Zweiflerblick des Besserwissenden leugnete und selbst ihren eigensten Bereich der Kräfte und Stoffe leblos und mechanisch sah, schien kein Partner mehr für solche Liebe zu leben, wie sie etwa Goethe und Jean Paul in Herder, Hölderlin in Schiller, Nietzsche in Wagner gefunden hatten. Gerade dem größten Verkünder der göttlich-heldischen Liebe hatte sich ihre höchste Vergegenwärtigung im Menschen versagt. Er hatte in seiner frühen Jugend vergeblich gehofft, sie in einem Meister zu finden, der ihn führe, in der Jünglingszeit vergeblich geharrt, sie in einem Freunde zu gewinnen, der sich ganz mit ihm binde, er war jetzt auf der Hälfte des Lebensweges fast „satt noch zu vertraun". Aber „jeder tüchtige Mensch" sagt Hebbel „muß in einem großen Manne untergehen, wenn er jemals zur Selbsterkenntnis und zum sicheren Gebrauch seiner Kräfte gelangen will: ein Prophet tauft den zweiten und wem diese Feuertaufe das Haar sengt der war nicht berufen!" Die Zeit des Untergehens in einen Älteren oder Gleichaltrigen war für den dreiunddreißigjährigen George vorübergegangen, und die stumme Not dieser unerfüllten Sehnsucht war der innerste Kern seiner Werk- und Weltnot nach dem Abschluß des TEPPICHS, war die verborgene Qual eines großen Herzens das keinen Raum mehr für die Überfülle seiner Liebe sah. Auf der Lebenshöhe drohte der Weg der Liebe wie des Wirkens ins Dunkel zu stürzen. Aber die härteste Prüfung lag vor der hellsten Gunst.

Die Lebenshöhe wurde für George auch dadurch gezeichnet, daß die Altersspanne zu den jüngsten Gefährten und Freunden die sich um ihn sammelten, immer größer wurde. Das Schwergewicht eines reichen Lebens und Werkes verwandelte auf natürliche Weise das Verhältnis der Jüngeren zu ihm und ließ seinen eigenen Blick mit stärkerem Nachdruck von den gleichaltrigen auf die nachkommenden Geschlechter der Jugend fallen. Der ehemals selbst nach dem Führer suchte, dann Weggenossen und Mitkämpfer gleichen Alters um sich scharte, war nun selbst zum Meister und Führer geworden, zu dem die Jünglinge kamen, und sein Auge richtete sich zum ersten Male inniger auch auf die unteren Stufen der Altersleiter. Was ihm bisher in Deutschland an Knaben entgegengetreten war, hatte keinen anderen Anteil in ihm erweckt als wohlgebildete Menschlichkeit überhaupt. Sie hatten ihm eher weniger schön geschienen als die naturwüchsigen Kinder Siziliens, die gutgepflegten Englands oder die wohlerzogenen Frankreichs.

Auch in der Dichtung spiegelte sich dies Verhältnis zur Jugend deutlich wieder. Die berückenden Knabengestalten der frühen Bücher in den Gedichten der Infant, der Saitenspieler, Tag des Hirten und Sporenwache

sind noch Spiegelungen und Erinnerungen der jugendlichen Seele selbst, wie am stärksten die früheste zeigt, jenes seltsame Traumbild des ALGABAL der die eigne Knabenhaftigkeit lebendig an seine Seite rufen möchte. Sie traten in den späteren Werken vor den Bildern der Jünglinge und Männer zurück und kehrten erst verwandelt wieder, nachdem die heimatliche Erde dem Dichter ihr schönstes göttlichstes Kind leibhaftig entgegengesandt hatte. Unerdenkbar und unerfindbar und dennoch nicht plötzlich und unbereitet kam dieses Wunder in höchster Not. Wir haben verfolgt, wie George sich in seinen europäischen Wanderungen allmählich immer mehr auf Deutschland beschränkte und das Ausland langsam an Bedeutung zurücksank, wie in der Heimat sein Umkreis wuchs, seine Wurzeln tiefer schlugen, seine Kämpfe und Freuden ausgetragen wurden und seine Gesichte immer dichter Art und Erbe des Vaterlandes wiederspiegelten. München vor allem wuchs ihm näher ans Herz: die einzige Stadt in Deutschland, wo die Lichtfülle dem Himmel ein tiefes Blau gibt wie es sonst nur der Süden jenseits der Alpen kennt, wo Sonnenauf- und -untergänge von einer Leuchttiefe und Farbigkeit erglühen, die unvergleichlich ist. Sie hat wie Paris und Wien schon durch Lage und Luft einen örtlichen Zauber, der umfängt und trägt und jenes Gefühl des Immerdagewesenseins und Bleibenwollens gibt, das noch von menschlichen Beziehungen und Bindungen unabhängig ist. Paris die Weltstadt des Abendlandes, Wien der Vorort des Morgenlandes sind beide eingetaucht in fruchtbare Terrassen oder Mulden, Talstädte an Fluß oder Strom, die schon nach langem Laufe breit und sanft vorüberwallen. Zwischen ihnen liegt München auf der kahlen und kargen bayrischen Hochebene noch vom reißenden, grün und weiß schimmernden Bergwasser der Alpen durchströmt: wie die beiden Weltstädte ganz katholisch, aber ohne die Lockerung und Aufklärung der westlichen, ohne das frömmelnde Kirchenregiment der östlichen, weniger leichtfertig in Sittendingen als beide, aber von gesunder fast naiver Sinnlichkeit, weniger heiter und anmutig in seiner Geselligkeit, aber zuweilen von wilder überschäumender Festfreude, die wie auch der schnell entfachte Streit seiner Volkskinder im Übermaß bis zur brutalen Entladung steigt. Zu diesen erdhaften Gegebenheiten und völkischen Triebkräften war durch die Wittelsbacher ein geistiges Leben wachgerufen und aufgezogen worden, in dem das künstlerische Element das wissenschaftliche überwog. Wie im Stadtbilde die Antriebe Maximilians I. und Ludwigs I. noch günstig weiterwirkten, so wirkte als Fürstenbild die hohe unselige Gestalt Ludwigs II. noch Liebe weckend in allen Herzen des Volkes nach und gab ihnen ein Wissen von männlicher Hoheit und adliger Schönheit, das sonst erloschen war. Hier wehte eine

geistige Luft über eine noch jungfräuliche Erde, wo auch der Fremdeste bald heimisch wurde und sein Bestes mit ihrem eigentümlichen Zauber verschmolz.

Durch die Straßen dieser Stadt gehend hörte George um die Jahrhundertwende einen Ton in seinem Innern, der ihn tief betraf. Es war nicht wie sonst ein melodisches Maß, die Vorstufe einer Dichtung andeutend, sondern ein anderes als bisher: ein heldischer Ruf, herrisch tönend, unter dem die Plätze und Menschen ihm verwandelt und andre zu sein schienen als er sie kannte. Als der bewußte Mensch noch in unlöslichen Zwängen stand und schweren Kämpfen um Werk und Leben entgegenging, hatte sich seinem inneren Suchen schon ein neues offenbart und die dunkle Seele bereitete sich auf den Empfang eines Großen Ungeahnten Rettenden vor. „Denn wo gefahr ist wächst das rettende auch." Dieses Vorüberwehen des Göttlichen, der das Haar berührte oder die Seele beben machte, war gottgläubigen Zeiten ein bekanntes Geschehen und konnte die Griechen nicht erstaunen, welche an die sinnliche Gegenwärtigkeit der Götter unter ihnen, noch wahre Christen, welche an die ewige Gegenwart Gottes im Sakrament ja im ganzen Weltall glaubten. Es gehen auch heute noch Götter über die Erde, aber die heutigen sehen und fühlen sie nicht mehr. Denn daß der Betroffene Ruf und Strahl vernehme muß er offen und geweiht sein für der ihren einen, ja daß eine göttliche Begegnung eintrete, muß der Empfangende mit dem Zeugenden gleicher Artung sein, erst aus beider Kraft wird das ewige Bild ins Irdische geboren und ohne die innere Bereitschaft hätte George den neuen Kömmling nicht gesehen, ohne den heldischen Ruf hätte er ihn s o nicht sehen können. In dieser Zeit beschäftigte ihn öfter die Traumvorstellung: es gäbe in Deutschland auf irgendeinem Schloß einen Knaben, der nur von den Seinen gehegt ganz rein von allen Anwürfen der Zeit aufgewachsen wäre — ihn müsse man finden. Aber das Schicksal zeigte, daß solches Wachstum mitten in der Großstadt und mitten im bürgerlichen Leben ebenso möglich war, und eines Tages in der zweiten Hälfte des ersten Jahres des beginnenden Jahrhunderts kam ihm in München dieser Knabe entgegen, wie er uns selbst geschildert hat. „Wir hatten eben die mittägliche Höhe unseres Lebens überschritten und wir bangten beim Blick in unsre nächste Zukunft. Wir gingen einer entstellten und erkalteten Menschheit entgegen die sich mit ihren vielspältigen Errungenschaften und verästelten Empfindungen brüstete, indessen die große Tat und die große Liebe am Entschwinden war. Massen schufen Gebot und Regel und erstickten mit dem Lug flacher Auslegung die Zungen der Rufer die ehmals der Mord gelinder beseitigte: unreine Hände wühlten

in einem Haufen von Flitterstücken worin die wahren Edelsteine wahllos geworfen wurden, zerlegender Dünkel verdeckte ratlose Ohnmacht und dreistes Lachen verkündete den Untergang des Heiligtums. Wir waren reif genug um uns nicht mehr gegen die schicksalhafte Wiederkehr der notwendigen Leiden aufzulehnen: jetzt aber schien uns eine Seuche zu wüten vor der kein Mittel hälfe und die mit der Entseelung dieses ganzen Geschlechtes endigte. Schon wandten sich einige von uns abseits nach den dunklen Bezirken und priesen den Wahnsinn selig — andre verschlossen sich in ihre Hütten voll Trauer oder Haß: als die plötzliche Ankunft eines einzigen Menschen in der allgemeinen Zerrüttung uns das Vertrauen wiedergab und uns mit dem Lichte neuer Verheißungen erfüllte.

Als wir Maximin zum ersten Male in unserer Stadt begegneten stand er noch in den Knabenjahren. Er kam uns aus dem Siegesbogen geschritten mit der unbeirrbaren Festigkeit des jungen Fechters und den Mienen feldherrlicher Obergewalt jedoch gemildert durch jene Regbarkeit und Schwermut die erst durch Jahrhunderte christlicher Bildung in die Angesichter des Volkes gekommen war. Wir erkannten in ihm den Darsteller einer allmächtigen Jugend wie wir sie erträumt hatten, mit ihrer ungebrochenen Fülle und Lauterkeit die auch heute noch Hügel versetzt und trocknen Fußes über die Wasser schreitet — einer Jugend die unser Erbe nehmen und neue Reiche erobern könnte. Wir hatten allzuviel gehört von der Weisheit die das letzte Rätsel zu lösen wähnte, allzuviel gekostet von der Buntheit der sich überstürzenden Erscheinungen, die unermeßliche Fracht äußerer Möglichkeiten hatte dem Gehalt nichts hinzugefügt, das zu schillernde Spiel aber die Sinne abgestumpft und die Spannungen gelähmt: was uns not tat war einer der von den einfachen Geschehnissen ergriffen wurde und uns die Dinge zeigte wie die Augen der Götter sie sehen.

An der Helle die uns überströmte merkten wir daß er gefunden war. Tage um Tage folgten wir ihm und blieben im Banne seiner Ausstrahlung ehe wir mit ihm zu reden wagten — von dann ab begleitete er uns von selber auf unseren Pfaden und ohne Staunen als gehorche er nur einem Gesetz. Je näher wir ihn kennenlernten desto mehr erinnerte er uns an unser Denkbild und ebenso verehrten wir den Umfang seines ursprünglichen Geistes und die Regungen seiner heldenhaften Seele wie deren Versinnlichung in Gestalt und Gebärde und Sprache. Zu anderen Zeiten erschien er uns als der märchenhafte Waise dem die verwunschene Unke am Teich seine Abstammung verraten und ihn zum Berger der goldenen Krone bestellte. Wir ahnten in ihm ein Fremdes das uns nie angehören würde und beugten uns vor dem unfaßbaren Los, das ihn zu einem uns unbekannten Ziele führte. Nur manchmal erschreckte bei uns nötig dün-

kenden Fragen eine unheimliche Ferne seines Blickes, als ob die Antwort nicht hier sondern erst auf einem anderen Gestirn gegeben werden könne.

Uns allen haftete ein Schaden an von der Fieberluft der Sümpfe die wir durchwaten mußten. Wir waren die sieghaften Krieger des Auszuges: er war zum Herrscher erkoren. Er besaß alle unsere feinen Werkzeuge, aber er hatte sie erworben auf dem gesunden und rechtmäßigen Weg. Dabei entbehrte er jeglichen Anflugs von unbescheidener Frühreife und hielt sich in den natürlichen Grenzen seines Alters. Anmutig und sicher wie jede Wendung seines Kopfes und jeder Griff seiner Hände war auch die Art wie er mit allen umging .. er bedurfte keiner Absonderung von den Barbaren wie wir in früheren Jahren, er war zu rein als daß eine Berührung ihn hätte beflecken, zu abseits als daß eine Nähe ihn hätte treffen können. Er trug sich mit dem unbewußten Stolz derer die nie geleugnet oder gedient und mit der unnachahmlichen Würde derer die viel gebetet haben. Sein Wesen bewegte sogar die unempfindlichen Leute des Volkes: sie warteten die Stunde ab da er vorüberkam um ihn im Nu zu betrachten oder seine Stimme zu hören. Diese Stimme war besonders rührend — am mächtigsten wenn er lobte oder verteidigte oder uns aus den Dichtern las und uns überraschte mit einem neuen Zauber des Tönenden. Dann bezog sich die leichte Bräunung seiner Haut mit Purpur und seine Blicke leuchteten so daß die unsern sich niedersenkten. Aber auch ohne daß er sprach und tat: seine bloße Anwesenheit im Raum genügte um bei allen das Gefühl von leibhaftem Duft und Wärme zu erwecken. Willig gaben wir uns der verwandelnden Kraft hin die nur anzuhauchen oder anzurühren braucht um den alltäglichsten Umgebungen einen jungfräulichen paradiesischen Schimmer zu spenden". So war das Wunder geschehen und das Unmögliche Wirklichkeit geworden, der Wunschtraum des Beginnes: das eigne dichterische Selbst, von einer Mutter geboren, als knabenhaftes Geleit an seiner Seite zu sehen, die Sehnsucht nach dem höchsten Eigenbild der Dichterseele, die im Vorspiel des TEPPICHS die schönste geistige Lösung im Engel gefunden hatte, war über alles Hoffen erfüllt: Der Seher fand das Geschaute, das Kind seines Traumes, als leiblichen Menschen, als Sohn seiner deutschen Erde, er fand den Gleichen und mehr als menschliches Planen ersinnen konnte, im Gleichen die Verleiblichung des Höheren, vor dessen göttlicher Schönheit er der Nehmende, Liebende wurde. Das furchtbare Lied des einsamen Genius „o dies mit mir allein" wurde zur stillen Klage des Ehmals, alles Vergangene verwandelte sich unter dem Anhauch einer strahlenden Menschenseele und die Schrecken der Gegenwart verloren ihr erstarrtes Sphinxlächeln vor dem Fingerzeig seines Kindes. Nicht im plötzlichen Sehen Maximins geschah diese Wandlung

sondern im Leben mit ihm, in wechselseitiger liebender Durchdringung. Weder Menschen noch Dinge oder gar das Heil der Welt kümmerte die Liebenden, sondern einzig ihr Freundsein, ihr Geben und Nehmen, ihr Leben im Schönen. Aber eben dies war alles und daß es diese beiden und solche waren deren Gluten zusammenschlugen, verwandelte die Welt.

Als der Meister den Knaben in seine dichterische Welt führte sah er das Wunder dieser Seele nur tiefer erblühen: der jüngste unter den Dichtern nahm die ganze Wucht des Werkes wie ein Längstvertrautes in sein eigenes Können auf, das sich bisher trotz gewohnter Formen schon mit einer rätselhaften Tiefe geäußert hatte, für welche das kindliche Alter und die natürliche Schlichtheit seines Geistes keine Erklärung bot. Aber nicht sein Dichten sondern die ausstrahlende Kraft seines Wesens erchütterte alle die mit ihm in Berührung kamen. Der Älteste, George selbst, schon Meister und Schöpfer einer eignen Welt, beugte sich am tiefsten vor der Erscheinung der vollkommenen Schönheit und pries die Jugend selig, der in ihr das Urbild eigner Vollendung wieder erstanden war: „Die Mitbürtigen die ihn nicht sahen und die Späteren werden nicht begreifen wie von solcher Jugend uns solche Offenbarung zuteil wurde. Denn so sehr die Zartheit und seherische Pracht seiner hinterlassenen Verse als Bruchstücke eines eben beginnenden Werkes jedes uns gültige Maß übersteigt: er selber lieh ihnen keine besondere Bedeutung und das Tiefste seines Wirkens wird erst sichtbar aus dem was unseren Geistern durch die Kommunion mit seinem Geiste hervorzubringen vielleicht vergönnt ist. Allein wir wissen daß nur greisenhafte Zeitalter in Jugend ausschließlich Vorstufe und Zurichtung, niemals Gipfel und Vollendung sehen — daß mehr in ihrer Gestalt als in ihren Worten und Taten die überdauernde Macht der Hehren und Helden liegt und aller Lenzbegnadeten, die nur eine Weile über die Sommerwiese schritten am Waldesrand verbluteten oder in dunkler Welle versanken um nach oben entrückt zu werden und unvergänglichen Namens über allen Geschlechtern zu thronen. Wir wissen daß die ungeheuren Fahrten die das Aussehen unserer Flächen veränderten im Hirn des Schülers Alexander geplant wurden, daß der zwölfjährige Sohn aus Galiläa die Schriftgelehrten der Hauptstadt unterwies: der Herrscher des längsten Weltreiches unserer Überlieferung nicht als Dreißiger sondern als Jüngling auf seiner blumigen Bahn die ewigen Zeichen fand und als Jüngling den Tod erlitt.

Das ganze Getriebe unserer Gedanken und Handlungen erfuhr eine Verschiebung seitdem dieser wahrhaft Göttliche in unsre Kreise getreten war. Die knechtende Gegenwart verlor ihr Alleinrecht, seitdem sie sich einer anderen Richte zu bequemen hatte. In uns kehrte die Ruhe wieder die

jeden seinen Mittelpunkt finden ließ und der Mut die verworrenen Bürden abzuwerfen und zu versenken im einheitlichen Meer. Wir fühlten wie geringfügig alle Streite der Länder, alle Leiden der Kasten werden vorm Dämmerschauer der großen Erneuungstage: wie alle brennenden Fragen der Gesellschaften in wesenlose Finsternis verblassen wenn nach jeder Ewigkeit den Irdischen sich ein Erlöser offenbart. Keiner wird dann mehr das Haupt schütteln über eigensüchtige Abschließung die sich um das Weh der Mitbrüder nicht kümmere: denn der ist der größte Wohltäter für alle, der seine eigne Schönheit bis zum Wunder vervollkommnet".

Im uralten Gesetzbuch des Manu stehen die Worte: „Der Erleuchtete der der Geber der Geburt ist in der Weisheit und der Lehrer der Pflichten wird durch das Gesetz der Vater eines älteren Mannes, sogar wenn er selbst ein Kind wäre". Diesen Satz hätten die Weisen frühester Zeiten verstanden, wo jeder Heutige stutzen muß. In dem Geschehnis von dem wir eben berichteten, würde auch ein antiker Mensch ohne sonderes Staunen nur eine neue Eros-Verleiblichung erblickt haben. Der Aufgeklärte unserer Tage mußte hiervor zurückschrecken wie vor etwas Undurchdringlichem und hatte nicht einmal mehr die Möglichkeit das Symbol zu Hilfe zu nehmen . . er hatte dafür nur jenes selbe Kopfschütteln, mit dem er einst die ersten Verse Georges aufnahm.

3. KAPITEL: DER TOD MAXIMINS UND DAS GEDENKBUCH

WAS George als Knaben und Jüngling versagt blieb wurde so dem Manne gewährt: er fand den Traum seiner göttlichen Liebe im vollkommenen Wunder eines schönen Menschen vergegenwärtigt: nicht mehr im ersehnten Führer und Altersgefährten sondern im Sohn und Freund, dem Jugendlichen und Glühenden, in dem als erstem die Geburt des Gottes sich vollziehen und alles Ersehnte beschließen sollte. Mit seinem Kommen brach das neue Weltbild, das George in sich trug und „ins lied gehüllt" dem Volke reichte, erst blühend durch alle Räume auf. Daß der eine kam, machte Tausende möglich, da die Erde den Schönen hergab war die Erde noch jung genug, Götter und Helden zu gebären. Daß er nach zwanzig Jahrhunderten als erster leiblicher Erdensohn mit dem leiblichen Meister wieder den Ring schloß, in dem die Liebe des Göttlichen, in dem der liebende Gott selbst sich im Menschen vollendet ist das Wunder das seinen Namen trägt und alle Stufen des irdischen Daseins wieder heiligt. Den

Menschen von heute erscheint es das unwahrscheinlichste und außerzeitlichste Geschehen dieser Tage, uns erscheint es als höchste Erfüllung der meisterlichen Kraft weniger wunderbar als das Erscheinen des Meisters selbst. Für ihn war der Gott nur so erlebbar und kein Zufall sondern sein leidenschaftliches Suchen hat ihn zu dem geführt, in dem seine große Liebe sich erfüllte. Freilich auch kein noch so gewaltiger Wille konnte das Zusammentreffen mit Maximin erzwingen und wir sahen wie dem Meister zuletzt nichts mehr blieb als das stumme Harren auf Gewährung oder der Untergang. Trotz aller Vordeutungen und Ahnungen trotz aller Bereitungen und Erwartungen wurde im Geschehen selbst erst das Wunder denkbar und sichtbar: über der Erscheinung eines jeden von ihnen ist ihre Begegnung und Freundschaft das Unerklärlichste und Wunderbarste in ihrer göttlichen Geschichte. Daß Deutschland in einem Lebensalter zwei solche Wesen erzeugte: den einen der der höchste geistige Gestalter des Göttlichen, den andern der die höchste leibliche Gestaltung des Göttlichen war und von denen jeder das Wesen des andern in sich barg: jener das schönste Bild des jugendlich-heldischen Menschen, dieser das hehrste Bild des schöpferischen Meisters: daß beide als Dichter Träger der gleichen göttlichen Urkraft waren — dies war das undenkbare Ereignis der Zeitenwende und ließ aus ihrer Vereinigung den himmlischen Keim erblühen, der nur in Tausenden von Jahren auf Erden einmal in voller Reinheit und Schönheit gedeiht, der aus seiner besonderen Entstehung immer unvergleichbar mit jeder früheren aufwächst und darum so schwer von den Menschen erkannt wird.

„Es wird das Schwerste für die Menschen sein zu glauben", sagte der Meister, „daß die göttlichen Mächte ewig sind, aber die Götter sterben können und nur leben, solange der Mensch den lebendigen Glauben an sie in sich trägt und Kraft hat in ihnen das Ewige zu sehen. Sonst bleibt nur ein leerer Name und es muß einer wiederkommen, der die Ewigen mit Leben füllt, sie in neuen Namen und Leibern entstehen läßt, so daß die Ewigen wieder mit den Erstandenen wandeln. Dies zu fassen wird schwer sein, aber mir ist das andre unfaßbar, wie ein Gott sein soll wo der Mensch nichts ist und ihn weder glaubt noch darstellt. Ob die ewigen Mächte außer der Menschenwelt noch Gesicht und Erscheinung haben, kann niemand wissen und geht auch mich nichts an, da ich Mensch bin und für Menschen zu sorgen habe".

Damit jenes Ereignis der Liebe ganz vergegenwärtigt und sichtbar werde, forderten freilich die ewigen Mächte des Lebens und Todes das höchste Opfer von den beiden Liebenden. Eine so lange Spanne Zeit als bedurft wurde, um ihre Gemeinschaft zum Gipfel menschlicher Einung

und Freundschaft zu führen, gewährte das Schicksal den Verbundenen, solange bis Maximin die ihm bestimmten irdischen Freuden und Leiden erfahren und seine Gestalt auch im Erleben und Wirken kein Schemen blieb, solange bis der Dichter ihn durch den Bereich seines Lebens und Wirkens geführt und von seinen Lippen für das drohendste Rätsel die Lösung erhielt, die auch die Stufen des Alters und Meisters ausglich und den Jugendlichen zum Freund und Gleichen berief. Weniger als drei Jahre gingen sie zusammen den Erdenweg. Da die Spannungen im Kreise der Münchener Gefährten schon begonnen hatten, sah Maximin nur die vertrauteren Freunde Georges. Bei dem Zug der drei Dichter stand er als liebender Genius neben Dante-George, das Antlitz des Jugendlichen mit dem dunkelblitzenden offenen Auge von demselben scharfen Schnitt wie das Antlitz des Meisters mit dem bläulichen Blitz des tiefen wissenden Auges, beider Züge keinem Stamm der Deutschen besonders angehörend, wenn auch unverkennbar dem südlichen Raum von Rhein und Donau entstammt, wo der Schwarze wie Dunkelblonde die gebräunte Haut uralter Züchtungen trägt. Bei einer zweiten Darstellung des Wolfskehlschen Maskenzuges sprach er gemeinsam mit Gundolf die beiden „Jünger": in eine einfache blaue Tunika gekleidet mit dem Veilchenkranz im Haar. Auf andern als diesen stillen Feiern ist er nie gewesen und wenn heute Gelehrte und Pfaffen aus seinen Versen auf Dinge wie „Bekränzung eines Weibes bei einem Fest" und Ähnliches schließen, so beweist dies nur, wie wenig sie davon wissen, daß die Wirklichkeiten des Gedichtes auf jeder Lebensstufe andere sind und Jugend gerade äußere Tatsachen, die sie nicht erlebt, als Sinnbilder eines inneren Erlebens aufnimmt.

Bald darauf starb Maximin. Was der Dichter uns nicht offenbart hat, wagen wir auch nicht zu enträtseln. „Maximin", so beschließt er seine Erinnerung, „hat nur kurz unter uns gelebt. Gemäß einem frühen Vertrag den er geschlossen wurde er auf einen anderen Stern gehoben ehe seine Göttlichkeit unseresgleichen geworden war. Er zog dem farbigen mannigfachen Geschicke des glorreichen Sterblings das erhabene stille Walten der Himmlischen vor. Schon seine Kinderjahre waren angefüllt mit sprengenden Jenseitsgefühlen mit dem Kampf wider den Unnennbaren. Zu ihm wandte er sich als dem Einzigen mit dem sich zu messen er für wert hielt, ihn bat er um Prüfungen und Aufgaben und flehte als Lohn in seinen sehnsüchtigen Nächten um das Schauen des heiligen Antlitzes. Als er erfahren hatte, daß Gott sich solchermaßen nicht eröffnen könne bot er ihm diesen Bund an: so zeig dich mir im besten deiner sichtbaren Schöpfung! gib mir Leda die Geliebte! Gib mir den großen Menschen den Meister! und wenn es wahr ist daß hier jeder Bau fällt, jede Flamme lischt, jede Blume welkt: so laß

mich einmal auf deine Höhe treten und dann von deinem Adler schnell entrissen werden!

Und Maximin ging im rauschenden Frühling an der Hand der Geliebten durch die Gärten, die betäubenden Blüten schwellten sein Herz von Dank und Lust und er sank nieder vor dem Kinde das für ihn geschaffen war und das er als Engel im eignen Spiegel sah. In dieser Frist seines vollen Erglühens durften wir ihm den Hintergrund bereiten, wir deuteten ihm die Schauer des Erdenruhms an und machten ihn zum heimlichen König unserer Feiertage. Dies aber war Maximins stolzester Abend als er unter langen Gesprächen mit dem Meister durch die halbentschlafenen Fluren gegangen war und dieser sagte während sich hinter dem Schloß eine weinrote Wolke erhob: Mein Maximin, was du mir entgelten wolltest ist reichlich zurückgegeben. Mit Einem Satze hast du ein quälendes Geheimnis gelöst zu dem kein Buch und keine Rede mir den Schlüssel brachte: du hast über große eisige Flächen nun ein gleichmäßiges und wärmendes Licht verbreitet. Ich entlasse dich als Schüler, nimm mich zum Freund! denn immer bleib ich ein Teil von dir wie du ein Teil von mir. Maximin hing sich in Seligkeit an den Meister bevor er antwortete: Ich weiß nicht ob ich diese Wesen je werde verstehen lernen die aus ihrem Wohnsitz sich eine Hölle bauen und darüber sich Paradiese erfinden .. soweit mein Auge reicht seh ich nur Glanz, ich habe die ganze Brust voll Glück und über jedes Ende hinaus winkt mir mit goldnen Flügeln Unsterblichkeit.

Nach diesen Tagen der Entzückung ging er von einem Fiebertraum in den Tod — so schnell daß wir nur auf ein gewohnes Grab starren konnten und nicht glauben daß es ihn berge. Wir stürzten nieder in der dumpfen Verzweiflung der zurückgelassenen Gemeinde, wir wanden uns in sinnlosem Schmerz daß wir niemals wieder diese Hände berühren, daß uns niemals wieder diese Lippen küssen dürften. Da drang seine lebendige Stimme in uns und belehrte uns über unsre Torheit die ihn hier noch zwingen wollte und über den ehernen Fug daß in oberstem Adel die Notwendigkeit der frühen Auffahrt liege. Damit gebot er Schweigen unsren selbsüchtigen Tränen und Seufzern und erweckte uns für das neue Dasein, das wir nun mit ihm beginnen sollten. So steht er vor uns wie wir zuletzt ihn sahen: nicht in der eisigen unerbittlichen Hoheit des Todes sondern in der siegprangenden Glorie des Festes, geschmückt und mit dem Blumenkranz im Haar, kein Abbild einsiedlerischen duldenden Verzichtes sondern der lächelnden und blühenden Schönheit. Wir können nun gierig nach leidenschaftlichen Verehrungen in unsren Weiheräumen seine Säule aufstellen uns vor ihm niederwerfen und ihm huldigen woran die menschliche Scheu uns gehindert hatte als er noch unter uns war".

Diese Worte entstammen der Zeit nach dem herbsten Trauerjahr, sie sind schon Frucht des ertragenen Leides und im Sinne des Platonischen Wortes „Wer nach dem Schönsten trachtet für sich und den Staat, dem ist zu leiden was er leide alles recht und schön" schon Ausdruck des schwersten Sieges über die dunkelsten Stunden. Als dieser Tod George traf war der Bruch mit Schuler und Klages eben vorausgegangen, Feindschaft und Haß im engsten Lebenskreise aufgezüngelt, die Freunde in Frankreich Belgien und England waren gestorben oder ins bürgerliche Leben eingegangen, die Österreicher waren im Begriff dieses letztere oder Schlimmeres zu tun, Waclaw versank fern in Trauer und Düsterkeit, die Norddeutschen hielten fest aber dort wehte kein Schauer, in dem das Leben nach solchen Erschütterungen hätte atmen können. Überall brachen die Stützen ein oder boten nicht Halt. Und erinnern wir uns des Widerhalls den die öffentlichen Ausgaben in Deutschland fanden: Hohn, Spott, Gemeinheit und Dummheit schallte George und seinem Streben in der Heimat entgegen und die Verleumdung im stillen tat ein übriges, sein Bild zu verzerren und zu beschmutzen. In diesem Augenblick brach das Schicksal mit einem Schlage auch die jüngste lebendigste Hoffnung. George hatte Kämpfe und Brüche draußen und den Widerstreit im eignen Innern bestanden da der eine mit ihm ging: wie sollte er weiterschreiten ohne ihn? Die Geschicke, welche in wenigen Monaten über ihn hereinbrachen, waren schwer genug auch den Stärksten zu zerstören. Aber der Dichter stand und da er stand war ihm aus höchstem Glück und tiefstem Leid auch die lebengebende lebenerhöhende Rettung geworden. Das höchste Glück: wenn das große Sinnbild und der erhabene Gedanke, den der dichterische Geist aus den Sehnsüchten seines Volkes in die Sterne hob, wenn das Wunschbild, das die frühen Sagen und alle Sprachgewaltigen in ihre Gestaltungen prägten und in die Herzen der Deutschen senkten, wenn dieses Kind des Geistes in schlimmer Zeit und drohendem Untergang leibgeworden vor die Augen des größten Minners und stärksten Schaffers tritt, von ihm gehegt seinen Strahlentag beginnt und ihm die Gewähr gibt, daß sein Traum und der Traum der Väter wahres Sehnen und göttliches Versprechen auf die einstige Vollendung im Tag und Lichte war, daß nun wo der erste Sohn der göttlichen Liebe im Fleische gewährt ist, auch die tausendfältigen mitgeborenen Bilder zum Leben erwachen und auf Erden wachsen werden — das tiefste Leid: wenn der kaum Gefundene, kaum Umarmte nach kurzem Erdenwallen in den Schatten des Todes, in die Nacht des Nichtmehrseins hinabstürzt, das Erhoffte vernichtet und aus dem Grauen des Alltags auch der Schein jedes möglichen Glückes gebrochen, in der Asche der Zeit auch der Funke des künftigen Traumes erloschen scheint, wenn die Arme der Sehnsucht sich verzweifelt

am Hügel ermüden und dem verarmten Herzen auch der Brand der Liebe und heiliges Wirken sinnlos deucht — die schönste Rettung, nachdem das höchste Glück dem schmerzlichsten tiefsten Leide erlegen, das Leben durch den Tod gegangen ist: als Heiler und Gesunder auferstehen, zu sehen daß alles Gewesene wirklich bleibt, daß der strahlgewordene Sohn im eigenen Blute unverlierbar kreist, daß der tausendfältige Traum sich in unaufhörlicher Einung mit dem Entrückten erfüllen muß und der Zurückgebliebene nun erst ganz der Gesandte seines Gottes und seiner neuen Botschaft geworden ist!

So ging George aus der schlimmsten Not und dem größten Glücke ungebrochen und ohne Bruch hervor: im Dichter stand nicht der Zauberer noch Umstürzler sondern der Seher auf, der er von jeher war: er verkündigte den Gott, welcher ihn von je berufen und geweiht hatte, er schuf am Erdenreich und Weltbild seines Gottes jubelnder weiter nachdem er ihn in menschlicher Verleiblichung erstmals angeschaut und umarmt hatte. Als er sich aus schwerer Trauer erhob war daher sein erstes Tun, von Maximin Zeugnis abzulegen, ihm ein Gedächtnis zu errichten und den Freunden von seinem Bild und Leben Kunde zu geben. Hier erhob sich sogleich die Frage: wird einer von denen, die bei mir geblieben sind, noch mit mir gehen, wird einer von denen, die auf dem Wege zu mir sind, noch zu mir kommen, nach solchem Ruf? Gibt es in Deutschland noch Herzen die an Götter glauben können, ja die das Schwerere glauben, daß in dieser Zeit und in diesem Lande der Gott im Menschen verleiblicht worden ist? Es gab keinen Zweifel über den Weg kein Zögern über das Wirken in ihm selbst, aber wie zuzeiten mußte der Seher gewärtig sein, seine Botschaft allein in den leeren Raum zu rufen, von den Spöttern verlacht und den Seinen verlassen zu werden. Wir werden später zu schildern haben, wie tief das neue Geschehen in die alten Freundschaften schnitt, aber zunächst ging das Wort an die Mitlebenden und es blieb eine kleine Schar die ergriffen wurde und faßte.

Von ihr nahmen Lechter, Wolfskehl, Gundolf und Treuge unmittelbaren Anteil an der Gestaltung des Gedenkbuches, das Ende des Jahres 1906 erschien. Lechter hatte sowohl von seinen künstlerischen wie seinen mystischen Anschauungen her einen Zugang zu dem Ereignis. Die Gedichte Maximins und Maximingedichte Georges ergriffen ihn tief und die stete Wiedergeburt Krischnas oder ähnliche Vorgänge der religiösen Sphäre waren für ihn vertraute Vorstellungen. Auch die Verbindung des Göttlichen mit dem Menschlichen war seiner Fühlweise nicht fremd und wenn der Leib für ihn nur das unwürdige Gefäß des Göttlichen blieb, so kannte er doch das Wort „Vergeßt nicht, daß Eure Leiber Tempel des Heiligen

Geistes sind" und wußte wohl, daß die Gottheit sich zu ihrer Ergießung das schönste Gefäß erwählt. Und ein Hauch der leiblichen Herrlichkeit traf von hier aus auch den Künstler: Das GEDENKBUCH wurde das am meisten plastisch anmutende Werk Lechters, bei nur leisen Anklängen an christliche oder indische Symbolik von schöner Einfachheit und überzeugender Schlichtheit. Über eines stritten die beiden Freunde, das wir hier erwähnen müssen, weil an diesem scheinbar Äußerlichen ein Tiefverwandeltes im Geiste Georges zur Erscheinung kam, das bis in den Grund des neuen Lebens reicht. Lechter widerstritt dem Wunsch Georges, ein halbtoniges Bild — die Zinkätzung nach einem Lichtbild Maximins — in die zweidimensionale Zeichnung und Schrift des Titels aufzunehmen und verfocht eine zeichnerische Wiedergabe. Hätte der Dämon Schulers oder Klages neben ihnen gestanden, er wäre dem Künstler beigesprungen und hätte George höhnend hingewiesen auf sein Verlassen der dichterischen Sphäre: also doch sei nun „das Leben" auch für ihn das Wichtigste und um des Bildes eines leiblichen Menschen willen durchbreche er sein Werk der strengen Form, das er um größerer Gewalten willen nicht durchbrechen wollte! Da George auf seinem Willen bestand, fand Lechter die schöne Lösung, auch der gegenüberliegenden Seite durch eine Verbindung von Schwarz- und Rotdruck einen Schein von Halbton zu verleihen und so dem Auge einen Ausgleich zu ermöglichen. Aber der Dichter war sich bewußt, daß er dem Zeichner hier eine unkünstlerische Forderung stellte, ja daß er mit der Veröffentlichung dieses Bildes den Bereich der Kunst zum erstenmal verließ und statt eines künstlerisch Gestalteten eine lebende Gestalt in seiner vollen Unmittelbarkeit ins Werk verwob. Daß das Werk ein Gedenkbuch war mochte dies möglich erscheinen lassen, aber die tiefere Berechtigung lag für ihn in diesem Lebendigen selbst. Denn dessen Bild hier wiedergegeben wurde, war selbst die höchste Wirklichkeit der Kunst, war in jedem Zuge seiner Leiblichkeit die göttliche Dichtung des Lebens selbst, die darzustellen es noch keinen Griffel oder Meißel unter den bildenden Künstlern gab.

Wolfskehl fand einen Weg zum neuen Geschehen von seinem kosmischen Bereiche her, Treuge und Gundolf aus der persönlichen Nähe zum Meister und ihre Trauergesänge im GEDENKBUCH geben uns Zeugnis von der Erschütterung dieser Tage und den ersten zagen Schritten des Bekennertums neben dem vollen Tone der Verkündigung in den drei Gedichten auf das Leben und den Tod Maximins von George und seiner Vorrede, die wir angeführt haben. Der Hauptteil des Buches umfaßt die Gedichte Maximins. Einige wie „Erfüllung", „Jetzt naht nach tausenden von Jahren ein einziger freier Augenblick" und „Ewigkeit" sind von dem Fünf-

zehnjährigen noch vor der Kenntnis der Georgeschen Dichtungen gedichtet worden. In ihnen wie den späteren drückt sich die ganze unbegreifliche Erfüllung dieser Jugend und ein Wissen aus, dessen Quell wir nicht einmal ahnen können. Es ist ein Wunderbares das wir hinzunehmen nicht zu deuten haben. Hier war vereint was Platon einst gefordert hatte: die schönste Seele im schönsten Leibe, ohne Überwuchern eines Teiles der hehre Einklang aller Kräfte, Rausch der Jugend und heiliges Maß. Sein letztes Gedicht „Der Tod der Geliebten" ist die heldische Verherrlichung des reinen irdischen Daseins, es deutet den Tod als erneuende Wiedergeburt des göttlichen Lebens, es ist die Totenklage als geheimnisvolles Jubellied. Wie er selbst es war — sein Bild zeigt uns den noch nicht Sechzehnjährigen — so sah er das Wunder des Lebens: als Gesang des Phönix der aus dem reinigenden Feuer des Todes seine Unsterblichkeit nimmt.

4. KAPITEL: DER SIEBENTE RING · DIE ZEITGEDICHTE

DURCH all diese Jahre des Kampfes, des Glückes und der Trauer gedieh das neue Werk: DER SIEBENTE RING. Als George im Vollbesitz seiner schöpferischen Kräfte dennoch ans Ende der Gestaltungsmöglichkeiten seines Dichtertums gelangt schien, erhob er sich durch die tiefste Wandlung seines Geistes, durch das geheimnisvolle „Stirb und werde" zu neuer glühenderer Zeugung in der mütterlichen Sprache. Die erste vollkommene Anschauung seines Gottes im Menschenleib gab dem Dichter wieder Wort und Weg, gab dem Gefährdeten und Schwankenden die eigne hohe Richte wieder und vollendete die wunderbare Einheit dieses Lebens, das an dem Widerspiel seiner Überfülle mit der unbedingten Reinheit seines Gestalterwillens zu zerschellen drohte. Was der Seher schaute konnte nun der Dichter bilden, was der Gesandte verkünden mußte, war nun Weltstoff des Bildners, und der sich auch im letzten berufen wußte konnte nun auf der Höhe der Lebensbahn seine hehrste Aufgabe, die Neuschöpfung des ewigen Zusammenklangs zwischen Göttlichem und Menschlichem, durch den ganzen Raum der Wirklichkeiten vollenden. Dichten und verkünden war nun e i n e Tat, das Ewig-Schöne wecken und verleiblichen e i n Amt geworden. Nichts von dem was George bisher gewirkt und geschaffen hatte wurde durch das neue „Werde" verneint, nichts vom Werk oder Leben fiel neben den Weg. Was der Wandrer gesucht, was der Künstler gestaltet, was der Meister gezogen hatte, erhielt jetzt das gemeinsame

bestätigende Siegel: alles Geschehene war Bereitung des Raumes, Errichtung des Erdentempels gewesen, in dem sein Gottbild erscheinen konnte, hatte Heiligung der Sinne, Reinigung der Augen bewirkt, die es schaffen und schauen sollten. Wo anders auch hätte es gezeugt werden können als in der geweihten Luft der Dichtung, wer anders hätte es sehen können als der das Ewige und Göttliche im Menschen mit allen Fiebern der Sehnsucht suchte, wo anders hätte es atmen und erblühen dürfen als im schönen Leben, das der Meister neu entzündet hatte. Es waren wohl manche in dieser Zeit der namenlosen Öde vom „Glauben des Verlangens von des Sehnens Weihe" erfüllt gewesen wie Annette Droste-Hülshoff die Not der Zeit genannt hatte und nicht nur die Kosmiker wollten das Gefäß der Verruchtheit als welches ihnen der Weltzustand erschien, zertrümmern und das Leben in den göttlichen Schoß zurückreißen. Aber alles Verlangen und alles Wollen bedeutet nichts vor der wirklichen Kraft des Schaffens: am Göttlichen hat nur teil wer ein Göttliches lebendig in sich trägt, und keinen traf die Erfüllung des Verlangens als den der am tiefsten davon geschwiegen aber mit dem höchsten Tone die Herzen erschüttert, die Seelen verwandelt und dem Menschen wieder sein Hoheitsrecht auf Erden gegeben hatte: den Dichter und Führer George. Die gespannte Knospenhaftigkeit seiner Formenwelt kam jetzt zum vollen Erblühen und von neuen Säften geschwellt hob das siebente der Werke seine breite Krone empor, selbst wieder siebenteilig und in allen Teilen nach dem Mehrfachen der heiligen Zahl aufgebaut. Aber durch diesen Zahlenaufbau waltet statt der bisherigen Strenge eine wunderbare Lockerung der Verhältnisse und Formen: nur der erste und mit wenigen Ausnahmen auch der letzte Ring haben einen gleichen strofischen Bau der Gedichte, in den anderen wechseln die Maße und Strofen in reicher Fülle, obwohl jeweils ein gleicher Ton in jedem Ring sie verbindet. Über den TEPPICH hinaus war eine Steigerung des architektonischen Gefüges nicht mehr möglich, sie hätte in Starrheit oder Wiederholung enden müssen. Nun glühte der befruchtende Lebensstrom die Formungskräfte so zärtlich auf, daß in der siebenteiligen Ordnung die Einzelgewichte leicht und kaum merklich im gesamten Tonraum schwingen. Wenn man den TEPPICH, dem Bau nicht dem Gehalte nach, als gotisch oder römisch-katholisch bezeichnen könnte, so herrscht im SIEBENTEN RING die weite Vielfalt spätantiker oder romanischer Kuppelbauten, deren Schalen sich geheimnisvoll um die eine beherrschende Wölbung reihen. Bis in die Hand- und Druckschrift des Dichters bemerkt man die lösende Wandlung dieser Jahre. Im Beginn des Jahrhunderts zeigen die Briefe und die Handschriften der Gedichte zum ersten Male die vollständige aber freibewegte

Durchbildung der Schönschrift, wie wir sie geschildert haben und nach ihr wurde auch die Druckschrift umgestaltet und vervollständigt, die als St.-G.-Schrift zunächst in der dritten Auflage vom JAHR DER SEELE (1904) und dann in noch weiterer Durchformung im GEDENKBUCH (1906) und im SIEBENTEN RING (1907) verwendet wurde. Bis in die äußerste Haut des Werkes blühte so das Schöne noch schöner auf.

In die kurze Frist von kaum drei Jahren, die Maximin mit George ging, fallen die Ansätze zu allen Teilen des SIEBENTEN RINGES und einige von ihnen wie die „Lieder" waren schon vor dem Tode Maximins fast vollendet. Die in der fünften Folge der Blätter veröffentlichten „Neuen Gedichte" waren bereits unter dem ersten Schauer geboren, wie wir manchmal unter einem kommenden Erlebnis schon erbeben, bevor unser Geist darum weiß, so als ob unsere Seele gleich weitwitternden Tieren mit feineren Fühlern ausgestattet wäre und unter einem frischeren Hauch schon atmet wenn das Bewußtsein noch schläft. Die Gedichte Georges in der sechsten Folge sind dann schon ganz von der neuen Kraft geschwellt, die der siebenten Folge aus der innigsten Einung geschöpft und eines von ihnen trägt als Sinnspruch drei Verszeilen von Maximin mit den Initialen seines Namens. Im SIEBENTEN RING sind diese Buchstaben fortgelassen, aber wer einen Reiz zur Namensergänzung verspürte konnte ihn leicht aus der Vorrede zum GEDENKBUCH und der Dichtung befriedigen und brauchte nicht auf die Zufallskenntnis eines süddeutschen Pfaffenblättchens zu warten, das ihn heute ausplaudert und uns die Bestätigung eines Wirklichen erspart, das für jeden Wissenden ohnehin feststand und für alle anderen auch jetzt nichts bedeutet als die Befriedigung ihrer Neugier.

Von den „Zeitgedichten" enthalten die Folgen außer dem an Karl August gerichteten schon alle Gedichte des ersten Ringes, aber ihre Benennung taucht erst in der sechsten auf. Die beiden frühesten aus der vierten und fünften Folge „Goethe" und „Nietzsche" waren aus bestimmten Anlässen, den öffentlichen Feiern vom hundertfünfzigsten Geburtstag Goethes und des Todes Nietzsches entstanden und obwohl sie schon die Form der Zeitgedichte prägten, deuten sie mehr auf die vorhandene Kraft als den neuen dichterischen Weg, sie zeigen schon die Richtung auf die kommenden Kämpfe an aber der Dichter tritt durch sie noch nicht in den Zeitraum ein. Erst als Maximin „uns die Dinge zeigte wie die Augen der Götter sie sehen" wurde die schöpferische Bildnerlust von ihren Fesseln befreit und brach gerade an dem Punkte erobernd vor, wo ihre Hemmung am größten war: in die Zeit, in den Weltzustand der riesenhaft titanisch als Gegenmacht vor ihr lag, in den Kampfraum um die Verwirklichung

von Gesicht und Traum in Leib und Ort. Die Zeit war nun kein grauenvolles Anderes mehr, kein unbedingt und immer Fremdes, da sie diesen Sohn geboren und in solchem Sproß eine geheime Wurzel offenbarte die tausendfältigen Sprossens und Blühens fähig war. Wir sagten schon: Der Dichter hatte niemals wie Kosmiker und Mystiker die zeitliche Erscheinung unseres Lebens als das Nur-Scheußliche und Ganz-Verdammenswerte ansehen können. Wenn das Gewürm die Gegenwart verdarb, so hatte er beim Schatz der Väter und den reinen Fluren Trost gesucht und auf den Tag verwiesen wo die Geister wiederkehrten „ins land des traums und der legende". Jetzt war auch diese Gegenwart kein Schrecken mehr: da in ihr das Hehre gezeugt werden konnte, mußte sie selber Hehres bergen, da in ihr das Schönste gezeitigt werden konnte mußte sie selber Schönes im Keime tragen. Aber gerade darum mußte der Dichter ihr gegenwärtiges Wesen an diesem Hehren und Schönen messen. In der Zeit selbst hatte sich dem Seher die Scheidung aufgetan zwischen einer aufgehenden und einer untergehenden Welt. Das Wirken für die eine und gegen die andre war für ihn Gebot geworden. Seine Täterkraft konnte erst in ihrer ganzen Wucht erstehen, als sie diese ganze Welt zu überwinden hatte und dennoch bestand keine Sorge mehr, daß in diesem Kampfe die Dichterkraft sich am Ungemäßen versuche und verdürbe, daß die eine Kraft aufstünde gegen die andre: denn beide waren sich in der vollendeten Sendung ihrer Einheit bewußt geworden: das Wort war Mittel, Waffe und Wehr: das heilige Wort der Verkündigung, das zornige Wort der Verachtung, das drohende Wort der Mahnung, das werbende Wort der Liebe!

Mit der vollen Wucht der Selbstdarstellung seiner Art und seines Schicksals, wie sie alle großen Menschen kennzeichnet, stellte George sich im ersten und letzten Zeitgedicht unter seine Zeitgenossen, die ihn mißkannten und die ihn auch jetzt mißkennen würden. Denen die nichts von Kampf und Qual der Jugend geahnt, nicht den fremden Einbruch des Empörers in ihr Weltbild gespürt und ihn für den salbentrunknen Prinzen gehalten hatten, deutete er vor, daß sie ihn nun beschmähen würden, weil er den Streit auf ihren Ebenen nicht scheute. Ihnen stellt er sein immer gleiches Tun entgegen, wie er in Aufruhr und Frieden die ewigen Werte der Schönheit Kraft und Größe preist, jenen aber die in tatenloser Hoffnungslosigkeit an der Gegenwart verzweifelten oder in dumpfer Mystik die inneren Geweide zerwühlten, hält er das jahrtausendalte Wissen vom Wechsel der dunklen und hellen Geschicke im ewig unvergänglichen ewig unfaßlichen Leben entgegen. Er weist die Verderber wie Verächter der Zeit in gleicher Weise von sich und hat gegen sie die Geister der

Toten und Lebendigen um sich gestellt, die für das Hohe und Heilige in ihrer Zeit gestritten hatten und noch stritten, die stilleuchtend die Fackel hielten oder als heldische Opfer niederstürzten: Die Richter wie die Dulder, die Tapfern wie die Treuen. An ihnen und mit ihnen mißt er in den mittleren Zeitgedichten das Absinkende und Gemeine, Widrige und Feige „das Stroh der Welt" das aufflammen und verlodern muß wenn hohes Menschtum atmen soll.

Als erstes Paar sind die Dichter berufen: Dante und Goethe, beide noch mit ihrer Zeit in geistiger Gemeinschaft lebend und ihr im Werk den höchsten verewigenden Ausdruck leihend und beide doch durch Weite des Blickes und vordeutende Schöpfung einsam unter ihren Zeitgenossen, ein Verbannter auf der Höhe des christlichen Kosmos, ein Entsagender an seinem Ende, aber beide durch Leben und Werk an dem Geheimnis eines neuen weltlichen Alters webend, in dem die gestaltige Leiblichkeit des Menschen und die Herrlichkeit der sinnenhaften Mächte wieder durch die überirdischen Schleier stoßen und auf Erden heimisch werden. Den einen hatte George aus Vergessenheit oder totem Sachwissen in den lebendigen Strom der Seelen zu reißen, den andern vor dem ehrfurchtlosen Zugriff anteilloser Vielwisser oder bequemer Genießer zu bewahren.

Der Denker und der Künstler bilden das zweite Paar: Nietzsche der ruhelose unerbittliche Sucher und Böcklin der stille Bewahrer des heiligen Feuers. Böcklin den wir von George seit dem Beginn seiner Laufbahn geehrt und gepriesen sahen, wurde hier noch einmal doppelter Dank erstattet für seine unerschütterte Haltung in den Jahrzehnten der Kunstgreuel und für die schöne Welt der hellen und dunklen Seelenschauer, die er aus ungebrochenem Trieb ins Dasein rief. Auch Nietzsche war schon früh in den Blättern als deutscher Schildhalter dem Ausland entgegengehalten worden, aber Georges tieferen Anteil hatte er erst an der Lebenswende gefunden, wo der Seher selbst dem Gorgoantlitz der Zeit gegenüberstand und den furchtbaren Kampf begriff, in dem der einsame Streiter verblutet war. Das Dichterische in Nietzsches Werk war damals noch kaum sichtbar und sprachlich nicht eigenkräftig genug, um Georges Anteil zu erwecken, das Erkenntnishafte war ihm fremd, so oft er auch von Schuler, Gérardy und anderen Freunden darauf hingelenkt wurde. Ja die Sageweise Nietzsches hatte ihn zunächst gerade darum abgestoßen, weil bei diesem jedes Wort in die Öffentlichkeit gesprochen war, eine Art des Handelns, die George im ersten Jahrzehnt seines Wirkens gänzlich fern lag. Was Nietzsche bis aufs Blut peinigte, die Schweigsamkeit der Umwelt, was ihn bis zur blinden Wut reizte, daß seine Stimme sich übersteigernd zum Schrei, und seine einsame Qual zum Wahnsinn wurde,

das kümmerte George am allerwenigsten: für Lob oder Tadel aus diesen Sphären hatte er nur ein Lächeln oder grenzenlose Verachtung. Erst jetzt fühlte er die verwandten Strebungen in ihm und wie er für seine Artung schon in der ersten Blätterfolge das wundervolle Wort „Orator" prägte, das ihn weder von der ästhetischen noch der philosophischen Seite, sondern vom Gesamtgeistigen, von seinem Lebenspathos her erfaßte, so sah George auch jetzt vor allem die Größe seiner Menschlichkeit, die Unbedingtheit und Unversöhnlichkeit seines Kämpferwillens und die Lauterkeit eines Geistes, der bis zur martervollen Selbstvernichtung sich jede ausweichende und ausgleichende Lösung versagte. Er sah wie Großes schon durch ihn gewonnen war. Nietzsche hatte in seiner unfruchtbaren Vereinsamung und dem Übermaß seines Erkennerwillens die beiden Grundgefahren des deutschen Menschen bis zur Selbstaufhebung offenbar gemacht. Sein Opfer gab dem Dichter den Weg zur Gemeinschaft und Gestaltung frei, die der Lehrer des Übermenschen und der Seelenforscher vergeblich ersehnen mußte, dem Dichter, den Nietzsches hellgesichtiges Ahnen schon in „Menschliches-Allzumenschliches" so wunderbar umschrieben hatte als „den Wegweiser für die Zukunft der wie früher die Künstler an den Götterbildern so an dem schönen Menschenbilde fortdichten wird — — — Kraft Güte Milde Reinheit und ungewolltes eingeborenes Maß in den Personen und deren Handlungen: ein geebneter Boden, welcher dem Fuße Ruhe und Lust gibt: ein leuchtender Himmel auf Gesichtern und Vorgängen sich abspiegelnd: der Geist ohne Anmaßung und Eifersucht mit seiner Schwester der Seele zusammenwohnend und aus dem Gegensätzlichen die Grazie des Ernstes nicht die Ungeduld des Zwiespaltes herauslockend: dies alles wäre das Umschließende Allgemeine Goldgrundhafte, auf dem jetzt erst die zarten Unterschiede der verkörperten Ideale das eigentliche Gemälde — das der immer wachsenden menschlichen Hoheit — machen würden". Diesen Nietzsche der Selbsttreue, des geistigen Stolzes und des hohen Ahnens, hielt George den feindlichen Anwürfen der Zeit entgegen, als er eben nach seinem Tode stärker als öffentliches Ärgernis zu wirken begann.

Im dritten und vierten Paar werden die Mächte von Heimat und Fremde, Kirche und Reich in großen Verkörperungen beschworen: hier spricht der Sohn des Rheines, in dem das eigne Leben und das des Vaterlands sich ganz durchdrungen hatten und stellt die hohen Bilder der Vergangenheit und Gegenwart als Spiegel vor die Schwächen und Frevel der Zeit. Aus den Trümmern der „Porta Nigra" steigt als Wiedererweckter — darum dem Ingenium Schulers gewidmet — der niedrigste Römerknabe und höhnt die Blutleere der entarteten Geschlechter, über die selbst

der verworfenste Schatten größerer Zeit zu herrschen verschmähte .. aus den Ebenen von Mosel und Marne winkt noch einmal Francien herüber, die alte gemeinsame Erde wo der Dichter am Beginn seiner Bahn fand, was er in der Heimat vergeblich suchte, .. gegen die hohlen Schranzen schon wankender Throne stellt er das Bild des letzten gotterfüllten Herrschers auf dem ältesten Erdenthron, des greisen Dichters und Beters, der noch um die Macht der Seelenlenkung aus höheren Sphären wußte und dem hier das tiefste Wissen des eignen Erlebens in den Mund gelegt ist: „Das neue heil kommt nur aus neuer liebe" .. am Zorn über den Frevel der Grabschänder endlich, die aus Wissensneugier die Ruhe der Toten aufstören und in heiliger Asche nach Belegen für ihre wesenlosen Akten stöbern, entzündet sich der heldenhafte Zug unserer Kaiser und Kaisersöhne.

Den Vergangenen aber und schon Entrückten folgen im fünften und sechsten Paar die Mitgeborenen und Zukünftigen, der Sicht auf die weiten Plane und Ferngestalten die auf Geschicke einzelner und nächster, die mitten im wimmelnden Getrieb der vielen dem Dichter noch Kunde gaben von dem Pochen edlen Blutes, unwandelbarer Hoheit und schweigendem Opfermute. Daß solche noch eben gelebt und für ihren Traum, für ihr Lebensgesetz gelitten hatten: der heldische Jüngling der für den Überschwang seiner Hellasliebe den Tod durch eine Türkenkugel fand, die hohen Schwestern, die die fürstliche Haltung schlichter Pflicht und schweren Schicksals unwandelbar und schön bis in den Tod durch Dolch und Flamme trugen — daß solche noch lebten und für die Treue litten wie der Jugendfreund, der seine tauglichen Kräfte gab solang sie dienten und dann wortlos ging — diese wenigen Tapfern und Adligen waren ihm Gewähr, daß noch der Saft im Stamme kreiste, dem er angehörte. Im letzten Gedicht dieser Paare „Die tote Stadt" wird der Abgrund der sich zwischen seiner Welt und dem Zeitidol geöffnet hatte im Gegensatz der Felsenfeste und der Hafenstadt zur Sinnbildlichkeit eines künftigen Vorganges gesteigert: wie droben die schlichte gläubige unverdorbene Schar zu Kraft und Schönheit wächst und einst zum unerbittlichen Richter wird für alle, die ihr Heil im götterlosen Taumel der Gierden-, Stoff- und Massenhäufung sahen. George wußte so gut wie jeder Klügler, daß es Orte solcher Sage nirgend mehr auf Erden gab ja daß es bald nicht einmal mehr wie vor zweitausend Jahren Völker von solchen Unterschieden in allen Breiten geben würde: aber das Sinnbild hat seine Wirklichkeit über allen Tatsachen und seine Wahrheit liegt woanders als in Ding und Stoff. Wenn es heute keine frischen Völker mehr gibt, welche wie ehemals die Germanen das Blut einer sterbenden Welt erneuern und die religiöse Idee aufnehmen können, so ist die Möglichkeit einer Verjüngung nur durch einen Menschen gegeben, der an die

Kraft der Verjüngung glaubt. Die Frage nach der Notwendigkeit einer solchen Kraft können heute viele tun nachdem Nietzsche sie bis in ihre letzten Winkel beleuchtet und erforscht hat. Aber keine Denkarbeit, kein logischer Satz vermag sie zu schaffen. Sie ist allein das Geheimnis dessen, der den Glauben hat, Leben verwandeln und erneuern zu können. Das Wie und Wo dieser Erscheinung aber wird immer am Gegensatz der menschlichen Träger des Neuen und Alten sichtbar werden, und ob sich an einem oder an vielen Orten, ob sich einmal oder vielmal die Bewohner der Felsenfeste und der Hafenstadt einander entgegenstehen, immer wird es ein Ringen der wenigen gegen die Masse und ein Triumph des jungen Lebens sein. —

So trat der Seher in die Zeit. Während Goethe an der großen Wende seines Lebens zwischen den Fürstenbundverhandlungen und der italienischen Reise auf alles unmittelbare Handeln in die Zeit verzichtete fand George ohne das Reich der Dichtung zu verlassen, den Weg zum Handeln in den Kämpfen der Zeit gerade durch die große Wende seines Lebens, die keine Umkehr sondern die Vollendung seines dichterischen Wesens war. Es war freilich keine Hingebung an Welt und Volk dieser Gegenwart sondern eine herrische Wendung gegen sie mit dem Ruf der fordernden ja verachtenden Liebe. Denn „es gibt eine sklavische Liebe" sagt Nietzsche, welche sich unterwirft und weggibt: welche idealisiert und täuscht — es gibt eine göttliche Liebe, welche verachtet und liebt und das Geliebte umschafft, hinaufträgt".

5. KAPITEL: DER SIEBENTE RING · ZWEITES BIS SECHSTES BUCH

GEORGE hat die Bücher des SIEBENTEN RINGES in Kreisen um das Buch MAXIMIN geordnet, so schon durch die Ordnung andeutend, daß sie alle von der einen Mitte ausgestrahlt sind, daß der innerste Kern sie bedingt und bestimmt. Ob man die umschließenden Ringe sich durch die Abwandlung ähnlicher Gehalte oder durch Anspannung und Abspannung der gestaltigen Dichte entsprechen läßt oder in diesen lebendurchfluteten Wölbungen noch verborgene Verhältnisse findet, immer schwellen ihre Bewegungen zur Mitte hin oder wallen von ihr ab, sind von der Sehnsucht gedrängt, die nach der höchsten Erfüllung dürstet oder von der Erfüllung getränkt, die schon ihre funkelnden Lichter über Stern und Tiefe sprüht. Es ist die gleiche Seele noch die jubelnd und leidend zwischen Gestirn und Abgrund schwingt, aber das sichtbar gewordene Geheimnis hat ihre Ausmaße verwandelt und verborgen schlummernde Kräfte mit ins Wachstum geris-

sen: die Höhen und Tiefen sind gewaltiger geworden, aber der Flügelschlag wuchtiger zugleich und leichter, die Weiten zu durchmessen. Alle Gebiete, welche in den früheren Werken erobert werden, überfliegt der gelöste Flügel noch einmal als sei es nötig nochmals alles aufzurufen was nicht berührt war, was fraglich und umdunkelt was lebendig und tauglich war: nichts durfte nach der geheimen Vereinung des einen im andern draußen, nichts undurchdrungen bleiben. Der selber Welt gewordene Geist des Dichters hebt aus allen Seelengründen vollere Schätze empor: eine heißere Leidenschaft umwirbt das Geliebte, eine größere Glut umtaut das Widerstrebende, ein kühnerer Griff umfaßt das Gewonnene. Vom SIEBENTEN RING aus gesehen überwiegen in den vorhergehenden besonders den mittleren Werken die gedämpften Töne, die leisen Klänge, die zarten Farben, die milden Düfte und Geräusche und vor allem die ruhigen Gebärden und gemessenen Bewegungen und bis zu dem Bau der Versmaße, den seltenen Einschnitten, den gleichmäßigen Tonstärken und den klingenden Reimen herrscht eine schwebende Gesamtbindung vor, in der auch die schwersten Erschütterungen nur in gehaltenen Formen schwingen. Die aufgespeicherte Dichte der Verse ließ in der Verhaltenheit die unheimlichen Spannkräfte dieser Seele ahnen, aber erst im SIEBENTEN RING brechen sie wie aus eisernen Fesseln gelöst in ihrer ganzen Mächtigkeit vor und überraschen nun durch die Freiheit und Beweglichkeit, mit der sie das Wuchtige spielend, das Zarte mit leichterer Anmut bewältigen. Nirgends überherrscht auch jetzt die Gestaltung ein undurchformter Stoff und alles was erscheint ist sinnerfüllte und sinnerfüllende Schönheit sprachlicher Gebilde. Aber die Liebe spricht brennender, der Zorn versehrender, der Ton wird hallender und die Gebärde wächst bis zu Kampfstoß und Taumeltanz, das Versmaß scheut nicht mehr den steilen Einhalt, den Stoßtakt herber ja harter Schrittmaße, Frage und Ausruf vom kurzen Wort bis zur Steigerung im strofenüberwölbenden Satzgefüge. Diesen Erweiterungen und Erhöhungen der Tonstärke entsprechen wie schon angedeutet in nicht minder reicher Fülle ihre zarteren Abschattungen und Verfeinerungen, aber auch diese sind aus der Ebenmäßigkeit des Aufbaues wie aus der verhaltenen Umschlossenheit gelöst, reden unmittelbarer mit Ding und Bild zum Herzen und so entstehen neue freiere Strofen von hymnischer Erhabenheit wie liedhaft hingehauchter Schlichtheit.

In den „Gestalten" wird vor allem die Steigerung der Raum- und Bewegungsmaße deutlich, weil die Darstellungsart, das Herausformen körperhafter Erscheinungen von einzelnen, von Paaren und Gruppen uns die Weite der Kampfplätze, die Größe der Gebärden und das Gewicht der inneren Massen sichtbar vor Augen stellt. Es sind mit einer Ausnahme männliche Gestalten von oft michelangelesken Ausmaßen oder von übermächti-

gen Trieben geschüttelte Gruppen, die uns hier entgegentreten, und deren Tun und Dulden rein männliche Spannungen betrifft, welche alle nicht in der sehnenden sondern heldischen Sphäre des Eros, auf dem Gebiete des Wettstreites liegen, und nur vom Mann her, der sich an seinesgleichen mißt, begriffen werden. Von den einfachen Gestalten der noch knabenhaften Heldenknospen, aus deren Schönheit und Gewandtheit, Frömmigkeit oder einsamer Abenteurerlust die künftige Größe scheint, bis zu dem Herrscher weiter Geschicke, von den hohen Kämpferpaaren, die miteinander im engsten Kreis um Selbstbehauptung und Ehre ringen bis zu den Bünden der geistigen und heldischen Streiter, die eine ewige Pflicht oder ein auserwählter Führer ans Werk der Gemeinschaft fesselt, treten hier die Menschen höchsten Adels in den dichterischen Raum, wie der Gott sie fordert: aus Kraft und Schönheit geformt, von der Gewalt unwandelbaren Schicksals getragen, die Geringeren dem Größeren pflichtig, die Ebenbürtigen auch über alle äußeren Stufen hin das Gleichgewicht anerkennend und Führer wie Folger in der Gegenseitigkeit des Nehmens und Gebens die unerschöpfliche Kraft der Einung fühlend. Zwischen diese Gestalten des schönen Lebens mischen sich die der Kehrseite des Daseins, die Verdreher und Verführer, die das Gesunde im Häßlichen, das Heil im Zerfallenden, ja im Widerwärtigen suchen und in der verlockenden Scheingestaltung die Säfte verbrauchen, um s i c h zu erhöhen und s i c h zu genießen solange das Trugbild dauert. Sie sind als Gegenbild der eigenen menschlichen Einheit des Dichters in der leiblichen Erscheinung des wissenden Verführers und großen Betrügers zusammengeballt, der um die Verlockung der Schwächen durch die scheinhafte Fülle, um die leichte Verkehrung von Verfall und Wachstum weiß und lauernd hohnlachend mit Riesenschritten durch die Völker geht. Das frevelhafte Spiel der Ausbeutung der Erdschätze, das Wirtschaften auf Verschuldung ganzer künftiger Geschlechter, der Glaube an die Unerschöpflichkeit der Stoffe, der Schein der Wohlfahrt und glückhaften Zeit, das Unmaß des Stolzes auf gottloses Wissen — alles ballt sich im „Widerchrist“ zu apokalyptischer Einfachheit und Größe.

Der Dichter hat einige Gestalten seiner Welt und Gegenwelt mit den volkstümlichen und geschichtlichen Benennungen des christlichen Alters überschrieben, aber ihr Gehalt und Gegensatz ist nicht mehr von dort her bestimmt. Die christlichen Wertungen des Gut und Böse waren erloschen, seit der lebendige Glaube an den überirdischen Ort des Gutes und den unterirdischen Ort des Bösen aus den Seelen verschwunden war. Nietzsches „Jenseits von Gut und Böse“ hatte nur in die Helle der Erkenntnis gerückt, was in der Schwäche der Gläubigen schon offenbar war. Nach der Erschöpfung des ungeheueren Gegensatzes von christlich-jenseitiger und antik-diesseiti-

ger Weltsicht in jahrhundertelangen geistigen Kämpfen und gewaltigen Erschütterungen der Völker hatte die siegreiche weltliche Gesellschaft ihre innere Spannung verloren, neben dem erlahmenden christlichen Gottesglauben lagen die Trümmer eines vergangenen Götterglaubens, den keine Glut hatte wiederbeleben können. Der Zweifel an einem göttlichen Sinn des Lebens war in alle Herzen gekrochen. Es gab für die Menschen kein Hier und Dort der Wertungen mehr, Trug und Wahrheit waren vertauschbar, Gut und Böse Spiegelungen der Einsicht, Gleich und Ungleich, Frei und Unfrei schicksallose Verhältnisse der Willkür geworden. Die Bemühungen der Denker, einen obersten Wert zu retten, Grade der sittlichen Tugenden oder Werttabellen der seelischen Eigenschaften herzustellen, zeigten entweder den verzweifelten Willen an, dem Sinnlosen zu entrinnen oder die geschwächte Kraft, die tiefe Not des Geistes auch nur zu fassen. Der Dichter aber stellte keine Tafeln auf, er schwieg vor der unerbittlichen Notwendigkeit bild- und namenloser Göttlichkeit und wirkte in Werk und Leben was die inneren Gesichte schenkten, nur der einen dunklen Stimme des Ewigen folgend, die sprach: Ich will! Ihr sollt! Als dann die Wende kam und ihm am gefährlichsten Punkte seiner Bahn die Verleiblichung all seines Sinnens und Bildens entgegentrat, stellten vor diesem unverrückbaren Maß die bejahten Bilder seiner Weltschau sich heller ins Licht und sanken die verneinten tiefer in den Schatten. Aber sie sagen nichts aus von Gut und Böse, Sünde und Sitte; sie wirken ihr neues Hier und Dort mit der Unschuld von Erd- und Himmelsmächten durch die Gewalt ihrer Erscheinung und tragen ihren Sinn und ihre verwandelnde Kraft in der zwingenden Größe ihrer Bewegungen und der hinreißenden Kraft ihres Atems.

So steht am Beginn der Lichtstreiter siegend gegen den Dämon des Dunkels als Sinnbild des immergleichen Kampfes des leichten strahlbewaffneten Geistes gegen die dumpfe scheinbar unüberwindliche Macht des Ungefügen, so brechen am Schluß die Erdhelden, die lang verborgen Genährten an der Wende der Zeit durch die erstarrten Gefilde und werfen mit den Schwertern die Brache um. An jugendlichem Spiel und Traum lehrt uns George die künftigen „Führer" erkennen, an vier großen Paaren die Schicksalfragen auf den Höhen staatlicher und geistiger Herrschaft. Sie sind beladen mit der Wucht seiner eigenen Lebenskämpfe und rufen die Namen der dichterischen Frühzeit noch einmal auf. Der Träger des Erbes und uralten Geblütes, eine heute schon verschollene und kaum mehr begriffene Grundart des königlichen Menschen, an der einst die Völker mit tausend Opfern schufen, steht neben dem „Minner", der alles Sinnen und Sehnen in Feier und Fest verströmt und die ganze Glut seiner Liebe opfert, um das Göttlich-Heitre Selig-Verschwendende in der Mühsal unseres Erdentages zu erhal-

ten. In „Manuel und Menes" ordnet sich der schon gereifte Führer auf der Höhe der Bahn dem jüngeren unter, in dem er an der größeren Kraft zugeborener Gaben den Höheren erkannt hat. Er gewinnt durch diese fruchtbare Selbstüberwindung den Stärkeren, der ihn wenn nicht als Gleichgeordneten so doch Gleichgearteten begrüßen muß und schafft so den einzigen Boden für die gemeinsame Tat. Dieses Gleichgewichtsverhältnis von Herrschaft und Dienst ist in „Algabal und der Lyder" in der äußersten denkbaren Spannung dargestellt: Der gänzlich Machtlose, gänzlich Ungleiche rückt durch sein Selbstopfer in die ersehnte Nähe des Mächtigsten unnahbar Fernsten, er zieht damit den Kaiser in seinen dämonischen Kreis und zwingt ihn, das verächtlichste Leben des Knechtes in sein Leben aufzunehmen, es feierlich zu ehren und neben seinem strahlenden Namen sichtbar zu machen. Wie hier in der Spannung der Fernsten vollzieht sich im „König und Harfner" ein männliches Schicksal in der engsten Gemeinschaft: Dem allzu leichten Spiel des Sängers, der Werk und Tat mit seinem Wort begleitet, hält der König das grausamharte Antlitz des wirklichen Geschehens entgegen, Mühsal, Blut und Sorge seines Herrschertums: der Groll des Tätigen blitzt auf gegen den Beschaulichen, der Haß dessen der in Leibern und Geschicken denkt gegen die spielerische Lust ihres Widerhalls im leichteren Stoff.

In den weiteren Gestalten wird das Tierhaft-Göttliche und Dämonische durchformt und vergeistigt. Nicht nur in Höhen und Hallen auch mit Scholle und Tier und unter der glühenden Sonne der Arbeit und Ernten lebt der Mensch Georges sein blühendes Dasein, und mögen nötige Stufen die droben und drunten trennen, eines, der Rausch des Blutes, so weiß der Dichter, ist gleicher Art und einmal, wenn das segnende Gestirn für alle das Zepter dreht, müssen die Höhen und Tiefen sich einen und der gemeinsame Taumel die Leiber mischen. Ja dort auch wo das Licht schweigt, die Stoffe zerfallen und das Widrige in Dunst und Moder aufquillt, auf der schauervollen Grenze wo die Säfte zwischen Fäulnis und Wachstum, die Gebilde zwischen Tod und Schemen stehen, treibt menschliche Art ihr Wesen und behauptet ihr Recht von Pfuhl und Schwefel her. Die „Hexen" wie der „Widerchrist" nehmen ihre Macht aus der Schwäche der Welt, die sie gebiert, der Dichter ballt sie ohne Urteil als menschliche Wesenheiten und stellt zwischen beides die „Templer" und „Hüter des Vorhofs" als die ewigen Sinnbilder der wehrhaften Wächter und Streiter, der geistigen Sucher und Wahrer des Lichts. Wo jene vertrocknen und verstocken stoßen diese alles Träge und Halbe, Matte und Überzüchtete auf: sie kennen keinen Dienst als die Erweckung und Hütung des heiligen Feuers und finden ihren Lohn nur im Tun, dem keiner dankt. Ob ihre Bilder von mittelalterlicher Schwertge-

meinschaft oder antiker Tempelgemeinschaft genommen sind, wir fühlen deutlich, daß unser eignes Blut in ihnen kreist, daß der Dichter aus der Keimkraft seines Volkes noch Sehnbilder in die Zeit gebären konnte, die nach leiblicher Verwirklichung drängen. Sie werden verheißen in der Gestalt des jugendlichen Helden, der die Unterworfenen zu seinen Füßen zwingt, sie werden bestätigt im gegenseitigen Schwur der Gefährdeten und Verfemten mit dem siegverkündenden Führer.

Träume die schon verloren, Kräfte die schon verzehrt schienen hob die Gewalt des Einen wieder ins lebenwirkende Wort. Mit welchem Anspruch neuer Erdenseligkeit hatten die Dichter, Denker und bildenden Künstler der Jahrhunderte der Wiedergeburt den Zauber der sinnlichen Welt den verblassenden Jenseit-Himmeln entgegengestellt! Das Licht war ihnen das Lachen des Himmels und aus lachenden Sternen fühlten sie mit Marsilio Ficino wie aus Augen göttlicher Wesen die zeugenden Strahlen freundlich und fröhlich in die Samen aller Dinge fahren: die Liebe war aus überirdischen Sphären wieder in die goldenen Wunder der neuentdeckten Leiber, Gewächse und Steine eingekehrt und hatte den blauen Ozean des Himmels und die immergrüne Herrlichkeit der Erde für neue Freuden geweiht. Aber mit dem absinkenden christlichen Weltbild verwandelten sich die strahlenden Gesichte der Erneuerung: an die Stelle Gottes trat die Natur, dann das Gesetz dann der Stoff und dann die Formel, die Welt die in der Renaissance ein zauberisch-dämonisches schönes Geschehen war wurde erst eine harmonisch-mathematische Ordnung, dann ein Zufallserzeugnis von Kraft und Stoff aus Stoß und Druck dann eine zwangsläufige Entwicklung und dann eine Bezüglichkeit berechenbarer Vorgänge. Wir haben hier nicht zu zeigen, warum unser Geist bis in die letzte Hölle der Entseelung und Entgöttlichung des Stoffes sinken mußte, genug daß es geschah und daß der Glaube unserer Jahrhunderte an irdische Schönheit und Größe in nichts zu zerstieben drohte, als der Seher-Dichter kam und mit der unbeirrbaren Gläubigkeit seiner Schau die Wahrträume der Künstler und Denker vom Wunder der sinnlichen Welt ins neue Leben hinüberrettete. Das undurchbrechbare Dunkel, das in den „Traurigen Tänzen" und den „Liedern von Traum und Tod" noch um den schmal belichteten Kreis seiner Welt lag ist in den „Gezeiten" des SIEBENTEN RINGES aufgehellt und e i n Göttlich-Alldurchdringendes, e i n lebendiger Sinn der Dinge beginnt noch umschattet und zögernd aber unaufhaltsam alle Räume zu durchstrahlen. Wie in jeder der „Gestalten" eine menschliche Art zur höchsten Selbstvollendung in ihrem Kraftraum strebt, so ringt in jedem Gedicht der „Gezeiten" die Liebe um ihre höchste Selbstvollendung im Geliebten und zieht Leiber und Sterne und Blumen mit in ihre glühenden Geschicke. Alles Werben und Gewähren

vom Hauch des Mundes bis zum Taumel der Wollust, alles Verkennen und Versagen, vom stummen Abschied bis zur verzweifelten Härte erhält hier sein heiliges Recht, spiegelt seine schöne Unerbittlichkeit in den Elementen des Himmels und der Erde und nie ist selbst im Wunderwald der deutschen Dichtung die Beseelung der Natur, die Verschmelzung von Mensch und Landschaft so tief gelungen wie in den Landschaftsbildern der „Gezeiten". Die leidenschaftliche Liebe will für ihre brennenden Dränge immer höhere Erfüllung, für ihre unstillbaren Dürste immer volleren Trank aus dem Becher des Jahres. Wie im Gedicht „Der Spiegel" das Unerfüllbare der Träume und Wünsche selbst ins Bild verfangen ist, so durchzieht die ganzen „Gezeiten" der Wechselpuls zwischen seliger Gabe und erneuter Sehnsucht, zwischen tiefer Einung und bestürztem Weichen vor dem Zu-Wenig, zwischen jubelndem Dank und schweigendem Schmerz um die Täuschung des Glückes. Aber all das ist ganz bejaht, ist Sinn des schönen Alls, ist Geburt und Erscheinung dessen der im „Lobgesang" verherrlicht ist: der Herr und der Sänftiger, Eros und Dionysos in einem Bilde und doch keine Wiederberufung dieser antiken Gottdämonen sondern die Erscheinung der leidenschaftlichen Blutgewalt u n s e r e r Menschheit in ihren ewigen Formen und Eigenschaften: ihrer Schönheit und Härte, ihrer Zartheit und Grausamkeit, ihrer allmischenden Stofflichkeit und süßen Sühnung.

Es bezeichnet den weitesten Abstand des SIEBENTEN RINGES von den früheren Werken, daß in den „Gestalten" und „Gezeiten" zum ersten Male die N a m e n göttlicher Mächte erscheinen: „die große Nährerin" „der Herr der Fackeln" „der Herr" und „der Sänftiger". Es ist das Zeichen des Geschehens, für das die Schlußzeile der „Templer" die Deutung gibt: Die Vergottung des Leibes und die Verleibung des Gottes. Seit Meister Ekkehart aus der Erweckung platonischer Sichten vom Vergotten des Menschen gesprochen hatte war Wort und Vorstellung langsam verschollen. Nun taucht es nach langen Jahrhunderten mit unheimlicher Leuchtkraft wieder auf und führt jahrtausendelang Getrenntes: den Leib in den göttlichen, den Gott in den leiblichen Bannkreis zurück. Die Einheit des Göttlichen und Menschlichen die die Wunderaugen des deutschen Mystikers erschaut und im innersten ganz entsinnlichten Seelenraum wieder erzwungen hatten, riß siebenhundert Jahre später der deutsche Dichter in die leibliche Gestalt, als der Glaube an Gott und Seele erloschen war. Ein der antiken Gottleiblichkeit tief Verwandtes und doch tief Unterschiedenes trieb hier aus deutschem Geiste empor: während jene ein Seiendes, eine ewige Gegebenheit war, enthüllt der Templerspruch ein Immer-Neuentstehendes, einen Wechselvorgang zweier Pole, die auf ihren höchsten Spannungspunkten die Einheit auslösen. Dieses eigentümlich deutsche Moment der poligen Kräftewirkung

zwischen Göttlichem und Menschlichem hatte Ekkehart von der empfänglichsten Wesenheit des Geistes her gesehen: als notwendigen Einstrom Gottes in die von allem entblößte Seele. Bei George erscheint es als zeugende Wesenheit des Geistes: als männlich-heldisches Bestürmen und Werben der großen Nährerin, daß sie die getrennten Kräfte wieder binde und füge. Als unfaßbare Schauer durchwallten sie bis dahin Leben und Werke des Dichters, hier und da eine überkommene, seltner noch eine bildlos-allumspannende Bezeichnung sprach vom Göttlichen, das Leib und Ding durchwehte und als schön erscheinen ließ. Nun erst fand er für die unbehausten und unbenannten Mächte erste Benennungen, erste zarte Umschreibungen ihrer besonderen Wirklichkeit: das Ewige war wieder sagbar, faßbar in Wort und Namen.

Erst mit der Vereinigung mit Maximin fällt Licht auf die dunklen Ursprünge, verdichten sich die unerkennbaren Mächte zu hellen Erscheinungen und erwachen für die ewigen Götter langsam die Namen eigner Sprache und eigner Welt. Alles Wissen um göttliches Wesen mußte für George unsagbar bleiben, bis ein lebendiger Menschenleib sein göttliches Gesicht umfing. Der Mensch, der sich und die Welt entgöttert hatte, mußte sich als Geschöpf und Schöpfer Gottes wiedernehmen und mit seiner vollkommenen Schönheit bestätigen, daß das Göttliche schön und das Schöne göttlich sei. Mit dem Ereignis Maximin kehrte der Mensch, der vom verlorenen Jenseits in ein entgöttertes Diesseits gefallen war, wieder in sein Göttliches heim und trat in die Mitte der sichtbaren Welt: von ihr ganz erfüllt und sich in ihr ganz erfüllend. Nun erst schlossen sich für George die Klüfte zwischen Himmel und Erde, ewigem Sein und zeitlichem Wandel. Dieser Bildner konnte nur Genügen finden, wenn ihm die schönste Gestalt, dieser Minner nur eine Stillung seiner Sehnsucht, wenn ihm die höchste Liebe, dieser Seher nur eine Sättigung seiner Schau erfahren, wenn all sein leidenschaftliches Drängen einmal im Glück der innigsten Nähe, einmal im Rausch der entrücktesten Ferne erschauern durfte. Dies wurde ihm so gewährt wie wir erzählt haben, daß er das eine nur um das Opfer des andern erlangte: daß er den schönsten Freund seiner Erdentage, das Glück der liebenden Nähe verlor um in der Sehnsucht nach dem Entrückten, im Rausch der Fernen-Liebe die ganze strahlende Vergegenwärtigung seiner Gottschau zu gewinnen. Das mittelste Buch des SIEBENTEN RINGS umfaßt die Gestaltung dieses Geschehens, ist als Gestaltung dieses Geschehen selbst.

„Es gibt im Menschen auch ein Dienen wollendes", sagt Goethe. Der vollen Menschlichkeit Georges konnte auch dies nicht fremd sein und von den LEGENDEN bis zum TEPPICH DES LEBENS sehen wir, wie dieses

stolze Haupt sich immer wieder vor Geliebtem neigt, wie dieser herbe Mund immer wieder hinaufbebt nach einem höheren Wesen und sich nicht genug tun kann in ausströmender Hingabe. Aber freilich auch das sagen die Gedichte wie seinem Sehnen nie genug getan wurde: Der Knabe floh die Meister der sanften Lehre, der Pilger will vor der „Herrin" noch die Leier zerschlagen, der Kaiser sendet auch die reine Priesterin heim, jede verzehrende Liebe zu Frau und Freund endet vor der Flamme einer höheren Liebe in Enttäuschung und Verzicht und selbst der „Engel" konnte den letzten Schatten der Einsamkeit nicht von dieser Seele wehren. Weihe und Segen des schöpferischen Geistes waren seit Beginn der Bahn auf ihn herabgetaut und hatten ihm die Kraft zu immer neuen größeren Entfaltungen seiner Seele gegeben und überall auf diesem Kultgang des schönen Lebens hatte er selbst das Verborgen-Göttliche in den Gestalten und Erscheinungen der Welt mit den Bildern der Ehrfurcht und Lobpreisung umstellt. So war er ein solcher geworden, der sich nur an den Größten maß und auf steilster Höhe stand: wie sollte wer diesen Stand erreicht hatte, den Herrn finden, dem er ohne Verletzung der Würde ohne Selbstverleugnung dienen durfte?

Die drei ersten Gedichte des Mitte-Ringes geben die Antwort: während das zweite noch einmal alle Qual des vergeblichen Harrens bis zum falldrohenden Trotz aufruft, verkünden die beiden andern die Ankunft seines Gottes in letzter Stunde vor dem Sturz in die Nacht. Schlicht und rein ohne Erhebung der Stimme tauchen die Worte aus dem verjüngenden Quell empor und preisen den verwandelnden Strahl, der von dem einen durch alle Dinge dringt und Luft und Erde zu neuem Blühen weckt. Alle Zweifel lichtloser Tage, alles vergebliche Suchen in dunklen Bereichen alles Verkennen der immer gegenwärtigen Liebe brennen die „Erwiderungen" der göttlichen Stimme aus und weisen hin auf die Zeichen und Boten der Jahre, die sich nun erfüllen im höchsten Wunder der Vereinigung seines irdischen und himmlischen Traumes. Dann erst wird die Trauer laut um den Hingang des Geliebten, in dem er seinen Gott erkannte und sah, aber auch sie schon gebändigt durch das höhere Gebot der Verkündung des Wunders, der Botschaft dessen was nur im Abschied sich ganz enthüllen konnte. So geschieht es in den Gedichten „Auf das Leben und den Tod Maximins". Der Seher tritt in ihnen aus dem inneren Raum der Begegnung zu denen die seinen Weg begleiten, die wie er von dem furchtbaren Hauch einer entseelten Welt getroffen, wie er in Scham vor früherer Menschenglut und Größe errötet waren, und ruft ihnen jubelnd die erlösende Kunde zu:

Preist eure stadt die einen gott geboren!
Preist eure zeit in der ein gott gelebt!

Der Alpdruck eines ins Ungeheure anwachsenden Verderbens der Erde und des Menschen wich vor der stärkeren Gewißheit, daß mitten im toten Häuserwall der großen Stadt noch heiliger Ort entstünde, wohin den Besten ehrfürchtigen Schrittes zu wallen lohnte. Noch mischt sich in diesen Gedichten die Erinnerung an die leibliche Gestalt, die unsere Erde geliebt hat, mit dem glorreichen Bilde des Göttlichen, das in ihm verleiblicht war, aber über die trauernde Sehnsucht ruft der Dichter zum höheren Amt: den Unverwelklichen auferstehen zu lassen und seinen strahlenden Namen in das „Fernenland" zu tragen, das er zuerst mit ihm gesehen hat. Auch dieses Fernenland wird unserer Welt und Erde sein und das neue Gestirn, das nun das Wort des Sehers heraufführt, enthüllen die „Gebete" als den dem Licht und der Welle dem Leib und dem Blute eingeborenen Gott, der ist und immer neu erscheint, der hier wandelt und ewig zu sich selbst zurückkehrt. Daß er in Maximin zuerst sichtbar und von George zuerst gesehen wurde, ist das beglückende Geheimnis, das kein Deuten enträtselt und wenn die drei letzten Gedichte die Einung beider in ihrer ganzen Innigkeit und Tiefe nennen, die Verwandlung des Schöpfers in das Geschöpf seines Sohnes, die Gewißheit seiner Wiederkehr und seiner Gegenwart im schön bereiteten Erdengarten, die Entrückung des Sehers in das ewige Licht, so spüren wir auch in diesem weitesten Auf- und Niederwallen der gemeinsamen Kräfte den heilig festen Sinn des neuen Lebens: Nachdem er sich ganz an sein göttliches Du hingegeben hatte konnte er in der „Einverleibung" unbesorgt den Flug ins All des Ewigen wagen, das er in jenem umschlossen wußte, ohne den Sturz des Ikarus fürchten zu müssen. Es war kein Allrausch und keine Erlösung, keine Selbstvernichtung noch Entblößung mehr sondern blieb ein Schreiten auf festem Grund. Noch in der höchsten Entrückung des Geistes schwebt der Dichter auf flugsicheren Schwingen, kreist er ohne Schwanken im gestaltigen Raum. Georges Hingabe an das Himmlische ist nicht ein Aufgeben sondern ein reicheres Finden des irdischen Selbst und noch das fernste Licht spiegelt sich im Wort.

Die Dichtung ist die geheime Urzelle unseres weltlichen Lebens und was diesem seit Jahrhunderten zugewachsen ist, haben die Dichter geschaffen oder bewahrt und durch Sturz und Trümmer im lebendigen Schatz unserer Sprache für die zukünftigen Geschlechter aufgehäuft. Sie ist der unantastbare Ruheort nach allen Geister- und Götterkämpfen, und im „Traumdunkel" hat George nach den Spannungen, welche die vier ersten Ringe enthalten, diesen Frieden der ungestörten Klänge noch einmal versinnbildlicht. Er kehrt hier in die innere Zurückgezogenheit ein, wo der Dichter allein im freien Schweben weilt, wo er Erinnerungen Märchen und und Träume ballt und in selig-unseligem Spiel mit dem Menschlich-Immer-

gleichen schaltet. Bestimmbarer Ort und Zeit, bestimmbare Person und Geschichte schweigen im Traumwald und die täterischen Dränge und Widerstreite lösen sich im reinen Reich der Töne und Lichter in Schwermut und wunschlose Wehmut auf. Eine urtümliche Wesensseite des dichterischen Geistes, das Versonnensein, das Umsponnensein vom Märchendunkel entfaltet sich blumenhaft und spielt mit den harten Dingen und den bitteren Zwängen wie mit goldenen Bällen. Gedenken und Sehnsucht ballt die allverwandelnde Freiheit seines Zauberstabes zu Wesen und Ereignissen, in deren dunklen Spiegeln die Seele dämonisch ihre „Ursprünge" aus der römischen und katholischen Welt, ja noch aus dem ungeformten schlechthin ahnlosen frühesten Jugendtraum mit den Jubellauten der kindlichen Dichterzunge heraufführt . . die Wunderlandschaften der trunknen Minne, die Rosengärten der Überhohes fordernden wie der allzu lässigen Liebe, wie wir sie schon aus dem JAHR DER SEELE kennen, ziehen noch einmal in tieferer Tönung vorüber. Aus dem Ringen der Luft- und Erdgeister, den Feiern zukünftiger Söhne, der schrankenlosen Hingabe an den Ewigen, aus den Gebeten der Verzweiflung und der Ergebung in fremden Tempeln jauchzt und klagt die einsame Stimme, um nichts bekümmert, als ihr heimlichstes Glück und ihre verschwiegenste Trauer hinauszusingen und kehrt dann mit einem vollen Harfenton aus dem dämmrigen Zufluchtsort wieder in die Helle unseres Tages, führt die weiten Entzückungen und Träume wieder in unsre eigne Brust, die Fernen wieder ins eigne Land und Volk zurück und schließt mit dem Lobgesang auf Stern und Blume als dem ewigen Sinn des Dichtertums.

Der Gott, den George verkündet, ist Mensch, ist menschliche Erscheinung des schönen Alls. Ist aber der Mensch göttlich so sind es auch die Dinge der Welt und das Schönsein ist für George das Siegel ihrer Einheit, ihre lebendige Wechselmacht zwischen Ich und Du, zwischen Liebenden und Geliebten. Von leiblichster Nähe bis zu geistigster Allferne ist der Gott im Menschen beschlossen: wie gleicher Stoff die Erde und Sterne so bindet gleicher Geist die Erscheinungen und Namen und wir sind Gottes wie Gott unser ist. Von diesem gottmenschlichen Wunder, der Liebe im Schönen, dem Schönen im Lieben singen die LIEDER und wollen Welt und Winkel mit dem neuen Licht durchströmen, das sich dem Menschen am Menschen offenbart hat. Nicht der Kämpfer-Führer, nicht der Gestalter und Seher spricht hier aus George sondern der liebende und leidende Mensch, auch der Schutzwall dichterischer Träume ist verlassen und die Geschicke seiner Tage und Nächte äußern sich unverhüllt in diesen leiszitternden und herbklirrenden Weisen, die Lied und Hymne in einer unserem Schrifttum noch unbekannten Bindung verschmelzen. Seit Dante ist Weltengang und

Schicksal der Liebenden, seit Platon Sternenschicksal und Macht der Schönheit nicht mehr in solcher Einheit gefühlt worden wie im „Vorklang". Im Ton dieses Anschlags schwingt die Harfe weiter, kaum hingehaucht rührt sie mit dem zartesten Werben an die Bilder des Vorfrühlings und stöhnt mit Sturm und Woge um das Unerreichbar-Geliebte, bis sie im schweigenden Verzicht vertönt. Aber der düstre Schauer der Heimatlosigkeit, der in den „Traurigen Tänzen" aus seellosen Höhen fiel, der hoffnungslose Stolz des Endes, der in den „Liedern von Traum und Tod" verklang, ist aus diesen Bildern der Natur gewichen. Auch die unfaßliche Todmacht hat jetzt Gestalt und Namen gewonnen als „der strenge Fürst des Endes" der uns lächelnd entführen kann. Auch er ist einer von den Göttern und im Wesen nicht unterschieden von den holden Knaben, die aus Fries und Urne wieder tanzend in die blühenden Wiesen steigen. Die tröstenden oder bedrückenden Bilder erscheinen alle in der reinen Luft, die das neue Geheimnis verwandelt hat: als seien die mythischen und geschichtlichen Schleier der frühen Jahre unter dem Anhauch des Gottes verweht, sehen wir Ufer und Schlucht, Park und Haus leibhafter fühlbarer in unseren Auen mit der tiefen Mahnung des Gedichtes „Die Schwelle": über dem Fernen und Möglichen nicht die lebendige Nähe, das schöne Jetzt und Hier zu versäumen. Was „unserem tag erstarb" ist keine Lockung mehr für dieses brennende Herz, und aus den Klüften der Berge wie den magersten Fluren unseres Landes dringt der Ruf des einen zu ihm, der ihn von früh auf trieb, zu dem die letzten Lieder sich in unerhörtem Stolze erheben: dem alldurchwaltenden Gott der Liebe.

Während am Ende der „Gezeiten" der Gott der Liebe aus seinen naturhaften Formen aus den verzehrenden und treibenden Leidenschaften den „Flammen" und „Wellen" als der Berauschende und Reinigende hervorgeht, im mittelsten Ring seine Erfüllung in der Freundgemeinschaft vom Menschen zum Menschen findet, tritt er in den drei Schlußgedichten der „Lieder" als der Hohe und Ferne als der Immerwache und Immernahe wieder in die Allnatur zurück. Aber auch in dieser weitesten Form ist er jetzt nicht mehr dunkle Macht, sondern das Du der Welt, aus dem alle Einzelgestaltungen kommen vom Strahl des Lichtabgrundes bis zum geschöpflichen Sein: der Traum seiner selbst im Stoffe des Lebens. Ihn fühlend ihn hörend auf seinem Weg und unter seinem Schutze versinken dem Dichter auch die größten Geschehnisse des Glückes und der Trauer dieser Jahre. Um sich neu und tiefer mit ihm zu verknüpfen nimmt er auch von dem unmittelbaren Erlebnisse der Wende Abschied und bricht auf zu neuer Gestaltung des immergleichen heiligen Triebs.

6. KAPITEL: DER SIEBENTE RING · TAFELN

NACHDEM das Göttliche und Weltliche vereinigt waren, kehrte der letze Ring die „Tafeln" umschließend wieder zur Zeitstunde zurück, aber während die „Zeitgedichte" das gegenwärtige Alter an großen Geistern maßen und in weitgespannten Räumen allgemeine Kräfte gegenüberstellten, wenden sich die „Tafeln" in besondre und nahe Bereiche der persönlichen Gemeinschaft, der Verbundenheit mit eignem Land und Volk, der Nöte und Gefahren des geistigen und staatlichen Lebens der Deutschen. In kurzen meist vierzeiligen Lob- und Kampfsprüchen überblicken sie von der neugewonnenen Höhe aus noch einmal Habe und Ziel, feuern die Wegbereiten an und lassen hinter sich was eigner Eitelkeit oder fremdem Trug verfiel. Der meisterliche Seelenbildner hat sich in ihnen ganz mit dem liebenden und zürnenden Seher vereinigt, der an der Schau seines Urbildes die Menschen und Werke seiner Umgebung mißt und richtet und aus den Taten und Ereignissen, die seinem ahnenden Wissen ihr noch verhülltes Wirken entgegenschauern, auch das Kommende deutet.

Die ersten siebenundzwanzig Tafeln richten sich an die Gefährten und Gefährtinnen des Weges, an jüngere Folger oder Personen, welche die Bahn Georges nur flüchtig kreuzten. Von den zwölf älteren Freunden, welche die der siebenten Folge beigegebene Lichtbildtafel zeigte, kehren neun Namen unter den hier Bewidmeten wieder, nur Hofmannsthal, Schuler und Klages fehlen, wenn man sie nicht verhüllt unter den namenlosen Sprüchen suchen will. Sie teilten das Schicksal aller Abgesprengten, daß sie von dem was sie in der Gemeinschaft gewonnen hatten, das Wesentliche nicht mit sich nahmen, sondern in ihr zurücklassen mußten. Es ist der Sinn eines göttlichen Lebens, daß es geschlossen und rund bleibt, wer immer sich auch von ihm abkehrt: der Gott kennt nur die im Ringe stehen und vermißt keinen im Kreis der zu den Toten fiel, für ihn ist erstorben wessen Geist das Gesicht verliert oder wessen Seele die Liebe verrät. Der Träger göttlicher Sendung aber darf nicht schonen um alter Freundschaft willen und mag es seinem menschlichen Fühlen schwer sein über die Zurückbleibenden wie über Tote zu schreiten, er muß es tun, um des Lebendigen willen, das wachsen und blühen will durch Leib und Stern. Eben darum darf sein Lob die Folger und Bekenner um so voller bedenken, weil er in ihnen preist was des Gottes ist. Aber sein Blick ist immer wach und untrüglich für das Schwanke und Gefährdete der menschlichen Naturen und wenn wir die Widmungen der „Tafeln" mit denen der früheren Werke vergleichen, so erkennen wir deutlich, um wieviel unverhüllter und durchsichtiger jetzt Freund und Feind erscheinen: zum vollen Namen tritt der voll ins Licht

gestellte Eigenleib und das plastisch verdichtete Eigenschicksal der Personen. Warnung und Mahnung ergeht vor allem gegen das Rückwärtsgewandt- und Versponnensein, gegen die Gefahr des genießenden oder allzubefriedeten Daseins, gegen die Versäumnis des günstigen Augenblicks und das gauklerische Blendwerk der Seelen, die schwelen und niemals flammen. Durch alle Schwächen und Gefährdungen bald mild bald hart weist der Spruchfinger auf den einen Strahl, der das Verwirrte binden und die Dunkelheiten erhellen soll, auf das eine Ziel, in dem leichtes wie schweres Tun seinen Sinn empfangen soll: auf das neue Leben das der Gottgesandte verkündet. In ihm sollen die Tage sich krönen, in ihm der Freund dem Freunde sein Bestes geben, in ihm Tat und Werk ihre Erfüllung finden.

Die Durchglutung aller Dinge mit dem Gegenwärtig-Göttlichen, „die täglich wirksame gewalt der liebe" ist Anfang und Ende aller gemeinschaftlichen Beziehungen, den Frauen in mütterlichem Opfer und umhegender Güte, den Männern in Werk und Fehde. Die Bilder der befreundeten Frauen sind dem inneren Schicksal, die der Männer mit ihrem Antlitz dem äußeren Schicksal zugekehrt. Sie treten jetzt offen vor die Gegnerschaften der Zeit: die Sprüche „Einem Pater" und „An Verwey" ließen keinen Zweifel übrig, wo George stand und die Seinen stellen wollte.

Die nächsten siebenundzwanzig Tafeln führen dies aus. Sie sind ganz dem Boden und Geiste des Vaterlandes gewidmet voll überströmenden Dankes für die Freuden, welche seine Gestalten und Stätten dem Wandrer und Sucher gewährt hatten, voll drängenden Verlangens den Schutt verderbter Geschlechter von der heiligen Erde zu räumen und den erschlafften Leib des Volkes mit seinem feurigen Blut und Atem zu durchpulsen. Der Rhein, unser heimatlicher Strom, ehmals die Mitte unserer Herrschaft, dann jahrhundertelang die Stätte unserer Schwäche und Schmach und noch immer an Quell und Münde entfremdet in der Mitte bedroht, der Rhein, in den sich zu Zeiten der Not unsre stummen Hoffnungen senkten, der alles Gold unserer Träume bewahrte und uns die Dichter gebar, die wieder neu das geistige Band der Sprache um unsre zersplitterten und erniedrigten Stämme woben, dieser Strom, der aus Blut und Tränen immer unbesiegbar seine lachenden Fluren ins Licht einer neuen Hoffnung hebt, wurde George zum Gleichnis seines eigenen Geschickes. Aus ihm wird nach der Herrschaft der Philosophie und Musik der Dichter den Deutschen die neue Krone holen und was die Sage geahnt ins lebendige Dasein heben, in seinen Wellen wird er falschen Prunk und drückende Plumpheit wegschwemmen, wenn erst sein „römischer Hauch" das träge Blut seines Volkes durchdrungen hat. Die einstige Klarheit und Tiefe dieses Volkes, seine Größe noch im Fall, seinen Lichthunger noch in Qual und Schauer ruft er an den Bildern und

Namen der alten Meister auf und verwirft die Träger eines erloschenen Glaubens die noch matte Gebete murmeln, aber Gott nicht mehr schaffen. Immer bleibt sein Blick auf unsere innerste Geschichte gerichtet, die Orte bedeuten ihm den Vollzug einer guten oder frevlen Stunde unseres Schicksals: Bonn den Sinn der weltentrückenden aber seelenbewahrenden Musik, Worms den Ursprung unserer tiefsten Zwietracht, Winkel das Verlöschen der Romantik, Aachen den Frevel grabschänderischer Wißbegier, Hildesheim die Gewähr noch ungebrochner Wurzelkraft und Quedlinburg den geheimen Schutz der Heiligen und Helden aus der Väterzeit.

Die innigste Liebe aber gilt wieder München der Stadt göttlicher Jugend und unzerlöster Volkskraft. Zwei Runensprüche von unvergleichlicher Bildhaftigkeit lassen den urtümlichen Schauer bewahrten Bauerntums vor uns aufleuchten und den Sonnenduft unseres südlichsten Weinlandes, des uns geraubten und entfremdeten, das der beschworene Schatten Erwins leise mit Wien verknüpft. Dann leitet uns der preisende Mund wieder nordwärts zu den steinernen Bildnissen und Träumen unserer Kaiser und Künstler, zum unsterblichen Ruhm der Fürsten und Geister, die in Weimar und Jena ihren Namen bis an die Sterne setzten. Hier freilich und in Darmstadt tauchen unter den heimatlichen Bildern auch die beiden ausländischen Gestalter auf, die von allen Fremdlingen am tiefsten auf unsre staatlichen und geistigen Geschicke eingewirkt haben: Napoleon, der gewaltige Erschütterer unserer Trägheit, der unerbittliche Züchtiger unserer Schwächen, der feindliche Held, dessen ganze Größe nur wir Deutsche spürten und noch heute bewahren — Shakespeare, der nicht minder Gewaltige, unter dessen Feueratem unsere Stürmer und Dränger die verschlackten Aschen der Sprache aufschmolzen, der uns eroberte wie der Korse und dessen Seele wie das Schicksal des Korsen wir in uns aufnahmen und aufnehmen, daß sie neues Dichter- und Tätertum im deutschen Geiste erzeugten. Diesen fordernden Sternbildern stellt George unter dem Gleichnis des Großstadtufers und -platzes das Wirrsal der heutigen Betriebsamkeit entgegen, das sinnlose Häufen von tausend nichtigen Dingen, das ziellose Rasen um Rasenderes zu erzeugen, die Entwürdigung aller hohen Menschlichkeit um planlose Neugier und gierigen Erwerb. Aber er steht nicht mehr abseits wie in früherer Verlassenheit; mitten unter dem Gewimmel beschwört er die Himmel und Geister, der Gott hat ihn unter die Seinen gestellt, daß ihm Not und Schmach des Volkes bis zum eignen Herzen steige. Die Tränen, die einst der Engel über die Einsamkeit des Dichters weinte, sind getrocknet, aber der um die göttliche Rettung weiß und sie verkündet, muß nun um die Zukunft seines Volkes weinen, das sich um Tand und Flitter müht und im Taumeltanz um seine Götzen die Stimme des Sehers über-

hört. Von dieser Sicht aus faßt George in den letzten sechzehn „Tafeln" noch einmal das Außen und Innen der durchschrittenen Zeitbereiche zusammen und wirft zugleich den Blick voraus in das eigne Geschick und das der Völkergemeinschaft. Seine gläubige Kraft hat den Gott geboren, in ihm allein ist die neue Welt gegründet und er allein verkündet das neue Geheimnis, daß es sich in Blut und Geist verwirkliche und in tausend sichtbaren Formen durch Raum und Zeit erblühe. Aus der Gewißheit der ihm verliehenen Gnade und der Unbedingtheit der ihm gewordenen Sendung nimmt sein Spruch und Vers die schneidende Härte des Urteils gegen Wahn und Verderb der Zeitgenossen, sein seherisches Auge sieht voraus — und hundert Beispiele haben es heute schon bestätigt — daß die Nüchternklugen, die sich ganz mit Verstand und Stoff umwehrten, leicht dem tollsten Wunderglauben verfallen, daß die Erzieher und Gesetzgeber, die nach Mann und Tat schrieen aber die Knaben schon in der Schnürbrust kleinlicher Zucht und überfütterter Vielwisserei entmannten, bald Gefahr laufen werden, an die rohesten Fäuste an die ungebrochenen Instinkte der aus Staat und Gesellschaft Ausgestoßenen Gewalt und Zepter zu verlieren. Er sieht das Schlachtfeld der scheinbar starken aber überall zerbröckelnden Mächte voraus, in dem nur seine Schar um ein festes Banner steht, er läßt sich nicht täuschen von den Erschütterungen die den ganzen Osten unserer Welt zu durchzucken begannen und in jungen Deutschen den Glauben an das russische Heil erweckten .. nicht täuschen von Weltbeglückern oben und unten des Kapitals oder der Arbeit, die beide das gleiche nur mit veränderten Vorzeichen wollten. Nicht die nächste sondern die tiefste Not galt es zu heilen und nur aus dem was unberührbar fern von Durft und Gier der Zeit geboren, was keinem ihrer Gegensätze und Zwiespalte entsprungen war, weiß er die Erneuung kommen, und im sechsten der Jahrhundertsprüche klingt im Gleichnis der heilenden Hochzeit noch einmal der Ruf aus dem „Vorspiel" auf: nur das e i n e Heiltum des schönen Lebens zu künden, nur die eine von tausend möglichen und lockenden Formen zu erfüllen.

Die meisterliche Anmahnung ist zur göttlichen Forderung geworden und heischt den Ausschluß der „Verführer", die mit falschen Spiegelungen die Leichtgläubigen und Leichtsüchtigen täuschen, mit dem Wissen um alles die Grenzen zwischen Echtem und Unechtem verwischen und nun schon beginnen ihre Ohnmacht mit dem geisternden Trug und Spuk aus Reichen hinter dem Dasein zu umkleiden. Keine frevlen Griffe, mögen sie sich „rational" oder „okkult" gebärden, jenseits der uns gegebenen Welt vermählen die Götter mit den Menschen, sondern wie das dunkle Bild des „Maskenzuges" uns bedeutet, entzünden sie an jedem beginnenden Welten-

tag ihr Feuer am menschlichen Herde, das der mütterliche Geist verborgen bewahrt und zu dem der männliche Geist Tod und Leben mengend sie hinführt, um ihnen aus neuer Glut wieder sichtbaren Dienst und sichtbare Herrschaft zu wecken. Dessen ein Zeichen sieht der Dichter als wichtiger denn alle Unrast unseres ungeheueren feierlosen Werktages das stille Geschehnis an, daß aus einer kleinen gläubigen Schar wieder das Gebet aufsteigt, das Gebet das Gedicht ist und die neue Feier in sich schließt.

Die letzten Tafeln „Zum Abschluß des Siebenten Rings" geben nach dieser weiten Umschau noch die kurzen stolzen Gebärden dessen der ein großes Werk getan sieht und unermattet nach neuem Wirken Ausschau hält: er schaut noch einmal zurück auf Sturmflut und Kampf, aus denen die Kostbarkeiten geboren wurden, auf den verwandelten Raum, den engeren des Vaterlandes, in dem das ganze Werk gedieh, und auf die verwandelte Sprache, die nun mit dem höchsten auch den schlichtesten Ton umspannte. Auf zwei Gestalten fällt noch sein Blick: auf den der all seine Kraft dem Kommenden opfert, und auf Waclaw, der als Schatten der Frühzeit noch einmal seinen Weg kreuzte und dann für immer schwand. Ein frischer Kehraus gegen alle Nachtgespenster und Beschwörer, ein männlicher Abschied des Fahrtbereiten von Freund und Feind beschließt den Ring. Wenn beim „Teppich"-Ende das Dunkel niederzusinken schien, so flutet hier allenthalben das Licht herein, der ewige Strahl glänzt aus allen Dingen, ja die Leiber selbst sind die dichteste Strahlung des Lichtes: alle Leidenschaften und Dränge des Blutes, alle Träume und Schauer der Seele, alle Lebensbilder des Geistes sind heimgekehrt in die Kugel des himmlisch-irdischen Kräftespiels in den Leib als lebendig beseelte begeistigte Gestalt. Verschüttet sind die Klüfte des Hüben und Drüben, ihre Seligkeiten und Qualen kreisen im Wuchs und Blut, und ungespalten und unspaltbar wie alles Größte und Kleinste steht der weltliche Mensch in göttlicher Welt, das Hier seine Ewigkeit, das Jetzt seine Dauer.

FÜNFTES BUCH

DIE HERRSCHAFT

1. KAPITEL: DER SIEBENTE RING UND DIE ÄLTEREN GEFÄHRTEN

IN allen Geschehnissen der Schicksalsjahre hielt George die regelmäßige Reisebahn ein, wie sie sich seit der Niederlassung Wolfskehls in München herausgebildet hatte: vom Oktober bis Dezember weilte er in Berlin, Weihnachten in Bingen, vom Januar bis April in München und im Sommer an der Nordsee oder in den Alpen, im Frühherbst wieder in Bingen. Eine Abwandlung dieses Rundweges trat etwa mit dem Jahre 1910 ein, seitdem das jüngere Geschlecht seiner Freunde sich aus beruflichen oder anderen Gründen eigne Orte der Niederlassung wie Heidelberg, Basel, Würzburg und Marburg wählte und 1913 nach dem Tode der Mutter — der Vater war schon früher gestorben — auch das Haus in Bingen aufgelöst wurde. An die Stelle der europäischen Fahrten waren immer ausschließlicher die im deutschen Raum getreten, wo er seine Helfer am Werke gefunden hatte. Das Ausland bot ihm keine schöpferischen Antriebe mehr und ein letzter Aufenthalt in Frankreich im Jahre 1908, von dem jüngst Mockel und André Gide einiges berichtet haben, enttäuschte ihn so tief, daß er beschloß, es nicht mehr wiederzusehen. Die Öffentlichkeit vermied er auch in Deutschland mehr als früher. „Das wildumlaubte Dichterhaupt, das sich der Schar seiner gläubigen Verehrer zuweilen zeigt," wie noch am Anfang des Jahrhunderts der Besucher eines Berliner Kaffeehauses schrieb, wurde an solchen Orten nicht mehr gesehen. Eine Lesung von Gedichten, die George im Spätherbst 1905, einer Ladung Ludwig von Hofmanns und Rudolf Euckens folgend, vor einigen Mitgliedern der Literarischen Gesellschaft von Jena und Weimar hielt, war die letzte vor einem Kreis auch unbekannter Menschen. Mit dem Erscheinen des GEDENKBUCHES und des SIEBENTEN RINGES vertiefte sich die Kluft zwischen ihm und den älteren Zeitgenossen, welche Dichtung nur aus literarischem oder wissenschaftlichem Anteil zu erfassen und die Weltgegensätze, die George aufriß, im sanften Optimismus ihres Zeitglaubens nicht einmal zu spüren vermochten. Auch die wohlwollende Berührung mit solchen die weder für noch gegen seine Welt, sondern „für sich

waren", hatte noch mehr als früher ihren Sinn verloren: er ist von da an gänzlich an ihnen vorübergegangen.

Mit jenen Werken hatte sich unabweisbar ein Forderndes im Geiste erhoben, das wieder zur Entscheidung in letzten Lebensdingen drängte und sich mit keiner ästhetischen Formel und keiner Einreihung in die Entwicklungslinien des Zeitalters befriedigen ließ. Auch die älteren Gefährten Georges fühlten sich trotz ihres tiefen Wissens um seine Person und sein Werk vor ein Unerwartetes gestellt, das aus alten Spannungen neue erzeugen mußte. Simmel öffnete sich, wie wir schon erwähnten, erst jetzt nach zehnjährigem Bemühen die rechte Einsicht in das Wesen des Dichters und er gewann damit zugleich einen festeren Blick für die metaphysischen Bereiche seiner Philosophie. Wie manche seiner Hörer sich noch zu erinnern wissen, sagte er in jenen Jahren, als ihm der ganze Reichtum Georges aufging, Dinge von Wesen und Wirklichkeit des Weltganzen wie vorher und nachher nicht wieder. Was ihn am SIEBENTEN RING aufs tiefste ergriffen hatte, war das Sichtbarwerden eines in der zeitlichen Folge des Georgeschen Werkes erscheinenden Sinnes, „einer inneren Notwendigkeit die diese Reihe aus dem Zufall der durcheinanderwirbelnden Welterscheinungen heraushebt". Er grenzte in einer Besprechung des neuen Buches diese künstlerische Entwicklung sowohl vom einfach organischen pflanzenhaften Wachstum wie von der planmäßigen Bestimmtheit eines wissenschaftlich oder praktisch geregelten Lebens als eine dritte Möglichkeit ab „die wirkt, wie getrieben durch dunkle von keinem Wohin wissende Wurzelkräfte und zugleich, als wäre diesen von einer noch tieferen Schicht her ein klar ideales Ziel und ein unablenkbares Wissen um den Weg mitgegeben, oder als stünde dem Künstler in jedem Augenblick jedes nächste oder übernächste Sollen klar vor Augen — aber diese Klarheit selbst sei von reinen naturhaften, sozusagen unverantwortlichen Wachstumstrieben genährt". Diese geheimnisvolle Planmäßigkeit des Ganzen jenseit von Bewußtsein und Unbewußtsein, die jedem einzelnen Werke neben seiner besonderen Bedeutung noch einen anderen Sinn gibt, suchte Simmel in ihrem seelischen Ursprung zu erfassen und glaubte ihn in der Ausschließlichkeit zu finden, mit der die dichterische Seele Georges nur sich selbst, nicht die Welt noch die Überwelt singe. In einem schärferen Sinn als die Lyrik es bedingt, sah er das Schaffen des Dichters aus einem „Einheits- und Einzigkeitspunkte der Seele" quillen, die immer in sich beschlossen bleibt und in den Formen der Dinge nur sich selbst zurückspiegelt. Dieser „Solipsismus der Seele" verwirklicht sich nach seiner Anschauung in steigendem Maße im Werke Georges, indem er monumentale Gestalt gewinnt: die unmittelbare Innerlichkeit des Erlebens wächst in

seiner Kunst in die Dimension des Monumentalen und ohne daß die Seele ihren Quellpunkt, wo sie nichts als ihre eignen Schicksale kennt, zu verlassen braucht, gibt sie dem Gedicht seine höchste Kunstform und eine überindividuelle Gültigkeit. Während dieser monumentale Stil sich sonst nur an der Form der großen Plastik oder Musik, der Architektur oder des Dramas darstellte und die Lyrik ihn bisher nur in den Sonetten Shakespeares, in der Trilogie der Leidenschaft und in einigen Gedichten Hölderlins gewonnen hatte, ließ DER SIEBENTE RING ihn als die Sehnsucht und Erreichtheit des ganzen Georgeschen Lebenswerkes erscheinen. Simmel sah das Ungeheure der Leistung nicht mehr wie früher in der rein künstlerischen Formung, für die alle Wirklichkeit, selbst die des Gefühls und der Leidenschaft, nur bloßer Stoff wäre, sondern in der Spannung zwischen der welt- und schicksalumfassenden „Weiträumigkeit und hochaufatmenden Größe dieses Stils und der unbedingten Geschlossenheit des rein seelischen Erlebens, der Kreisung der Innerlichkeit in sich selbst, die nun dennoch diesen Stil bis an seine Grenzen füllt". Ja er sah, daß es sich bei dem Vollzug dieser nicht nur gelegentlich gelungenen sondern das Georgesche Gesamtwerk durchwaltenden Verbindung von innerstem Seelenleben und monumentaler Gestaltung nicht mehr um eine Sache der Kunst sondern um eine tiefbedeutsame Erscheinung in der Geschichte des Geistes handle: „Es zeigt an, daß die Aufgabe der Menschheit, der Unendlichkeit ihres Seins auch eine Unendlichkeit von Formen, in denen es lebe und wirke, zu schaffen, mit einer neuen Lösung belohnt ist".

Zweierlei ist an diesen schönen Darlegungen bezeichnend für die Denkart des Philosophen: einmal, daß er das Eigentümliche des monumentalen Stiles gerade in den „Zeitgedichten" nicht vertreten fand, dann daß er die Aufhebung des Solipsismus der Seele — wenn wir diesen Begriff einmal gelten lassen — im Buch „Maximin" und anderen Gedichten der darum gelagerten Ringe nicht sah. Da sich nach seiner Meinung der monumentale Stil nur an dem „Selbstsein und Mit-sich-reden" der Seele entfalten konnte und nicht an den großen und geschichtlichen Gestalten, die sie in sich aufnimmt, so mußte seinem Blicke die das ganze Werk Georges nicht minder durchwaltende Sehnsucht nach der Sprengung dieser „Vereisung der Innerlichkeit" und die Erfüllung dieser Sehnsucht im reinsten Weltstoff, den er in sich aufnahm und dem er sich mit allen seinen Kräften hingab, mußte ihm die Lösung in der göttlichen Liebe zum schönen Menschen, die Ich und Welt, Kunst und Leben verschmolz, notwendig entgehen. Unsere Philosophen — auch Nietzsche noch — suchten alle Fragen aus der weitesten Spannung des Ich zum All zu lösen, George fand ihre Lösung gerade in der nächsten und dichtesten von Mensch zu Mensch.

Der Dichter Verwey konnte an dieser Mitte nicht vorübersehen, aber den Weg den Simmel aus Mangel an Sicht nicht gehen konnte, mußte Verwey sehend dennoch vermeiden, weil er die Grenzen seines Volkstums oder besser den zwischen Deutschland und Holland seit Jahrhunderten aufgeworfenen Wall nicht mehr zu übersteigen vermochte. Gleich der erste Satz seiner Bemerkungen über den SIEBENTEN RING: daß darin Geister gebannt seien, von denen einige auch anderswo, andre nur in deutscher Luft lebten, deutete auf einen tieferen Zwiespalt hin. Er wird zunächst noch verhüllt durch die Betrachtung der dichterischen Haltung und Leistung Georges: „War er früher", so schrieb Verwey, „der der Wirklichkeit Entflohene, dann der Minner, der aus eigner Seele oder der Denker, der aus eignem Geist sich eine Umgebung schuf, hier hat er sich einen Platz gesucht mitten in der Wirklichkeit. Nicht so sehr weil er sie liebte. Im Gegenteil, ebensowenig wie früher liebt er sie, aber nun hat er sich an sie gewagt". In dieser Haltung, die in den „Zeitgedichten" auch den Ton mehr dem Sprechen als dem Singen nähere, sah Verwey die Zeichen eines veränderten Gemütes, eine fast absichtliche Bekehrung und ein schmerzliches Standhalten, zu dem George, tyrannisch auch gegen sich selbst, sich zwang. Diesen Streit der inneren Kräfte spiegeln ihm die „Gestalten": sie begleiten den unmittelbaren Zusammenstoß mit der Welt in den „Zeitgedichten" und „Tafeln", von denen jene ihm eine Abgrenzung, diese einen Übergang zur Tageswelt bilden. Aber „das eigentliche Leben das ausströmende nicht im Widerstand beschlossene Wesen des Künstlers" liegt für Verwey in den mittleren Ringen, hier wird seine Natur offenbar: die hohe Bildwerdung von Liebessehnen und Liebesleid in Gedichten, die keinen Atem der innerlichen Glut verloren gehen und keinen Funken davon unsichtbar lassen. Hier zeigt sich vor allem die Bekrönung und Beseligung nicht sowohl des Liebenden als des in Liebe Glaubenden, der in Maximin den Gott auf Erden gefunden hat, dem seine Verehrung gilt und mit dem er sich fortan im Geiste vereinigt fühlt. Denn „Liebesverlangen, das sich je länger je mehr vergeistigt, aber sich den Gott nicht anders als unter geliebten Zügen vorstellen kann — das ist das Wesen Georges. So wie Christus durch seine Jünger, so wird sein griechischer Christus, Maximin, durch ihn verehrt in der Erinnerung. Und da er auch geistige Hoheit sich ohne Priesterschaft nicht denken kann, so stellt er den gemeinen Fürsten unserer Tage den Papst Leo XIII. als die Verpersönlichung solcher Hoheit dar. So knüpfen sich die ihm eingeborenen Ideen bei ihrem Bedürfnis zur Sichtbarwerdung oft fest an eine frühere Sichtbarkeit. Nicht anders als das Priestertum auch das Königtum, das er sich als von Gottes wegen durch Geburt und lange Züchtung

vorstellt. An den König schließt sich der Adel und gleich den Hochgeborenen lebt in seiner Vorstellung der Dichter, der Künstler. Nichts haßt er mehr als das Mittelmaß, aber ebenso die Priester der Gleichheit, die Verräter der heiligen Rangordnung. Lieber als diese noch stellt seine schönste Rangordnung sich das Chaos oder die Verderbtheit gegenüber".

Man spürt in diesen Worten schon den Gegensatz zweier Welten aufklingen und trotz alles Strebens vor dem Freunde ein Trennendes zu verbergen, muß Verwey dieses Trennende weiter verfolgen. Der Stoß in die Welt hat nach seiner Meinung George dazu geführt, die ursprünglichen dichterischen Triebkräfte seines Wesens, die leidenschaftliche wie die vergeistigte Liebe mit einem „Heer streitbarer Denkbilder" zu umgeben, die eine Summe von festen nicht ursprünglichen Vorstellungen aus einem verwandten Bereich geschichtlicher Denkbilder entnehmen. So, für Verwey, steht tiefes und ganz unmittelbares Gefühl bei George in steter Verbindung mit einer mächtigen erkennbaren Überlieferung und so gewaltig sich das erste in einigen Gedichten offenbart, so vermischt oder verborgen ist es in den meisten und geht schließlich unter in der alles überherrschenden Gewalt einer bindenden Überlieferung.

Diese Überlieferung aber ist für Verwey eine eigentümlich deutsche und zwar sowohl ihrer religiösen wie staatlichen Art nach, sie beruht auf einer anderen Geistesart als die der Holländer — und fügen wir gleich hinzu als die der westlichen Völker — und indem George sich mit ihr verbunden hat, hat er sich untrennbar in seine Zeit und sein Volk gestellt: „Die Unruhe und Gärung seines ursprünglichen Wesens hat sich einem Vergangenen vermählt, das in der Zeit weiter bestehen bleibt. Uns, die in einem anderen Landstrich wohnen, in einer anderen Geisteswelt zu Hause sind, uns dünkt am wenigsten einer der letzten Päpste Sinnbild geistiger Hoheit, uns dünkt das Königtum des Gemütes zu wollen, aus tieferem Brunnen als Ahn und Huldigung, uns hat die Göttlichkeit nicht ein Einzelangesicht und die Gemeinschaft von Geistern keinen Glauben an Symbol und Lehrmeinung. Wir sind anders und anders ist auch unsre Dichterschaft. Obwohl ebenso streitend fühlen wir uns nicht erhaben selbst nicht über das Kleinste, sondern erfahren in unserer Gleichheit mit allen Lebenden unsere wahre Erhabenheit".

So weite Klüfte öffnete also das neue Werk auch in der Seele dieses Nächsten, daß die bisher geschlagenen Brücken zwischen Freund und Volk zu zerreißen drohten, daß dieser freie tiefsinnende Geist in dem Augenblicke, als George vom geistig-künstlerischen auf den staatlich-weltlichen Raum übergriff und vom Glauben an die unsichtbaren göttlichen Mächte zu dem der Leiblichkeit des Gottes gelangte, für seine eigne

Menschlichkeit und die seiner Volksart fürchten mußte, ja daß dieser scharfe Kunstdenker aus solcher Furcht nicht die ursprüngliche dichterische Eroberung jener Bereiche erkennen durfte sondern die Verwendung geschichtlicher und kultischer Sinnbilder mit der Bindung an überlieferte Formen verwechselte, von denen George sich weiter als je im SIEBENTEN RING entfernte. Daß ein Verwey sich das Urteil über ein Kunstwerk trüben ließ, indem er bei seiner Abneigung gegen Papsttum Fürstentum und sichtbare Gottheit vom stofflichen Gehalt statt von der dichterischen Form ausging und so beinah der modernen Urteilsweise verfiel, zeigte freilich, daß hier ein Gehalt von solcher Wucht und eine solche Erweiterung der künstlerischen Sphäre erschienen war, daß es keinem inneren noch äußeren Lebensgebiete draußen und drinnen mehr erlaubt war, außer der Entscheidung zu bleiben.

Fast aus dem Gegensatz zu jenen beiden bedingt sich die Stellung Derleths zum SIEBENTEN RING: er war wirklich fest in der Überlieferung nämlich der katholischen Kirche gebunden und zugleich von drängendem Willen zum gegenwärtigen Handeln in die Zeit beseelt. Im gleichen Winter, in dem die ersten „Zeitgedichte" in der sechsten Folge erschienen, hatte Derleth zum ersten Male „die Proklamationen" vor einer geladenen Gesellschaft von Professoren, Geistlichen und Literaten Münchens verlesen lassen und sie im folgenden Jahre (1904) veröffentlicht. Der bisher so Verschlossene und Zurückgezogene sprang mit einem Satze aus seiner Stille: er wollte mit diesem Werke, „zu der letzten Auslese der umfangreichsten Masse reden" und mit einem Stoße die träge Zeit erschüttern: „Ich erwachte und erschienen mir drei Zeichen: der Blitz, der Adler und der Stern. Ich, Ludwig Derleth, bin allein und habe alle verbündet gegen mich und erkläre im Namen Jesus von Nazareth den Krieg. — — An alle Regimenter, Magazine und Werkstätten der Welt. Wir dezimieren. Wir rufen den Rest der tüchtigen Männer vor die Front und scheiden aus. Wir verlassen die Armee und gründen ein neues Reich.

Besser ist nicht geboren zu werden als untätig zu sein. Ist man aber einmal das Licht, so beleuchte man die Finsternis. Diese Schrift bedeutet Herausforderung". Diese Proklamationen wollten kein Buch sein, wie eine befreundete Ankündigung erläuterte, sondern der eruptive Ausdruck eines ehern zusammengefaßten Wollens, das damit Tat wird. Sie wollten antike Härte mit der ekstatischen Glut und der lebenden Innerlichkeit der jüngsten Geschlechter verschmelzen, nichts anderes sein als ein geller Fanfarenweckruf in die Nacht der Zeit hinaus, das triumphierende Nahen des Siegerhelden verkündend: Christus Imperator Maximus! Nach der jesuitischen Zusammenfassung von Lamm, Kampf und Glanz, vereinten sich

Jesus, Cäsar und Dionysos zu einer neuen Herrschertrinität über die Welt. Der zu durchdringende Raum war nicht der alte römische mit der vatikanischen Mitte, sondern der aller Erdteile und Völker. Die zu erregende Bewegung sollte von der geistigen Universalität der deutschen Denker und Dichter und von der tathaften Universalität Napoleons sein; die Imperialidee der Kirche sollte durch die Forderung einer neuen Praktik mit neuen überweltlichen Aufgaben ihre höchste Vollendung erhalten. „Wir sprechen zu den kriegerischen Söhnen Europas und zu den Kindern Gottes der bewohnten Welt. Wir verkünden das Christentum in der Christenheit". Aber für diese Aufgabe, die durch Krieg, Keuschheit und Pest vollendet werden sollte, für die Schaffung eines Weltkatholizismus gab es keine Krieger mehr auf Erden. Die „Proklamationen" blieben Forderungen, denen niemand folgte, sie benutzten die Napoleonischen Befehls- und Anrufformen ohne dessen heer- und staatsbildende Kräfte, sie kreuzten sie mit apokalyptischen und mystischen Werbungen und Prophezeiungen und schufen dadurch als Stil eine gemischte Gattung, die trotz gewaltiger Sätze nicht bildhaft wurde.

Derleth war klug genug, um bald zu erkennen, daß dieses Mittel zur Bewirkung der Welt falsch war und zog das Buch aus dem Handel zurück. Es war in Aufbau und Haltung — in der äußersten Weite des Wirkungsfeldes, der festen Beharrung auf der christlichen Überlieferung, im Glauben an eine plötzliche gewalttätige Erschütterung der Menschheit und in der unmenschlichen Härte der Forderungen und der unkünstlerischen Form — geradezu aus dem Gegensatze der Handlungsweise Georges geboren und mit christlichen statt urmütterlichen Vorzeichen dem der Kosmiker verwandt.

Um so tiefer mußte Derleth nach diesem Mißerfolg über das unbeirrbare Wachsen des Georgeschen Werkes erstaunen. Er war des Glaubens, daß George, wie einst Loyola eine besondere Praktik des Handelns hätte, die man erfahren könnte, und als er sich ihm nach dem Bruch mit den Kosmikern zur Verfügung stellte forschte er, was George zu tun dächte: „Was haben Sie vor? Ich würde sagen mit dem Sozialismus geht es nicht. Oder etwa mit der Politik? Oder der Literatur?" Und als George lächelnd verneinte, fragte er: „Was kann ich tun? Stellen Sie mich an einen Platz: ich werde tun was Sie sagen". „Das kann ich nicht", lautete die Antwort, „wer nicht von sich aus weiß was er freiwillig für mich tun kann, dem kann ich es nicht sagen. Wenn ich erst befehlen müßte, tu ich es lieber selbst". Derleth ging enttäuscht davon, er mußte diese Antwort für eine Verschleierung oder gute Abwehr halten und hätte doch aus ihr das ganze „System" des meisterlichen Handelns leicht erkennen können. Aber die

menschlich-schlichte Forderung der Freiwilligkeit lag so weit ab von seinem Denken, daß er den Grund von Liebe und Dienst, auf dem sie ruhte, nicht begriff. Er war so ganz im letzten großen System des Katholizismus, dem Jesuitentum, verhaftet, daß Gehorsam fordern und leisten ihm die einzige Handlungsart auf geistigem Felde zu sein schien. So sandte er etwa einen jungen Menschen, um ihn zu erproben, geradewegs nach Jerusalem: er solle dort am heiligen Grabe beten und dann geradeswegs zu ihm zurückkehren. Aber die Zeit dieser kältesten Willenszüchtung auf ertöteter Seele war längst vorüber und Derleth mußte seine Kraft an wertlosen einzelnen versuchen, ohne neue weitertragende Keime in ihnen wecken zu können, mußte erhalten, was er selbst dem Untergang weihte und vergebens hallte sein Ruf: „Wohlauf Kinder des Vaterlands, mit roten wehenden Fahnen vorwärts in den Krieg! Wo wir erscheinen, erschüttern wir im Aufstand die Welt und auf allen Wegen stürmen die himmlischen Legionen meines Vaters das Reich. Der Leichnam Rom lockt die jungen Adler. Der Vatikan in eine Reiterkaserne der Asiaten verwandelt! Schon ist die Axt an die Wurzel der Bäume gelegt und die Blutscheine der katholischen Ächtungen werden beim Symposion unterzeichnet."

Das unterschied Derleth von den Kosmikern, daß diese sich beschwörend an der gestaltlosen Urkraft versuchten, daß e r stets auf Menschen wirken und sein Handeln an eine Überlieferung an ein schon Körperhaftes binden wollte, daß jene durch wilden Aufruhr dunkelster Gewalten, e r durch härteste Zucht der Geister und bedingungslosen Gehorsam die Erneuerung erzwingen wollte. Aber alles Wissen um die Schicksalswende, alles Suchen nach den Gesetzen des geistigen Handelns gab keinem von ihnen den unmerklichen Hebel in die Hand, mit dem der Täter die Wende des Schicksals beherrscht, keine Einsicht befähigte sie ihre Kraft dort einzusetzen, wo allein sie die Zeit bewirken kann: am fernsten Hebel außer der Zeit.

Ganz deutlich wurde dieser Gegensatz als das GEDENKBUCH und DER SIEBENTE RING erschien. In seiner kurzen Art sagte Derleth zu George: „Ich habe Ihr Buch gelesen: ich würde sagen, neue Götter gibt es nicht". Darauf erwiderte der Meister: „Aber die alten taugen auch nicht mehr viel". Hier sprach eine Seele, die am Ende einer Weltenbahn rückwärts blickte zu einer Seele, die von dort aus ins offne Reich der Zukunft schaute, sprach einer, der vor der höchsten Tat verzichtete zu einem, der schon den Grund zum Fernenland geschaffen hatte, wie noch ein anderes Wort der beiden Fechter uns erhellt: Derleth: „Warum geschehen keine großen Taten? Weil sie keiner t u t !" George: „Nein, weil sie keiner

sieht". Der erste Vorwurf traf den geistigen Täter nicht, der zweite aber den, der blind war für die neue Schöpfung die er selbst ersehnte.

Unter die Seins- und Sehweise dieser drei Gefährten und ihr Verhältnis zum Ereignis Maximin fielen auch andre von den älteren Freunden, die bisher den Weg Georges ohne Zögern und Zweifeln mitgegangen waren. So tief sie auch vom Wunder der neuen Dichtung ergriffen wurden, so wahrhaft ihnen das darin verfangene Schicksal auch erscheinen mochte, es forderte mehr als Glauben an die Erneuerung unserer Kunst, es forderte mehr als Wandlung in den Anschauungen von Natur und Volk und Mensch, es forderte mehr als Abkehr von den Häßlichkeiten und Niedrigkeiten einer ablaufenden Gesellschaftsordnung — es forderte dies alles und den Schritt in die Welt einer neuen Göttlichkeit. Nicht der Meister sondern das im Werk verfangene Geschehen forderte durch sein Dasein von ihnen eine verwandelte Haltung zur Welt, er selbst hat in der zarten Schonung jeder menschlichen Beziehung keinen seiner Freunde vor die Frage eines Für und Wider gestellt. Gerade am Fall Derleth zeigte sich deutlich der Unterschied zwischen dem Glaubenseiferer oder Ordensstifter und dem Dichter: der erste will zu seinem Gott überreden und zwar jeden der guten Willens ist, der Dichter aber stellt nur ein Bild auf. Wer wie die meisten still an dem bisher Geliebten und Verehrten festhielt und vom neuen Schönen das ihm Gemäße aufnahm, blieb ungenötigt im Raum der Freundschaft, wer aus eigner Not oder eignem Drange Stellung nahm, fand stets einen Freund zur Hilfe gewillt, der selbst nach berührbaren Flächen des Verstehens suchte. So geschah kein Bruch der Freundschaft, aber dennoch bedeutete das stille Beharren in ihr ohne mitschwingende Wandlung des Geistes ein langsames Wachsen der Entfernung zwischen George und den älteren Gefährten: denn er ging weiter.

2. KAPITEL: DIE ACHTE UND NEUNTE FOLGE

ALS George nach den Jahren so tief erschütternder Erlebnisse in München im Beginn des Jahres 1905 wieder in diese Stadt kam, verbrachte er hier in der Erinnerung an den Verlorenen die trostlosesten Monate seines Lebens, wie uns manche Gedichte im SIEBENTEN RING und mit der unmittelbaren Bezeichnung des Trauerjahres der Spruch an Hanna Wolfskehl verraten. Der Münchener Freundeskreis blieb in Haß und Feindschaft auseinandergesprengt, Klages mühte sich rein geistige Spannungen vor das öffentliche Gericht zu ziehen, Wolfskehl und Gundolf litten noch unter den Nachwehen jener Kämpfe, das kaum neugeknüpfte Verhältnis

zu Hofmannsthal zerbrach wieder, wie wir erzählt haben, die ausländischen Freunde entschwanden langsam dem Blick und noch war keine Hoffnung sichtbar, daß der Strahl des Geschehens, das er erfahren hatte, in der Jugend des eignen Landes zünden und zeugen werde.

Aber bevor noch das Jahr ablief erfüllte sich diese Hoffnung. Das dichterische Wort, das er von den HYMNEN bis zum TEPPICH, von der ersten bis zur siebenten Folge der Blätter ausgesandt hatte, war in Deutschland auf fruchtbaren Boden gefallen und sandte ihm nun in schlimmer einsamer Zeit die Söhne und Folger zu, die es geworben hatte und deren junge Seelen sich auch dem neuen Erleben weit und willig öffneten. In Basel lernte George durch den früh hingegangenen Rudolf Burckhardt den neunzehnjährigen Schwaben Robert Boehringer, einige Monate darauf in der Reichshauptstadt den noch jüngeren Danziger Ernst Morwitz kennen .. mit ihnen bildete eine Dreiheit — freilich etwas später erst — Ludwig Thormaehlen. Im folgenden Jahre trat dann George in nähere Berührung mit einer Gruppe von Jünglingen und jungen Männern, die Kurt Breysig zuerst mit der neuen Dichtung, dann mit George persönlich bekannt gemacht hatte. Breysig hatte, wie wir schon erwähnt haben, durch Nietzsches Schriften den Anstoß einer hohen Betrachtungsweise menschlicher Geschicke empfangen, er hat den kranken Weisen in seinem stillen Wahnsinn noch selbst gesehen und am 27. August 1900 die Gedenkrede an der Bahre des Toten gehalten. Für den jungen Gelehrten bedeutete diese offne Stellungnahme für Nietzsche ein schweres Ringen um sein Ansehen, ja auch sein äußeres Dasein. Vor den Anhängern Nietzsches bekreuzten sich, wie später und heute noch vor den Anhängern Georges, die bürgerlichen Wissenschaftler als vor verruchten Neuerern, die den besterkannten Weg verließen, und wenn man ihre wissenschaftlichen Leistungen nicht bezweifeln konnte, so verdächtigte man um so tiefer ihre moralische Gesinnung, faselte von Herrenmenschentum und schlimmeren Dingen und hätte die Ketzer, die man nicht mehr verbrennen konnte, gern in der Stille verderben lassen. Doch solang es wache Jugend in einem Lande gibt, horcht sie auf jeden neuen Ton, in dem das Herzblut voller schlägt. Was uns Jungen, die das wissenschaftliche Handwerk so gut, ja aus der inneren Anteilnahme eher eindringlicher als andre trieben, an Breysig lockte und was uns aus seinen neuen Aufgaben und Maßstäben der Geschichtsschreibung entgegenschlug, war ein menschlich Erregtes und Erregendes, war sein Wille die ganze Geschichte der Menschheit als einen großen von einheitlichen Gesetzen durchwalteten Vorgang zu betrachten und von dort aus das Verhältnis von Genius und Masse, von Einzelnem und Gruppe neu zu erfassen. Denn das längst erschütterte aber in tausend Abschwächungen noch

gültige christliche Grundverhältnis von Mensch und Welt, Ich und Gemeinschaft war durch Nietzsche bis in die letzten Winkel fraglich geworden und alle scheinbare Stetigkeit des Staates und aller scheinbare Fortschritt der Wirtschaft konnte nicht darüber täuschen, daß die Seele in einer geistigen Leere schwebte und die Sorge um menschliches Heil täglich größer wurde.

Es wurde nun für Breysig von der größten Bedeutung, daß er in diesen Jahren des Aufbruchs mit George zusammentraf, im Sinne Nietzsches dem Schaffenden begegnete, den er bisher nur aus Forschung und Lehre kannte, daß er einen Großen am Werke sah, der das in der Gegenwart schuf, was er in der Geschichte suchte. Friedrich Wolters, der Schreiber dieses Buches, war schon im Winter des Jahres 1899 zu Breysig gekommen, dann um Studien über die französische Revolution zu treiben nach Paris gegangen und hatte sich nach seiner Rückkehr in Niederschönhausen nah bei dem alten Schloß und Park, wo einst die Gemahlin Friedrichs d. Gr. ihre Tage vertrauerte, niedergelassen, zunächst als einsamer Gast eines mietbaren Landhauses. Dorthin zog er bald seine Freunde, mit denen das Glück ihn seit der Jugend segnete, ein weiter Kreis von Bekannten und geliebten Frauen schloß sich an, und es begannen jene Jahre einer heiteren Jugendgemeinschaft, in denen Arbeit und Feste wechselten, frohes Spiel und ernstes Streben einander befruchteten und für eine Weile auch zu den Lehrern der Universität Berlin, von denen einige zu Gaste kamen, das von der Jugend so begehrte menschliche Verhältnis neben dem wissenschaftlichen erobert wurde.

Eine tiefere Lebensgemeinschaft fanden freilich nur die engeren Freunde Friedrich Wolters, Berthold Vallentin, Friedrich Andreae, Kurt Hildebrandt und einige inzwischen Verschollene mit Breysig, als ihnen die Dichtung Georges eine gemeinsame geistige Sphäre gab und die besonderen Liebhabereien des einen oder anderen vor ihrem Atem wie Spreu verwehten. Denn in manchen wühlte am Beginn von den neunziger Jahren her noch der naturalistische Aufruhr, besonders in den Magdeburgern, die als Jungen noch die „Revolutionäre der Lyrik" gesehen hatten, andere rangen mit den Problemen des späten Ibsen und Tolstoi und alle hatte Nietzsche hingerissen. In all dem, wie auch auf dem staatlichen Gebiet im Sozialismus, lockte diese Jugend das Revolutionäre, die Stöße gegen eine veraltete Weltordnung und der Glaube, daß ein Umschwung aller Dinge nötig sei, ohne daß einer wußte was geschehen solle oder wo zu beginnen sei. Dieses vereinzelte Suchen und ziellose Drängen bekam durch die Dichtung Georges eine sichere Richtung, einen sichtbaren Sinn. Hier wurde nichts verheißen, was nicht schon da war, hier wurde nichts gefordert, was nicht

schon erfüllt war. Schon das Hersagen dieser Gedichte war eine verpflichtende Handlung, denn ihre Erhabenheit hob das Alltägliche auf und verurteilte ohne Spruch ein kleinliches Gebaren: sie schön finden, hieß dem Sinn ihrer Schönheit gerecht werden, sie groß finden, der Größe ihres Schöpfers folgen. Sie waren für uns jedem Streit der ästhetischen, politischen oder moralischen Meinungen entrückt, wir, die leidenschaftlichen Unterredner, denen keine Nacht zu lang war, um sie über einer strittigen Frage zu vertun, haben nie um den dunklen Gehalt eines Gedichtes oder einer Strofe gestritten, sondern jeder wartete auch jahrelang der Stunde, bis sich der Sinn ihm erschließen würde. Es war ein Reifenlassen der Seelen in der Luft des neuen Geistes, der uns durchdrang und mit wachsender Macht auch das Schicksal der Freundschaft ja bald des gesamten Lebens bestimmte. Geliebte Freunde, die den neuen Weg nicht mitgehen wollten, blieben zurück oder traten grollend beiseite, andre ertrugen es nicht sich von den Verpflichtungen und Vergnügungen der bürgerlichen Gesellschaft freizuhalten und verließen uns, wieder andre glaubten in uns Verräter an der freien Persönlichkeit zu sehen und wir mußten sie lächelnd gehen lassen. Wir wurden, bei aller Freiheit und Beweglichkeit in Seelendingen, im Punkte der geistigen Überzeugung streng bis zur Härte und übertrieben die neue Forderung des schönen Maßes bis zur formalen Verstiegenheit. Von denen die gedichtet hatten, ließ der eine jeden Versuch für lange Jahre ruhen, suchte der andre den dunkelsten Ausdruck und den härtesten Klang, das Ungewohnte um jeden Preis zu erzwingen. Vieles Törichte und Mißverstandene mochte bei diesem Ringen unterlaufen, aber gewiß war die Entfernung vom Bürgerlich-Platten und der Abschluß vom Gemein-Alltäglichen. Man erlebte die Erde neu und tat lieber nichts als etwas Falsches, man nahm das Recht der Jugend auf schöne Muße und festliche Tage nach den Wochen der Arbeit in vollem Maße in Anspruch und hielt Leib und Seele sauber bis die Stunde zum Handeln rufen würde. Das persönliche Erscheinen Georges gab allem Überschwang sein rechtes Maß und führte alles Starre Übersteigerte in den menschlichen Fluß des Herzens zurück: aber es bestätigte zugleich jeden Glauben, den seine Dichtung in uns erweckt hatte und gab unserer verehrenden Liebe erst das heilige Recht für den lebenden Meister zu brennen und zu wirken.

Vor diese und andre Jugend — wir haben nur die Namen genannt, welche später durch Werk oder Amt bekannt wurden — trat nun ebenfalls das GEDENKBUCH und DER SIEBENTE RING. Diese Jungen entstammten wie auch die älteren Gefährten aus dem Bürgertum des südlichen und nördlichen, westlichen und östlichen Deutschland, sie waren

wie jene fast zu gleichen Teilen im jüdischen, protestantischen oder katholischen Glauben erzogen worden, aber kaum noch von den matten Bindungen dieser Bekenntnisse gehalten. Die einen bedrohte, die andern hatte das Zweifeltum des Jahrhunderts schon auf den Schulen und durch das herrschende Schrifttum berührt, aber da die einen noch in der ungebrochenen Kraft des Blutes das Gedicht, die andern schon im unverdorbenen Knabenalter die Hand Georges ergriffen hatte, so war ihnen allen das Wunder des neuen Lebens aufgegangen. Die Gewißheit, verschwiegen einen göttlichen Dienst zu tun, wenn sie diesem Werke und diesem Manne folgten, lebte bald heller bald dunkler, bald quälend im Widerstreite mit anderen Lebensmächten, bald freudig in keckem Übersehen der Schwere der gesetzten Aufgaben, aber immer glühend in den jungen Seelen. Sie hatten manches vor den älteren Gefährten voraus: sie brauchten nicht wie diese in der entgötterten Welt, durch eiserne Zucht, die ihr Persönlich-Einzles aus dem Wirrsal rettete aber auch festheftete, sich einen sicheren geistigen Ort der Abwehr, einen unverrückbaren Fechterstandpunkt zu erwerben; ihnen trat weiter die ganze Fülle des Georgeschen Werkes von den HYMNEN bis zum TEPPICH als Einheit als eine ganze geschlossene Welt entgegen; sie begegneten endlich dem Meister selbst auf der Höhe seiner Lebensbahn, in den Jahren der Erfüllung seines höchsten Erdenschicksals. Den Jüngeren, die unter diesen günstigen Zeichen herangewachsen waren, brachte das große Erlebnis des SIEBENTEN RINGS kein Fremdes zu dem bisher Erlebten sondern nur dessen höchste Steigerung. Die früheren Werke waren nicht weniger wunderbar für sie als das neue und sie erfuhren nur das Höherschreiten auf der gleichen Bahn, die Krönung dessen, was sie schon geglaubt hatten. Mehr als vom Buch Maximin wurde der eine oder andre unter ihnen von den „Zeitgedichten" betroffen: denn während jenes in der Richtung des bisherigen Fluges lag, schienen diese die steile Linie der früheren Jahre zu verlassen und zu den Niederungen der Geschichte ja der Gegenwart hinabzusteigen. Freilich war man den hohen Ton des staatlichen Gedichtes in Deutschland nicht gewohnt, und es bedurfte für die unstaatliche Geistigkeit der jungen Deutschen erst der Einswerdung von Geist und Staat, erst der Erweckung eines neuen Gemeinschaftssinnes auf dichterischem Boden, ehe die getrennten Sphären ihrer weltweiten Gedankenbauten sich mit den wuchtigen Notwendigkeiten bluthafter Gebilde verbinden, ehe ewige Idee und irdischer Tag in ihnen zusammenfließen konnten. Aber gerade vom Mittebuch des SIEBENTEN RINGES her, das die älteren Gefährten schamhaft als ein rein persönliches Erleben des Dichters umgingen oder in seiner verpflichtenden Unbedingtheit ablehnten, durchdrang

die Jüngeren, je mehr sie das ganze Werk als Ausstrahlung dieses innersten Herdes erfaßten, die neue Einheit von Gegenwart und Geschichte, Geist und Staat, Gott und Welt. Gerade von dort her erwuchs ihnen die Kraft, alle Lebensgebiete in den dichterischen Raum einzubeziehen und von der festen Innenburg auch den Kampf um das Lebensrecht der neuen geistigen Gemeinschaft nach außen zu tragen.

Die achte und neunte Folge spiegelten die innere Umbildung und Festigung des Kreises der Blätter seit dem letzten Jahrfünft schon deutlich wider. Noch kurz vorher mochte es George zweifelhaft erscheinen, ob die Menge neuer dichterischer Erzeugnisse genügen würde, um die Fortsetzung der Blätter über die siebente Folge hinaus zu ermöglichen, zumal mancher der älteren Mitarbeiter, wie wir geschildert haben, seine Gedichte zusammengefaßt als ganzes Werk im Verlag der Blätter veröffentlicht hatte. Eben, im Jahre 1908, waren die „Huldigungen" von Lothar Treuge und der erste Band der Shakespeareübertragung von Friedrich Gundolf — beide in schöner Buchform von Lechters unermüdlicher Hand — erschienen. George faßte daher zunächst Einzelbeiträge und Proben aus den veröffentlichten Büchern zu einer dritten Auslese der Jahre 1904 bis 1909 zusammen, erkannte aber noch während des Druckes aus dem Zufluß neuer Erzeugnisse die Möglichkeit einer Fortführung der Blätterfolgen und gab im Jahre 1910 die achte und neunte Folge zusammen heraus, indem er jener eine Anzahl früher Maximin-Gedichte beigab und sie wie vorher das GEDENKBUCH nur für den engeren Kreis seiner Freunde bestimmte.

Dieser Eingang, verbunden mit der „Vorrede zu Maximin", besagte deutlich, unter welchem Zeichen das kommende Jahrzehnt der Blättergemeinschaft stand: was nicht um diese Mitte kreiste, sank langsam von selbst zurück, was ihr zuwuchs, gewann immer reiner das dort geschaute Bild. Nicht als ob in Gedichten oder Prosen ausdrücklich davon die Rede sei! Außer den schon im GEDENKBUCH veröffentlichten Totengesängen Gundolfs und Treuges nehmen nur die drei Gedichte „Tag der Toten" und das Chorspiel „Die Geheimfeier" von Wolfskehl in der neunten Folge unmittelbaren Bezug auf das hehre Geschehnis. In den drei Gedichten taucht noch einmal die Erinnerung an die Kosmiker auf, an „die verlorene Zunft", die zu Asche gesunken ist. Die „Geheimfeier', sucht das Wunder der Gotterneuerung in einem schönen Gegenspiel von Knaben und Mädchen zu fassen. Zum ersten Male klingt hier wieder das Lob des lebengebärenden, des guten Todes auf, wie viele Lieder Maximins und des SIEBENTEN RINGS ihn versichtbart hatten.

Von diesem Wunder der Gotterneuerung sind die meisten Dichtungen

der achten und neunten Folge durchdrungen: es war als Keim in die wenigen älteren und die jüngeren Dichter gesenkt und eine heilige Scheu des Beginnes zwang sie eher davon zu schweigen als zu singen — selbst die Gedichte des Buches Maximin wurden nur äußerst selten in Gemeinschaft gelesen. Auch bei den Folgern Georges gab es keine plötzliche überirdische Erleuchtung, keine unerwartete völlige Umkehr des bisherigen Zustandes noch das Stammeln aus einer mystischen Versenkung und Verlöschung der Sinne, sondern ein langsames Wachsen aller Kräfte im neuen Geiste, ein schrittweises Ringen um Näherung an das schöne ernste Götterantlitz, das seit dem SIEBENTEN RING sichtbar und nennbar aus dem meisterlichen Werke schaute. Es galt auch keine Abkehr von der Welt, es sei denn von den häßlichen Auswüchsen und erstarrten Formen der Zeit, sondern eher ein neues Ergreifen ihrer Urgegebenheiten und ein tieferes Ergriffenwerden der gereinigten Sinne von den Gluten der Liebe und Ehrbegier. In den Beiträgen der jüngeren Mitarbeiter, von denen die jüngsten in den beiden Folgen nicht mehr mit Namen genannt sind, drückt sich wenn nicht immer am stärksten so doch am unmittelbarsten dieses Ringen um die letzte Nähe und dieses Ergriffenwerden von liebenden und wetteifernden Gewalten aus. Der junge Künstler, für den sich Rodins L'Age d'Airain nicht schön, nicht göttlich klar genug aus dem Steine hebt, zeichnet damit die Linie nach, auf der sich die Sehnsucht seiner eigenen noch dumpfblütigen Natur nach Befreiung und Erhebung von ihrer Schwere bewegt. (L'Age d'Airain, 8. Folge.) Sein Gespräch mit dem Bildwerk ähnelt dem des Meisters mit dem Schüler in dem Zwiegespräch „Der Absturz", das im Aufwerfen der quälenden Frage nach der eigenen Zulänglichkeit ein Beispiel für die geistige Sorge gibt, welche damals die jungen Seelen erfüllte. Daneben aber stehen dichterische Prosestücke wie „Das hohe Amt unserer Liebe" und „Priestertum der Liebe", in denen sich die leibliche Leidenschaft in einer rauschenden Unmittelbarkeit und heidnischer Offenheit ausdrückt, wie wenn verschlossene fast noch knabenhafte Münder unter dem liebenden Sturm aufbrechen und ihnen nur die höchsten Vorstellungen des Gottesdienstes genügen, um die Schauer der erschütterten Sinne auszudrücken. Wieder andere nahmen die Vorstellungen für ihre Ergriffenheit von der Gewalt der mittelalterlichen Minne wie Wolters in seinen eigenen und übertragenen Liebesliedern, oder von der Gestalt des antiken Eros wie Boehringer in seinen tief ergreifenden Distichen auf das Andenken Rudolf Burckhardts. Aber immer suchten diese persönlichen Ergießungen zu einem göttlichen Bilde der Minne oder des Minners vorzudringen und die tiefe Verbindung der beiden Gewalten Liebe und Tod, welcher man auch

bei ihnen begegnet, zeigt uns den dionysischen Grund an, aus dem ihre Gesänge stammen. Die unbedingte Bindung an den Gotterneuerer, der sie den Weg in die Bereiche des Mehr-als-Persönlichen gehen gelehrt, das Ringen um die Nähe Georges drückt sich in den Widmungen und Sprüchen dieser beiden in der tätigen Form der Anteilnahme an den kämpferischen Elementen des Meisters aus: in der Verwerfung der Gegenwelt, in der freudigen Bereitschaft zur Mitstreiterschaft, in der jubelnden Verkündung der Größe des neuen Reiches und seines geistigen Herrschers, mit welchem Namen Wolters zuerst in diesen Folgen die Gestalt des Dichters zu umgreifen suchte. Bei Boehringer wirkte sich die innere Bewegtheit außer im Gedicht noch unmittelbar in seiner Stimme aus, welche von allen die schönste für das Hersagen war und deren feurigmaßvoller Ton viel dazu beitrug, das Wunder der Dichtung in der Gemeinschaft der neuen Freunde reicher erblühen zu lassen.

In gleicher Richtung wirkten sich die Gedichte Wolfskehls und Gundolfs auf diesem Schauplatz neuer Kämpfe und Freuden aus. Wie die schon erwähnte „Geheimfeier" führen die beiden Mysterien „Sanctus" und „Orpheus" von Wolfskehl seine in den Leidensjahren erlangte Kunst des Feierspieles auf eine noch höhere Ebene mythischen Geschehens. Während das eine in den ewigen Sinnbildern Orpheus und Eurydike den Sieg des liebenden Dichters über die dunkelste Todmacht in Versen von unheimlicher Nachtklarheit verherrlicht, stellt das andre in unbenennbarem Ort und Raum die Sage der Erneuerung des irdischen Reiches an einem Kräftespiel von Führer und Volk, Erd- und Lichtmächten dar. Die Symbole vom Wimpelstab und Baum, Schwert, Mantel und Krone sind freilich in ihm fast deutlicher Erscheinung geworden als die Gestalten ihrer Träger, von denen nur das Volk und der verführende Magus fester umrissen sind. Doch durch alle Dunkelheiten scheint klar der eine Sinn: alle Kraft wird an Wachstum, Blut und Rache gemessen, auch der Bedeutende aber Unzulängliche fällt an der Wende der Zeit den Mächten der Tiefe als notwendiges Opfer anheim, durch das sie geweckt und gesättigt werden, aber die zulängliche Kraft des Berufenen und Geweihten besteht vor den ewigen Proben leichter Hand und durch sein bloßes Erscheinen fällt dem geheiligten Jüngling die Macht und das Reich und die Herrlichkeit zu. Seit Wolfskehl, als er fast schon an sich irregeworden war, durch den Meister den Gott erscheinen sah, wie das Gedicht „Berufung" sagt, war seine Sicht in den Kreislauf der ewigen Lebensmächte, ihres Blühens und Welkens noch tiefdringender geworden. Die dunklen Mythen von Weltenzeugung und Götterdämmerung umspielte sein Geist durch alle Zeiten unserer Erdgeschichte und rief in den „Legenden" und

den „Nirvana-Sonetten" ihr Grauen wie ihre Verheißung aus totem Wissen in gläubige Erregung. All diese Bilder des steigenden und sinkenden Lebens ließen uns das gegenwärtige Geschehen in seinen welthaften Tiefenräumen sehen und offenbarten auch dem leichteren Sinn die Wucht des geistigen Umschwungs dieser Jahre.

In Gundolfs zarten und manchmal noch in Zagheit versponnenen Liedern und Zwiegesprächen drückt sich der gleiche Vorgang durch eine Gegenüberstellung leichter und schwerer Seelen, sinnlich dumpfer und überheller Geister aus, die im Widerspiel um das menschlich und göttlich Echte miteinander ringen. Um das Bejahende deutlich zu machen, ruft er zugleich das Verneinende auf, um Grenze zu zeichnen die maßlose Begier, um das Glück des Glaubens zu bekennen die trostlose Einsamkeit der Gottentfremdung. Alles Heil und Unheil seiner schwebenden und sagenhaften Geister und Helden, seiner Ariel und Dryade, Arion und Kirke, Iskender und Asrafil, selbst die Verzweiflungsnacht eines Friedrich in Sanssouci sind aus dem Wissen um die „Zeitwende" geboren, sie stehen im Schatten oder Morgenrot des künftigen Tags und nehmen Recht oder Fall vom „Wandler und Beseeler" der neuen Welt.

Wir wissen schon, daß weder Verwey noch Derleth diese Sicht teilen konnten und doch fügen sich ihre Gedichte dem Gesamtmerkmal der achten und neunten Folge ein, weil sie als wahrhafte Dichter jene hohe Frömmigkeit besaßen, die auch über Zweifel und Freiheit und selbst in den Schranken einer erstarrenden Überlieferung an ein lebendiges Göttliches glaubt, mochte es der eine für bild- und leiblos, der andre für immer an e i n e Form gebunden halten. Verweys Gedicht „An Friedrich Nietzsche" besingt den dionysischen Trotz des tiefsten Gottleugners und letzten Gottsehners der Zeit, der am Versuch einer Zeugung seines Bildes zerbrach und dem vor die wahnen Augen die beiden Gründer irdischer Gottesreiche im Wettkampf ihrer Lehren treten: Apollon der Darsteller des Gleichen in den Tauglich-Schönen, Christus der Finder der Liebe zu allen, auch noch im Leide. Mit der offnen Frage, woran der große Zweifler starb, schließt auch Verwey sein Gedicht, aber es deckt in seinen kurzen dichten Strofen das ganze Doppelgesicht des Geistes auf, um das die europäischen und vor allem die deutschen Dichter und Denker kreisten und von dem unsere Theologen noch heute kaum etwas ahnen.

Seltsam genug, daß sich auch in den Gedichten Derleths dieses Doppelantlitz spiegelt: ein dionysischer Aufbruch glüht in ihnen durch die römisch-christliche Nüchternheit Augustins, eine antike Wildheit unter strenger katholischer Zucht. Eine auf große Wirkung gestellte Natur ohne Wirkungsmöglichkeit ist in ihnen doch einmal Erscheinung geworden.

Keine Wundergeschichte ist schöner und seltsamer als diese: Wie Derleth nach dem erwähnten Gespräch über ein gemeinsames Handeln an dem offenbaren Geheimnis des meisterlichen Wirkens vorübergehen aber dennoch dessen Winke folgen mußte und ihm freiwillig seine Gedichte für die Blätter gab. Er tat dies einige Jahre lang, bis er plötzlich sagte: „Ich mache keine Gedichte mehr. Ich würde sagen meine linke Hand wußte nicht was meine rechte tat". War es ein Almosen, das er gegeben hatte oder verbarg der Kluge stets Verhüllte unter dieser biblischen Geste des Almosengebens eine Enttäuschung, daß seine Gedichte nicht aller Blicke auf ihren Schöpfer gezogen, daß die Huldigung der Jugend dem blieb, der sie ruhig in seinen Kreis gezogen hatte? Jedenfalls war es kein Scherflein sondern ein unerhörter Reichtum, der in diesen 43 Gedichten der siebenten bis neunten Folge den Blättern geschenkt worden ist. Und einzig hier in dieser einen halbfreiwilligen Gabe wurde die ganze Dichte seines einsamen Lebens sichtbare Leuchte, seine strenge Führung heldischer Ruf, seine fromme Glut lebendig zeugende Macht. Diese Gedichte von metallischem Glanz und erzgefiedertem Klang, die heute noch kaum in Deutschland jemand kennt, zählen zu den kostbarsten Schätzen unseres Schrifttums. Sie bergen den Gehalt einer Seele, die in ihrem Zeitgefühl der Georges fast entgegengesetzt war, aber ihr glich in der Forderung heldischen Menschensinnes und in der Schauung gotterfüllter Welt. So eigengesetzlich diese Gedichte Derleths sind, es mußte die Sphäre des SIEBENTEN RINGS vorhanden sein, damit sie erzeugt werden konnten und wenn Derleth vielleicht daran gedacht hat, durch seine Strofen die Blätter zu sprengen, so mußte er bald erkennen, daß sein Wort und Ton schon dichterisch von dorther bestimmt war, daß es eine andre Form ein Urerleben in dieser Zeit zu äußern außer der Georges nicht mehr gab. Zwei Sätze, die er uns kurz vor dem Weltkrieg auf eine Anfrage schreiben ließ, bestätigten diese Einsicht auf seine kurze bündige Art: „Seine Meinung wolle er in die Worte zusammenfassen, daß George als einziger Heutiger die volle Magie des Wortes besitze. Er wolle dies in aller Wucht und Ausdehnung verstanden wissen".

Mit Verwey und Derleth kreuzen in der achten und neunten Folge auch andere Gefährten zum letzten Male die Blätter: Karl August Klein mit dem schönen Begrüßungsspruch für die siebente Folge und dem Trauergedicht „Die Verbannung", der Besiegelung eignen Schicksals, das noch einmal an die Folgerworte seines frühen Sendschreibens erinnert: „Der Schreiber dieser Zeilen sagt auch hierbei, daß er nie einen anderen Anspruch hat als diesen: der jungen Bewegung seinen Arm geliehen zu haben als nur wenig andre sich darboten". Dann Lothar Treuge und

Walter Wenghöfer, deren Schicksal uns noch beschäftigen wird: der erste mit zwei Oden und Proben aus den schon erschienenen „Huldigungen", welche die Höhe seines Könnens bedeuten, der letztere wie schon verzichtend mit Bruchstücken aus den „Tagen des Endymion" von noch verdüsterterem Ton als einst.

George selbst gab neben der Vorrede zu Maximin zwölf seiner Shakespearesonette, die ersten fünfzehn Gedichte aus dem STERN DES BUNDES, eine Auswahl der von Norbert von Hellingrath entzifferten Pindarübertragungen Hölderlins, Dinge, von denen wir noch im Zusammenhang zu handeln haben, und „Goethes letzte Nacht in Italien". Alle diese Beiträge atmeten den gleichen Hauch der gottverjüngten Welt, der auch die Dichtungen der Gefährten in diesen Folgen beseelte, ja in „Goethes letzte Nacht in Italien" verdichtet er sich zum ersten Male zu einer jener volkumgreifenden Zukunftsvisionen, die von nun an das herrscherliche Merkmal seiner Dichtung werden sollten. In sieben Teilen von je zwölf Zeilen, deren freie fünfhebige Fließung griechisches und germanisches Maß zu verbinden scheint, erhebt sich der Bau dieses ersten Gedichtes hymnischer Art und läßt die klassische Sehnsucht des deutschen Geistes nach südlicher Helle und hellenischem Menschtum in sieben großen Bildern aufflammen, wie sie dem größten Sehner Goethe beim Abschied von Italien vor die Seele treten. Der nächtliche Schwur des Paares vor dem Gottbild hat ihn schon dem geliebten Boden entrissen und traumhaft auf die Grenze zwischen Vor- und Rückschau gehoben. Alle brennenden Schmerzen des Verlangens nach schönerem Land und Menschtum, die er in der Heimat gelitten, alle bitteren Leiden der Abweisung und Verkennung, die er in der Heimat leiden wird, wenn er sein hohes „jenseit der Berge" erworbenes Gut in sie trägt, überkommen ihn in dieser Nacht, auf die er nach seinen eigenen Worten keinen ganz glücklichen Tag mehr in seinem Leben gehabt hat. Er weiß, daß der grübelnde Tiefsinn der Deutschen sich gegen die heitere Sinnenhaftigkeit antiken Menschtums, das er ihnen bringt, empören wird, er weiß, daß sie lieber noch ein Jahrtausend „wildester Wundergeschichte" und mystischer Verzückung folgen als die frohe Botschaft der Erde hören wollen, er weiß, daß er noch nicht die Macht hat wie die ursprünglichen Erdsöhne durch die jahrhundertalten Krusten der Zeit bis zu den „Müttern" vorzustoßen und den „Hüterinnen" die Formel des neuen Lebens zu entreißen. Er wird im letzten entsagen müssen, doch unter tausend Formen wird er den Kindern des Nordens den Strahl des südlichen Lichtes verkünden, bis sich ihnen entschleiert

zauber des dings — und des leibes, der göttlichen norm.

Im letzten Bild läßt George mit seinen Augen den entsagenden Genius

in das Fernenland schauen, wo sich die Bilder seiner Hellenensehnsucht im eignen Volk und Land erfüllen und auch die Früchte seiner Heldenarbeit reifen: einen seligen Augenblick lang schließt das erhabene Paar die Kluft zwischen deutschem Traum und deutscher Wirklichkeit, und der dieses Gesicht als Ahnung vor der Seele des Brudergeistes aufsteigen ließ, hatte den Beginn seiner Erscheinung schon erfahren.

3. KAPITEL: ANTIKE UND CHRISTENTUM

ES ist eine ewige und unerklärliche Mitgift des deutschen Volkes, daß es bei jedem Erwachen sich der Griechen erinnert, als wäre das in ihm Ungeborene, das es künftig darstellen soll, schon einmal in erreichbarer Form dargestellt gewesen und als müßte es an diesem stufenweise sich enthüllenden Vorbild zu seinem Eigensten reifen. Immer aber war dieses Erinnern zugleich eine Abwehr der seit Jahrhunderten in Gefühl und Blut übergegangenen christlichen Formen, ein geistiger Kampf, der im 19. Jahrhundert sein Ende zu finden schien, als die gegnerischen Kräfte an der „unschädlichen Wendung" ins reine Wissen erlahmten.

Da rief Nietzsche, der als letzter in unseren Jahrzehnten die Doppelheit durchlebte, den Kampf noch einmal auf, aber nicht als ein Sichmessen der Gegenkräfte, sondern — und darum mit Recht der erste „Antichrist" — als ihre äußerste Entzweiung: die Antike lieben und sie leben wollen hieß für ihn das Christentum hassen und vernichten wollen: Dionysos gegen den Gekreuzigten blieb sein letzter Ruf. Er nahm wie keiner teil an dem letzten großen christlichen Endrausch der Philosophie und Musik, aber er wollte keine Versöhnung zwischen Antike und Christentum, wollte kein Einschläfern der Gegenkräfte der Welt in Lebensverneinung noch Liebesversenkung, ihm genügte weder das klassisch-humane noch das romantisch-mythische Hellas, sondern das im hellen geschichtlichen Raum erkennbare der großen Weisen, Dichter und Täter: das heldisch-tragische Hellas, das er aus dem dionysischen Leidensgrund emporsteigen ließ. Gegen das lebenverfälschende seelenversklavende Leid und die leibverzehrende übersinnliche Lust des Christentums rief er das heroische Leid und die heroische Lust des frühen Griechenlands auf, die nahtlose Einheit seines Menschtums mit allen Schauern und Freuden der göttlichen Natur, seine volle Bejahung irdischer Qualen und Wonnen um des höchsten männlichen Glückes willen um das Siegesgefühl des harten geschmeidigen adligen Menschen im Wettkampf mit seinesgleichen. Den griechischen Agon hatten die Klassiker als Bildung des schönen und kräftigen Leibes gesehen, Nietzsche sah in ihm

die tiefste Weltkraft der Hellenen, aus der alle Bildungen der Künste, alle Formen der Staaten, ja ihr ganzer göttlicher Kosmos hervorgegangen war, einer Kraft die sich in der ewigen Entgegensetzung zweier Weltkräfte darstellt und die nach seinen Worten die einzig wirkliche Wesenheit des kosmischen Geschehens ist: „Die Dinge selbst an deren Festhalten und Standhalten der enge Menschen- und Tierkopf glaubt, haben gar keine Existenz, sie sind das Erblitzen und der Funkenschlag gezückter Schwerter, sie sind das Aufglänzen des Siegs im Kampf der entgegengesetzten Qualitäten". So erschien in seiner Sicht nach der äußersten Entzweiung von Antike und Christentum im deutschen Wesen eine neue Einheit kämpferischer Kräfte: die weltbildende Macht des Wettkampfes, die in Hellas schon einmal in aller Herrlichkeit erschienen war und ihrer Wiedererscheinung in einem neuen heldischen Dasein harrte.

Nietzsche hat dieses Dasein wohl geschaut, aber nicht wiederschaffen können, dazu bedurfte es eines Menschen, der selber Träger der streitenden wie liebenden Kräfte eines heldischen Lebens war, dessen Werke nicht aus dem Haß sondern der Fülle der Habe geboren, durch den der Traum unserer Väter Fleisch und der geistige Kampf der Sehnsucht in den leiblichen der Erfüllung überführt wurde: auf dem neu gesichteten ewigen Grund mußte einer, der alles Erbgut in sich trug, die Gottwelt aus eigenem Samen zeugen. Den jungen George hatten die unbewußten antik-christlichen Überlieferungen noch genährt, da die Reformation die katholische Kirche an Rhein und Donau wohl verwandelt aber nicht überwunden hatte, die bewußten Kräfte der „Wiedergeburt" hatten seine weltlich-humane Bildung noch geformt: so fanden diese Gegenwelten zum ersten Male ihre Vereinigung in einer großen deutschen Seele als unsere Not am größten war. Denn als er seinen Weg begann war das deutsche Bild von Hellas in den wenigen Trägern des klassisch-romantischen Geistes zwar vertiefter als je geworden, aber der geistige Weltbau der Deutschen selbst lag in Trümmern vor ihm und was noch dürftig hielt sollte bald stürzen. Alle Kräfte der Auflösung waren entbunden, schwollen immer höher an und der strahlende Hort unseres geistigen Erbes drohte im Strom zu versinken, als der eine Heile das ganze Unheil der Zeit durchschritt: von all ihren Giften bespritzt, von all ihren trüben Wirbeln bedroht und doch gegen alle Bitternisse und zehrenden Säuren gefeit. Der ein Kind seiner Zeit und doch der erste jenseits ihrer Nöte und Süchte war, hatte als Leidender alles, als Schaffender nichts mit ihr gemeinsam. Bei empfindlichster Berührung mit allen ihren Gefahren und Gegnerschaften stand er doch als Dichter in der äußersten Entfernung von ihr und griff in ihre Geschicke erst ein, als er durch den fernsten Flug seine Schöpfung vollendet hatte. Aber auf dem

ganzen Wege von den HYMNEN bis zum SIEBENTEN RING lagen für ihn die Gefahren und Gegnerschaften nicht im christlichen Raum wie bei Luther und Friedrich, Goethe und Hölderlin und noch bei Nietzsche, ja selbst bei den eigenen Gefährten wie Verwey, Derleth und den Kosmikern, in denen der uralte Kampf zwischen Antike und Christentum ausschwang. In George war der Gegensatz aufgehoben und selbst die Entzweiung unwirklich geworden. Er hat das Christentum weder gehaßt noch bekämpft, aber auch nicht zu erneuern versucht, er hat die Antike geliebt, aber weder zurückgerufen noch nachzuahmen versucht: er ist weder ein christlicher noch ein antiker, sondern der neue deutsche Mensch unserer Tage, der als erster einen Boden außerhalb der beiden Weltreiche schuf und sie vom selbstgeschaffenen Grund als geistige Erscheinungsformen des ewigen Menschen überschaute. Was an hohen menschlichen Werten durch katholische und humanistische Überlieferung und Bildung noch lebendig war, ist samt dem dumpferen Bluterbe von Geschlecht und Scholle in sein Werk eingegangen, was an toten Einrichtungen und toten Stofflichkeiten sich aus jenen beiden Bereichen um ihn häufte, hat seine Schöpferhand nicht berührt.

Er stellte dar was seiner Natur und Entfaltung eingeboren war: den Menschen in der ungebrochenen Einheit und Fülle seiner welthaften Kräfte, als Wesen das die Welt in seinem Erdentag beschließt und sich in ihm vollendet. Aus diesem innersten Kerne seines Selbst erschien ihm freilich alles christliche Menschtum als ein strebend-unvollendetes, das im Zwiespalt zwischen Leib und Seele, vergänglichem Diesseits und ewigem Jenseits, ungöttlicher Natur und stofflosem Gott niemals in diesem Dasein die ganze Erfüllung der Liebe, niemals die volle Wucht des gegenwärtigen Augenblicks, niemals die ganze Blüte der Schönheit, niemals die dichte Vollendung der heldischen Tat erreichen kann, sondern mit der größeren Hälfte des Kräftebogens immer außer dem Leibe, außer Zeit und Ort, außer Werk und Geschehen in einem Andern, Unendlichen, Überweltlichen, in einem unfaßlichen und unsichtbaren Draußen steht, dem alles Sehnen gilt und vor dem die irdische Hälfte nur leichter Staub, Sünde oder Werk des Satans ist. Im antiken Menschtum dagegen sah George die ihm tief verwandte Art: das runde alle Mächte der Welt in seiner Gestalt beschließende Wesen, das sich hier vollendet, hier seine Würde und Seligkeit, seine Größe und Schönheit findet und drum nicht in der entäußernden Hingabe des Selbst, sondern in der Gleiches im Gleichen schaffenden Zeugung die weltdurchglühende Liebe sah: den Eros, der jenes einzige Miteinander des göttlichen Menschen und menschlichen Gottes schuf. Da war kein Zwiespalt zwischen irdischem Wandel und himmlischem Sein der Seele, sondern die

Fülle der Ewigkeit lag im fruchtbarsten Nu der Gegenwart und die ewige Schönheit erschien als geschöpflicher Zauber, als vollkommenstes Werk, als tiefste Schau, als herrlichster Sieg: als göttliche Gestalt der Dinge und Leiber.

Mit diesem Sein und Schauen vertrat George das ganze geistige Erbe des Kampfs zwischen Antike und Christentum, er konnte es retten weil er mit gleicher Wesensart die neue Schöpferkraft verband, als sich die letzte Spannung beider Welten löste, als die christlichen Werte erlahmten und die an ihrem Gegensatz erwachsenen weltlichen Kräfte mit ihnen zu zerfallen drohten. Denn wohl hatten die großen europäischen Geister versucht das Übersinnliche wieder mit dem Sinnlichen, das Göttliche mit dem Irdischen zu vereinen, wohl hatte der große Staufer göttlichen Ursprung und göttliche Weihe wieder für den Staat gewonnen, wohl war Dante mit seinem Menschenleibe durch alle Sphären des Jenseits bis zur höchsten Gottheit gewandert und hatte das oberste Licht in die Dichtung gesenkt, wohl hatte Meister Ekkehart auf der umgekehrten Bahn der Verinnerlichung die Seele bis zur Gottgleichheit gesteigert und das einheitliche Sein geschaffen, wohl waren in den folgenden Jahrhunderten Erdenlust und Sinnenfreude gewachsen, hatte der verfemte Zauber der Natur seine begeisterten Schwärmer, hatten die Körper und Kräfte ihre bohrenden Forscher, der Aufbau der stofflichen und geistigen Welt seine kühnen Denker und die Regelung des geselligen Lebens ihre Neuerer und Täter gefunden. Der Strom eines neuen Erdenglaubens durchflutete alle Künste und Wissenschaften, alle Fahrten und Taten, alle Wünsche und Leidenschaften und die Religion der Menschlichkeit, an den Denkmälern der Alten genährt, durchglühte die edelsten Herzen und befeuerte ihre Kämpfe um das neue Heil der Erde wider die christlichen Verzicht- und Jenseit-Gewalten. Aber über all diesem Ringen schien ein Vergebliches zu liegen und die eine Gewalt sich an der anderen zu erschöpfen, das Geheimnis des Christentums entleerte sich und das der Antike wollte sich nicht erschließen. Die offnen Qualen in Michelangelos Dämonen, die sternlose Größe der Shakespearschen Helden, der schweigende Verzicht der Goetheschen Gestalten, der Hohn der Zweifler und die wilden Flüche Nietzsches besagten nur das eine: daß ein Letztes Ungelöstes über dem Dasein lastete. Das Sinnen- und Erdenreich wurde erobert aber nach der Sprengung der Fesseln und der Aufklärung der Nacht blieb es entweiht, entheiligt und entgottet zurück und statt der Himmel durchstrebte der ernüchterte glaubenslose Mensch die Unendlichkeit einer entseelten Stoffwelt, die Dürre einer mächtelosen Begriffswelt, die öde Leere einer Betriebs- und Wirtschaftswelt, die wachsende Häßlichkeit einer entwürdigten entgöttlichten Natur: er selbst nach dem jahrhunderte-

langen Ringen der häßlichste unadligste und gemeinste in seiner Erscheinung, seinem Tun und Bilden von allen Brüdern antiker und christlicher Zeit.

George stritt daher nicht gegen das Christentum, sondern gegen die Verderbnis des weltlichen Menschen und damit zugleich um sein Erbe. Ihm waren die Kräfte gegeben, die Sinne und Leidenschaften zu reinigen, den Stoff zu beseelen, das Leben zu weihen, den Gott im Menschen zu zeugen und so das Geheimnis der Einung des Irdischen und Göttlichen zu erneuern. Von Beginn an hatte sein liebender Blick auf der brüderlichen Weltgeburt der Hellenen geruht, aber jetzt erst, als er zum ersten Male selbst die ganzen Kräfte im vollen Kreis der Liebe beschlossen, als er wahrhaft den Gott verleibt und wahrhaft den Leib vergottet hatte, rührte er an das verwandte Geheimnis antiker Ahnenschaft und rief „das hellenische Wunder" zum Zeugen seiner Weltschau an: „Wenn unsere führenden Geister, voran Goethe, sich vor dem hellenischen Wunder niederwarfen und die griechische Kunst, besonders die Bildwerke als höchstes Ziel betrachteten", so heißt es in der neunten Folge, „so muß dahinter mehr verborgen sein als die Erklärung, daß südliche Heiterkeit und wohlgefällige Form sie so eingenommen hätte, daß sie darüber sogar die Kräfte und Leistungen ihres eignen Volkes gering geschätzt. Sie kamen vielmehr zur Erkenntnis, daß hier für die ganze Menschheit ein Unvergleichliches, Einziges und Vollkommenes läge, dem nachzueifern alles aufgeboten werden müsse, und daß die Bestrebungen des so geliebten Fortschritts vorerst einmal in diese Bahn zu lenken seien. Verglichen mit den Griechen mußten ihnen die Leute des eigenen Volkes trotz all seiner gewaltigen Gaben fast wie Zerrbilder vorkommen. Freilich verlangten diese führenden Geister nicht ein äußerliches Nachahmen das zu dem gerügten Klassizismus führte, sondern eine Durchdringung, Befruchtung, eine heilige Heirat. Alle Erläuterungen weshalb sie die Griechen in solcher Höhe sahen, alle Untersuchungen welche ganz besonderen inneren Beschaffenheiten und äußeren Umstände gerade diesen Insulanern den Vorrang vor allen Völkern verschafft hätten, reichen nicht aus. Hinter den Erklärungen geschichtlicher, schönheitkundiger und persönlicher Art liegt der Glaube, daß von allen Äußerungen der uns bekannten Jahrtausende der griechische Gedanke: ‚der Leib, dies Sinnbild der Vergänglichkeit, DER LEIB SEI DER GOTT' weitaus der schöpferischste und unausdenkbarste, weitaus der größte, kühnste und menschenwürdigste war, dem an Erhabenheit jeder andre, sogar der christliche, nachstehen muß".

Von der so gewonnenen Höhe der Sicht sah er Antike und Christentum nicht „als geschichtliche ein für allemal dagewesene überwundene Zu-

stände" sondern „als Urseinsformen, die nur von ihrer höchsten sinnbildlichen Gestalt den Namen bekommen haben", als ewige Bilder des Geistes an deren gewaltiger Größe das wache Auge erschlaffte Zeiten messen und lernen muß, lebendige und tote Gegenwart zu scheiden. In noch schrofferer Abwehr als bisher trennte der Dichter in den Einleitungen und Merksprüchen der achten und neunten Folge seine Welt von der gepriesenen des Fortschritts und der Scheinerneuerung ab, die schon Verbesserung auf Verbesserung häufend an sich selbst zu zweifeln anfing, „als ob in dieser bestgeordneten aller Welten ein Wesentliches nicht versorgt sei und ein Edelstes verloren gehe". Er wußte, daß weder die platten Lehren des Materialismus noch die Deutelkünste einer angewandten Mystik, weder ein Sich-Verlieren an das Grobstoffliche noch ein Sich-Verflüchtigen im Stofflosen helfen konnte, sondern ein frommes, tätiges Innestehen in gotterfüllter Welt, wie es die Weisen und Dichter des Altertums und sich an ihnen messend die großen weltlichen Dichter christlicher Zeit gewiesen hatten. Ihr Erbe wahrend rief er sie selbst zu Kronzeugen seiner neuen Herrschaft und zum Geleit des neuen weltfrommen Menschen auf.

4. KAPITEL: DIE KRONZEUGEN

ALS am deutschen Strome der Ruf „Hellas ewig unsre liebe!" und die sehnsuchterschütterten Strofen über die „rötlichen urnen" und den „heiligen marmor" erklangen, hatte die bergende Erde unter den Händen der wissenschaftlichen Ausgräber, letzter Nachfahren der lebendigen Erwecker, die Götter- und Jünglingsstatuen hellenischer Frühzeit wieder hergegeben: den Apollon, den Venusthron, den Athener Efebenkopf und andre, an denen der Geist des Dichters seine schönen Geburten nährte, bis er selbst im deutschen Land den schönen jungen Gott gebar. Wir haben gesehen, wie unter dem frischen Anhauch das klassische Erbe in eigentümlicher Weise aufgerufen wurde, indem George selbst und die Dichter der Blätter seine Bilder als Sinnbilder des eigenen Erlebens in den Strom der erneuerten Sprache tauchten und an der verwandten Fühlung der Griechen die eigne deutsche zu stärken suchten.

Jetzt nach der Neugeburt des Göttlichen rückten auch die großen Sänger und Preiser des männlichen Minners, des weltschaffenden Eros, Pindar und Platon, Dante und Hölderlin in dichtere Nähe und die vom gleichen Drange Ergriffenen erfaßten jetzt erst ganz das hohe Spiel der geistigen Zeugung im Leiblich-Schönen, der heldischen Geburt aus der schöpferischen Liebe. Das Geheimnis der geistigen Zeugung ist so groß wie das der

leiblichen, und ebenso wunderbar wie die Geburt des Genius aus der Paarung schlichter Eltern dünkt uns, daß der Dichter aus seiner Liebe zu einem Geliebten oder einer Geliebten die Gestalt eines göttlichen Wesens, seines irdischen Helden oder seiner himmlischen Verklärten gebiert und ins ewige Wort bannt. Beides sind Geburten ohne Willkür, unberufbar und undurchschaubar. Jedesmal aber wenn an den Wendezeiten ein solcher kommt, der für seine Liebe das lebengestaltende Wort beherrscht und zugleich als Person, als Meister und Freund in lebendigen Leibern und Seelen zu zeugen vermag, sie umschafft und aus Erweckten zu Wiedererweckern wandelt, horchen die ewigen Mächte auf und rücken die großen Geister der Jahrtausende nahe. Denn ein Uranfängliches bricht auf und ein neues Götterantlitz erscheint in der Zeit. Er aber schaut von Gipfel zu Gipfel und ruft die früheren Künder der großen Liebe zu Bürgen seines Tuns und seiner Gesichte an, denn seine Einsamkeit ist groß unter den Menschen, die sich gern vom kleinen Glücke fristen und den erschütternden Blick in die Fülle des Daseins scheuen.

So sehen wir George in der achten und neunten Folge neben die Gedichte Maximins die Sonette Shakespeares neben die ersten Gedichte aus dem „Stern des Bundes" die Gesänge Pindars in der Übertragung Hölderlins und zu gleicher Zeit die erste Sammlung seiner Dante-Stellen veröffentlichen, als bestellte er die drei großen Namen zu Wächtern seines jungen beginnlichen Reiches.

Pindar war ohne Wirkung auf unsere Dichtung in christlicher Zeit, in der der Hymnus nur dem übernatürlichen Gotte, seiner Mutter und den Heiligen erscholl. Der Preis leiblicher Helden und Sieger hatte keinen Sinn für eine Welt, nach deren Glauben der Preis und Lohn für irdische Taten erst im Jenseits lag und nur der unsterblichen Seele galt. Erst mit der inneren Wende und Wiedergeburt wachte auch die Begierde nach Triumph- und Ruhmliedern auf, erschien Pindar wieder und suchten die europäischen Dichter ihn für ihre eigenen Sprachen zu gewinnen, am spätesten die Deutschen, die nach dem Erschlaffen der lateinischen Hymnen der Kirche den Seelengesang im deutsch-protestantischen Kirchenlied weiterschwangen. Erst als Klopstock aus dieser Sphäre den gewaltigen Flug zum weltlichen Gottes- und zugleich Freundeshymnus gewagt, als Winckelmann die Geburt der Heldenleiber aus der Freundesliebe verkündet und mit der größeren augenhaften Fähigkeit zugleich die sprachlichen Mittel sie auszudrücken gefunden hatte, als endlich der junge Goethe mit noch erhabenerem Flügelschwung ihm auf diesen Bahnen gefolgt war, waren geistiger Raum und sprachliche Mittel für einen deutschen Pindar gegeben und neben tüchtigen aber unzulänglichen Versuchen schenkten uns Herder, Wilhelm v. Hum-

boldt und Friedrich Thiersch ihre schönen Übertragungen der Siegeslieder. Sie waren getragen vom Atem der deutschen Klassik, dem großen Atem des Erwachens schöner frommer Weltlichkeit. Aber wieweit war ihre deutsche Wirklichkeit noch von der Erdenherrlichkeit des Griechen entfernt, welche Abgründe klafften zwischen ihren allegorischen „Göttern Griechenlands" und den allgewaltigen Mächten der Natur, zwischen ihrem humanen Weltbürgertum und den antiken Kräften von Volk und Vaterland, zwischen ihrer fast privaten Freundesliebe und der staatlich-männlichen Zeugung in Knaben und Jünglingen, — Dinge die wir nur als fernen Mythos erfuhren und auch im einzigen Heros der Zeit nicht voll verwirklicht sahen. Einzig in Hölderlins Seele hatten sich die Klüfte geschlossen und rauschte die deutsche Götter- und Freund- und Heldenhymne mit ungebrochenem Siegesjubel aus der Lust seiner Einsamkeit in den Traum seiner Zukunft. Einzig in Hölderlin fanden daher auch Pindars Hymnen, trotz aller Verstöße, die er dem Wortverstande nach beging, den ihnen ebenbürtigen Rhythmus, die unvergleichliche Dichte von Gehalt und Ton, die Einheit von dichterischem Schauer und heldischer Wirklichkeit.

Aber wie seine eignen, so gingen auch seine Pindarhymnen nicht in den Leib unseres Volkes ein und die alles kennende Wissenschaft des 19. Jahrhunderts kannte sie nicht einmal. So ruhten sie in der Verschlossenheit, während das hohe klassische Gut nicht vermehrt sondern verschlissen wurde und wie hundert andere Bereiche auch das der Pindarübertragung in jener Zeit bei wachsenden Erkenntnismitteln ein stetiges Verflachen des dichterischen Wissens, ein immer schlimmeres Verdünnen des heiligen Sinnes, ein völliges Verkennen der großen Haltung des göttlichen Hellenen zeigte. Wer verstand noch was Herder einst von ihm sagte? „Priester der Adrastea! lehrender Bote der Götter, Pindar, wie erquicken deine Gesänge! wie ermuntern und erheben sie den Jüngling! Entrissen fühlt er sich in dir seiner namenlosen trägen Zeit, seinem götter- und heldenleeren Stamm entrissen, unter Jünglinge versetzt die ein Vaterland, die Gefühle der Ehre hatten, die auf der Bahn seines großen, ja göttlichen Ruhms nach dem Muster großer Vorbilder oder Vorfahren Körper und Geist tonmäßig zusammen übten. In dir sieht er ihre schönen Glieder, hört ihre hohen Gesinnungen von dir, edler Herold, die du ihm bald als einen güldenen Becher voll stärkenden Weins, bald als eine heilsame obgleich bittere Arzenei darreichst. Dem Müden wird deine Lehre ein erquickendes Bad, da er in deinen Geschichten zwischen Bildsäulen und Bildern wie in einem Königspalast wohnt. Und am Ende der Laufbahn stehen immer Herkulessäulen mit der Aufschrift: ‚Bis hierher! Strebe nicht weiter!' Ungemein fern sind die von Pindars wahrem Geiste und seiner tiefen Einsicht, die ihn, nachahmend

oder erklärend, für einen unbesonnenen Stürmer, für einen trunkenen tollen Schwärmer halten. Sein Gang ist fest und kühn, der Plan seiner Oden ist Gebäuden gleich so tief und groß angelegt, seine Bilder sind so erlesen, die Pfeile seines Gesanges treffen so kühn, daß wie schon Horaz aus eigener Erfahrung meldet, diesem Dädalus nachzufliegen ein Wagstück sein möchte. Ihn hebt und treibt Himmelsluft und in ihr sein eigener, nicht stürmischer aber starker und erhabener Geist. — Pindar als ein Held des Gesanges, weckt und führt zum Ruhm, er singt Griechen, die von Helden und Göttern entsproßt waren, er bildet und schafft Helden."

Unter dieser Sicht taucht er im Kreis der Blätter mit den Hölderlinschen Übertragungen wieder auf, von denen der junge Norbert v. Hellingrath im Jahre 1910 die erste Ausgabe im Verlag der Blätter besorgte, und George, der Meister im Liede der Freundschaft und des Heldentums, der Ahnenfurcht und des Gottespreises kündete mit der Berufung des Doppelgestirns Pindar—Hölderlin den neuen kommenden Hymnensang der Deutschen an. Wo kaum noch die Schatten der großen Namen standen, hat er sie wieder mit Leben erfüllt und von seinem Blute trinken lassen, daß sie leibhaft unter uns traten und die Glut der Jugend sich an ihnen entzünden konnte. Wie der Mensch sich sieht, so sieht er die Welt: mit dem Zerfall des antiken Heroenbildes stürzte der gestaltige Kosmos, mit der Auflösung des christlichen Heiligenbildes der Himmel der Seele ein, und was in den Werken dieser hochzeitlichen Alter an ewigem Menschtum verfangen ist, versinkt in leere Vergessenheit oder verblaßt zu schalem Wissensstoff, wenn nicht ein neues Feuer in den Herzen angefacht wird, das es begeistert ergreift und wieder in den Kreislauf des lebendigen Blutes überführt.

Dante war gewiß nicht so verschollen wie Pindar, aber er war vielleicht noch weniger als wirkende Gewalt im deutschen Geiste lebendig als dieser und die brennenden Atome seiner unauslöschlichen Gedanken, um an ein Wort Shelleys zu erinnern, lagen noch verdeckt in den Aschen ihrer Geburt, schwanger mit einem Blitze, der noch keinen Leiter gefunden hatte. Denn wen berührte das adlige Manntum des Florentiners, wen stachelte seine unerbittliche Strenge, wen berauschte sein licht- und raumbezwingender Schöpferstolz? Ein Halbjahrtausend waren wir an ihm vorübergegangen. Unsern Aufklärern im 18. Jahrhundert war schon sein Stoff zu abergläubig und finster gewesen, unsere Erneuerer und humanen Klassiker scheuten zurück vor dem straffen staatlichen Weltbau seiner Katholizität und mieden die dunkle Furchtbarkeit der christlichen Unterwelt mit demselben Schauder wie den Tod- und Leidensgrund der Antike. Noch Goethe stand, zwar ehrfürchtig vor der großen „Natur" des Florentiners aber fremd vor der „abschreckenden Großheit" und den undurchdringlichen Finsternis-

sen seines Werkes. Die Romantiker freilich erspürten gerade hier ein ihnen Verwandtes, tauchten mit süchtiger Neugier in die Qualen der Hölle ein und gaben diesem Bereich in A. W. Schlegel den ersten dichterischen Übersetzer. Aber das Chaotisch-Aufgewühlte und Gegenweltliche, das sie als Wesentliches anzog, war nur ein fest und willkürlos in das große Rund des Danteschen Reiches eingeordneter Teil und gerade die sichtbare Gesetzlichkeit, die unerbittliche Strenge und südliche Leiblichkeit seines Baues und die Leidenschaftlichkeit seines Staatsgefühls blieben ihnen fremd und unerreichbar. So weckten sie zwar den Anteil der Deutschen an Dante, der im 19. Jahrhundert von Gelehrten und Schriftstellern mit Eifer erforscht und mit liebendem Ernst übertragen, aber nicht als geistiges Gut für unsere Dichtung gewonnen wurde. Erst der ebenbürtige Dichter, der noch aus dem bewahrenden Schoße der katholischen Kirche kam und zugleich das weltliche Erbe der Dichter, Denker und Täter dieses Halbjahrtausends in sich trug, konnte die undurchdringliche Einheit der Dantesken Kräfte, die plastische Gestalten- und Gebärdenschöpfung bei höchster zartester Durchgeistigung ganz erfassen, erst der selbst seiner Muttersprache neues Feuer und neue Formen gab und wie jener aus den Barbarismen sie aus Verwahrlosung und Verwilderung zum meisterlichen Werkzeug läuterte, konnte die Glut und Dichte des fernen Schöpfers spüren, erst der einsam mit seinen fordernden Gesichten mit dem gleichen unerbittlichen Willen im Verehren und Verwerten vor einer Widerwelt von größerer Wirrnis, wilderer Zersplitterung als der Dantes stand und aus den tiefsten Schatten in die Helle funkelnden Lichtes stieg, konnte den hohen Ton der göttlichen Komödie ganz umgreifen und die Vermählung zweier Zungen von solcher Ferne und Fremdheit wagen. So sehen wir im TEPPICH DES LEBENS, dem Raum des strengsten dichterischen Baues, den Namen des großen Florentiners zuerst erscheinen und seit der Jahrhundertwende Georges Übertragungen wachsen, die zunächst nur umfaßten, was seine Seele am innigsten aus dem Riesenwerke berührt hatte: die Erscheinung des Dichters als des Leidenden und Liebenden unter Dichtern, Gefährten und Führern, die strahlenden Gesichte des irdischen Paradieses und der lichtflutenden Himmelsrose. In „Dante und das Zeitgedicht" spiegeln diese Sinnbilder Dantes das eigene Ja und Nein Georges zum Welt- und Zeitgeschehen wider und seherisch ist schon das Kommende in die Gleichläufigkeit ihrer Schicksale einbezogen. George teilte mit der Gleichheit des geistigen Schicksals und Ranges zugleich die verwandte sprachliche Formkraft mit Dante: die vom Katholizismus genährte hieratische Strenge, die klare bis auf den Grund ehrliche Eindeutigkeit der Bilder, die geschlossene Gesetzmäßigkeit im einzelnen wie gesamten Aufbau, die südliche Helligkeit und leibhafte Dichte, die un-

zersetzte Sicherheit des heldischen Antriebs und die mitreißende Gewalt des seherischen Fluges. So war er durch Rang wie Verwandtschaft und durch die Schicksalsstunde, in der mitaufkeimte, was Dante an ewigen menschlichen Werten ausgesät hatte, der berufene Verdeutscher Dantes. Er hat durch mehrere Jahrzehnte, soweit das eigne schöpferische Tun ihm Raum ließ, sein großes Können und seine unbeugsame Beharrlichkeit an die Übertragung der Gesänge gesetzt, die ihm für uns die lebennächsten deuchten. Er dachte nie, wie es im Vorwort der ersten öffentlichen Ausgabe (1912) heißt „an einen vollständigen Umguß der Göttlichen Komödie: dazu hält er ein menschliches Wirkungsleben kaum für ausreichend". Was er aber fruchtbar zu machen glaubte, ist „das Dichterische, Ton, Bewegung, Gestalt: alles wodurch Dante für jedes in Betracht kommende Volk (mithin auch für uns) am Anfang aller neuen Dichtung steht". Daß hier ein Meister sich im andern bekennt und mit jedem Wort der verwandten menschlichen Haltung Ausdruck geben will, läßt die Übertragungen als eine verjüngte Schöpfung erscheinen, in der die Nähe der sprachlichen Fügung zugleich eine menschliche Nähe bedeutet. Darum sind Wort und Gebäude so neu, weil sie im alten Meister die Lebensführung des gegenwärtigen mitverdeutlichen und jede Wucht und Biegung der alten Sprache von heutigem Leben erfüllt worden ist. George übernahm die Terzine mit allen Schwierigkeiten in ihrem schweren Fluß und vollen Wohllaut, behielt das Satzgefüge in seiner strengen Bauart und rhythmischen Gliederung bis in jede herbe Wendung bei, gab dem Vers die gleiche Dichte des Sinngehaltes ohne Füllsel und matte Aushilfen, den Bildern die gleiche Linienreinheit und räumlich klare Tiefe, der Haltung und Bewegung der Gestalten dieselbe adlig sichere Wucht und ruhige Vornehmheit und jenen Menschenstolz, der auch im Grauen der Verdammnis und im Glück der Seligkeit seiner Würde nichts vergibt. Es ist ein neugeborener Dante, dessen eherne und erhabene Sprache durch George in die deutsche Sprache eingegangen ist und sie in Ton und Fließung mit einer ruhigen königlichen Harmonie erfüllt hat, die bisher unserem Mutterlaute unerreichbar schien.

Am wenigsten von den großen Bürgen war Shakespeare dem deutschen Geiste fremd geblieben. Es bedarf, vor allem nach den Werken Gundolfs, keines Wortes darüber, wie tief sein Wesen seit beinah zwei Jahrhunderten auf uns wirkte und mit jedem Wechsel unserer geistigen Lage sich neue Kraftströme aus der unerschöpflichen Welt seiner Dramen in unsere Seelen ergossen. Indem die Romantik Shakespeare durch die Schlegelschen Übersetzungen als ein sprachliches Gesamt das heißt als geistige Einheit für die Deutschen wiedergebar, hatte sie, hierin die Erbin Goethes, sich selbst überwunden und den grenzenlos-schweifenden, märchenhaft-

flutenden Seelenzauber, den sie in Shakespeare liebte, in eine feste weiterwirkende Gestalt gebannt und einem Jahrhundert deutscher Dramenerzeugung und Shakespeareforschung den Weg bereitet. Diese Nachfolge Shakespeares teilte am Ende des Jahrhunderts das Los der Klassik und Romantik im Epigonentum und Naturalismus und gerade vom sprachgewordenen Feuer seines Geistes ging auf dem Theater auch der letzte Funke verloren: seine Dichtersprache wurde vom Schauspieler verfratzt und verzerrt und blieb auch im aufgeschmückten Rahmenapparat nach der Jahrhundertwende bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt. Kunstschulung und Wissenschaft vergaßen trotz Nietzsches erschütternden Sichten in die leidenschaftliche Tiefe des „Renaissancemenschen" Shakespeare vor den technischen Fragen der dramatischen Gestaltung das dichterische Gebilde und den Dichter. Er wurde erst wieder sichtbar an dem neuen Weltbilde das George schuf, und gerade im Mittelpunkt seines Dichtertums. In einem war Shakespeare dem ganzen Jahrhundert ebenso fremd und unerlebbar wie Dante geblieben: dort wo er nicht der Dramatiker, der Türmer großer Schicksalsbauten, der Schürzer feinster Seelenknoten, sondern der einmalige leidenschaftliche Mensch in der unmittelbaren Äußerung seiner selbst, der Herr seiner drängenden fordernden Bildnertriebe, der Sprachgewaltige ist, der aus dem Wahnsinn seines Herzens zu uns spricht: in den Sonetten.

Gewiß sie waren ein dutzendmal und zuweilen von tüchtigen Männern übertragen worden, aber sie blieben unserem Geiste tot, weil weder Not noch Rausch den Übersetzern das verschlossene Reich dieser Dichtung öffnete. Sie hatten auch den Anteil unserer Wissenschaft erweckt, aber die Gelehrten waren verlegen um diese Selbstbekenntnisse der männlichen Liebe herumgeschlichen und man denkt beim Lesen ihrer Schriften an das helle Gelächter der Genossen von Platons Gastmahl, Lorenzos Akademie und Goethes Runde, wenn diese Geister im Elysium von den Hütern und Richtern Shakespearescher Sitte hören mochten. Und wenn jenen Geschlechtern der Gehalt der Sonette schon fremd war, wieviel fremder mußte ihnen ihre bis zur Haut gespannte und doch nie gesprengte Form sein: diese dunkelste Leidenschaft bei hellstem Wissen von ihr, dieses drängende Werben bei zurückhaltender Vornehmheit, diese gänzlich unromantische und kühle Sachlichkeit bei einem alles durchglühenden feurigen Kern! George hat diese herbe Hoheit, diese innigste Verschmelzung von Süd und Nord als die unmittelbarste Offenbarung des britischen Genius ergriffen und dieses dem Deutschen bisher unzugängliche Gebiet mit dem Erobererwillen seiner Herrschernatur in sein dichterisches Reich gezwungen. Er hat uns wieder das Mitschwingen im verhaltenen Sturmwind

der Shakespeareschen Maße und Klänge gegeben, indem er den Briten in seinem innersten Herd, im Gedicht erstehen und Williams Stern erglühen ließ, wo seine Glut am reinsten brannte: im Bild und Ton und Fluß der Verse, den einzigen Trägern auch von Handlung Schicksal und Charakter. So wenig in den Danteschen Terzinen die weiblichen hat er hier bei der Übertragung der Sonette die harten männlichen Reime gemieden, er hat die überhelle Begrifflichkeit der Bilder nicht verschleiert, die drohenden Schroffen und eckigen Härten nicht geglättet und das unberührbar zarte geheimnisvolle Innere dieser Gedichte nicht verdeutlicht, sondern alle einzelnen spröden Schönheiten mit einem beherrschenden Gesamtton durchhaucht, in dem sich unlösbar sein Atem mit dem Shakespeares mischt. George muß, um die einfache bildnerische Körperlichkeit Dantes zu umgreifen den südlichen deutenden Blick auf die Dinge, und zugleich um das Wechselspiel sich kreuzender Gedankenpole bei Shakespeare zu fassen, den nördlichen erschließenden Blick für die Bezüge der Dinge haben.

Es mag wahr sein, was Albert Verwey in der „Beweging" des folgenden Jahres schrieb: „Er der einen Dante und einen Shakespeare übersetzte, zeigt sich gegenüber dem nordischen Dichter als der feine begreifende stilvolle Künstler, aber ist beseelt durch den Südländer dessen anmutiger Sohn. Nicht der bei aller Verhaltenheit überschwengliche Geist Shakespeares sondern die auch in ihrer heftigsten Kraftäußerung verhaltene Seele Dantes ist ihm verwandt" (Proza X). Aber diese Spannung zwischen liebender Verwandtschaft und verwandter Gegnerschaft erhöht das Wagnis Georges nur, diese fernen gewaltigen Gipfel seinem sprachlichen Reiche einzuverleiben und durch Hölderlin den noch ferneren Pindars einzubeschließen. In einem, von dem unsere Betrachtung den Ausgang nahm, fühlte er sich den Dreien gleich verwandt und gleich vertraut: im Wissen um den Ursprung aller hohen Dichtung, der heldischen Pindars, der heiligen Dantes, der weltlichen Shakespeares aus dem Quell der schöpferischen und gestaltenzeugenden Liebe. Dem Hellenen durchblühte der Gott das ganze Weltall der schönen Leiber, er sah ihn erglühen an Kämpfern und Siegern und sich immer neu erschaffen in den Ebenbildern der Edlen: den herrlichen Geschöpfen einer Jugend, in der sich die Anmut des Blühens mit der Tatkraft kriegerischer Artung paarte und so das Bild des Gottes selbst erschien. Für Dante ist die Dichtung selbst ein Hauch der Liebe, sie hat den Jugendlichen durch die Schönheit so erschüttert, daß er aus dieser Erschütterung den neuen süßen Stil gebar, daß die gewaltigen Bauten seiner göttlichen Komödie noch diesem gleichen Grund entstammen, daß ihm die ganze Ordnung der Welten vom Naturhaften bis zur geistigen Gnade nur ein Werk der Liebe ist. Sie ist das

alldurchwaltende Wunder, eines Wesens mit dem Lichte und unsäglich schön. Wenn sie für ihn nicht an die irdisch ergreifbare Gestalt gebunden bleibt sondern zugleich ihr ewiges Urbild jenseits aller Ergreifbarkeit und Faßbarkeit bedeutet, so wird sie seinen Augen dennoch sichtbar bis ins höchste Licht und er spiegelt im letzten Blick sein Menschenantlitz in dem ebenbildlichen Menschenantlitz Gottes, das Rätsel der Gottmenschlichkeit in beider Liebeseinung lösend. Dagegen ist Shakespeares Eros wieder Flamme, die nur in greifbar leiblicher Erdenschöne lebt. Das geborene Wunder der Schöpfung umfängt ihm das ganze Geheimnis des Seins und die jugendlich schöne Wohlgestalt des Freundes schließt ihm alle Weltenschöne ein. In der barocken Begrifflichkeit seiner Dichtersprache, dem christlich-scholastischen Erbe seiner Zeit, ist noch der Schatten eines erloschenen Jenseits verfangen und die düstere Flamme seiner Leidenschaft brennt in der Weltnacht ohne Sterne, aber tief ins Herz der Erde hinab. Wie der Minner Dante mit der Sicht auf die Fülle ewiger Schönheit noch an Platon rührt, so rührt der Minner Shakespeare mit dem Blick auf die Einzigkeit eines irdisch Schönen wieder an Pindar und vom neuerhellten Rund schaute der deutsche Dichter auf die Künder der göttlichen Liebe, neigte sich ihnen in der Ehrfurcht seines Herzens und rief sie als Hüter und Helfer an. Wenn Klages in seinem George-Buche der deutschen Muse zum Vorwurf gemacht hatte: „Weder die wolkenumrauschende Begeisterung des Pindaros noch die kristallharte Durchsichtigkeit Dantes noch die tränenlose Wahrhaftigkeit des männlichen Shakespeare sind je bei ihr heimisch gewesen", so war dies ein Jahrzehnt später schon durch George für die Dichtergemeinde der Blätter gegenstandslos geworden und ist es heute für einen weiteren Kreis von deutschen Menschen.

5. KAPITEL: DIE FOLGER UND DAS NEUE WIRKEN

WIR haben bisher nur einen Teil dessen zu erfassen versucht, was die Spannungen des Georgeschen Geistes nach der göttlichen Weihe des Irdischen im neuen Lebensraume an Kräften auslösten und können auch im folgenden nur ein Weniges von dem sichtbar machen, was Jahrhunderte der Gestaltung nicht erschöpfen noch umgreifen werden. Aber aus dem Erzählten wird man schließen können, welche geistigen Massen es zu bewältigen und welche tiefen Sichten es für die zu durchwandern galt, die ihr Verlangen nach dem Ewigen in diesem sterblichen Menschen

und den unendlichen Gehalt der Welt in dieser endlichen Gestalt erfüllt, die in ihm den einzigen und unersetzbaren Meister sahen, der die Dinge und Werte verwandelte und mit dessen Atem sich zu füllen von nun an die wesentliche und höchste Aufgabe ihres Daseins war. Was lag ihnen in jenen Jahren an Früchten des bürgerlichen Lebens! Sie achteten es nicht viel und meist genügte die linke Hand und weniger um zu leisten, was zu Beruf und Broterwerb gefordert wurde — oder ein kräftiger Sprung holte später das Versäumte nach. Die Feste, in denen früher auch ein weiterer Umkreis zugezogen wurde, verschwanden bald, die kleine Schar rückte dichter zusammen und was jeder tat, war gemeinsames Ringen mit den neuen Göttern der Erde. Wem die Gedichte früher die lebenerhöhenden Freuden seiner Feierstunden waren, lernte nun wie tief er alle Sinne läutern müsse, um den Ernst ihrer Schönheit ganz zu fassen, wem sie früher die Berechtigung einer stillen Einsamkeit fern von Kampf und Störung gaben, lernte nun wie hart er alle Kräfte stählen müsse, um im Schicksalssturm der Welterneuerung zu bestehen, wem früher aus einer besonderen Vorliebe die Wahl zwischen diesen und jenen Gedichten offen zu stehen schien, mußte nun erst lernen, daß ein verpflichtendes Ganzes in ihnen allen lag, vor dem sich ein wählerisches Schmecken verbot.

Diesen Vorgang, der uns schon bei der Betrachtung der Gedichte in der achten und neunten Folge sichtbar wurde, zeigen auch die Proseaussagen der älteren und jüngeren Folger hier wie in weiteren Arbeiten, die sich nun auf allen Gebieten zu regen begannen gemäß dem Gesetz des erschlossenen und zu durchdringenden Weltstoffes und des Kampfes gegen die Zeit.

So sah Wolfskehl „Das neue Los“ noch vom Schrecken derer aus, die dem Abgrund entstiegen waren: „wir noch siech von den Wunden des Absturzes, noch bleich von den giftigen Dünsten der Tiefe, die Lippe noch dürr, die sträubte, aus der brackigen Jauche sich zu netzen: wir die wir uns verloren glaubten, weil wir die Kraft hatten und doch nicht Sieger wurden: wir endlich zur Wandlung erhöht und rein geworden durch die Weihe des eindringlichsten des ausgegossensten Opfers, wir müssen nun das Geheimnis des leiblichen Wortes beschützend, den wahrhaftigen Sinn wahrend um die Seele derer sorgen, die sich erfüllen sollen aus dem Wunder, aus sich“. Ihm dem Kenner so vieler Wenden und Wanderungen des Menschengeschlechts schienen alle ehemals möglichen Wege der Erneuerung verweht und versperrt. An dieser furchtbarsten aller Wenden gab es keine erleuchteten Sendboten, keine vorbildlichen Blutzeugen, keine sühnenden Priester, keine Bilder und Wandlungen mehr, unter denen die Götter und Göttlichen einst Einzug hielten. Jetzt helfe

nur, das Geheimnis zu hüten, nie wankende Wächter des Wunders zu sein und in der letzten Not selbst das Wunder zu werden: „Die Herren der Erneuerung finden keinen Weg mehr zu uns. Wir finden keine Straße mehr die auf den Berg führt. Die Straßen sind verweht. Der Berg ist versunken. Das Reich ist tot. So muß das Leben sich selber schaffen, sein eigen Bild zu werden, Kern werden, der die Schale in sich hält. So müssen wir uns zeugend uns gebären. Uns erfüllen in uns. Uns erneuen durch uns. So sind wir und nichts außer uns. So müssen wir still sein in der Stille der letzten Nacht, daß wir das Dröhnen seien des ersten Tages". (9. F.) Es war die Antwort und ist es heute noch auf die schwere Frage, wie aus dem Schoß einer ausgeraubten Erde, einer bis in die letzten Hütten mechanisierten Gesellschaft, eines bis in die letzten Winkel aufgehellten zweifelnden und sich selbst zersetzenden Geistes noch eine neue Menschenwelt geboren werden könnte, ohne Trug und Wahn und ohne Schamröte auf der Stirn von klaren selbstbewußten Menschen. Denn in diesem letzten auch nur ein Schatten der Lüge über den Seelen derer die solches von sich aussagten, mochten sie sonst zu ihren Taten und Leidenschaften stehen oder fallen wie das Schicksal wollte, mußte ihr Dasein häßlich und sinnlos machen.

Von diesem Punkte aus drang Gundolf in seinen Darlegungen über „Gefolgschaft und Jüngertum" und „Formen der Lüge" in die neuen Fragebereiche ein und suchte die verantwortliche Haltung vor dem Umbildner und Umwandler der Seele zu scheiden vor der unverantwortlichen derer, die zwar sein Werk unangreifbar lassen aber sich seiner verpflichtenden Wirkung entziehen: „Wer aber das Zeichen erkannt hat unter dem er kommt, muß ihn vernichten oder ist ihm verfallen", muß Feind oder Folger sein. Jede andere Haltung endet in verlogenes Anerkennen oder feiges Ausweichen, in geschmäcklerisches Spiel oder eitle Eigenbrötelei. In einer Zeit wo nichts mißtrauischer gedeutet wurde als rückhaltlose Hingabe und zugleich das kostenlose Spielen mit unbürgerlicher Einzelung und weichlichem Schönheitskult schon Mode wurde, bedurfte es auch für die Jugend einer klaren Sonderung zwischen geckenhaften Nachahmern, wortgläubigen Eiferern und denen, die sich Jünger und Folger nennen dürfen, weil ihrer Liebe Person und Sache im Meister eines ist, die seine Gebärden und Bilder nicht nachahmen und seine erstarrten Züge aufstellen, sondern „sein Blut und seinen Hauch, sein Licht und seine Wärme, seine Musik und seine Bewegung in ihr Dasein aufnehmen und weitergeben in die noch starre oder leere Welt .... Spuren und Samen und Strahlen seiner Kraft". Sie legen nach Gundolfs Worten keinen Wert darauf „Persönlichkeit" zu sein und freuen sich, wenn die Notwendigkeit

es fordert, Brennstoff zu sein für die höhere Flamme: „Sie sollen wissen, daß sie nur Stoff und Mittel sind und sollen wieder opfern lernen. Verlacht man sie aber um ihrer Wenigkeit willen: so können sie des obersten Sinnbildes sich erinnern: von Christi Jüngern war keiner ein Genius und außer Judas keiner im heutigen Sinne eine Persönlichkeit, aber weil sie — arme Fischer — treu und voll Dienst, Glaube und Liebe waren, sind sie in sich selbst erfüllter und fruchtbarer in der Welt geworden, als all die so viel begabteren Sophisten der Juden und Heiden, und noch heute rinnt ihr Blut mit in der großen Liebesquelle".

Diese Gewißheit der Liebe kannte keinen Zweifel mehr, weil ihr in Wesen und Werk des Meisters der heilige Sinn des Lebens aufgegangen war und sie in ihm das Sein und das Tun nicht mehr schied, sondern das Ganze wie das Einzelne, sein Unbedingtes wie sein Bedingtes mit der gleichen Ehrfurcht umfaßte als die einmalige in dieser Schicksalsstunde von den ewigen Mächten gesandte Erscheinung, der genug zu tun, man alle tätigen Tugenden anzuspannen, derer nicht unwürdig zu sein, man alle entsagenden Kräfte aufzurufen habe.

Als königlichen Priester und sprachlichen Verwirklicher eines noch verborgenen religiösen Weltzustandes, als geheimnisbeladenen Seher und ersten Verkörperer eines neuen Weltbildes hatten die früheren Gefährten George schon im ersten Jahrzehnt seines Wirkens gesehen und genannt. Diese Namen schwangen noch in einem seelischen Innen- oder mystischen Allraum, in dem der Dichter Sinnbild großer Menschenart oder Zeichen kosmischer Erschütterungen, ja wie bei Klages fast nebensächliches Medium der Allkräfte war. Seitdem aber waren seine Kräfte noch dichter durch die Gegenwart der Dinge gewachsen, hatten das ganze Erdreich im Wachstum mit heraufgehoben: seine Eigenraum verlangende Macht war für den ganzen Kreis des Sichtbaren aufgestanden und ein Herrscher durchquerte die Zeit.

So sah ihn Wolters in seinen Gedichten und in „Herrschaft und Dienst". Er sah ihn als Stifter eines geistigen Reiches, dessen Verwirklichung im gesamten Werke Georges schon gegeben, dessen Herrscher der Meister selber war und dessen lebendige Räume und Zeiten, Leiber und Dinge ergreifende Bewegung im dienenden Verhältnis der Folger zur Person, das heißt im mitschöpferischen Verhältnis zum Werke des Herrschers lag. Das allen Gedichten und Handlungen, Worten und Gebärden, ja noch seinen Leiden und Gefährdungen gemeinsame geistige Tätertum Georges, das als stumme Gewalt in seinen sprachlichen Gebilden glühte und den unerhörten dichterischen und menschlichen Siegeszug kaum zweier Jahrzehnte vorwärts getragen hatte, seine zwingende Macht, mit der er durch

das ganze ungeheuere Eisengefüge einer scheinbar undurchdringlichen und unangreifbaren Gegenwelt mit kaum zur Abwehr erhobenem Finger und offener verächtlicher Geringschätzung hindurchging, und zuletzt die überwältigende bindende Liebeskraft seines Herzens, das Ehrfurcht Dienst und Opfermut nicht forderte sondern erweckte, weil er selbst das höchste Vorbild dieser Verhaltungen der Seele gab und war — dieses ganze strömende Durchdrungensein von Tatkraft und Schaukraft, von Kampffreude und Bildnerwille, von Zeugungslust und Empfängnisstille war nicht bildlich sondern wirklich die neue geistige Herrschaft. Das war das Reich nicht als innerer Traum noch als kosmischer Rausch, sondern als gegenwärtige Gegebenheit, als mensch- und volkumformende Gemeinschaft derer die George und seinem Gott dienten.

Das junge Geschlecht, das bisher den Staat fast als einen dem geistigen Leben feindlichen Bereich betrachtet oder als abgestorbenes Gehäuse aus seinem Denken ausgeschieden hatte, lernte ihn nun in dieser Form als eine aus der Dichtung geborene ewige menschliche Notwendigkeit kennen, in der das gleiche Gesetz, das im Weltganzen die bewegten Mannigfaltigkeiten zur ruhenden Einheit bindet, die herrschenden und dienenden Kräfte aufeinander bezieht und zu einer leiblich-geistigen Ganzheit einigt: es lernte staatlich denken und handeln, weil Herrschaft nicht mehr rohe stoffliche Macht sondern Befruchtung durch den Quell der höchsten schöpferischen Liebe, der Dienst nicht mehr plumpe Pflicht und toter Zwang sondern Empfängnis im Ebenbürtigen und das Aufblühen des einzelnen in der höheren Macht des Ganzen war. „Der Herrscher umgreift die weitesten Forderungen des Dienstes, und weil er sie selbst in einer schrankenlosen Hingabe erfüllt, fordert er sie seiner Natur nach von allem, was in den Bann seines Reiches tritt, als notwendigen Ausgleich der ihm verliehenen Kräfte, ja gleichsam als Raum für den Kreislauf seiner strömenden Gewalten. Denn die Selbsthingabe ist kein Verlust der Eigenkräfte, wie uns die Toren glauben machen wollen, sondern das notwendige Öffnen der empfänglichen Kraft der Seele, das Berührtwerden der innersten Keimzelle und das Erlöstwerden aus dem toten Kerker der kleinsten geistigen Unteilbarkeit, des individuum infecundum. Nur das rückhaltlose Opfer des eigenen Wesens an die höhere Wesenheit macht frei, nur die reinste Aufnahme der Herrschaft weckt das Gebundene. — — Wie der Herrscher sein Verhältnis zum Weltgrunde als Kult erfaßt, so hat der Dienende sein Verhältnis zum Herrschaftsgrunde als Kult erfaßt und da er so sein Einzelwesen in einen gültigen Kreis des Daseins beschlossen, seinen Geist in die nährende Atmosphäre gerückt hat, durch die er am Atem des Ewigen teilnimmt, formt sich sein Inneres in Werk

und Zucht, in Tat und Gebärde durch das geheime Gesetz des Gegensatzes in den Grenzen seines Selbst nach dem Bilde der Herrschaft, und keine Kraft entfaltet sich am Eigenwuchse, die nicht mit dem Drang des großen Willens getränkt, kein Licht erschließt sich im Mittelgrunde, das nicht willig in seine offene Empfängnis strahlte".

Da so das e i n e Tun edel, das e i n e Reich schön, das e i n e Zeichen gültig wurde, trat alles Widerstrebende sei es durch Stumpfheit oder Widerwilligkeit, Starre oder Welke um so schroffer als das Andre, Gegnerische und Lebenfeindliche vor Augen und was ein Ungenannter in der neunten Folge „Über das Feststehende und die Denkformen" schrieb, ging von dem allen gemeinsamen Grundsatz aus, daß unser Denken dem Wirrsal der Zeit nicht durch Stellung und Lösung immer verwickelterer Fragen entrinnen, sondern nur am Unverbrüchlich-Feststehenden derart gesunden könne, daß es gewisse Dinge nicht mehr einzubeziehen wünscht noch vermag. Daß das Göttliche im Menschen die Gewährleistung für den Bestand des Menschtums ist und alles Fruchtbare des Menschen aus der Pflege dieses Göttlichen kommt, daß der Schöpfer es immer neu gebären und die in der großen Masse verglimmenden Funken immer neu entfachen muß, wenn das Göttliche außer dem Menschen als bloße Denkform oder starres Götzenbild erlischt, daß es schwerer ist die sternenweite Erhebung eines solchen Schöpfers über die stumpfe Menschheit zu begreifen als seine Erklärung zum Sohne Gottes, ja zum Gotte selbst — das stand dem neuen Denken fester als alle Hexereien eines noch versteckten Okkultismus oder alle Errungenschaften einer öffentlichen Sachwissenschaft, die ob sie einen Tisch oder ein Schiff fliegen machen nur verschiedene Kräfte zu ganz demselben Zweck benutzten. Wer wollte zweifeln, daß die Menschheit ihre Kräfte in solcher Richtung zu noch weit staunenswerteren Fertigkeiten entwickeln könnte, wenn sie willens ist dafür auf die Hervorbringung schöpferischer Geister zu verzichten, wie die letzten Jahrtausende sie gezeitigt haben. „Es gibt aber eine Welt", so schloß diese Betrachtung, „für die es gleichgültig ist, ob ein Schiff fliegt oder ein Tisch fliegt. Gegenüber diesen unbedeutenderen Fragen tut sich die große Frage auf: Stehen wir vorm Untergang des bis heute gültigen Menschtums, des tragischen, des heldisch gehobenen Menschtums?"

Damit war der äußerste Gegensatz aufgerufen zwischen der „toten und lebenden Gegenwart", zwischen „dieser und jener Welt", wie auch die einleitenden Merksprüche der neunten Folge ihn bezeichneten: hier der glühende Lebenskern, der jahrzehntelang vielleicht ein Jahrhundert lang im Schoße des geheimen Deutschland davor gesichert sein muß ein Gegenstand für das allgemeine Warenhaus des öffentlichen Deutschland zu

werden — dort die gegensätzliche Welt von der kein Weg zurückführt, wie die „Blätter" sagten: Denn „sie ist in sich vollkommen geordnet und folgerichtig: nur daß sie ohne innere Wurzeln ist und den Überschuß der früheren Zeiten schmarotzerhaft benutzt solang es eben reicht. Sie ist ganz maschinell ganz schemenhaft ganz spiegelnd und unfähig ein eignes Leben zu erzeugen. Späteren Geschlechtern wird es Staunen erwecken wie man in diesem Zeitalter der Allbildung, Allaufklärung und Allfertigkeit oben und unten, rechts und links, hüben und drüben glaubte wirtschaften zu können mit Vernachlässigung der ersten Lebensgesetze".

Aus dieser Einstellung ging das „Jahrbuch für die geistige Bewegung" hervor, das Gundolf und Wolters in den Jahren 1910—12 im Verlag der Blätter herausgaben und das mit einem Schlage auch die Meinungen des Dichterkreises über Mensch und Welt mitten in die widerwillig aufhorchende deutsche Öffentlichkeit stellte. Es ging hervor aus dem Willen zum offenen Bekennertum und aus dem gesunden Haß einer streitbaren Schar von jungen Männern gegen alles was ihrem Glauben Raum und Atem nahm. Sie ließen keinen Zweifel, von wem sie kamen und wem sie dankten was sie waren und hatten: die alles durchdringende Verehrung zu George als dem Gründer und Herrscher ihrer Welt war die ruhende Mitte der geistigen Bewegung, der kampffrohe männliche Wille, der in die Welt erweitern wollte, was er als Bestes im Innern empfangen hatte, ihr wirkender Umkreis. Daraus ergaben sich alle Bejahungen und Verneinungen der Mitarbeiter und da die gemeinsame Mitte aus der ihre Anschauung der Dinge stammte, nicht ein Vereinzeltes Fachliches sondern ein neues Lebensganzes war, so betrafen auch ihre bejahenden und verneinenden Wertungen die ganze Tiefe und Breite der menschlichen Lebensbereiche, wie sie Geschichte und Gegenwart jedem unter dem besonderen Blickpunkt seines Wissens und Könnens zeigte. Sie alle ob aus Beruf oder Neigung besondere Kenner der Literatur oder des Staates, der Philosophie, der Presse oder des Theaters, der Baukunst oder der Wirtschaft durchglühte das ursprüngliche Erlebnis des großen Menschen als der höchsten Form, unter der wir das Göttliche erleben, des großen Menschen, der kraft der Wurzeltiefe seines Wesens eine höhere Macht in sich trägt, die Herzen zu wandeln, die Seelen umzubilden und die Welt aus seinem Geiste zu erneuern. Aus diesem Grunderlebnis ergriffen die einen die großen Schöpfer der Geschichte, die andern ihre herrlichen Werke neu, sah der das Wesen, der die Gestalt und der die Schau als göttlichen Ausdruck höchsten Menschentums, und legte jeder Zeugnis davon ab, daß ihm im Handeln, Wirken und Schauen der Menschen wieder ein Ewiges, Schönes, Unfaßbar-Hehres aufgegangen war, für das

es zu leben und zu streiten, zu leiden und zu opfern lohnte. Was sie von dort aus freudig bewegte, wurde Gegenstand ihrer Liebe, was sie darin aber hemmte und störte, Gegenstand ihres Abscheus, ihres Spottes und ihres Angriffs: denn sie verfochten das höhere gegen das schlechtere Recht.

So wurde das „Jahrbuch" in dem nicht mehr vermeidbaren Geisterkampf um die Erneuerung des Menschenbildes eine offene Kriegserklärung an die Gegenwart nein härter noch: ihre Nichtigkeitserklärung als menschenzerlösender Verderberin mit ihrem flachen Fortschrittswahn, ihrem satten Vollkommenheitsglauben, ihrem Massengaukel und ihrer alles zersetzenden Analyse und Ratio. Man hat gesagt, daß seit Schopenhauer und Nietzsche schon manche auf diesem Plane fochten, aber man lese als Beispiel Walther Rathenaus Kritik der Zeit vom Jahre 1912 um zu erkennen, daß diese Streiter gegen die Intellektualisierung und Mechanisierung aller menschlichen Fähigkeiten und Fertigkeiten mit den Mitteln ihrer Zeit selbst den Kampf bestritten und daher alle bei dem Eingeständnis der „Unheilbarkeit des Jahrhunderts" endeten oder ohnmächtig in mystische theosophische oder andre scheinreligiöse Betäubungszustände flüchteten.

Die Kämpfer der geistigen Bewegung wußten, daß die Erneuung nur „vom Fernsten her" ihren Ursprung nimmt. Ihr Tun war kein Suchen und Tasten, sondern völlige Umkehr des geistigen Willens, ein offner Bruch mit den Axiomen der Erkenntnis, den Staats- und Bildungs-, Freiheits- und Gesellschaftslehren der Zeit. Keine Ableugnung dieser oder jener menschlichen Urkräfte, wie man bald ihnen vorwarf, sondern eine andere Sinngebung aller Kräfte: ihre Befreiung aus Vereinzelung und Verflüchtigung, Übersteigerung und Verstofflichung und ihre Bereitstellung im Dienste eines bestimmten im geistigen Herrscher erschienenen Lebens, das Volk- wie Einzelschicksal mit gleicher Macht umgriff. Weil sie an ein Vollkommenes und Unverlierbares im Menschen glaubten, konnten sie das Halbe und Schiefe, Hohl- und Schalgewordene im Leben der Zeit, an denen sie wie George selbst notwendig als Leidende Anteil hatten, mit richtigem Maße messen und das Gesunde Kommende vom Kranken Untergehenden scheiden. Sie setzten hart und schroff die Abgrenzungen, zeigten wie auf allen Gebieten das Wesen in Beziehungen aufgelöst, die Mittel Selbstzweck, die Werkzeuge selbständig wurden, wie alles was bisher noch an ein Festes Unverbrüchliches gebunden war, die Völker an staatliche, die Frauen an männliche, die Kinder an elterliche Zucht und Herrschaft immer schneller „emanzipiert" und in vertragliche Zweckverbände überführt wurden, eine Umwandlung, die ja auf dem ganzen Gebiete der Arbeit und Wirtschaft schon geschehen war.

Sie scheuten sich nicht die Verfallsformen an typischen zeitgenössischen Unternehmungen oder Personen aufzudecken, die damals noch unerschütterte Mächte oder anerkannte Größen des Bürgertums waren: die Presse und das Theater als die heuchlerischen Bildungsträger und geistigen Scheinwirklichkeiten, die sie sind, die moderne Musik als das Zeichen der europäischen Seelenentartung, das sie geworden war, die Übersetzungskünste und Betrachtungsweise von Wilamowitz als die bürgerlich-moralische Verflachung und Verhunzung der antiken Tragiker und Platons, als habe kein Nietzsche gelebt und sei unser Traum von Hellas für immer erloschen. Wo immer Gefahr der Entseelung in den Künsten oder Wissenschaften, in der Arbeit oder im Staate drohte, rissen sie ohne Schonung die verschleiernden Masken von den modernen Götzen, ob sie „Verkehr" oder „technischer Fortschritt", „Massenwohl" oder „Frauenfrage", „fachliche Schulung" oder „allgemeine Bildung", „ewiger Friede" oder „religiöse Sehnsucht" hießen. Sie maßen sie an den ewig gültigen Werten und erwiesen sie als das was sie waren. Verkehr und Technik als Selbstzweck gewordene Mittel der Gesellschaft, die nur immer sich selbst in gesteigerter Sinnlosigkeit erzeugen können: der Verkehr immer schnelleren Verkehr, die Technik immer vollkommenere Technik. Fachliche Schulung und allgemeine Bildung als Verzicht auf gesamtmenschliche Bildung ohne Rücksicht auf die Verkümmerung des Einzelnen wie des Volkes: im Fach die Häufung des Wissens um des Wissens willen, in der Allgemeinheit die Verbreitung und Verbreiung aller Erkenntnis ohne sinngebende Stufen und Ränge und in beiden Bereichen ein Ausschalten dessen was erst Erziehung und Unterricht zur höheren Bildung befähigt, des leidenschaftlichen liebenden Verhältnisses von Lehrenden und Lernenden, von Älterem und Jüngerem, Führern und Folgern, Meister und Sohn. Massenwohl und Frauenfrage als ungeheuren Krankheitsvorgang einmal losgebrochener nicht mehr zu bändigender Triebe der wirtschaftlichen Entwicklung: das Massenwohl, von unten schrankenlose Begehrlichkeit von oben bewußter Täuschungsversuch kennzeichneten sie als unheilbare fressende Wucherung, die man sich gewissenlos zugezogen und die nun durch Bemäntelung Aufschub und Nachgeben zur unüberwindlichen Notwendigkeit angeschwollen war; die Frauenfrage als ein Versagen von seiten des Mannes, die Hälfte des Menschengeschlechtes in einer von ihm gesetzten männlichen Ordnung des ganzen Geschlechts sinnvoll zu binden, ein Teilnehmen der Frauen am schlimmsten Frevel, ein Mitfall der Frau auf dem schlechtesten Wege des Mannes, an dessen Ende sie keinen tauglichen Sohn gebären, keinem großen Mann mehr das Leben schenken könnte. Ewiger Friede und religiöse Sehnsucht endlich als

Schwäche- und Trugerscheinungen mißratener Körper und verzweifelter Seelen, die einen stillen Hafen für ihre geminderten Kräfte suchen oder ihren Hunger mit gesollt unerreichbaren Zielen füttern: der ewige Friede, eine bewußte Verlockung mit dem kleinen behaglichen Glück der Einzelnen und dem unfaßlichen Wohl der Menschheit, bewußte Bekämpfung des heldischen, opferwilligen, kampf- und todbereiten Menschen durch die Schiefen und Scheelen oder Zu-kurz-Gekommenen, denen der Neid vor allem Schönen und Großen schon die Züge verzerrt und gebrandmarkt hat; die religiöse Sehnsucht, eine Angst vor der Leere und eine größere noch vor der wirklichen Erscheinung des leibhaftigen Gottes und darum ein Flüchten ins All, ins Unbekannte oder am liebsten ins Nichts, das überall Gott ist, aber weniger gefährlich und weniger verpflichtend als der Holzklotz den die Wilden verehren und anbeten. Aber „der Hunger der Pferde macht das Gras nicht wachsen" wie das Sprichwort sagt, und eine Menschenart die heute nicht findet wo der Gott ist, wird ihn auch im nächsten Jahrtausend nicht finden können. Weil die Wenigen ihn gefunden hatten, durften sie das Falsche falsch und das Morsche morsch nennen und wenn man auf ihre frischen Angriffe gegen die Widerwelt fragte: „Warum nicht warten bis das morsche Gebäude von selbst zerfällt?" so antworteten sie „wir glauben wohl, daß jetzt noch Reste von alten Substanzen erhalten sind, die man noch nicht abwirschaften konnte. Der letzte Zeitpunkt für ihr Inkrafttreten ist freilich da. Denn schon ist der gemeinste Gedanke des Menschen, die moderne Gesindelhaftigkeit sei eben unsere Form der Größe, durch den noch gemeineren unterboten worden, auch alle frühere Größe sei nur verkappte Gesindelhaftigkeit. Nach weiteren fünfzig Jahren fortgesetzten Fortschritts werden auch diese letzten Reste alter Substanzen verschwunden sein, wenn es keine anderen mehr als mit dem fortschrittlichen Makel zur Welt Gekommene gibt, wenn durch Verkehr, Zeitung, Schule, Fabrik und Kaserne die städtisch fortschrittliche Verseuchung bis in die fernste Weltecke gedrungen und die satanisch verkehrte, die Amerikawelt die Ameisenwelt sich endgültig eingerichtet hat. Wir glauben, daß jetzt weniger darauf ankommt, ob ein Geschlecht das andre unterdrückt, eine Klasse die andre niederzwingt, ein Kulturvolk das andre zusammenschlägt, sondern daß ein ganz anderer Kampf hervorgerufen werden muß, der Kampf von Ormuzd gegen Ahrimann von Gott gegen Satan, von Welt gegen Welt". (J. III.)

Aber nicht „die unerhörten Behauptungen und Übertreibungen" im einzelnen sondern daß sie sich selbst und die anderen sie in diesem Kampfe als bestimmte Einheit fühlen und sehen lernten, war das Wirksamste an diesem Vorstoß nach außen. Denn was ihnen in der Unbedingtheit ihres

Grunderlebens das Selbstverständliche war: das gemeinsame Vorgehen, die gemeinsame Haltung, der gemeinsame Glaube wirkte wie ein Stachel und erweckte die Leidenschaften. Den Genius konnte man zur Not noch als einsame Größe neutralisieren, eine Gruppe nicht mehr, die sein Werk und Wesen nicht als fachlich einzuordnendes Wissen sondern als menschliche Forderung vertrat. Ihre Geschlossenheit in Herkunft und Ton bestritt der gegnerischen Weltanschauung ihre einzige Gültigkeit in der Gegenwart und nahm ihr das gute Gewissen einer bisher unbezweifelten Herrschaft über die Geister der Zeit.

Dieses deutliche Bekennertum nach außen reinigte auch die Luft im eignen Lager: manche die gern im Halbschatten unverpflichteter Anhängerschaft mitliefen, flohen vor diesem Schritt ins Offne entsetzt von dannen und gründeten private Zirkel mit dem Anspruch „echter" Jüngerschaft und „eigentlicher" Hüter des Grals — posierende Winkelgrüppchen, die bald in Nichts zergingen. Frühere Freundinnen grollten um die „Frauenfrage", deren Ursprung sie miterlebt hatten und konnten den Weg der jüngeren Frauen nicht gehen, die in der Härte der im „Jahrbuch" vertretenen Meinung eine tiefere Lösung aus zeitbedingten Nöten fanden, indem sie die ewigen auf sich nahmen wie der Mann die seinen. Andere Freunde waren tief betroffen durch die Gegnerschaft zur Musik, die Wolfskehl bis in den metaphysischen Grund hinabführte, und Breysig erhob im Kreis der Schönhäuser Freunde flammenden Einspruch gegen die Verunglimpfung der Wissenschaft. Daß die Jüngeren „die verführerisch kalte Unzucht der Erkenntnis um ihrer selbst willen" als Selbstbefleckung des Geistes bezeichnet hatten, daß sie in der Dichtung die glühende Erschütterung jenseit aller kritischen Vernunft erfahren und als heiligen Schoß alles großen Handelns und Leidens, aller nährenden Weisheit und fruchtbaren Schau verehrten, das schied ihn für immer von der Schar, die nach seiner Meinung die Wissenschaft an die Kunst, den Gelehrten an den Dichter verraten hatte. Hinter dem scheinbaren Streit um Meinungen stand der Wettstreit des Forschers, der das Verhältnis von Gemeinschaft und Persönlichkeit in der Geschichte neu erkannte, und dem Dichter, der es in einem neuen Geiste schaffte. Breysig kämpfte um seinen geistigen Rang und um die Liebe seiner Nächsten, aber er mußte — ohne daß sein Gegner auch nur einen Finger rührte — unterliegen, weil er seine Kräfte und damit die Höhe seiner Stellung überschätzte und vergaß, daß sein Bund mit den Jüngeren erst auf dem Boden der Dichtung seinen lebendigen Hauch erhalten hatte, daß ihm erst in der Werkstatt der Dichter Sinn und Mittel unmittelbarer geistiger Bewirkung des Menschen aufgegangen war. Als er daher sie, die nun schon Jahre hindurch

seine Freunde und Helfer waren und ihr Fach so gut und gewissenhaft wie die Besten betrieben, vor die Entscheidung zwischen Kunst und Wissenschaft stellte, verstanden sie diese Frage gar nicht und antworteten ihm mit den Worten Nietzsches: „Man könnte uns nicht mehr Unrecht tun, als wenn man annähme, es sei uns um die Kunst allein zu tun" — es war ihnen längst um mehr zu tun: um die Gotteskunst des hohen Lebens.

6. KAPITEL: DER NEUE KREIS IN BERLIN UND MÜNCHEN

GEORGE suchte in diesen Jahren noch immer die frühen Gefährten auf, stieg noch oft mit jungen Freunden die vielen Stufen zu Lechter hinauf und Gespräche gingen um die Geheimnisse Indiens, das Lechter ein halbes Jahr lang besucht hatte und von dessen unbekannten Mahatmas er mehr erwartete als der Dichter. In Adyar sah Lechter den Knaben, den damals die europäischen Theosophinnen als frischgesegneten Hinduheiland aufzogen, und der inzwischen nach kurzem Heilsgang sein Amt schon niedergelegt hat. George weilte noch oft bei Reinhold und Sabine Lepsius und die Rede ging von den ewig Unvereinbaren Michelangelo und Rembrandt, von den neuesten Werken der äußersten Maler und Musiker, Raum- und Schaumkünstler. Es war die Zeit der höchsten wirtschaftlichen Blüte Deutschlands und alle Märkte waren überschwemmt von den Künsten aller Erdteile und Zeiten, es wimmelte von Ausstellungen und Schaustellungen aller Art: Wirbel und Wehen und keine Geburten! Dies und vieles der vom Taumel schrankenloser Fortschrittsseligkeit befallenen Zeit bewegte George und die Dichter der Blätter damals, die offnen Auges die Bewegungen und Strebungen der bürgerlichen Welt verfolgten. Aber es gab für sie noch ein anderes Reich, das nur von einem wußte, in das kein Lärm von außen, kein Wirrsal der Meinungen, kein quälendes Zweifeln noch optimistisches Versuchen drang: den inneren Staat der Gemeinschaft, das Miteinandersein der Jugend des neuen geistigen Reiches.

Wir haben oben einmal die besondere Befreundungsart Georges als die Verbindung von menschlicher und werkhafter Freundschaft bezeichnet. Dieser Trieb seines Lebens, alles persönliche Erleben, alles Ergriffensein von Geistern und Geschöpfen, Seelen und Dingen zugleich in ein Werkhaft-Überpersönliches zu schwingen und zu gestalten, vollendete sich in der Gott- und Weltschöpfung des Siebenten Ringes. All sein Tun, all seine Liebe ging in Werk und Bildung auf und je mehr Gebiete des

Lebens und der Geschichte, der Natur und der Gegenwart sein großes Herz in sich gesogen hatte, um so mehr hatte sich der Gestaltenkreis seiner Dichtung und der Wirkungskreis seines Geistes erweitert. Er konnte nur menschlich und werkhaft zugleich empfangen und zeugen, nur „staatlich" fühlen und handeln, wie wir es seit dem Erscheinen des Siebenten Rings zu nennen liebten. Wie die Gefährten und Gefreundeten in der umwandelnden Esse seines Werkes Kräfte und Bereiche seiner Welt wurden, so wurde was er am tiefsten liebte und ehrte bestimmende Mitte des Reiches und strömendes Herz der Gemeinschaft der Seinen. Nicht ihm dem einen gehörte sein Gott, sondern dem Ganzen und da er dem einen der Höchste und Schönste war, so mußte er der Natur dieses einen nach der Höchste und Schönste des Ganzen werden. Damit wurde das Lebensgesetz des Herrschers das Lebensgesetz für alle die ihm wahrhaft folgten. Das Wesen der privaten Liebe und der privaten Freundschaft mußte in ihnen je mehr erlöschen, je mehr sie seines Wesens wurden. Je mehr einer Träger dessen war und werden konnte, was als erste Verleiblichung seiner Gottsuche erschienen ist, um so mehr erhielten seine Liebe und Freundschaft für ihn ihren Sinn vom Göttlich-Ganzen der Gemeinschaft, wurden sie staatlich im Zeugen und Empfangen, im Herrschen und Dienen. Das bedingte ein Staatlichwerden nicht nur der Leistung sondern auch der Leidenschaft, nicht nur einzelner Fähigkeiten sondern der ganzen Person des Menschen und die Bewertung verschob sich von Überzeugung und Gesinnung, Wissen und Meinen auf eines jeden Wesen. Es war eine harte Lehre, die hier gegeben wurde, denn es half nicht mehr Verehrung noch Glauben, sondern allein das Sein: was du bist, das stellst du dar und bestimmt deinen Platz, nichts andres! Es gab Zeiten, wo man das „Wort" in die Menge warf und wer glaubte gehörte zur Gemeinde, aber nach dem neuen Lose bestimmt nur die Wohlgeratenheit von Leib und Seele den Wert des Einzelnen und nur das Maß seiner Kräfte den Ort, wo er unter den anderen steht. Ist er aber ein Wohlgeratener und Geeigneter so ist er auch ein Gleicher selbst vor dem Größten, und der Meister liebte in dieser Hinsicht scherzend zu sagen, daß ein Grieche sich unter seinesgleichen geschämt hätte, ein Genie zu sein.

In einer lebendigen Gemeinschaft, in der, von unberufenem Schicksal zu schweigen, Sein und Leistung die Zugehörigkeit und den Rang bestimmten, bedurfte es keiner geschriebenen noch irgend ausgesprochenen Satzung, um das Verhältnis eines jeden zum Führer und aller untereinander zu ordnen. Die George aus den Nöten der Zeit gerissen, dienten ihm mit ihren großen und kleinen Kräften in der Liebe und Verehrung, die ihnen vor dem großen schlichten Menschen aus dem Herzen quoll, in der heiteren

Gelassenheit, die sich unter Gleichen ziemt, in der Nähe oder Ferne, die Wert und Schicksal jedem gab. Sie hatten alle ihre Wünsche und Süchte und da ihnen kein Jenseits sondern das Diesseits mit all seiner Qual und Herrlichkeit zum Kampfplatz ihrer Kräfte gegeben war, so begehrten sie viel und deuchten sich stark genug auch noch aus dem Unwegsamsten ihre Schätze zum gemeinsamen Schatze heimzubringen. Es war kein leicht erobertes noch leicht zu bewahrendes Gut der Freundschaft für einen Meister, der nur warb durch Erweckung, nur forderte durch Werk und Vorbild, nur rief, was schon ungerufen kam. Er beschnitt keine Leidenschaft und hemmte keinen Flug, solange das Gesicht der Mitte zugekehrt blieb, er warnte kaum, aber jeder fühlte an ihm das Maß seines Tuns und Lassens und wußte, daß seiner Liebe und Achtung verlustiggehen schlimmer war als der Tod. Sein Kommen oder Gehen war Richte und Urteil genug. Denn was auch diesen und jenen außer ihm lockte und trieb: daß kein Höheres und Hehreres sei als er, sein Werk und seine Welt, war allen gewiß und keinen lockte die romantische Sehnsucht nach „der dinge formen abertausend" da sie in der einen, der seinen die Erfüllung sahen.

Von dieser unbedingten Gebundenheit an die herrscherliche Mitte bestimmte sich auch das gegenseitige Verhältnis zueinander. Sie wußten sich alle der gleichen Weltkraft verpflichtet und die besondere Gemeinsamkeit der Liebe oder Freundschaft zwischen zweien oder mehreren, die auf dem Schicksalsgrunde des Herzens erwächst, erhielt eben dadurch erst eine tiefere Glut, daß sie im Wissen um den gemeinsamen Grund alle menschlichen Kräfte umfaßte und sich aus dem Privaten notwendig ins Staatliche erhob. So schwangen innerhalb der geistigen Bindung die näheren oder ferneren Beziehungen nach Blut- und Schicksalswahl und neben den Spannungen der innigsten Freundschaften gab es solche des fernsten Sichmessens von Kräften, die sich nur in bezug auf die gemeinsame Mitte berührten. Sie kannten sich zuweilen, selbst wenn gemeinsame Feier sie zusammenführte, nicht einmal dem bürgerlichen Namen und Lebensgange nach und die sich im Tiefsten geeinigt wußten, mieden sich oft im Getrieb der Zeit, um jeder auf seinem Platze das Rechte zu tun. So entstanden aus Nähe oder Ferne ein neidloser aber leidenschaftlicher Wettkampf der Kräfte und ein befeuerter Ehrgeiz, dem Meister, dem Freunde und damit dem Ganzen genug zu tun: Die Besten zu gewinnen, das Schönste zu leisten, durch Haltung und Wirkung des Gottes würdig zu sein.

An der Schaffung von Gedichten, an der Mitarbeiterschaft an den Kampfschriften und bald auch an größeren Werken erschien jeder mit seinem besonderen Können und Wissen, aber das volle Maß seiner Kräfte,

die Ganzheit seiner Person wurde erst in den Zusammenkünften sichtbar, die in Berlin, besonders in den Monaten der Anwesenheit Georges, in regelmäßiger Folge, in München einen größeren Kreis umfassend zu Lichtmeß oder Pfingsten stattfanden und bald in gemeinsamer Schulung, bald in leichterem Spiel, vor allem aber in gemeinsamer Feier zeigten, wie jeder war und wuchs. Zu solcher Feier wurden keine Tempel noch Schlösser bedurft sondern eine Berliner Mietwohnung, ein Münchener Dachgeschoß, einfache Holztische und Bänke, die mit Polstern auch als Lager dienten, auch brauchte man keine Kerzen noch goldne und silberne Gefäße noch kostbare Kleider und Bilder, sondern schlichteste Gewandung, ein einfaches Mahl, Kranz, Obst und Wein — alles andre war Gedicht und Gespräch, Blick und Gebärde, Sinnen und Lachen — und dennoch unendlich mehr: ein Nichtzusagendes über Glück und Leid doch nicht ohne sie. Es war ein Raum außer der Zeit, ein Leben außer der Bedingtheit in den Goldstrom der ewigen Kugel getaucht, wo innerste Seele zu leiblicher Geste wurde und einmal die ganze Blütenkrone dem Lichte aufschloß. Wir müssen dieses Wenige davon sagen, weil wir glauben, daß solches Leben rein menschlicher Gemeinsamkeit, der Keim aller Reiche und Staaten in ursprünglicher Reinheit, nur so an der Wende der Weltenjahre erscheint, wenn ein großer göttlicher Mensch die Seinen mit sich hinaufreißt und der Geist noch nicht die Masse der Kräfte und Dinge zu nötigen Formen zu spannen braucht.

Dies alles war möglich weil in seltner Feierstunde ein ewiger Atem alle durchdrang, ein adliges Maß die Leidenschaften und Erschütterungen im Gleichgewicht hielt: da fiel kein Wort vom Gotte, sondern er herrschte da, weil alle ihm dienten und er erschien als Ehre der Starken wie der Gewandten, der Klugen wie der Zarten, weil sie gleichen Wesens schön von ihm glühten. Denn die Erschütterung im Schönen als zugleich dem tiefsten Sinn und der klarsten Gestalt der Welt, war immer von neuem das ganze Geschehen der höchsten Stunde, das Gedicht im Einzel- oder Gemeinsamsagen die Begehung der Feier. Dem der nichts weiß von der erweckenden und gestaltenden Wirkung des gesprochenen Dichterwortes besagt das nichts, dem der es erfahren hat, ist es Teilhabe am Weltgang des Dichters, wie wir es nannten, und an der Wiedererweckung der Unsterblichen, ist es Lautwerden der ewigen Zeichen für das Unaussprechliche in Maß und Klang. Daß das Gedicht den tiefsten Ernst des Lebens in der spielendleichten Bewegung seiner Töne und Schritte zugleich aufhebt und als Sinn und Bild erscheinen läßt, zeigt es nur mehr als vollste Äußerung der lebendigen Mächte. Es macht uns deutlich, warum das dichterische Ergriffensein im Gegensatz zu jeder Teilkraft die einheitliche

Schwingung des ganzen Menschen und einer ganzen Gemeinschaft von solchen bewirkte, die von einem Geiste beseelt zusammen waren. Auf diesem einheitlich schwingenden Grund wurde jede Wucht und zarte Stufung des Menschlichen leiblich sichtbar und die Sinne schärften sich für die hinreißende Kraft im bezaubernden Vielklang des Chores, für die verhaltene Glut im Wechselgespräch, für die keusche Einfalt der Einzelstimme. Dieses Besessensein von einem Rhythmus bei klarster Helle des Sinnes, dieses Versunkensein in einem Tone bei frohster Blühkraft des Blutes läuterte bis in die letzten Fasern: eine Reinigung ohne Reue und Genugtuung, eine Wandlung ohne Brot und Wein, eine Vereinigung nicht durch Einzelzehr, sondern durch die gemeinsame geistige Erschütterung im dichterischen Gotteswort.

Nach dieser Begehung begab sich jeder wieder stärker und freudiger an sein Tagwerk, sein berufliches Tun, das keinem erspart blieb und — was uns hier allein angeht — an dichterische Eigengestaltung oder Übertragung, an Untersuchungen über zeitliche Streitfragen oder die reichen Gebiete des vergangenen Lebens, dessen neugesichtete Schätze in den Fluß der Gegenwart zurückzuführen waren. Das Raunen und Munkeln der Außenwelt über Orgien in seidenen Gewändern, an dem nur die eine Empfindung richtig war, daß sich da etwas abspielte, was es sonst nicht gab — all dies und schlimmere Verleumdung kümmerte sie nicht. Um ihre innere Welt lag ein eiserner Ring, der sie jedem unberufenen Auge undurchdringlich, jeder bloßen Neugier unantastbar machte, aber die dichterischen und wissenschaftlichen Werke dieser und der kommenden Jahre gaben genugsam Zeugnis von der Ausstrahlung des glühenden Kernes in den ganzen Raum der Geschichte und Gegenwart.

Wir sahen George selber in unablässigem Schaffen diese Arbeit tun, er nahm zugleich an allen Arbeiten seiner Freunde fördernd und belebend Anteil, vor allem unmittelbar und jede Zeile prüfend auch an der neuen Übersetzung der Shakespeareschen Dramen, die Friedrich Gundolf unternommen hatte und in neun von Lechter schön und würdig durchgeformten Bänden von 1908—1914 fast zu Ende führte. Wir erwähnten einmal, daß nach der strengen Durchformung des sprachlichen Baues im TEPPICH DES LEBENS in der Fortführung dieser Linie die Gefahr bestand, es möchte der Bildnerwille des Dichters zu tyrannisch werden und die Strenge sich zur lebenzwingenden Härte steigern. Mit dem SIEBENTEN RING sahen wir diese Gefahr beschworen, die Alloffenheit und Allwirklichkeit der geistigen Welt war größer als je zuvor geworden und es gab für den Herrscher dieser Welt in dem ganzen Raume der Antike und des Christentums keine geistige Kraft mehr, die er nicht wagen konnte,

in seine Grenzen einzubeziehen: auch Shakespeares ungeheuren Seelendrang und Heldenwuchs. Nachdem er mit der Verdeutschung der Sonette erobernd bis in die dichterische Mitte des Briten gedrungen war, beschloß er auch den ganzen gewaltigen Bau der Dramen ein: er tat es in umfassenderer Weise als die Klassiker und Romantiker es getan und bewahrte und erneuerte zugleich was sie schon gewonnen hatten. Es war ein anderer Shakespeare als unsere Väter ihn geliebt und wie ihn die Romantiker unserer Bildung als deutsches Gut für immer einverleibt hatten. Als zwecksetzende höchste Vernunft, als genialer Menschenschöpfer, als Darsteller und Erreger brennender Leidenschaften, als bildender Gestalter und grenzenloser Beweger und Gliederer des Lebens war er ihnen erschienen, wie Gundolf in seinem inmitten der Übersetzerarbeit geschaffenen Werke „Shakespeare und der Deutsche Geist" (1911) es zeigte. Was jetzt erstand war der große Dichter des heroischen Menschen in seiner ewigen Gültigkeit und zugleich seiner zeitbedingten Bildlichkeit: Shakespeare als der mächtige Sprecher seines Stammes, der die tiefste Sicht und vollste Habe seines Inselvolkes zu unvergänglichen Gestalten formte, weil er als einziger Herr der Zeit über den ganzen Seelenstoff seiner Welt verfügte. Diese dichte Wirklichkeit Shakespeares in ihrer sinnlichen Fülle und geistigen Kraft konnte erst neu gesehen werden unter dem stärkeren volleren Pulsschlag unseres Lebens, konnte erst neu gestaltet werden durch die Bereicherung und Schmeidigung unserer Sprache, durch die neuen Möglichkeiten, die ihr in den letzten Jahrzehnten angewachsen waren, wie es in der Einleitung der Shakespeareübertragung heißt: „Sinnlichere Fülle und dichtere Farbigkeit, neue Intimität, Kraft des Verinnerlichens und Abtönens, größere Biegsamkeit, leichteres Ausdehnen und Zusammenziehen, rascherer Ton- und Tempowechsel". Dieses dichterische Mittel aber war nur Ausdruck einer Geistesverfassung, in der die staatliche Wirklichkeit schon zu neuer Empfängnis gelangt und mit neuem Menschtum schwanger ging. Erst auf diesem Grunde war es möglich, die gewaltige, unbändige weltüberherrschende Kraft, aus der England gespeist wurde, in deutsches Menschtum einzubeziehen, war das Wagnis sinnvoll, in die Söhne des denkerischen humanen Bildungsdeutschland den erde- und meerumgreifenden Tatdrang, die schicksalverachtende Entschlossenheit und Machtwilligkeit zu gießen: zu dem klassischen und romantischen Shakespeare den des heldischen Anspruchs und herrscherlichen Griffes zu fügen. Die höhere Sprachform aus dieser Wurzel gab erst die Möglichkeit das Archaische Monumentale der Shakespeareschen Sageweise zu erfassen, ohne daß sie sprengend oder verwildernd wirkte. Denn der größeren Dämonie, wie sie uns in Shakespeare sichtbar wurde, stand durch George eine

stärkere künstlerische Bezwingung, seiner dichten Stofflichkeit eine glühendere Bildkraft, seinem schwellenden Gefühlsstrom und der Vielfalt seiner körperlichen Wuchten eine gewaltigere Gestaltungskraft gegenüber, als sie bisher dem deutschen Geiste eignete. So ist der Sinn der Erweiterung des sprachlichen Machtbereiches zu verstehen in dem das Werk der Übertragung unternommen wurde: Der größte Verkörperer und Mischer südlichen und nördlichen, leiblichen und seelischen Heldentumes wurde in seiner ganzen Wirklichkeit für die deutsche Welt gewonnen.

Im gleichen Sinne sind auch die übrigen Versuche dieser Jahre zu verstehen, die geistigen Güter der Geschichte soweit sie durch Überlieferung und lebendigen Anteil in das Schicksal des einen oder anderen verflochten waren, von neuem fruchtbar zu machen. Wolfskehl übertrug die kleineren Stücke der althochdeutschen Dichtung (1909), in denen die heldenhafte und tragische Selbstüberwindung der Germanen fortlebt: „ältestes Heidentum, tiefe Weisheit und Erfahrung des Volkes, die beschwörende Macht des Zaubers, drollige Neckereien, derber Humor, harte Liebe und süße Sehnsucht, das kindliche und gläubige Vertrauen auf Gottes Segen, das holdeste Wesen unserer Lieben Frau, die eindringende erregt ausmalende Beredsamkeit der Kirche, gerechter Stolz und tiefe Sorge um deutsches Wesen, das starke männliche Christentum der ersten Kreuzzüge und des erwachenden Rittergeistes". Wolters veröffentlichte die schon für die heiteren Feste von Schönhausen übertragenen „Minnelieder und Sprüche" (1909), eine Auslese aus der Blütezeit der mittelhochdeutschen Dichtung, und dann die ihm von früh auf vertrauten „Hymnen und Sequenzen" (1914), Übertragungen aus den lateinischen Dichtern der Kirche vom 4.—14. Jahrhundert, denen später noch die Übersetzung der „Psalmen und Lobgesänge" der griechischen katholischen Dichter vom 2. bis 4. Jahrhundert folgte.

Wie die „Deutsche Dichtung", von der jetzt die erste öffentliche Ausgabe (1910) erschien, die noch unmittelbar in unserer Bildung wirkenden Väter der Dichtung berief, so gingen jene Werke in die ältere Ahnenschaft der christlichen und heidnischen Ursprünge zurück und suchten die weltlichen und geistlichen Liebes- und Gottesgesänge ins neue Wort zu rufen bis zu den Ausgangspforten der Antike dringend, wo sich in den Lobliedern noch griechische Erdenliebe und schon christlicher Jenseitsflug mischten. Der heilige Sinn und die große Liebe, das in Minne aufflammende Herz und der in Gott erbrennende Geist waren auch hier das aus ehrwürdigem Erbe zu Erneuende und zu Bewahrende. Die nie veraltenden Sinnbilder menschlicher Hingabe und Begeisterung: das Schmerzens-

lied und das Preislied der ewigen Stimme durch die Jahrtausende wieder hörbar zu machen, war das Streben des jungen Geschlechtes, das der Gleiches und Höheres tuende Meister in ihnen auslöste.

Es war natürlich, daß auch die für Hellas entfachte Glut die rührigen Kräfte weckte. Paul Thiersch stellte das Verhältnis von Form und Kult, von bildender Kunst und göttlichem Dienst in Ägypten, Griechenland und der Gotik dar (Jahrbuch II), Kurt Hildebrandt untersuchte die den Begriffen Dionysisch und Romantisch zugrunde liegenden antiken und modernen Kräfte (Jahrbuch II und III) und, der schon fernergerückte August Oehler übertrug die Anakreontiker. Für eine neue Verdeutschung der Tragiker war die günstige Stunde noch nicht gekommen, aber in wunderbarer Weise, wovon noch zu reden sein wird, gelang die Erneuerung der Sicht auf den von der bürgerlichen Wissenschaft verschütteten Platon.

Bedarf es noch der Erwähnung, daß über den Vergangenen die Lebenden nicht vergessen wurden, daß sich Ernst Bertram in seinen ersten Bonner Vorträgen (1907/08) um Hofmannsthal und George, Wolters sich um die Deutung von Lechters Werk (1911), Ernst Gundolf um die Erschließung und Einordnung des Philosophen Bergson mühten? Napoleon und Hölderlin aber, den von allen Ferngeistern in einem tieferen Sinne am meisten Gegenwärtigen, widmete Vallentin seine erste Studie „Napoleon" (Jahrbuch III) und Friedrich Gundolf seinen „Archipelagus" (1911) und Norbert von Hellingrath seine Arbeiten für die große Ausgabe des Dichters. Dies alles und auch die Gedichtbücher „Wandel und Glaube" von Wolters (1911), „Gedichte" von Morwitz (1911) und Gundolfs Göttinger Rede „Stefan George in unserer Zeit" (1912) gehören in dieses Jahrsiebent. Es sind nur die veröffentlichten Äußerungen dessen, was außerhalb der beruflichen und fachlichen Tätigkeiten aber innerhalb eines reichen Lebens der Liebe und Freundschaft die Gemeinschaft der Blätter bewegte. Die Erinnerung an jene Jahre, die durch das Schicksal des Krieges um ein Jahrhundert zurückzuliegen scheinen, ist noch heute mit dem Schimmer eines vollkommenen Glückes umstrahlt, in dem selbst die Schmerzen schön deuchten. Von einem vor allem muß noch an dieser Stelle die Rede sein, das wir schon als bewegende Mitte der festlichen Stunden geschildert haben, auf dessen tieferes Verstehen sich nun auch gedankliche und geschichtliche Bemühungen richteten: nämlich vom Hersagen der Gedichte und der gehobenen Prose.

Auch hierüber wurde einiges öffentlich ausgesprochen, von dem inzwischen manche Äußerlichkeiten in weitere Kreise gedrungen sind, aber das Wesentliche so wenig verstanden wird wie damals. Albert Verwey hat

1907 in der „Beweging", Robert Boehringer im zweiten Jahrbuch (1912) über das Hersagen von Gedichten gehandelt, Hugo Eick in seinen Aufsätzen „Vom Erbe des Rokoko" und „Über den Vortrag von Werken des Geistes und der Kunst". Die neu gewonnene rhythmische Lebensäußerung war dem einen als edle Maßhaltung die höchste Lebensbewegung überhaupt, dem andern in der Unterwerfung unter das dichterische Gesetz und dem Verzicht auf persönliche Eigenheit der fruchtbare Bann, der die Empfänglichen aus dem chaotischen Einzeldasein in ein geordnetes größeres Leben reißt, dem dritten das liturgische Pathos, auf dessen Wellengang der tief verborgene Grundstrom der Seele sichtbar wird: ihr Traum- und Nachtreich, in das der Geist noch keine erhellenden Strahlen gesendet hat. Besonders aber schien allen dreien nötig, das Hersagen gegen die verfälschenden und flachen Vortragsarten der Zeitgenossen abzugrenzen, gegen das verblühte schauspielerische Deklamieren oder das sentimentale heuchlerische Rezitieren, gegen das „natürliche" schnabelgewachsene Gewäsch oder das ebenso „traurige Surrogat der Rede", das Still-für-sich-Lesen der Gedichte.

Die allstoffliche Wissenschaft, wenn sie auch nicht mehr ganz verstand, um was es sich hier handelte, hatte genug Nachrichten gesammelt, aus denen sich erkennen ließ, daß die hohe kultische wie weltliche Dichtung bis in die jüngste Zeit stets in getragener schwebender Bewegung vorgetragen wurde. Vom „maa-chern" der Ägypter, wie die dem Thot geweihte richtige Stimmführung hieß, und dem Wunder der Einheit vom Wort und Ton bei den Hellenen bis zu dem „Sagen und Singen" der mittelalterlichen Dichter, vom Raunen der Zaubersprüche und Murmeln der eddischen Kultlieder bis zur liturgischen Stimme der Kirche, vom feinen Sprechzauber der Comédie française bis zur hohen pathetischen Eintönigkeit der Engländer konnte man bei aller Verschiedenheit der Zeitformen das gleiche Gesetz der ursprünglich dichterischen Vortragsweise verfolgen. Auch für die deutschen Dichter vor und während des Jahrhunderts Goethes von Ramler und Herder bis zu Lenau, Keller und Leuthold ließ sich die befremdende „Art von Gesang" nachweisen. Aber sie war den Zuhörern schon meist als „Monotonie" oder „pathetischer Singsang" erschienen und sie vermochten den dunkelbeschwingten Flug der Seele darin nicht mehr wahrzunehmen. Bald danach versagte das Verständnis der ernüchterten Geister völlig vor der ihrer Welt so fremd gewordenen rhythmischen Feierlichkeit des dichterischen Tones. „Der Grund" schrieb die achte Folge der Blätter, „weshalb man in den stärker romanisierten Ländern verhältnismäßig gut, aber gerade im Land der Dichter am wenigsten weiß was ein Gedicht ist: man ist bei uns nur gewohnt, sinngemäß, skandierend

(abzählend) oder schauspielerisch, nicht aber rhythmisch und dichterisch zu lesen. Auch alle Hoch- und Mittellehrer, die zu hunderten unserer Jugend von der Antike reden, können keinen Begriff davon haben oder geben, was ein griechischer Chor, eine römische Ode ist, wenn sie nicht einen wirklichen Dichter wirklich dichterisch haben lesen hören".

7. KAPITEL: DER STERN DES BUNDES

MITTEN in der ungeregten Gegenwelt wirkte der Bund derer die vom Geiste berührt waren sich als lebendiges Geschehnis der Tage aus. Daß er sich auch in gestaltiger Form als Dauer darstellte war Sinn des innersten Gesetzes, aus dem er geboren war. Das Geschehen des Bundes mußte dichterisches Bild, sichtbarer Stern werden, der alle Strahlungen in sich begreift und wieder aussendet, es mußte im dichterischen Sprachleib gegründet werden als dem geistigen Leib aller Einzelleiber, als dem umschließenden Herd aller sie durchwaltenden Kräfte. Dies vollzog sich im STERN DES BUNDES, der sieben Jahre nach dem RING — im Herbst 1913 — nur in wenigen Stücken für die engeren Freunde, im folgenden Jahre öffentlich erschien.

Die Verhaltungen und Handlungen der in Gemeinschaft Verbundenen wurden hier zu Wort und Zeichen erhoben; ihr lebendiges Sein erscheint als geistiger Sinn, ihre gemeinsame Sitte als geistiges Lebensgesetz. Daher sind in diesem Werke alle Einzelerlebnisse in eine gemeinsame Sphäre getaucht, alle Personen und Namen als ausschließlicher Besitz dieser Sphäre verschwunden und mit Ausnahme einiger schon außer ihr liegenden Gestalten der Vergangenheit auch dem ihr Vertrauten nur ahnend erkennbar. Nicht als ob das Einzelne und Persönliche aufgehoben wäre, es besteht vielmehr in seiner ganzen Wucht und Glut, ja in keinem der früheren Werke ist das Verhältnis des Dichters zu den mit ihm Lebenden in solcher Unmittelbarkeit ausgesprochen worden wie in diesem. Aber diese Darstellungen haben nicht mehr das Merkmal des Sondergemäldes sondern gehören einem ganzen Baue an und sind von seinem Raume unablösbar, an ihrem Platze unvertauschbar. Das eine Ganze hat alle Vielheiten aufgefangen und allen Besonderheiten eine höhere Bedingtheit aufgeprägt. Dadurch ist eine in der lyrischen Dichtung völlig neue Gattung entstanden und das Einzelgedicht hat eine tiefe Verwandlung erlitten. Indem es zwar nicht sein Sondermerkmal als geschlossene Form wohl aber seine Eigenatmosphäre aufgibt und die des Gesamtraumes annimmt, hat es noch seine Grenzen in sich selbst und ist doch nicht außer der Maß-

schwingung des Ganzen zu denken. Es entspricht im griechischen Tempel dem schönen Teil, der seine künstlerische Gesetzmäßigkeit in sich trägt und zugleich sein rhythmisches Maß vom ganzen Bau empfängt. Die Gedichte gehören daher keiner der bisher benannten Formen an, es sind weder strofische noch spruchartige Gebilde noch solche von freier Fließung. Sie schwingen in allen drei- bis fünfhebigen Schrittmaßen und haben einen einfachen Zeilenbau, der zwischen den Grenzzahlen sieben und vierzehn bald enger bald weiter wird und nur im „Eingang" die oberste Zahl der Zeilen für alle Gedichte regelmäßig festhält. Wie im einzelnen sind auch im Gesamtbau die gelösteren Formen des SIEBENTEN RINGS beibehalten aber ohne den bunten Wechsel und die weiten Wölbungen, die wir dort bemerkten. Der frühere Dreiklang kehrt wieder, doch auch dieses Gefüge ist im Verhältnis zum strengeren des TEPPICHS durch Vorklang und Ausklang gemildert und zugleich bereichert. Die hundert Gedichte sind so gegliedert, daß die neun des „Eingangs" und der „Schlußchor" ein Zehnt, die drei Bücher je drei Zehntgruppen umfassen .. jedes Zehnt wird durch das Tonornament eines Reimgedichtes abgeschlossen, während die übrigen neun bei reichen Gleichklängen reimlos bleiben. Gebärde und Bild des sprachlichen Ausdrucks sind fast schmucklos geworden, die starken Farben und Hochtöne fehlen, aber alle Formen haben die spiegelnde Ebenmäßigkeit und funkelnde Haut der Marmorsäulen und Erzbilder.

Weder die äußere noch innere Form dieses festen und doch schwebenden Baues also erlauben ein Glied aus ihm gesondert zu nehmen, es bliebe undurchdringlich für jeden, der nicht selber vom Ton des Ganzen durchdrungen wäre. Welches dieser Urton ist, verkünden die neun Gedichte des Eingangs mit der glühenden Schlichtheit dessen, der ihn zum ersten Male seit Jahrtausenden wieder vernommen hat, verkünden ihn als Not und Wunder seiner Tage, als Erfüllung der Sehnsucht in dieser Zeit. Noch nie ist so rein und unerbittlich die schöne Gestalt als Sinn der Welt, als Gesetz des Lebens, als Preis der Liebe gefordert und gefeiert worden wie in diesen Gedichten. Noch einmal werden die Jahre der Bereitung aufgerufen, als im Rausch der Feste und in der Runde sprühender Geister die ältesten Riegel von lang verschlossenen Reichen aufsprangen und der Schoß der gewesenen Zeit sich auftat, um die ewigen Bilder zu entlassen, und als doch ein Einziges fehlte, das all diesen Wirbeln Halt, diesen Schattenträumen wirkliches Leben gäbe. Daß das Undenkbare und Unerzwingbare dennoch geschah, wird dem gedankt, der den Strahl herniederbrachte und in das vergebliche Ringen mit den fernen Vorbildern als endliche Erfüllung trat. Es ist das Kind des eigenen Stammes, der jugendliche Gott und Herr der Wende: „schön wie kein bild und greifbar wie kein traum". Erst

seine leibliche Erscheinung hatte dem Dichter den letzten Blick in die Würde des irdischen Lebens geöffnet und sein sternenweites Mühen ganz in dem engen Heiligtum des Leibes begrenzt, erst sein Opfer hatte dem Seher das Geheimnis der Gottwerdung in Mensch und Volk erschlossen und ihn ganz in diesen Erdentag gebannt für den er gesandt war. Was in Hellas aus ungewußter Wurzel als blühendes Gewächs gelebt hatte, war nun als Blüte des Geistes neugeboren: die Diesseitigkeit Gottes und die Gotthaltigkeit der Welt: der göttliche Mensch. Leise klingt durch die Verse noch ein Schauer vor dem Unendlichen und Grenzenlosen, dem Unfaßbaren und Unnennbaren, das nur in Göttern und Göttersöhnen erscheinen kann, lauter ein Schauer vor den Tagen, als in der brünstigen Sehnsucht nach höchstem Geschehnis das Endliche, Gewachsene, Geformte auch das schon Gewonnene zu zerflattern und zu stürzen drohte. Darum steigt der Dank zum „Retter" der lebend vom Zeuger erweckt ward und scheidend den Erwecker zeugte, daß er nun mit ihm den ganzen Raum der Zeit durchwachse und ihn aus tausend Leibern wiedergebäre: den „geist der heiligen jugend unsres volks". Denn diesen ruft nun der Künder zu vielen Erscheinungen, diesen erkennt er im Sehnen der Väter und im Spruch des frühen Sehers wieder, diesen weiß er im deutschen Stamm verhüllt, den vor dem uralt bewahrten Erbe der Nachbarn das eine kennzeichnet: daß noch ein Unverbrauchtes Unangetastetes seine Wurzeln nährt und befähigt, in Zeiten der Not und der Wende plötzlich und unerwartet das heilende Wunder, das alle Errettende hervorzutreiben. So erscheint der Gott am Schluß des „Eingangs" in seiner neuen Wesenheit, der gleiche und dennoch ein andrer, der Schöne und Hehre, der erstmals kam und immer wieder aus dunklem Schoß und hellem Stern geboren wird: in höchster Weihe als Geist der Runde, in höchster Vollendung als Sohn der neuen Menschenmitte.

Aus dieser Wesenheit erblühen in notwendigem Wuchsgesetz die drei Teile des STERNS: der erste den Schicksalsgrund und die Zeitwende, der zweite die wirkende Liebe, der dritte die Gründung des geistigen Reiches umfassend.

Das erste Buch stellt den Dichter als Künder des Gottes, als Richter der Widerwelt, als Scheider des Unzulänglichen dar. Mit der Frage an die Gottheit des Alls nach der Berechtigung des Dichtertums zur höchsten Aufgabe an der Zeitenwende hebt es an. Die Frömmigkeit des Dichters forscht nach dem besonderen Rechte seiner Sendung, nach der Eignung seines scheinbar leichten Klangspieles vor der Gewalt der göttlichen Gewitter. Ewiges Gesetz und eigener Weg gibt die Antwort. Denn in welchen und wie vielen Formen sich die Verkündigung des Göttlichen auf Erden

vollziehen mag, der Gesang des Dichters ist die Form die ihnen allen zugrunde liegt, der rhythmischen Rede wie dem Psalm, dem Weisheitsspruch wie dem Gleichnis. Wo der im Blut geborene Sinn des Weltlebens durch den Geist zu Bild und Klang wird, offenbart sich nur am reinsten die unerklärliche Urkraft, die alle dunklen vorgedanklichen Spannungen in greifbare kristallische Gebilde umsetzt, offenbart sich am sichtbarsten die Vergegenwärtigung der heiligen Erinnerung und das Opfer des einen in vielen Leibern. Jeden Helden und Heiland umwittert diese geheimnisvolle Kraft des Gesanges und im Urdichter, der beide in sich befaßt, stellt sich diese ewige Formkraft des Geistes aus dem Blute am hellsten dar: was er singt ist Gesang des Gottes durch seinen Mund.

So verstehen wir, und andre mögen andres verstehen, die Gottsuche des Meisters auf seinem Wege von Jugend auf: Sehnen und Gestaltung, Schau und Wirken zugleich, eigner tönender Sang und lockender Ruf nach jenen, die ihn hören und tragen sollen und unter deren Lob und Preis er doch sein letztes Geheimnis wahrt. Niemals noch als da er zu singen begann, war solche Zeitenstunde, niemals die Welt so entleert vom Wissen um ihr Geheimnis, noch der Mensch so matt im Glauben an seinen Ursprung. Eben darum war der gesandt, der die Keimkraft des Geistes am lebendigsten in sich trug, daß sein Ruf aus der tiefsten Not, aus der Qual aller, die der eine trug, von den unendlich fernen Sternen die Antwort erzwinge, darum war er so bewehrt, daß er die Antwort, furchtbar und herrlich zugleich, auf jeder Staffel seines Weges ertrüge und auch dann nicht fiel, als sie ihr Höchstes gab: sich selber leibgeworden zeigte und den schon über Zeit und Volk erhobenen zum „ersten Diener" kürte. Da er das volle Leid auf sich genommen hatte, wurde ihm auch das volle Glück zuteil, alle Kraft der Duldung verwandelte sich ihm in Kraft der Zeugung: zu Klang und Bild, wie ihm der früheste Traum befohlen hatte.

So konnte er der Erwecker dessen werden, was unsagbar ist und nur im Gleichnis und Bild des Mittlers die Erde erfüllt, für die er bestimmt ist, in der sein Wort die Leben der Zeit ergreifen und verwandeln muß. Keiner weiß woher es kommt und keiner umfaßt es ganz mit Spruch und Namen, aber nur durch dieses Wort ist in dieser Weltstunde der ewige Herd erreichbar. Denn niemals kehrt ein in den Herzen und Geistern Erstorbenes in gleicher Weise wieder. Das Wort von heute verkündet kein neues „Einmal", keine unendliche Fortbewegung, in die das christliche Weltbild aufgelöst wurde, als der Glaube an den ersten wie den Jüngsten Tag erlosch: das neue Wort führt zum Reigen der Gestalten und zum Ring des Geschehens, der sich im Selbst der seienden Dinge beschließt. An das Geheimnis der einmaligen Menschwerdung des Gottessohnes, das

sich in der Fleisch- und Blutwerdung von Brot und Wein wiederholen konnte, solange der Glaube an ihn lebendig war, hat George nie gerührt. Was ihm erschienen war und sich in der furchtbaren Vision der „Templer" in seiner allgemeinsten Form verkündete, schloß jenes christliche Geschehen nicht aus, sondern begreift es in sich und führt das Einmalige und Unwiederholbare der Leibwerdung des Göttlichen, das seine sinngebende Kraft eingebüßt hatte, in den unaufhörlichen und immer wiederholten Vorgang des gottmenschlichen Lebens zurück, dessen erster wissender Seher und duldender Erleider er ist, wie der Schlußgesang dieses Zehnts es kündet. Diesen ewigen Vorgang haben die Dichter ahnend immer geglaubt, dies, so dürfen wir sagen, hätten die großen Dichter und Denker und Täter Europas in den Jahrhunderten, als das christliche Weltbild absank, allein als Glauben einer neuen Welteinheit annehmen können, dies, so wissen wir, wurde als der Künder kam von den Schriftgelehrten jeder Gattung mit Hohn oder mißachtendem Schweigen begrüßt, während die Menge weder Altes noch Neues glaubend, verbrauchte Formeln betete und die „Sektierer laxester Observanz" ihren jährlich und bald öfter wechselnden Götzen folgten. Nicht dieses oder jenes Gut sondern die ganze Würde des menschlichen Lebens war in dieser Zeit bedroht, wo man das Ewige verneinte, das Erbe zerstörte, den Sinn verflachte, das Geziefer großzog und dieses Tun für den Aufbau neuer Ordnungen hielt, wo man sich allem anvertraute, was aus sich keine Kraft zu binden und zu bauen hatte: dem Gott, der keiner ist, dem Volk, das keins mehr war, dem Weib, das keins mehr sein wollte, dem Werk, das nur mehr Versuch sein durfte, kurz dem Ungeheuerlichsten, nur nicht dem Einfachsten, das allen früheren Menschen selbstverständlich war: dem bestimmten Menschen, der sich durch Wesen und Werk als Führer erwies. Im „Vorspiel" waren diese Gefahren noch vom dichterischen Fernraum außer der Zeit gesichtet, in den „Zeitgedichten" hatte der Bedrohte selbst sie nach höchster Not durchstoßen, im STERN DES BUNDES sieht George sie von der innersten Keimzelle seines wachsenden Reiches aus nicht mehr als Bedrohendes aber als Hinderndes, nicht mehr als Gefährdendes aber als Entwürdigendes vor dem von ihm verkündeten Gott- und Menschenbild. Daher zeichnet dieses Gedichtzehnt grimmiger als je die Leere und Blindheit der ihm entgegenstehenden Welt, und heute wo schon manches im Weltkrieg eingetroffen ist, was er vorhersagte und Schlimmeres eintritt durch Fortsetzung dessen was er schon vor ihm verdammte, hat sich die Härte des Gegensatzes, wie sie aus diesen Gedichten spricht, nicht gemindert. Denn wenn auch inzwischen mancher Wahn zusammenbrach, die frühesten blieben und lieber baut man am Flickwerk weiter als sich von dem abzukehren, was der

Seher Frevel, Unmaß und Verfall nannte. Aber die den „Warner" nicht hörten, den er hier noch einmal in seiner verzweifelten Unbedingtheit aufruft, können auch den Künder nicht hören und so wendet er sich ab von den „Eingereihten und Rückgewandten" zur neuen Jugend, die mitten unter Trümmern mit ihm schon das werdende Leben hegt und an die Blüte glaubt.

Um dieses neuen Lebens willen scheidet George sein Reich auch von den „Helfern von damals", die seiner Bahn nicht folgen wollten oder konnten: den Redlichen aber zu Schwachen, den Schwärmern und Jenseitsüchtigen, die sich ins All aufzulösen sehnen, aber ihrem eigenen Ich nicht entfahren können, die ins Unendliche verströmen möchten, weil sie die feste Endlichkeit nicht ertragen und nicht die adlige Stärke haben, das eigne Bild, die schöpferische Selbstschau der höchsten Stunde, zu vollenden, sei es auch um den Preis des Untergangs. Er steckt die Grenzen ab, in denen das von ihm Erschaute gedeihen kann: den Raum zwischen Nordklippe und Wüste, jenseits dessen die Schweifenden, blonde wie schwarze, sich vergeblich nach Erfüllung sehnen, gestaltlos im Äußern und maßlos im Innern wie ihre Götter, jene nur erlösbar durch Mischung mit dem dichteren Blut, diese nur durch eignen Endeswillen. Ein letzter Abschied trifft auch jene Gefährten der Frühzeit, die mit großen aber unholdenhaften Kräften begabt nicht zu Werk oder Tat gelangten und ins Dunkel zurücksanken oder im Überhellen zerflatterten. Der römische Katholik steht noch einmal auf in einem abgebrochenen Elfzeiler: herrisch, stolz und raumlos, der katholische Römer in einem überzähligen Dreizehnzeiler: geisternd, zaubernd und tatlos. Dann löst der Dichter sich von den Gespenstern wie den Allzuheutigen und weist die von Wut und Wahn gelösten Herzen wieder dem hehren Bilde zu: denn die Gefahr nennen heißt sie bannen, die Grenze ziehen, das Eigne sichern.

Im zweiten Buch erscheint der Künder als Minner und Freund der Erweckten und der ewig erweckenden Liebe selbst. Wie er seine Nächsten mit der Glut seines Herzens umfing und ihre Erze in der feurigen Esse seiner Liebe umschmolz bis sie geläutert und gereinigt als höhere aus seinen Händen hervorgingen, aus Liebenden zu Tätigen, aus Schönen zu Starken wurden, ist in den beiden ersten Zehnten zu dauerndem Bild erhoben, den Gesprächen Platons gleich, die nicht Niederschlag eines Gedachten, sondern geistiger Widerschein eines Gelebten und Geschehenen sind. Ob wie im ersten Zehnt ein schwankend-widerstrebendes, seiner Kräfte noch ungewisses Herz umworben und gewonnen oder wie im zweiten ein reiches wachstumwilliges seinen dunklen Gefahren entrissen und zur Blüte geführt wird, es ist im höchsten Sinne Bildung des Jüngeren

durch den Älteren, es ist mehr als dies: die Zeugung eines Göttlich-Dritten aus der leidenschaftlichen Liebe des Führers und Geführten, dessen glühendste Erscheinung nur dem einen Umlauf ihrer Liebestage eignet und dennoch beiden bleibt: dem einen leibliche Erfüllung seiner Sendung dem andern Leibwerdung seines edleren Selbst, das Erwachsen des Gottesantlitzes durch den persönlichen Stoff. Denn nur wo das Ich die Einzelzelle seiner Gefangenschaft sprengt und in stetem Geben und Nehmen die Lebenskräfte fließend im Liebesringe umgetrieben werden, entsteht neue Geburt.

Wie die Welt in morgendlicher Frische ewig aus der Nacht erwacht, das Menschengeschlecht sich in Kindern dunklen Schoßes neugebiert, so muß auch der Samen des Geistes aus jungem Blute erstehen, damit sein Bild sich stetig im gleichen erneue und weiterzeuge. Das Jugendliche ist auf jeder Stufe des uns erfaßlichen Daseins die höchste Gewähr des Lebens selbst und Völker denen es wie Hellenen und Deutschen als die schönste Seinsform der Alter erscheint, zu deren Erzeugung und Bildung der Dienst aller anderen Kräfte erfordert wird, erfüllen am reinsten das ewige Gesetz der Wandlung vom gewordenen hin zum werdenden Wuchs, von der gestaltlos ungeborenen zur immer neu erblühenden Gestalt der geborenen Liebe.

Ihren faßbar-unfaßlichen, greifbar-unbegreiflichen Herrn den „Gott der Nähe" und „Gott der Frühe" besingt das dritte Zehnt, ihn der ewigen Alters und doch Kind der heimatlichen Fluren ist, der in tausend Gestalten über die Erde wandelte und nun wiedergeboren in neuer jugendlicher Würde kommt. Er ist schön aber herb, glühend aber stark, sucht nach der seligen Stunde der Besämung die rauhe der Mühen und Gefahren, reißt den Zögernden mit in seine Wirbel, weist den Drängenden auf die Stufen seiner höheren Würde: Bezaubrer der entrückten Stunde und Lenker zu Opfer, Kampf und Tod! Er ist der Eine und doch Vielgestaltige, der ganz Gegenwärtige und immer Vernichtungsfrohe: die Stunde seines Gehens wissen und ihn halten wollen über den gewährten Umlauf, heißt das Leben zerstören das er bringt, den Gebundenen freilassen nach dem zeugenden Augenblick, heißt ihn der neuen Flamme zur Wiedergeburt geben. Und wie der Gott so ist auch sein Minner auf die vielen Schönen gerichtet, er kennt keine Bindung an Schwur und Gesetz, da er in vielen das eine Göttlich-Schöne zeugen will und seinen Samen in jeden von ihnen senkend sich in allen erfüllt. In vielen Schönen zeugend wird er darum von vielen geliebt, die von ihm die Flamme empfangen haben, und sie binden ihn nicht an sich sondern sind durch ihn an das Göttlich-Schöne gebunden, das sie selbst wieder zu Starken und Zeugenden macht: so den Kreislauf

erfüllend von dem der erste, Meister und Künder des Schönen, ausging. Hier am Ende des männlichen Hohenliedes verschmilzt in unserer Geschichte zum ersten Male soweit uns zu sehen erlaubt ist, Gestaltungsgeheimnis und Liebesgeheimnis, die Urkraft des formenschaffenden Geistes mit der Urkraft des glutenschaffenden Blutes in eins zusammen: dem irdischen Rausch vermählt sich die ewige Helle, der sehnenden Armut der bleibende Reichtum, dem vergänglichen Schönen die unvergängliche Dauer. So schafft er, Dichter und Minner in einem: Werk und Leib, Tat und Reich, Gott und Held.

Wie sich dies in Zeit und Boden vollzieht, ist der Gehalt des dritten Buches, das die Mitte und Grenzen der Herrschaft, die neuen Tafeln der Sitte, Gesicht und Art der ersten Bekenner darstellt. „Denn auf welche besseren Augenblicke als die nun durch göttliche Fügung gegenwärtig sind, sollen wir warten?“ fragte einst Dion den Platon. Und der Meister wußte: trotz aller Gegenwucht steht heute der Stern über der Weltenstunde in Deutschland günstiger als damals in Sizilien. Mit einem Heilruf an die frische Morgenerde, an das junge Licht und alle „die in seinen strahlen gehn“ beginnt er den Kreis des geistigen Reiches zu umschreiben, in dem die Kinder des Volkes in Söhne des neuen Loses verwandelt werden, den zu durchfahren ihr Amt, den zu verlassen ihr Tod ist. Jeder, selbst die Träger der alten Wappen wissen heute: es gibt keinen Adel von Schild und Krone mehr, und die Berufenen und tauglichen Söhne der Wahl wachsen stammlos aus dem Volke empor, nur erkennbar wie von jeher die Götterkinder am Leuchten des Leibes, am Glanz ihrer Augen, am Traum auf ihren Stirnen. Aber sind sie erlöst, so bindet sie der neue Fug: sie müssen fernbleiben den „frauen fremder ordnung“, den Lockungen der sinkenden Zeit, um stolzen Hauptes und freier Glieder durch den beginnlichen Tag zu gehen. Denn den schönsten und stärksten Gott glaubend wissen sie sich selbst in ihrem Wesen schön und stark, weil ihm nur glauben kann, wer leiblich seiner Artung ist. Die Kraft des Blutes kann wohl geweckt und geleitet, aber niemals mitgeteilt noch gelehrt werden und wessen Blutkraft erlahmt, kann weder glauben noch halten, was er einmal geglaubt hat. Der Gott liebt nur den Lebendigen und nur der Lebendige liebt den Gott. Weder die Lehre der Freiheiten noch die Lehre der Zwangsläufe können die beirren, die sich im neuen Wort und Volk beschlossen fühlen. Im Dienst des Herrschers, der sie aus allen Zweifeln und Zwängen sprengte, vollbringen sie die „bedingte Arbeit ihres Tags“. Wenn er für diesen neuen Stand die neuen Tafeln, die inneren Ordnungen seines Reiches verkündete, so bedeuten auch sie nicht die Aufstellung von Lehrsätzen, die Verstand oder guter Wille als Vorschriften erfassen und nutzen könnte,

sondern sind gestaltete Gesichte seiner Weisheit und Erleuchtung. Wären sie Lehre so erschöpften sie sich durch die Deutung ihres Inhaltes, aber als undurchdringliche Form sind sie unauflösliche Wegzeichen und Bilder, die nicht Erkenntnis und Einsicht vermitteln sondern die Herzen und Geister wandeln. Wer anders als der echte Liebende verstünde auch den Ruf an die neue Jugend: daß der Schöne auch der Kampfbereite, der Lorbeerträger auch der Dolchbewehrte ist und Sklave heißt, wer jetzt noch tändelt und sich betäubt. Es sind keine sanften Götter, deren Bilder hier in Sprüchen erscheinen, nicht voll Mitleid mit den Gedrückten, nicht voll Erbarmen mit den Reuigen, nicht voll Schonung für die Verirrten: sie fordern zum rechten Weg auch die rechte Kraft, zur vollen Schuld auch die volle Sühne und zur günstigen Blüte noch das günstige Schicksal. Wo die Weihe des irdischen Lebens und die Würde des Menschen oberster Sinn der Welt ist, wird die Entweihung des Lebens und die Entwürdigung des Menschen durch Schändung des eigenen Selbst oder des brüderlich Verbundenen einziger Frevel und ist nur sühnbar durch Selbstopfer oder erhöhende Tat.

Dieses durchaus tätige, bis zum trotzigen Untergang tätige Verhalten zur Gottheit schließt alles Zweifelsüchtige und Schielende, alles Stumpfe und Geduckte so sehr vom herrscherlichen Umkreis aus, daß selbst der Feind im eignen Innern geschaffen werden muß und das Fremde keine Waffen hat von außen in den staatlichen Ring einzudringen. Das durchaus leidende bis zur Knechtschaft leidende Verhältnis zu Gott, wie es von Luther zuerst geschaffen wurde und dann die Gläubigen aller Bekenntnisse, ja in den abgewandelten geistigen Formen allmählich auch die modernen Denker ergriffen hatte, statuierte notwendig von diesem höchsten Verhältnis aus die tatsächliche unterschiedlose Gleichheit aller einzelnen vor Gott. Es mußte, bei der Ausgleichung aller natürlichen geistigen und schöpferischen Stufen unter den Menschen enden und zu jener Vereinzelung und Einebnung, Anbetung des Mindern und Niedrigen, Entzügelung des Schwachen und Bedürftigen in der Volksgemeinschaft führen, die wir vor uns sahen und noch sehen. Gegen dieses schon zum bewußten Betrug gewordene Verderben der Zeit richtet der Dichter den Seinen wieder die leibgebundenen und gotterzeugten Stufen des Seins und Wissens unter Menschen auf: Er gibt auch dem Weibe sein Heiligtum zurück und rückt das Ganze durch die heuchlerische Zweideutigkeit des humanen Bürgertums vergiftete Geschlechtsverhältnis zwischen Mann und Weib wieder in die urbestimmte Ordnung des Zeugens und Empfangens, des engeren mütterlichen Liebesraumes und der umfassenden männlichen Herrschaft. Die weibliche Liebe ist in dieser Ordnung auf den Einen, Schönen und

Starken gerichtet, von dem sie die Frucht empfangen soll. Von dem Einen will sie immer wieder die Gleichen empfangen, nachdem sie den Schoß von der schönen Bürde entbunden hat und ist darum an Schwur und Gesetz der Dauer verhaftet. Sie nährt die Kinder beiden Geschlechts zur Blüte auf und viele gebärend wird sie von vielen geliebt, die von ihr das leibliche Leben empfangen haben. Wie sie an den Einen, ist sie durch ihn und die schönen Geburten an den strömenden Kreislauf des ganzen Göttlich-Schönen gebunden und vollendet ihn in ihrem eigensten Geheimnis. Mehr noch als die bürgerlichen Zerfallsformen hatte George in diesem Bereich das Toben der Kosmiker die drohende Gefahr gezeigt, daß die Zersetzung der männlichen Weltordnung nicht die Heraufführung einer weiblichen, sondern die Auflösung jeder Ordnung bedeutete, den Untergang des hellen gestaltenden Geistes in der wilden Wucherung des Nur-Geschlechtlichen, den jene „Seele" zu nennen beliebten. Aber Seele erscheint nur wo der Geist im Blute Bild wird, er ist nie ohne ihren nährenden Grund, aber sie erhält erst Sinn durch seine Gestaltung, ist erst sichtbar über dumpfem Chaos, erst Mutter durch den herrlichen herrscherlichen Sohn. Wie der Meister so gegen das Nur-Geschlechtliche kämpft und dem unergründlichen Trieb für Mann und Weib wieder göttlichen Sinn gibt, kämpft er auch wider das Ungeschlechtliche, wider die mystischen oder asketischen Verächter des Leibes, die den heiligen Stoff in Nichts oder All verflüchtigen möchten. Er weiß, daß keiner der „Leibesfurcht und Erdenreue" bedarf, der den Tempel des Heiligen Geistes, wie der Apostel sagt, niemals entweiht hat, er weiß auch, daß keiner ganz davon genesen kann, der einmal das furchtbare Gefühl der selbstverschuldeten Befleckung an seinem Leibe erfahren hat.

Wie menschennah sind diese Dinge für den, der die neue Erdenwürde gefühlt hat, wie sternenweit von all dem, was die Genossen seiner Zeit über den Bringer dieser Botschaft meinten und sagten! Er gab sein Werk in jenen Tagen schon offen in alle Hände, aber er wußte, daß, wie stets an der Wende der Zeit, wo die „goldnen Fäden" zerrissen sind, nur wenige sein Wort fassen und behalten könnten, daß die jungen Erben nur selten im ungeheuren Gewühl unserer wachsenden Massen erblühten. Sie zu finden hat er den Seinen das untrügliche Auge für das Edle und Echte, den leiblichen Sinn für Wuchs und Blut gegeben, sie zu bilden und zu bewahren, hat er sie das Schweigen vom innersten Geschehen gelehrt und die Kunde vom hier geschehenen Wunder nur so weit eröffnet, als not war, ein gänzlich verschollenes Wissen um die geistige Geburt menschlicher Gemeinschaft zu erneuern. Zu den höchsten Bildern menschlicher Gemeinschaft ist im STERN DES BUNDES ein neues getreten: der Zu-

sammenschluß leiblicher Glieder zu einer geistigen Einheit, die aus den Kräften der einzelnen gebildet ist ohne sie in ihrem Range aufzulösen, und die dennoch eine höhere Kraft ist als die aller Glieder: aber mehr leiblicher Staat als der tönende Lichtleib Dantes und doch mehr geistiges Reich als der gesetzhaft geschichtete Staat Platons.

Dieses Reich hatte seine Bekenner schon gefunden, aber erst indem DER STERN sie als dichterische Gestalten mitgebar, waren sie im neuen Sinn auch seine Gründer. In welchem Range und mit welchen Kräften sie George in diesen Jahren dienen mochten, sie waren gleich in der unbedingten Hingabe an ihn, den Herrscher und Meister und Minner und stellten auch als wenige den ursprünglichen Fug eines ganzen Reiches dar, den „rechten mit- und auf- und unterstieg", das einige Leben mit sich mit dem Führer und mit jedem an ihn Gebundenen, wie das letzte Zehnt es in die gemeinsame Sphäre erhebt. Sie hatten „das Wunderwerk der Endlichkeit" aus seinen Händen empfangen, für sie gab es kein Sein mehr das nicht weltlich, keine Welt mehr die nicht geistig, keinen Geist mehr der nicht leiblich und von der Mitte bis zum Umkreis von der Glut des Gottes durchströmt war. Sie waren vom Sinn des Wortes durchdrungen: Wenn du heute nicht nimmst, bist du morgen arm, wenn du heute nicht schön bleibst, bist du morgen nicht stark, wenn du heute nicht wirkst bist du morgen machtlos. So waren sie dem Gegenwärtigen die Glühenden und Inbrünstigen, die Widmenden, die mit all ihrem Sein und Haben Ausdruck des großen Lebens sein wollten, das ihnen gegeben ward und wurden nach dem Sinn seiner Botschaft die Ergriffenen aber auch Ergreifenden, die Berufenen aber auch Berufenden. Sie waren keine eifernden Verbreiter einer Lehre noch starre Verweser eines Wortes und bedurften keiner Preisgabe irgendeines persönlichen Wertes. Aber jeder wußte sich mit all seinem Besonderen und Eigentümlichen nur wert, solange er vor dem Führer bestand, nur an seine Mitte gebunden, solange die lebendige Fähigkeit des Blühens und Wirkens, solange die Liebe brannte. Denn wie der Meister mit keiner Fessel als der der Liebe band, so duldete er auch keine andre Fessel als die der Liebe. So lassen die Gedichte ihre Leben erscheinen, wie jedes in Gefährdung und Näherung zu ihm kam und mit ihm kreiste, und ob die einen in allen Überlieferungen und Kämpfen der Zeit aufgewachsen waren oder die anderen noch in frischer unberührter Jugend zu ihm gefunden hatten, ob der im düstern Grauen, der im hellsten Wissen, der tätig wagend, der träumend, der zögernd-schwank und der dunkelsinnend seinen Weg ging — in einem hatten sie sich alle aus der Umstrickung der Rückgewandten und Eingereihten gelöst und das Unwahrscheinliche getan: dem sich hingegeben, der außer allem stand, was sie

umgab, den gewonnen, der nur dem Pochen öffnete, das er als seiner Art erkannte. Denn seine Not war nur aufhebbar durch solche, die ihn in seiner höchsten Würde erkannten. Gab sein Land sie ihm in diesem „einzig freien augenblick", so war der Sieg erkämpft und zur Gottesherrschaft der Gottesdienst errungen: die innerste Zelle des Erdentempels war wieder gereinigt und leuchtete von eigner Flamme: dem heiligen Loblied, dem göttlichen Chor, der den STERN DES BUNDES beschließt.

8. KAPITEL: DIE ZEHNTE FOLGE

WIE der „Stern" die Gründung so verkündet die zehnte Folge der Blätter die Ausstrahlung des geistigen Reiches. Sie erschien im Herbst des Jahres 1914 einige Monate nach dem Ausbruch des Krieges, war aber bis auf die letzte Strofe der „Staatsgedichte" schon vor seinem Beginn vollständig zusammengestellt. „Es lag kein Grund vor", bemerkten die ‚Nachrichten', „das Erscheinen hinauszuschieben, da unsere Haltung vor und in den Ereignissen des Jahres sich gleicht. Auf den Verweis, daß es jetzt nicht der Augenblick für Gedichte sei, antworten wir mit Jean Paul, daß vielleicht keine Zeit den Dichter nötiger hat, als die ihn am ehesten entbehren zu können glaubt."

Fast mehr noch als in den beiden vorhergehenden zeigen die Gedichte dieser Folge ein Gesamtgesicht. Sie sind alle dem Grund des gemeinsamen Lebens entsprungen, aber stellen es nicht als eine allgemeine Grundart sondern jeweils als die besondere Äußerung eines Eigenschicksals der Dichter dar, sie kennen das Schöne nicht als abgezogenen Begriff, nicht als lehrbare Gattung sondern als höchste Erscheinungsform des Einzellebens, in dem ein schönes Gesamt sich den geistig-sinnlichen Körper erschafft. Die Dichter sind Träger und Äußerer der gemeinsamen Kraft geworden und zum äußeren Zeichen dieser Wandlung sind alle Verfassernamen in dieser Folge weggelassen. Das bedeutete kein Verstecken der Personen, denn Anordnung und Stil machten die schon bekannten älteren Verfasser leicht erkennbar, aber einmal entsprach es dem Bewußtsein von der Unwichtigkeit des Einzelnen gegenüber der schöpferischen Sphäre, der er entstammte, zum andern war es ein nötiger Schutz für die Jüngeren, denen auf diese Weise eine frühzeitige Verbindung mit der Öffentlichkeit erspart wurde — wie es in der Frühzeit der Blätter schon auf andre Weise geschehen war. Denn freilich sprachen diese Gedichte der Zehnten vom geheimsten und köstlichen Gut der Gesamtheit wie der Einzelnen in diesen Jahren. Sie sind ein einziger vielstimmiger Chorgesang zur Ver-

herrlichung des neuen Lebens, nicht nur Widerstrahlung des STERNS sondern mit ihm entstanden und wie er Ausdruck des rauschhaften Innewerdens einer höheren Gemeinschaft, die Herzen und Sinne beseelte und beseligte. Welch eine Welt hatte sich hier aufgetan! Im Deutschland des Militarismus und der Wissenschaft, der Arbeitswut und des Großstadttaumels hatte sich ein unberührter Kern heiligfesten Lebens gebildet, das in sich vollendet, doch dem Einstrom aller Kräfte offen war, die noch heil die Erde durchpulsten, das im Innern voll aller liebenden Fieber und Zartheiten, doch mit dem heitersten Kampfmut und siegendem Wachstumswillen nach außen gewandt war, wie wir es geschildert haben. Die Gedichte der Zehnten sind das unmittelbarste Bekenntnis dessen, was wir die von der Dichtung Ergriffenen leben und wirken sahen: Lob der Götter und Heldenahnen, Lob der Freundschaft und Gemeinschaft, helle und dunkle Geschicke der Liebe, helle und dunkle Geschicke des Dienstes. In jedem von ihnen kreist der „dreifache wein der liebe", aus jedem von ihnen tönt, ob ernst oder frohgemut ein jubelnder Ton der Lebensfreude: ein Triumph Apolls. In der Mitte aller aber steht die heldische Gestalt des Menschen und von welchen Schilden und Spiegeln sie sein Bild auch widerwerfen: immer ist es der eine, der sie erweckt, beseelt und durchglüht hat.

Die Kämpfe mit früheren Gegnern oder mit der Außenwelt treten hier nicht mehr in Erscheinung, nur der Gegensatz weltgültiger Kräfte im Menschen wie der Auf- und Untergang der ewigen Mächte, das geistige Zeugen und Blühen, Welken und Sterben im Blute des Folgers und Freundes: die Freuden und Leiden des liebenden Gottes, sein Kommen und Gehen in Leib und Zeit. Der Meister umgriff auch hier den weitesten Gehalt und prägte zugleich die neue Form: das heilige Loblied, wie es der Schluß des STERNS verkündete. Mit den hymnischen Gesängen „Gebet", „An Hyperion" und „Die Kinder des Meeres" kehrte George zu den Anfängen seines Dichtertums zurück, aber bei gleichem Sinn und gleicher Kraft liegt ein tiefer Unterschied zwischen den HYMNEN des frühen Beginnes und denen der zehnten Folge. Jene ersten haben noch das ganze jugendliche Drängen dieses pochenden Herzens, aber ein einsamer Mund singt sie in einen einsamen Raum. Sie sind ein leidenschaftlicher Ausbruch ohne geistigen Hall und deutlich liegt auch um ihre glühendsten Farben ein Schatten, klingt auch durch ihre brausenden Töne ein Ungenügen, eine Sehnsucht nach höherer Entfaltung: es sind die Hymnen des Aufbruchs und der Sehnsucht und durch alle entfaltenden Kräfte der künftigen Werke schwingt dieser Ton bald gedämpfter bald lauter weiter bis er in den Maximin-Gedichten des SIEBENTEN RINGS seinen drängend-

sten Ruf, seinen weitesten Schwung und sein Ziel, den Einklang von Traum und verleiblichter Sehnsucht findet. Wie vorher alle Wege und Kämpfe und noch die drohenden Stürze zu diesem Einklang hinweisen, so strömen nachher alle Bahnen und Flüge des Gesanges von ihm aus und durchdringen von neuem die ganze Welt des Lebendigen, die der Dichter erobert und geschaffen hat. Aber sie ist nun von seinem Geiste erfüllt, der aus bezaubertem Leib und Ding vieltönig widerhallt, er preist nun in Gott und Ahn und Freund das Seine, die Schöpfer und Hüter und Söhne seines neuen Reiches, er singt nun Hymnen der Erfüllung und des seligen Augenblicks, das heilige Loblied, das nie enden will, solange sein Reich besteht.

Dieser Wandel des Tones drückt sich auch im Bau der Gedichte aus. Die frühen HYMNEN haben von allen Gedichten den weitesten Spielraum: vielfältige Strofen, abbrechende Rhythmen und wechselnde Klänge. Sie bergen noch Räume in sich, die der Gestalten zu harren scheinen, aber im Verlauf der folgenden Werke werden die Formen der Einzelgedichte zunächst enger, fester, kürzer, ihr zyklischer Gesamtbau immer geschlossener und dichter, bis auch hier der SIEBENTE RING die Wende bringt, die Räume wieder weitet und mit freierem Spiel der Rhythmen füllt. In der bunten Fülle seiner Formen herrscht das strofisch gegliederte oder auch strofenlos geschichtete längere Gedicht schon vor, aber es bleibt, wie wir sagten, noch Einzelgemälde, im STERN dagegen ist dieses momentan Umrahmende aufgelöst, das Gedicht ist Bauglied eines umfassenden Ganzen geworden und ein Atem durchpulst von der ersten bis letzten Zeile das ganze Werk. Aus jenem weitenden Aufschwung des RINGES und diesem durchhaltenden Atem des STERNS ist die neue Hymne geboren: geschlossener Gesang aber kein Einzelbild, Flug und Strom eines einheitlichen Maßes, aber keine fortrollende ewige Melodie, sondern ob strofisch oder unstrofisch ein im Verhältnis gleicher oder wechselnder Zahlen geschichtetes Gebilde, das inhaltlich und rhythmisch durch Einhalte und Stufen gegliedert ist, aber auch in ihnen nicht bei besonderen Bildern verweilt sondern in unterbrochener Folge das Schrittmaß weiterführt. Es bildet einen dreifach gedehnten Raum, der schon unmittelbar wie bei den Hyperionhymnen mit ihren fünf- bis achtsilbigen Maßgruppen zum Tanzschritt lockt. Im heiligen Loblied singt mehr als der menschliche Einzelmund, in ihm tönt die umfassendere Stimme der Gemeinde, und sie kann erst ertönen, wenn in einer Gemeinschaft, mag sie noch so klein sein, der geistig gewordene Laut des Volkes Ausdruck gewonnen hat. Das Begreifen der Maßverhältnisse allein, im Sinne Verweys, hilft hier nicht mehr zum vollen Verständnis, denn diese Maßverhältnisse selbst sind von einem überpersönlichen Geiste geschaffen und getragen, und

wer niemals von diesem gemeinsamen Geiste erschüttert wurde, kann sie vielleicht in ihrer Wohlabgewogenheit zählend und messend nachtasten, aber das Geheimnis ihres Gesetzes nicht an sich erfahren.

In den neuen Lobliedern umschrieb George Mitte und weitesten Umkreis seiner preisenden Liebe zum deutschen Menschen, zum verjüngten Gottbild, zu Hölderlin, dem Griechennächsten und vorahnenden Seher des neuen Reiches, und zu den drei jüngsten küstengeborenen Söhnen, den strahlendschönen aber mitteflüchtigen Kindern des Meeres. In den beiden darauffolgenden Gesprächen „Der Mensch und der Drud" und „Gespräch des Herrn mit dem Römischen Hauptmann" spricht seine bewahrende und richtende Liebe. Der Überhelle aufgeklärter Vernunft und dem Übermaß ausbeutender Nutzsucht des Menschen stellt er im Bild des Drud die noch dumpfe aber tiefere Weisheit der Naturwesen entgegen und der hellste Geist des Jahrhunderts mahnt hier mit dem erdgeborenen Sinn seiner Ahnen vor der Verachtung der dunklen Wachstumskräfte in Tier und Pflanze, vor der heute so drohend gewordenen Gefahr, mit der völligen Vernichtung der „göttlich gebauten Wildnis" auch die Nährkraft des menschlich bebauten Ackers und Gartens zu erschöpfen und den Zauber der Felsen und Quellen und purpurblühenden Heiden zu zerstören. Der richterliche Spruch des Herrn weist im geistigen Bereich auf dieselbe geheime Kraft des Blutes, kein Wissen und keine Weihen helfen, wo sie fehlt, und die Alten und Neuesten, welche heute vor dem Ende alles Fragens stehen, trifft wieder die gleiche Antwort wie den Hauptmann von ehemals. Nur wer tauglich und fähig ist, im lebendigen Reigen mit dem großen Liebenden zu stehen, faßt die verwandelnde Macht, die auch die Bilder des Göttlichen neugebiert und so nur das Ewige unter den Menschen erhält — ein heiliges Wissen, von dem auch Christus nicht anders sprach, wenn er sein Wiederkommen verkündete, wo er vom Gewächse des Weinstocks neu trinken werde im offenbar gewordenen Reiche.

Von all dem was so der Meister sah und kündete, sagten auch die Dichter der zehnten Folge auf ihre Weise und von ihrem Platze aus. In Gegensatz und Gleichläufigkeit bewegen sich die ersten drei Paare. Die älteren, Wolfskehl und Gundolf, verhalten sich hier zueinander wie brodelnde Urtiefe und befiederte Helligkeit, wie der weltdurchschütternde Dämon der Liebe zur vereinigungssüchtigen aber allzuwissenden Liebe. Jener kommt wie im „Fimbulwinter" und dem „Orpheus II" aus allen Höllenschlünden der verzweifelten und leidenden Seele und weilt nur zu neuem Atemholen im Licht, um sich von neuem in die Schlünde zu werfen, aus denen er unerratbares Grauen und die Bilder unfaßbarer Schatten holt. Dieser spielt in der höchsten dünnen Luft das Gedankenspiel mehr des Begreifens als

Ergreifens dessen was ihn quält und freut; noch die höchsten eisigen Forste umkreist er leicht und flügelschnell und erhascht vom günstigen Augenblick mehr Schleier als Leib. Aber welche Gebiete die beiden auch durchirren, welche Massen auch des ersten ton-schleudernde Stimme in verwirrender überschüttender überspülender Fülle häuft und ballt, und welche Fäden des andern kluger Finger auch zu feinmaschigen Netzen für seine flüchtigen Geister verknüpft, in beiden ist der äußere wie innere Sinn auf das beherrschende Eine gewendet auf das sie all ihr Schweifen und Flügeln richten, an das sie all ihr Süchten und Sehnen gebunden wissen, in dem für Gundolf auch die liebende Zweiheit aufgehen, aus dem für Wolfskehl auch die Götter der Helle wiedergeboren werden sollen. Ihre Geburt verherrlichend hat Wolfskehl in den vier Gedichten „Der Brunnen, Die Kuppe, Die Kelter, Die Bucht" einmal die syrisch-lybische Wüstenglut und das Tauchen ins Unerlotbare ganz verloren und beinahe ein Griechisch-Deutsches in sich zur Erscheinung gebracht: das tiefe und doch helle Bild, die rauschbewegte und doch festumrundete Gestalt. Daneben hebt sich die schwarze Saat um so furchtbarer ab, aus der in den Gedichten des Fimbulwinters und anderen, das mythische Gegenbild der untergehenden Welt erwächst: die lüsterne Wut der Selbstvernichtung, ja der Selbstverzehr bis zum eignen Schoß und Samen. Gundolfs „Staatsgedichte", in denen er den gleichen Vorgang des Auf- und Unterganges an den Mächten der Zeit erscheinen läßt, wirken dagegen fast wie ein glücklich-ruhiges Schweben über einem Unheil, das ihn nicht berührt und bei gleicher Erregtheit des Herzens ist seine Gebärde mehr die des Lehrenden, der die Gedankenwuchten sichtet und ordnet — so wie wir ihn kannten: im Wiegen der schlanken Glieder auf und nieder gehend, die schwarzblauen Haare über die hohe Stirn zurückwerfend und den Blick der hellen Augen nicht auf die Freunde richtend, sondern weitab, als wollte er eine verhangene Ferne durchbohren.

Während so bei diesen das Widerweltliche noch als düstre Umlagerung oder zu bewältigendes Wissen heraufgeführt wird, ist es bei dem mittleren Paar, das Hand in Hand den Weg zum Meister gefunden hatte fast völlig in der Strahlung des neuen Glückes versunken. In wenigen Gedichten von Wolters taucht noch ein Rückblick auf die große Leere auf, als die nun das frühere Dasein erschien, aber es ist mehr ein grollender Unmut gegen die verlassenen Schemen, ein trotziges Sichaufbäumen gegen alle Schranken, die den befreiten Schritt noch hemmen wollen und dann ein jubelnder Durchbruch ins neue Licht. Was in „Wandel und Glaube" noch als Eigenbezirke „das Reich" umlagerte, ist in diesen Jahren der geistigen Wandlung und Durchdringung der herrscherlichen Mitte zugeströmt, sein Flug

ist aus dem Unendlichen heimgekehrt und Freund und Geliebte, Gott und Land empfangen für ihn nur Sinn und Wert von dem einen, der den erneuenden Hauch durch Himmel und Erde sandte und gab, was auch die kühnste Hoffnung nicht ersinnen konnte. Oft hatte ihn nur noch ein Strohhalm vom Sturz in den Abgrund getrennt, aber ein Wink des Meisters, ein Wort des Freundes, ein Beben der eigenen Seele im dichterischen Klangraum weckte alle Hilfen des schönen Lebens auf und genügte zur Rettung. Denn in diesem Raum erfuhr er die Herrlichkeit des Strahles jenseits aller Lust und Peinen, und seine Gedichte sind nichts anderes als Gebete und Gelübde auf den Wegen und Rasten dieser menschlichen Sternenbahn, die ihm schöner dünkt als alle Unendlichkeiten und Ewigkeiten. Vallentin, weltklüger und schrittsicherer, von reiferer Erfahrung und vielspältigerer Kraft überschaute die äußere Welt zu sehr, als daß sie eine Not für ihn bedeutet hätte: sein Gedicht schweigt von ihr. Aber ihm hat der Anteil am neuen Leben den jugendlichen fast schon versunkenen Traum des großen Heldenbildes wieder erweckt und erst die Maße gegeben, es in seiner Unbedingtheit und zeitenüberschattenden Gewalt zu fassen. Im Aushauch des lebenden Genius erstand ihm die Heldengestalt der Geschichte neu, im Erfassen der meisterlichen Wirkungskräfte auf Mensch und Welt begriff er die des großen Korsen in ihrer Losgelöstheit von den stofflichen Gegebenheiten als ewige Schöpferfähigkeiten, die mehr als an den Mitteln und Waffen ihrer Zeit und ihres Handwerks an den verwandelten Seelen derer erscheinen, die sie mit in den Sturm ihres Handelns reißen. Vom lebenden Meister nahmen seine „Anreden" den rollenden Prunk und herrscherlichen Wurf, vom mitfühlenden Freund, der über Erwarten der Jahre noch einmal sein Fühlen bis in die Tiefen aufriß, den sieghaften Ton des gemeinsamen Glückes und der Opferbereitschaft im gemeinsamen Dienst. Aus diesen Erlebnissen der Größe und der Gemeinschaft sind die drei ersten Zwiegespräche vom Kaiser geboren und noch ihre Überschriften „Die Erweckung", „Die Erleuchtung", „Die Vollendung" verkünden, daß in diesen Bildern — im Kampf der Freunde um den Führer und Herrn, im Kampf der Liebe zwischen Kaiser und Folger, im Kampf der Macht zwischen dem Weltbeherrscher und dem im Steinbild lebenden künstlerischen Schöpfertum — die in Tag und Stunde webenden Kräfte die wirklich gemeinten sind. Aus ihnen ziehen die geschichtlichen Atem und Glut und aus beider Vereinigung entquillt jene sagenferne sich über Tag und Geschichte erhebende Luft, in der der besondere Zauber dieser ersten Gespräche vom Kaiser webt. Es ist der ewige Beginn einer Heldenjugend, die sich um den heldischen Jüngling schart und in der Hingabe an ihn das göttliche Gesetz der Tat erfährt, die Hydren und Dra-

chen zu besiegen: wechselnde Formen für wechselnde Ungestalten von heute und je.

Aus diesem dichtesten Kerne der Liebe in ihrem gegenwärtigen Blühen sind die Gedichte des letzten Paares hervorgegangen. In den früheren, die schon reiferen Alters waren, mußte George erst das ganze Jahrhundert totschlagen, um sie ganz in seinem Geiste umzuschmelzen, bei den jüngeren, mochten auch hier Geschlechterschlacken ältester zähester Art zu bewältigen sein, war das unmittelbare Gift der Zeit noch nicht in die Seelen gedrungen und junge Saat gedieh in ihnen auf jungfräulichem Boden. So blühte die meisterliche Zeugung in diesem Paar, das aus den entferntesten Gauen Deutschlands aus Nord und Süd durch die lenkende Hand mitsammen wuchs, am schönsten und reinsten auf. Die ersten Söhne des Innenreiches, die ganz vom Trieb beseelt waren, das Gleiche zu wecken und zu wirken, was der Eine in ihnen geweckt und gewirkt hatte, die schon vom Drang des Minners erfüllt waren, die junge Glut, die in ihnen brannte, weiterzupflanzen. Beide Söhne der Freundschaft und bald schon Meister der Freundschaft und doch bei gleichem Wirken von tief verschiedener Art, wie die Gedichte zeigen. Der eine aus schwerer in sich verstrickter Jugend nur langsam aufreifend, jede Darstellung und Schaustellung seiner selbst nach außen vermeidend, das umhüllte Innere vor jeder Aufschließung behütend und sich ganz erfüllend mit e i n e m Tun und Ziel. Stets gehalten und doch stets glühend, in allen Dingen nicht aus Mangel sondern aus Trieb zur sicheren Regelung haushaltend und ordnend, aber überströmend mit der gestauten Fülle, wenn die Stunde der Trauer oder des Glükkes ihn löste. Er ist von der spielenden Sicherheit dessen, der seiner gewiß ist, und dem leichten Spotte dessen, der auf vieles verzichtet, um im wesentlichen jedes Abenteuer wagen zu dürfen: ein unaufdeckbarer Verschwörer mit der Geste des heiteren Weltmannes, ein heimlicher Eroberer, der nur den Sieg liebt aber den äußeren Triumph verschmäht. Wo dieser im Gedichte noch verhüllt, wenn er sein Tiefstes sagt, offenbart der andre noch sein Letztes, wenn er verhüllen will. Als Knabe mit dem Geschick grollend wird er durch den Meister spielender Herr des Geschickes, der freilich das schöne kühne Spiel auch mit allen Bußen und Niederlagen bezahlen muß. Seine Gebärde ist die des verwegenen Ergreifens, der Bereitschaft zu jeder kühnen Fahrt, er handelt aus triebdunkler Leidenschaft ohne Besinnen um Not und Gefahr, auf jedem Plane das Höchste wagend um beim Mißlingen mit unverwüstlicher Hoffnung auf die nächste wenn auch noch so ferne günstige Stunde zu warten. Ein Vielbegehrender und Vielverschwendender, dem das Wenige zu schal ist und das Meiste kaum genug.

Die Jünglingsbilder dieser Gedichte scheinen in Wuchs und Wesen Wiedergeburten von Hellas zu sein und doch sind es deutsche Jünglinge, beide vom ewigen Jäger Eros getrieben, aber der eine bezwingt sein drängendes Übermaß und die „Zwölf Sonette" sind in ihrem Ton schon bei stärkster Leidenschaft von höchster Bändigung, welche die fruchtbare Zeugung im jungen Stoff verbürgt. Der andre bietet den Pfeilen des Gottes offen die Lenden dar, preist ihn noch als Opfer, und im Vertrauen auf die Geschmeidigkeit und Schnellkraft seiner Glieder versucht er sich übermütig im schwersten Zwang und gewagtesten Spiel. Es ist kein Zufall, daß in beider Gedichten die Gestalt des Alkibiades auftaucht, beim ersten als der Allzuwissende Tiefberechnende, der nur in schicksalswichtigem Augenblick vom Traumwink der Götter gelenkt wird, beim zweiten als der maßlos taumelnde irrende prächtige Brand, der sich und die Größe Athens vernichtet. Aber zugleich erscheint er — im fünften Erosgesang — als der Untergangswillige und Fallbereite, der trotz seines Verrates von der künftigen Jugend bestaunt, ja verehrt wird und die heldische Tat in ihr weckt. Ein aus Hellas gewonnenes aber in der Wertung dem Griechen undenkbares Bild! Viel mehr gehört es zum germanischen Schicksal. In Odin selbst, in Hagen von Tronje, in Heinrich dem Löwen, ja noch in Schillers Posa und Jean Pauls Roquairol steigt dieser seltsame Treulose auf, der verrät und dennoch groß und bewundert als Held durch die Zeiten geht, der sich seinem dunklen Dämon opfert und doch den Samen des Lichtes säet. Nichts scheint solchem Fühlen ferner zu liegen als das lichtreine Wunder Hölderlins. Und doch ist es dieselbe Stimme, die hier sein begeistertes Lob singt, derselbe Mund, der Hölderlins Gedichten im Hersagen den vollsten glockentiefsten Klang gab. Auch im Ton der eignen Gedichte schwingt die Hölderlinische Helle mit, aber die Erosgedichte haben eine nacktere leiblichere Bildprägung als der Raum der Klassik und die keusche Seele des frühen Schwaben es erlaubt hätte. Eine ganze Welt dionysischen Aufbruchs liegt dazwischen und mehr noch: der Evier und der Eros, der Herr des trunknen Herbstes und der Herr der Fackeln, waren seit dem SIEBENTEN RING zu einer Gestalt geworden: das Göttlich-Wilde hatte sich dem Göttlich-Flammenden vereint und färbte die Dichterwangen dunkler und brennender zugleich. Es ist der Gott, der uns mit sehenden Augen in das verwirkende Tun treibt, der unsere Vorsicht blind macht, unserer Vernunft spottet und uns höhnend lächelnd den Stachel in die Wunde drückt, die wir uns selbst gewählt haben. Den von ihm Getriebenen lehrt kein noch so kluger Satz ein Entrinnen und nur der Stolz rettet, bis zur letzten Not das Schicksal zu bejahen das er bringt, und den noch zum Herrn zu wählen, der unser Herz

zum Losbecher seiner Würfel macht. Denn Dichter sein, heißt nicht ohne ihn noch gegen ihn sondern in ihm siegen.

Das Weibliche aber, das nicht genügend zu beachten man von je und heute noch George und seinen Folgern vorwirft, ist auch diesen Dichtern ein ewig-menschlicher Bereich des Sinnens oder Kämpfens. In ihren drei Gesprächen „Venus und Adonis", „Das Ende des Alkibiades" und „Der Triumph des Apoll" lebt das Weib als Liebesgöttin in ihrem ewigen Eigenrecht, die das Männliche zu ihrer Lust verbraucht, als dienende Timandra in ihrer schrankenlosen Hingabe, die lächelnd auch den Tod mit dem Geliebten teilt, als Schöne in ihrer klugen Herrschlust, die im Augenblicke unterliegen muß, wo das höhere geistige Gesetz den Jüngling ergreift und aus ihren Armen in die Luft des staatlichen Wirkens reißt.

Die drei Dichter, welche diesen Paaren folgen, sind darin gleicher Art mit ihnen, daß auch sie vom selben heldischen Atem mit ergriffen sind, sie unterscheiden sich von ihnen durch ein rückschauendes Wesen und ein stärkeres Verhaftetbleiben im besonderen Einzelleben. Dem ersten beleuchtet die Gewißheit des kommenden Morgen seinen sinkenden Abend und an seinen Gedichten ist besonders bewegend daß durch ihre zarte Endmüdigkeit ein sieghafter Ton durchbricht. Der zweite, Ernst Bertram, dessen Name durch die spätere Veröffentlichung desselben Gedichtes bekannt geworden ist, hat mit der erschütternden Sicht des Bamberger Bildwerks ein in der Fühlung noch musikalisches aber in der sinnbildlichen Dichte gestaltetes Gedicht geschaffen, das unvergleichlich in der Reihe seiner vaterländischen Sänge steht: ein apokalyptischer Nietzsche-Ruf vor dem nahen drohenden Sturz ins Unheil! In dieser „Sibylle" stellte der Dichter dem nördlichen Menschen eine Richterin hin und ihre stumme Gebärde aus südlicher Meisterhand steht warnend vor dem nebelnden Tönen und kühlen Schwelen der Allzublonden, die glauben der Vermählung im „Land von Korn und Wein" entraten zu können. Der Dritte endlich, den wir nach seinem ersten Gedicht den David-Dichter nennen, strebt nach der höchsten Palme der Dichtung: der Vereinigung von körperhaftem Bild, glühender Farbe und vollstem Klang. Von dem was jedem nur zum Teile zugemessen wird: plastischer Helle, tiefster Trunkenheit und klarstem Sinn will er das Ganze, will er das Gedicht des höchsten Meisters noch in jedem dieser Reiche steigern, ganz er selbst und auch ganz dieser sein. Erst bei der nächsten Folge werden wir vom Wunder dieses Strebens reden, wo es völlig aufscheint, aber auch in diesen Gedichten der Zehnten bricht ein Ungeahntes vor: eine fast pulsschlagende Leiblichkeit in den Gebärden seiner Gestalten, ein bald blumenhaft weiches bald edelsteinhartes Leuchten sei-

ner Töne und wie in „Den Entschwundenen" ein Verdichten des nächsten leisesten Geschehens zu weithin schaubarem Schicksal.

Mit sechs Sprüchen und dem „Schifferlied" Georges schließt die Folge. Die Sprüche sind eine dichterische Gegenform zu den „Gesprächen", sie enthalten nicht wie diese große überzeitliche Weisheiten und Verkörperung von Natur- und Seelenmächten sondern Weisheit der Gelegenheit, wie Goethe sagen würde, sicheren Rat der Stunde und jenes zarte Winken mit Wimper und Finger, das allein den großen Erziehern und Bildnern der Menschen eignet und dessen Befolgen oder Nichtbefolgen durch die Beratenen über das ganze Leben entscheidet. Das „Lied" dagegen, das zuerst am Schluß der neunten, jetzt als „Schifferlied" in der zehnten Folge auftaucht, ist die Gegenform zum heiligen Loblied, zur Hymne. Erinnern wir uns der harten Worte, die in den Einleitungen zur siebenten Folge über das Verhältnis von Volk und Kunst und über das Volkslied im besonderen bei den Deutschen gesagt sind, so mag es erstaunen, daß der Dichter auch zu diesem Mittel des Ausdrucks griff. Aber eben dort steht auch die Lösung dieses Widerspruchs: „Die Behauptung", so heißt es in der siebenten Folge, „alle Kunst hat ihren Ursprung im Volke, ist entweder eine Selbstverständlichkeit (Plattheit) oder eine längst überführte Lüge. Kunst ist höchster Ausdruck eines Volkes." Ist sie dies, so sind ihr keine Lagen des seelischen Lebens, soweit in ihnen das Wesen des Volkes verfangen ist, fremd und es hängt nur vom Umfang seiner Kräfte ab, ob der Dichter mit dem Wipfelnächsten auch das Wurzeltiefste in die dichterische Gestaltung zwingen kann. Wir sahen George von Beginn an alle noch lebenhaltigen Bereiche unseres Volkstums durchkreisen und in sein Werk einbeziehen. Hier lag nach dem Preisgesang auf die höchste Krone zutiefst noch ein letzter fast vergessener Ring des deutschen Hortes auf dem Stromgrund unserer Sprache: das urtümliche Lied. Wir geben ihm die Bezeichnung „Volkslied", obwohl sie seinen Sinn bei George nicht erschöpft. Es erinnert an die Urzeitgedichte der PILGERFAHRTEN und des ALGABAL, aber rührt nicht an den geschichtlichen sondern den stets gegenwärtigen Grund der Seelengeschicke im völkischen Leben. Zwischen ihm und der Hymne liegt die weiteste Spanne der dichterischen Formen. Sie sind beide nicht Ausdruck des vereinzelten persönlichen Gefühls sondern Urlaut der Gemeinde, die Hymne bewegt sich in erhabenen Vorstellungen, das Volkslied in erdgebundenen mit Ort und Haus verwachsenen Bildern. Während das Loblied daher das Verweilen beim Dingverhafteten und Einzelstehenden fast als unheilig vermeidet, ist dies gerade beim Volkslied der nötige Kern, in dem die dunkleren Strahlen sich fangen. Denn wie die Hymne die hellste geistige Stimme, so ist das Lied die

dunkelste Blutstimme der Volksgemeinschaft, jenes im bewußten staatlichen Raume schwingend, dieses im unbewußten geschlechterschweren Boden klingend, jenes an bestimmte Gestalten, Götter oder Menschen, gerichtet und geknüpft, dieses an kein Verpflichtend-Gestaltiges gebunden und frei im Grund entstehend und verwehend. Das Lied bewahrt ältestes Gut, das in die dumpfen Kreise hinabgesunken ist oder aus mütterlichen Schoßen als Rune geboren wird, es hat den Schauer der alten Weise und Rätselweisheit, wie die Hymne den Schauer des jugendlichen Tones und der Tat. Der Dichter aber ist alt und jung, ist Drud und Mensch, Stimme der Erde wie des Himmels, des Tages wie der Nacht, in ihm erklingen unsere geheimen Träume wie unsre sichtbaren Taten.

Wenn die kurze Einleitung der zehnten Folge mit den Worten schließt: „Unsere Blätter, die eine Warte für die Dichtkunst waren und sein wollen, haben heute erst recht die Aufgabe zu zeigen was als mindestes geleistet werden muß, und ihr selteneres Erscheinen verrät nur ein stärkeres Gefühl der Verantwortung — keine Ermüdung. Sie haben zu zeigen, daß in Zeiten eines kräftigen Gesamtlebens die Dichtung keine Gelegenheitsmache und Spielerei, sondern innerste Seele des Volkes ist" — so klingt dies wieder an den erwähnten Spruch der siebenten Folge an. Es war keine Forderung, die der losbrechende Krieg hervorrief, sondern Erfüllung dessen, was in diesem Kreise von jeher der Sinn des dichterischen Lebens war: „Kunst ist höchster Ausdruck eines Volkes". Ein Volk, das aus diesem Seelengrunde keine Schätze mehr heraufführt, stirbt in seinen Wurzeln ab. Mit Hymne und Volkslied hatte der Dichter die weitesten Bereiche des deutschen Volkes umgriffen, und alles in ihm noch Lebenskräftige mit dem neuen Atem seines Geistes durchhaucht als eben der Kampf unseres Volkes um sein Dasein wider die ganze Welt begann und alle morschen Stützen zusammenbrachen.

9. KAPITEL: DIE AHNEN

Es gehört zu den größten Wundern des deutschen Geistes, daß sein künftiges Volk schon ein Jahrhundert früher nach Ursprungsart und Wesen vorgeahnt und vorverkündet wurde, daß Hölderlins Aufstieg auf der Höhe der Bahn mit dem geistigen Gesicht dessen abbrach, was vor George am gleichen Gefährdungspunkte, nahe dem drohenden Absturz, als leibliche Gestalt erschien: wo das heilige Loblied Hölderlins auf sein geschautes Reich verstummte, begann das heilige Loblied Georges auf das in Mensch und Land verwirklichte zu schwingen. Von dieser Wirklichkeit

her konnte der frühe Seher erst ganz erfaßt, sein Eigenstes und Unterscheidendes gegenüber seinen großen Zeitgenossen, sein Wissen und sein Schicksal erst ganz gedeutet werden.

Im dritten Band der „Deutschen Dichtung" vom Jahre 1902 hat Hölderlin seine Stelle, sofern er mit Ode und Elegie noch innerhalb des Goethischen Sprachraums klassische Gebilde schuf. Das Ebenmaß der Auswahl verbot, auch nur alles innerhalb dieser Grenze Wichtige aufzunehmen. Die Herausgeber hielten absichtlich damit zurück, ihre Ahnung vom Hölderlin jenseits dieser Grenzen zu äußern. Diesen Hölderlin ganz sichtbar zu machen, bedurfte es äußerlich der Textfunde die damals noch nicht getan waren, und innerlich des Augenblicks der vom gegenwärtigen Schicksal aus die Weissagung verständlich machte. Nachdem beides geschehen war, wandelte sich das Bild Hölderlins in der Dichtergemeinschaft der Blätter.

Nach Strecken langen Schweigens über ihn hatte die Wissenschaft der letzten vierzig Jahre sich viel mit Hölderlin beschäftigt. Aber erst durch ihren feinsten und vorgerücktesten Vertreter: Wilhelm Dilthey nahm sie Anteil an dem Wandel des Hölderlin-Bildes — seine Studie aus dem Jahre 1866 verspürte davon noch nichts. Als er 1906 in dem Buche „Das Erlebnis und die Dichtung" die bedeutendste Darstellung Hölderlins gab, die bei der Einreihung seiner Gestalt in das Jahrhundert und den Machtbereich des Goetheschen Geistes denkbar war, kannte Dilthey die Dichtungen Georges und diesen persönlich schon seit mehreren Jahren: er hatte einige Gespräche über Dichtung mit ihm geführt, ihn auch eigne Gedichte lesen hören und war bei einer Lesung des „Goethespruches" erschreckt vor diesem neuen Bilde Goethes zurückgewichen. Damals fügte er seinen früheren Studien über die Klassik die neue über Hölderlin hinzu. Der erste Satz dieser Studie: „Es ist ein alter Glaube, daß in unberührten Seelen die Götter sich kundtun und die Zukunft der Dinge offenbaren", sagt uns, daß der zarte Spürsinn dieses Gelehrten mehr erahnte als sein vergleichender Forschersinn dann im Verlauf der Darstellung erschließen konnte. Schon umfassender äußerte sich im nächsten Jahre (1907) in einem kurzen Aufsatz der „Beweging" Albert Verwey über Hölderlin. Hier sprach zum erstenmal ein Dichter über den Dichter, den er in der Jugend schon geliebt, der ihm dann entschwunden war und den ihm nun, wie er erzählt, in diesen Jahren seine deutschen Freunde wieder näherrückten. Hatte er früher von ihm das alte Bild des romantischen Träumers gehabt, bei dem seine Wehmut Befriedigung fand, ein Bild, zu dem auch Dilthey trotz aller Ansätze zu höherer Deutung der Erscheinung immer wieder zurückkehrte, so nannte Verwey nun Hölderlin den Vorgänger der neuen Dichter, den

frommen Feierer der Liebe und Schönheit, der in den Künstlern den Drang nach Vergöttlichung erweckte und der zuerst die neue Aufgabe stellte, die griechische und christliche Frömmigkeit zum Einklang zu bringen. Er ist ihm Mitbesitzer der Schöpfungskraft der Natur, der einen neuen Gottesstaat des Schönen stiften, er ist ihm liebend und leidend ein Freund des Vaterlands, der eine neue Gemeinschaft von freien erhabenen Menschen gründen will, unter denen der Dichter König ist.

So klingt der erste Mit- und Widerhall dessen was George mit den Nächsten in ihm sah und lebte. Denn hier unter den deutschen Dichtern wurde Hölderlin zunächst nicht Gegenstand der Forschung sondern einer begeisterten Liebe: sie sahen in ihm wie er geweissagt hatte, einen der Ihren, sie ließen seine erhabenen Gesänge auf all ihren Feiern im neuen Ton wieder laut werden, sie drangen mit aller Inbrunst in die dunklen Geheimnisse seines Schaffens ein und wallfahrten zu seinem Grabe, um mit ehrenden Händen die Erde zu schmücken, die seine Asche birgt. Es war ein glückliches Geschenk des Himmels, daß unter ihnen auch ein forschender Geist von der gleichen Liebe ergriffen seine ganze Kraft der Ordnung und Ergründung der schriftlichen Hinterlassenschaft Hölderlins widmete und mit dem Eifer und der Ehrfurcht eines Jüngers jeder Spur einer Erinnerung und der Aufhellung jedes Buchstabens nachging, um auch das Kleinste vom fast schon verschollenen und sorglos zerstreuten Erbe zu retten. Norbert von Hellingrath aus bayrischem Geschlechte stammend war eine grüblerische Natur, mehr Denker als Dichter, mehr Einsiedler als tathafter Mensch, aber von jenem stillen Feuer der Liebe, das sich im einmal Ergriffenen ganz verzehrt, das die kleinste Arbeit wie die tiefste Einsicht aus dem Hauch der Begeisterung nährt und auch seine eckigen eigenwilligen Züge schön durchglühte. Er begnügte sich nicht, den Nachlaß Hölderlins in den Archiven und Büchereien zu durchforschen, sondern folgte all seinen Wegen nach, suchte alle Orte zwischen Jena und Bordeaux, Driburg und Hauptwyl auf, um den Duft der Landschaft zu atmen wo Hölderlin geweilt hatte. Nur so gelang ihm das bisher Unbekannte zu erfassen, das Unlesbare zu entziffern und noch bevor die Öffentlichkeit etwas davon ahnte, den Freunden die Pindarübertragungen und die unbekannten Hymnen Hölderlins mitzuteilen, die ihnen als Weissagung und Bestätigung eignen Glaubens und Lebens erschienen.

Wir erwähnten schon, daß die Pindarübertragungen in der neunten Folge und bald darauf in einem Sonderdruck der Blätter für die Kunst veröffentlicht wurden. Im gleichen Jahre 1910 nahm die zweite Ausgabe des „Jahrhundert Goethes“ die erste große Späthymne „Wie wenn am Feiertage“ auf, im folgenden Jahre erschien Gundolfs Heidelberger Antritts-

rede „Archipelagus“ und die „Prolegomena“ Hellingraths, zwei Jahre später der erste und fünfte Band von dessen Gesamtausgabe, während der vierte, der die neuen Hymnenfunde enthielt, den Freunden noch kurz vor Kriegsbeginn in einem vertraulichen Druck übergeben wurde.

Was sich George und seinen Gefährten in diesen Gesängen auftat, war zunächst die Einzigkeit Hölderlins im gesamten deutschen Schrifttum der letzten Jahrhunderte. Er stand auf einem Ort jenseit der Bedingtheiten seiner Zeit und wenn er dem klassisch-romantischen Plane in seinem Kämpfen und Leiden angehörte, so lebte er mit seinen innersten Gesichten seiner unbewußt von früh auf, aber seit der Abkehr von Weimar und dem Liebesjahr mit Diotima bewußt in einer nur ihm gehörenden Sphäre des Geistes, die seinen Zeitgenossen unerkennbar und auch ihren Nachfahren im kommenden Jahrhundert undurchdringbar blieb, so undurchdringbar, daß selbst der wissenschaftliche Trieb der stofflichen Genauigkeit und Vollständigkeit vor dem verlorenen Schatze dieses doch bekannten und in hoher Lage gesehenen Dichters erlahmte. Unsere jüngsten Kräfte haben inzwischen diesen Sonderraum Hölderlins unter den hohen Geistern der Klassik und Romantik so überzeugend umschrieben, daß wir hier nur der Bezüge zu gedenken brauchen, die in jenen Jahren des Aufblühens Hölderlins in unserer Gemeinschaft sichtbar wurden. Das Ungeheure, daß neben Goethe und Schiller, Herder und Jean Paul ein geistiges Dasein von solcher Größe noch möglich war, daß über dem gefestigten Reiche der einen und dem es umkreisenden unendlichen Wallen und Wollen der andern noch ein Drittes bestehen konnte, schien uns vor allem Zeichen einer noch unerschöpften Kraft des deutschen Wesens. Denn wenn Goethe sich und die Seinen „die letzten Vertreter einer Welt“ nannte „die so bald nicht wiederkommt“, so fühlte Hölderlin sich als den ersten Vorläufer einer Welt, die bald und unter deutlichen Zeichen der Götter zu den Deutschen kommen werde: „Doch Menschen ist Gegenwärtiges lieb“.

Als nun der SIEBENTE RING mit einem Male den staunenden Augen der Dichter die Verwandtschaft mit dem Hölderlinschen Geiste erschloß, schauten sie mit jedem Wachstumsschritte ihrer Gemeinschaft tiefer in das Wunder einer Vorgeburt, die als dichterische Schau schon die bewegenden Kräfte und Bilder des neuen Lebens einbegriff und mit dem Schauer der fernen Verheißung zugleich den Jubel unumstößlicher Gewißheit in sich trug. Wenn in dem gegenwärtigen Geschehen noch irgendein Ungewisses, kein Zweifel aber eine Offenheit der Deutung ins Vergangene und Zukünftige, ein noch Werdend-Unabgeschlossenes liegen mochte, so ließ die prophetische Schau Hölderlins die ganze aufblühende Wirklichkeit des Dichters unserer Tage als ein vollkommen Rundes und Endgül-

tiges erscheinen und bestätigte ihr lebendiges Wachstum. Daß schon einmal ein gläubiges Herz die ewigen Mächte sah, von deren Gestaltung in Göttern und Helden die heilige Sage spricht, daß es ihre Herabkunft in der Zeit und in dieses unser Land mit der gleichen Inbrunst und Zuversicht geweissagt hatte, mit der der Meister sie als heute geschehen verkündete, diese Spiegelung des Geheimnisses in den beiden hohen Geistern unseres Volkes gab ihm seine raumdurchdringende Irdischkeit und nahm das Einmalig-Furchtbare, das auch das festeste Herz erschreckt.

Denn die Weltsicht dieses „Träumers" Hölderlin war so wenig als die des „Ästheten" George romantisch und wirklichkeitsfremd und erdfern, wie die Zeitgenossen sie gescholten haben, sie war die des kühnen wagenden Dichters, der zwischen Himmel und Abgrund, zwischen tiefer Liebe und tiefem Haß, zwischen großem Schmerz und großer Lust seine Zelte spannt. Hölderlin sah die ganze Furchtbarkeit des Daseins, vor der den klassischen Bildnern schauderte, er trug und gestaltete die ganze Gegenwucht der oberen und unteren Gewalten, welche die romantischen Schwärmer wohl durchfuhren und funkeln ließen aber nicht beherrschten und formten. Die ganzen Tiefen der Nacht und des Leidens, welche wir in den Dichtern und Malern, Musikern und Denkern bis zu Nietzsches Untergang hin aufbrechen sahen, hatte Hölderlin schon durchmessen und — das schloß den Bogen zwischen ihm und George wieder — in das künstlerische Gebild hinaufgeführt, bis in jene Menschmitte gehoben, wo zwischen der Fülle des einen und dem Mangel des andern das Göttliche erscheint. Das Leben selbst ist ihm schon göttlicher Kampf. Denn ins Maßlos-Unendliche, ewig Ungestalte und Unbehauste, in die Sphäre des Rauschhaft-Ungebändigten dringt das Licht mit dem ewigen Willen zum Maßvoll-Gestalteten zum Leiblich-Begrenzten und Sichtbargeformten. Im „reinen Leben" verhalten sich diese Mächte nach seinen Worten in der ewig entgegengesetzten Schwebe des Einklangs, sie vollenden sich erst im besonderen Leben als Erscheinungsformen des menschlichen Geistes, als die in Werk und Gemeinschaft verwirklichten Kinder aus dunklem Rausch und hellem Maß, aus flutender Begeisterung und haltender Nüchternheit, aus ewiger Freude und ewiger Trauer. Auf diesen Stufen zwischen Höhe und Tiefe auf- und abzusteigen ist „Beruf und Wonne des Dichters" und je trunkner und klarer zugleich die Mischung der Gestalten ist, die er ans Licht ruft, um so größer ist der Sieg des Lebens, um so reiner tritt das Göttliche als Schönheit in die irdische Luft. Man begreift, was von dieser Grundsicht der Welt aus den beiden Dichtern die Sprache bedeutet. Sie ist das höchste Mittel des menschlichen Geistes, das ganze Leben im besonderen Sinnbild des Schönen nicht nur darzustellen sondern selbst zu

schaffen, den ewigen Vorgang des Lebens im irdischen Kunstwerk zu vollenden, das göttliche Feuer nicht nur zu ahnen sondern auch wie den Blitz vom Himmel zu holen und ins dichterische Wort gebannt zu den Menschen zu bringen. So wird das dichterische Schaffen ihnen Kampf und Einung mit der Gottheit, wird Raub und Empfängnis des von ihr Verhüllten, Frevel und Offenbarung an ihrem Geheimnis und das höchste Amt des Menschen, dessen Verwaltung den Einsatz des ganzen Daseins fordert. Dichten ist ihnen die Geburt des Gottes im Wort, ist dem Unfaßlichen Namen geben. Das Undurchdringliche nennen, bedeutet ihnen das frömmste und gefährlichste Tun, erfordert die schwerste Verantwortung und das kühnste Spiel. Was wir an beiden Dichtern bewundern, den Wandel der Formen in bestimmten Kreisabläufen, die Neuschöpfung der Töne, die sich nie wiederholen und nie ein früheres Gefäß mit neuem Gehalte füllen, beruht in diesem äußersten Ernst ihres Amtes. Wenn der reine Ton seiner ursprünglichen Empfindung, so drückt es Hölderlin einmal gedanklich aus, den Dichter ergreift, so ist seine Welt ihm „ebenso neu und unbekannt: die Summe aller seiner Erfahrungen, seines Wissens, seines Anschauens, seines Gedenkens, Kunst und Natur, wie sie in ihm und außer ihm sich darstellt, alles ist wie zum ersten Male, eben deswegen unbegriffen unbestimmt, in lauter Stoff und Leben aufgelöst ihm gegenwärtig und es ist vorzüglich wichtig, daß er in diesem Augenblicke nichts als gegeben annehme, von nichts Positivem ausgehe, daß die Natur und Kunst so wie er sie früher gelernt hat und sieht, nicht eher s p r e c h e , ehe für i h n eine Sprache da ist, das heißt ehe das jetzt Unbekannte und Ungenannte in seiner Welt eben dadurch für ihn bekannt und namhaft wird, daß es mit seiner Stimmung verglichen und als übereinstimmend erfunden worden ist".

Diese Übereinstimmung, diese tiefste Innigkeit der dichterischen Seelenbewegung mit den Mächten des Alls, die in dieser Erschütterung schwingen, gebiert die heiligen Siegel und Zeichen des unendlichen Lebens und diese sind die Eroberungen, die Sternensaaten im finstern Raum des Namenlosen, die tönenden Harfen im Schweigen der Nacht. Dies ist es was Hölderlin schon im Hyperion und deutlicher in seinen Hymnen, George schon in seiner ersten Frühhymne und immer deutlicher zum STERN DES BUNDES hin verkündet: Die Selbst-Verjüngung des göttlichen Menschen, der in der Schönheit sich selber in seiner ewigen Wesenheit sehen will und sie sich gegenüberstellt als seine Götter. „Ich spreche Mysterien", sagen wir mit Hölderlin, „aber sie sind".

Wir möchten kein Ende finden, diese „Sprachen des Himmels zu deuten und zu singen", denn jene Mischung von trunkner Begeisterung und hel-

ler Nüchternheit drückt sich in jedem Dichtwerk bis in die gegeneinander wirkenden Rhythmen und Klänge, bis in die Mit- und Gegenläufe der Sinngehalte aus, durch welche der Bau des gesamten wie des einzelnen Gedichtes beherrscht und erst im Gleichmaß erhalten wird. Man hat dies das Religiöse in der Lyrik der beiden Dichter oder die Kunst als Religion genannt, um damit die höchste erdenkliche Sphäre zu bezeichnen, in der ihre Gedichte schwingen, uns erscheint es als die Neugeburt des Lebens, der Erde und des Menschen aus dem erschütterten Geiste der großen Dichter. Wir begreifen von dort aus die Gleichläufigkeit ihrer Stellung zu ihrer Umwelt. Sie empfanden den unheilbaren Riß zwischen ihrer Weltschau und der ihrer Zeit mit derselben Wucht: den Riß, der auch schon bei Hölderlin bis in den Grund der ganzen Ordnung ging und noch an dem Bau Goethes wie ein Blitz hinabfuhr. Es war ein vollerer Schmerz, als der der besten Zeitgenossen über die Gegenwelt, weil er das ganze Leben des Menschen bedroht sah und den schwersten Kampf gegen die Finsternis „im Bunde mit dem heldenmütigen Sonnenlichte" aufnahm. Es ist die Tapferkeit des Daseins selbst, die in diesen Dichtern Bild und Zeichen wird, weil sie wissen, daß man es nicht als etwas Selbstgegebenes voraussetzen darf, das nicht untergehen kann, sondern daß es als unser menschliches Leben in stetem Kampfe liegt mit den Kräften der Zerstörung und nur die Bändigung der wilden zu Form und Gestaltung seine stets zu erneuernde Rettung ist.

Wir sahen sie auch darin eins, daß ihnen der Einzelne, sich unfruchtbar Vereinzelnde, der sich aus dem Ganzen löst, der ärgste und furchtbarste Feind deucht. Denn diese Einsamen unter den Deutschen Hölderlin wie George sind zugleich die strengen Forderer ihrer Gemeinsamkeit. Bevor noch der Begriff des Volkes, fast bevor noch das Gefühl für das Vaterland in neuer Prägung unter den Deutschen geboren wurde, hat Hölderlin schon das Bild vom Volk und Vaterland weit über alle Patrioten, Freiheitskämpfer und Staatsmänner des folgenden Jahrhunderts hinaus in die Sterne gesetzt und mit allen Wundern seiner Liebe geschmückt. Freilich auch mit solcher Fernkraft seiner untrüglichen Sehnsucht ausgestattet, daß es zu erreichen weit anderes nottut als bürgerliche Revolutionen, Verfassungsstreite und Wirtschaftskämpfe: nämlich die Schaffung des schönen adligen Menschen und Volkes. Denn unter den Rätseln, welche die Zeiten überspannende Einheit des heutigen Künders und seines Vorläufers uns aufgibt, ist es vielleicht das tiefste von allen, daß beide in der Zeugung des schönen auch die Geburt des heldischen Lebens sahen, daß ihnen das Gedicht die eherne Wiege der Helden ist und erst die Gemeinschaft der Dichter das neue Volk verbürgt. Die Weltkraft, welche das

dichterische Wort bewegt, ist als ortgebundene Sprache bei seiner Bild- und Klangwerdung an das Blut eines Stammes und an Boden und Luft eines Landes, an ein „Nationelles" wie Hölderlin sagt, nicht aber wie der „Logos" an ein Allgemeines, Übervölkisches oder gar Überirdisches geknüpft. Sie muß sich also bei ihrer Vollendung im besonderen — als ihrem notwendigen Wesen — im bestimmten Volk und Staat darstellen. Das heißt, an dieser Wendestunde, wo die Ordnung des Logos erschöpft zusammensinkt, kann nur der Dichter der Gründer einer Gemeinschaft und damit der Schöpfer eines Volkes sein: Volk nicht als Masse verstanden, sondern als ein aus dem Geiste geborenes durchgestaltetes Gewächs, das in all seinen Stufen vom Gotte bewohnt und durchwaltet ist. Hier mag man die Wurzel dessen suchen was in beiden Dichtern heidnisch ist, ein Urgegebenes, für welches das Christliche nur den weitesten und zeitnächsten Gegensatz bedeutet.

Als höchste „nationelle" Erscheinung eines Volkes betrachten Hölderlin wie George mit all unseren Großen die Griechen. Es erübrigt sich nochmals, die törichte Meinung zurückzuweisen, als ob sie damit eine Nachahmung der Griechen oder eine Rückkehr zur Antike verkündet hätten. Das Gemeinsame mit den Griechen liegt im Ursprung und der notwendigen Geburt dieser Grundform der Gottheit, das Unterscheidende in Ort und Zeit und Stamm, so daß wir nach Hölderlins Worten auch nicht etwas im besonderen mit jenen gemeinsam haben dürfen. Wenn etwa die Griechen die Vorstellung eines vom staatlichen getrennten religiösen Körpers oder gar das Unding eines von beiden getrennten religiösen Ichs nicht kannten, wenn ihnen Alltag und Festtag selber religiöses Geschehen war und fromm sein zugleich hieß Grieche sein und der beste Grieche auch der frommste war, so würde das für unser Volk, falls wir eins hätten, lauten: fromm sein heißt Deutscher sein und der beste Deutsche ist auch der frommste Deutsche. Jene tiefere Verwandtschaft des Ursprungs, die wir freilich mit keinem anderen modernen Volke teilen, bedingt gerade für Hölderlin ein Wissen um das Unterschiedensein der Anlagen beider Völker, damit der Bildner und Erzieher nicht in die Irre gehe. Denn wenn die Natur des Griechen den leidenschaftlichen Trieb, das heilige Verschwenden und die feurige Begier bis zur Maßlosigkeit besaß, so forderte dies von ihm, sich darzustellen im klaren Maß, in nüchterner Geistesgegenwart und vernünftiger Fassung, wenn dagegen die Natur des Deutschen der peinlichen Ordnung, der kalten Nüchternheit, der trocknen Sachlichkeit und dumpfen Gefaßtheit bis zur Schicksallosigkeit sich zuneigt, so fordert dies von ihm sich darzustellen in leidenschaftlicher Schönheit, treffender Schnellkraft, wacher Erregtheit und schicksalsfrohem Wag-

nis. So sah Hölderlin die alten und aus solchem gestaltenden Spiel der Kräfte ersehnte er die neuen Göttersöhne, seine „Könige der Endlichkeit". Denn er wußte und bis tief in den Ton der Worte fühlt er hier mit George gleich, daß unter den Deutschen die neue „Glorie der Endlichkeit" erstehen werde, die nach dem ewigen Gesetz des Wachstums bei den Griechen unterging. Jetzt sah er „im Geistestod der Menschen" wieder die Umkehr der Zeit gekommen und nur was im Wesen Uranfang ist, sah er mit dem geschichtlichen Blick als Wiedergeburt der gleichen heldischen Kräfte, die während der langen christlichen Nacht in stärkendem Schlaf geruht hatten. Der Gedanke des Übergangs ist die zarteste Form in der die beiden ehrfürchtigen Dichter den nötigen Bestand und nötigen Untergang des christlichen Reiches sehen können.

So kehren in Mitte und Umkreis die gleichen Blicke in Welt und Schicksal bei Hölderlin und George wieder, aber wenn wir die ganzen Dichtungen der beiden vergleichen wollten, so bliebe doch das Wichtigste ungesagt und nur das gelebte Reich, das jener verkündete, dieser gründete, wird in „Sang und Geist und Gestalt" das ganze Geheimnis ihrer Einheit offenbaren, „das Leben der Welt im Wechsel des Entfaltens und Verschließens, in Ausflug und Rückkehr zu sich selbst". Nur eins bleibt noch von Hölderlin zu sagen, weil es dieses besondere Verhältnis seines Sehertums zum neuen Leben bestimmte: er erlebte wie auch George die Wirklichkeit seiner Schau am Menschen als Liebender und Geliebter. Als ihm die von Jugend auf ersehnte „Arkadische Gestalt" lebendig gegenwärtig entgegentrat, vollendete sich erst die Schau seiner Welt. „Ich glaube mit Hölderlin", sagt Hellingrath, „eine innere Welt, die mindestens zwei Menschen gemeinsam wird, hat ein ganz neues, irgendwie von beiden unabhängiges Dasein in der Zeit erlangt, während ihr, solange sie nur einem gehört, gar nichts vom Dasein innewohnt". Das Schicksal hat die Echtheit dieses Glaubens schon bestätigt. Daß Diotima, eine Frau die Trägerin der Einung war, zeigt uns an, daß der Traum noch in Hölderlin beschlossen bleiben mußte, daß die Weltstunde zögerte ihm „im Bund noch diesen Freund" zu senden und mit der Einsamkeit des Menschen auch die Einsamkeit des Geistes schon zu lösen. Aber er hatte das Geheimnis erfahren, daß wie die Liebe einst die Welt gebar, die Liebe sie wieder gebären wird und damit begann, was den einen Untergang, uns hellster Aufgang deucht: sein Heldengesang. Der Mund des Dichters war durch die Liebe vom Bann der Zeit erlöst, und das heilige Loblied zu singen, schien ihm göttergleiches Leben. Man mag solche Worte wieder zur „zügellosen Überschätzung Hölderlins" rechnen, uns scheinen sie nur das dürftigste Zeugnis eines Dankes, der in den Gedichten des STERNS und der zehnten

Folge schon so voll und hoch erklang, das kleinste Zeichen einer Ehrung für den Frühumnachteten der uns als Heller und Reiner, den schuldlosen Selbstopfrer der uns als Heiler und Schöner erstand.

Die nahe Verwandtschaft Hölderlins zu George leuchtete auf, als beider Bezug auf dieselbe Wende plötzlich sichtbar wurde. Platon wurde ihm dadurch vertraut, daß jener eine frühere Wende einleitete in einer Art, die in vielem an heute erinnert. George kannte seine Schriften von früh auf. Man hat auch darauf hingewiesen, daß schon seine frühen Dichtungen ein sehr genaues Wissen von der Antike verrieten, das er nur aus der Wissenschaft geschöpft haben könnte. Aber man vergaß, daß er die wesentlichen Schriften der Antike und des Christentums im Urtext gelesen hat und daß einige Seiten von Herder und Goethe, Schiller und Hölderlin ihm tiefere Einsichten in die Antike vermittelten als ganze Bände von Einzelwissenschaften. Die Aufnahme rein stoffgeschichtlichen Wissens lag ihm in jenen Frühjahren ferner als je, und selbst den dichterischen Bereich der Antike betrachtete er mit frommer Scheu als einen noch unbetretbaren Boden und dachte nicht an seine unmittelbare Fruchtbarmachung für sein Werk. Erst mußten die Weiten der neueren europäischen Dichtung, Dante und Shakespeare, als weiteste Pole einbezogen werden, bevor die Blicke sich auf die Sprachgewaltigen des Altertums richten konnten. Er wartete bis aus innerem Kräftezuwachs das deutsche Auge stark und hell genug würde, um liebend in die verschlossenen Schätze einzudringen und weder die Feuerworte Nietzsches noch der Haß der Kosmiker gegen die Verchristlicher der Seele machten ihn in dieser stillen Ehrfurcht irre. Sein Amt lag nicht in noch so hoher Wißbegierde, sondern in der Schaffung von dichterischem Bild und Menschtum, das dem höchsten der Antike gleiche und der Spruch der vierten Folge zur Jahrhundertwende verriet auch außer den Gedichten, was er schon auf diesem Wege erreicht und noch als weiteres Ziel vor sich sah. Als aber nach dem SIEBENTEN RING die Grundart des geistigen Herrschers und der von seinem Geiste gezeugten Söhne sichtbar wurde, als eine der antiken Wesenheit verwandte Gemeinschaft sich im Spiegel der Griechen wiedererkannte, blieben ihre Gestalten nicht mehr sehnend umkreiste Fernbilder noch spukumwitterte Schemen: sie wurden wetteifernd umworbene Brüder eigenen Lebens, da Einer eignen Stammes und ihren Besten gleich über die heimatliche Erde gegangen war und den Einen gefunden hatte, dem er „Löser und Lader" ward. Vom höchsten Paar begriff der Blick der Knaben und Jünglinge die der griechischen Dichter- und Bildwerke in ihrer Artverwandtschaft, von der lebendigen Gemeinschaft erfaßten sie in der platonischen das gleiche Verhältnis von Meister und Jüngern und die gleichen Wachstumsgesetze der Freund-

schaft. Ist das Sichtbarwerden der Freunde im RING, im STERN und den Folgen — mochte auch die allzersetzende Zeit den Schutz verschwiegener Namen nötig machen — etwas anderes als in den Gesprächen Platons das Auftreten lebender Athener, die oft nur durch eine zarte Geste des Eingangs in eine Vergangenheit von wenigen Jahren gerückt und freilich dann durch höhere Kunst in eine sagenhafte Luft entrückt waren? Was lag vor solcher Einheit des Geschehens noch am alten Streit um die Wertung der Kunst oder Philosophie bei Platon! Er hatte den höheren Lebensgehalt vor den Dichtern seiner Zeit voraus, er sah in den erschöpften Formen der Dichtkunst, von der er ausgegangen war, kein Mittel das zu sagen und zu wirken, was seinen Geist bewegte. Er fand es aber in der von Philosophen und Sophisten, Staats- und Rechtsrednern geschulten und in der hohen Gesellschaft geschmeidigten attischen Unterhaltungssprache. Dieser Sprache, die jeder zarten und starken Biegung seines großen Willens folgte, konnte er all das Verführerische entlocken, um die von staatszerstörenden Einzeltrieben und schweifenden Wissensgierden schon ergriffene, von den großen Dichtern nicht mehr gebändigte Jugend Athens s e i n e n Weg zur schönen Zucht, zu edlem Sein und Verhalten hinzuführen. Sein Mittel umfaßte nicht mehr die ganze dichterische Urkraft, Klang und Maß und Sinn, er baute aus dem Sinngehalt der Sprache, das dem Denker wenn nicht einziges so doch wesentliches Element ist, sein wunderbares Spiel von Frage und Antwort. Daher mußte die Schönheit nicht mehr in der Gestaltung sondern in der Schauung, nicht mehr im Maß- und Tonbild sondern im Denkbild liegen: in der Idee. Die Beschränkung des sprachlichen Mittels deutete an, daß die Fülle der Leiblichkeit im Schwinden war, deutete von fern das Reich der Seele an, aber in Platon war Seele noch Sinn des Leibes wie Denken Sinn der Sprache und sein Wunder war: daß er dem Leib in der Seele eine neue geheiligte Mitte gab, um die ihre flüchtenden Kräfte sich wieder ballen konnten. Die Liebe zur Schönheit wurde so Weg der Seele von der leiblichen bis zur Allseele und wieder zurück zu jener: Leib und Welt wurden vom gleichen Schönen erfüllt und der Gott zur ewiggleichen Zeugung des Schönen im Schönen gedrängt.

Der Dichter war nach Jahrtausenden den umgekehrten Weg gegangen, er hatte die erdeflüchtige ermüdete, gemarterte Seele, hatte die ins All zerflatterten göttlichen Kräfte wieder heimgeholt und ihnen im geheiligten Leibe eine neue Mitte gegeben. Aber am Wunder Platons orientierte sich das Schauern und Erstaunen seiner Gefährten vor dem neuen Wunder, als das was durch die Gedichte langsam in ihnen wuchs plötzlich mit der Unbedingtheit eines Götterspruches vor ihnen stand: „Der leib ist der gott".

Daß das verwandelte Geheimnis sich in Griechenweisheit hüllte, verdoppelte die Wucht des Gegensatzes gegen eine Welt, für deren Gläubige es geheißen hatte: „Gott ist ein Geist" und deren Ungläubige sich noch vom Schemen dieses Gottes nährten. Vor der Endform dieser Gegenwelt, mochte sie schon mit einem Wurzelzweige in Platon selbst ihren Ursprung haben, trat nicht der Unterschied sondern die Gleichheit in der platonischen und Georgeschen Schöpfung zunächst vor Augen. Vor allem, daß Platon nicht Schöpfer eines philosophischen Systems in noch so hohem modernen Sinne sei sondern Erzieher zu adligem Menschtum, Bildner einer sich im Staate erfüllenden Jugend. Um diese Aufgabe zu lösen, bedurfte es freilich für den Griechen ebenso wie den Deutschen der Schaffung einer geistigen Einheit des ganzen Baues der Welt, die kein Auseinanderfallen der Teil- und Sondergewalten duldete sondern vom Kern bis zum Umkreis von einem Geiste durchwaltet wurde. Platon vollzog noch einmal den gewaltigen Vorgang des griechischen Geistes auf all seinen Lebensstufen, den Menschen als Mitte des göttlichen Alls, das All als Entwirkung der menschlichen Mitte zu sehen. Aus der Schau seines höchsten Menschenbildes, des Schönen und Edlen der staatlichen Gemeinschaft, wirft er die Schau der Ideen an den Himmel und nimmt von ihnen wieder die fordernden Maße und Werte für die Bildung und Formung dieses Menschen zurück. Wie heute die Dichtung war damals sein Denken die Richte des Tuns, seine Lehre die Weise des Bildens. Alles Wissen und Streben nach Erkenntnis hatte nur Sinn als Förderung hohen Lebens, alles Gedachte und Geschaute war sinnlos ohne Verleiblichung in Mensch und Staat und Welt. Liebe zur Weisheit war Kraft des Blutes und schönen Lebens. Weit entfernt die Grundlage einer allgemeinen Bildung zu sein, setzte sie den Adel der Bildung voraus, war Prüfstein der Wohlgeratenheit nicht des Wissensstoffes, der gesamtmenschlichen Haltung nicht des fachlichen Könnens. So verstanden erschienen die Werke Platons weder mystische Betrachtungen noch künstlerisch verhüllte Logik sondern mythische Bilder liebenden Wettkampfs zwischen Gott und Mensch, Führer und Sohn, Freund und Freund. Sie schienen zu sagen, daß alle Äonenflüge und alle metaphysischen Erkenntnisse nichts sind ohne Begegnung mit dem erweckenden Menschen, der liebend das Schöne, zeugend das Edle und aus dem Edel-Schönen den heldischen Sinn und das staatliche Handeln entbindet, daß die Erscheinung des höchsten Gutes untrennbar eins mit dem höchsten Schönen stets an menschlich-leibliche Stufen gebunden bleibt; daß die rechte lebendige Ordnung dieser Stufen das Wesen der staatlichen Gemeinschaft ist; daß in ihr das Unaussprechbare und Beste nicht durch Lehre vermittelt wird, sondern „durch häufiges Zusam-

mensein um der Sache willen", wie Platon selber sagt, „und durch Zusammenleben wird im Nu wie von springendem Feuer ein Licht entzündet und nährt sich, in der Seele erzeugt, dann auch selbst".

Als Schilderungen eigenen Erlebens blühten so George und den Seinen die Sätze Platons auf, aber wenn sie in den zeitgenössischen Werken der Wissenschaft nach solcher Spiegelung seiner Gesichte suchten, so fand sich nichts, was auch nur ein Verständnis dafür andeutete. Von der deutschen Wiedergeburt Platons durch die Klassiker von Winckelmann bis Hölderlin, von ihrem begeisterten Atem, der noch die Arbeiten Schlegels und Schleiermachers beseelt und Platon doch zum ewigen unantastbaren Führer der Philosophie erhöht hatte, war nach der Mitte des 19. Jahrhunderts nichts mehr übriggeblieben. Nach dem Zerflattern der gemeinsamen Sphäre, in der jenes Bild erwachsen war, gab es überhaupt kein einheitliches Bild dieses großen Menschen mehr und alle Bemühungen der Forscher drehten sich nur darum, sein Weltgebäude in Teile und Teilchen zu zergliedern oder seine Riesengestalt in das enge Begriffsnetz einer unfruchtbaren Schulphilosophie hineinzuzwängen. Nicht die Wissenschaft als solche sondern der wissenschaftliche Geist dieser Jahrzehnte, dieser ehrfurchtslose Geist, der in allen Fragen höherer menschlicher Werte versagte, verdarb das Erbe Platons indem er es zu bewahren und zu hüten vorgab. Gegen diese Verderbung erhob das „Jahrbuch für die geistige Bewegung" in den Jahren 1910 und 1911 seine Stimme, gegen dieses völlige Mißkennen seines Wesens und Willens schrieb Hildebrandt im folgenden Jahre die Einleitung zu seiner Übersetzung des Gastmahls, in der zum ersten Male ein Werk Platons als einiges lebendiges Gebilde erfaßt wurde, er selbst wieder als Schöpfer volksbildender heiliger Sage, als Herrscher eines geistigen Reiches erschien. Kurt Hildebrandt, der junge humane Gelehrte von umfassender Bildung sowohl in den Natur- wie in den Geisteswissenschaften, war ein Mensch von den zartesten Formen der Freundschaft und einer immer wohltuenden Ausgeglichenheit des Temperaments, aber im Redestreit, wenn es galt das Fürwahrerkannte zu klären oder zu verteidigen, besaß er die zähe Fechtkunst eines sokratischen Dialektikers. Aus all seinen Werken spricht der schöne Wille, seine hohe Erkenntniskraft in den Dienst des gemeinsamen Lebens zu stellen und aus diesem Willen sind auch seine ersten Schriften über die Antike und Platon geboren.

Nicht aus dem verneinenden Gegensatz zu dem verzerrten Platonbilde der Zeit, sondern, wie wir sahen, aus dem Erlebnis der Dichtergemeinschaft gingen die neuerschauten Bilder hervor, und hier geschah was ein heutiger Forscher zugesteht, daß die großen Neuerungen in der Geschichte

des menschlichen Geistes meist gerade dort nicht entstehen, wo die Wissenschaft ruhig ihre Systeme ausbaut oder ihre Stoffsammlungen aufhäuft, sondern daß „sie Einbrüche ganz neuer Lebensmächte in die wohlumfriedigten Bezirke traditioneller Wissenschaft bezeichnen". Einen solchen Einbruch in den Bereich der gesamten philologischen wie philosophischen Platonforschung bezeichnet das Werk von Heinrich Friedemann, „Platon, seine Gestalt", das am Ende des Jahres 1914 mitten in den Wirren des Krieges im Kreis der Blätter erschien. Friedemann pflanzte damit ein Bild Platons auf, an dem im geistigen Deutschland keiner mehr vorübergehen konnte, ohne von ihm die Richtung oder Gegenrichtung zu nehmen. Von nun an gibt es eine Platonsicht vor und nach seinem Werke, ob man es nennt oder feig verschweigt.

Der am Rhein erwachsene Thüringer studierte in der Natorp-Schule zu Marburg die Philosophie, als ihn die Dichtung Georges ergriff und ihm die Weisheit plötzlich statt eines logischen Knüpfwerks eine Welt von Flammen wurde. Er näherte sich selbst mit Gedichten dem Dichterkreise, und als er mit eignen Augen den lebenden platonischen Führer sah, ergriff ihn die wahre Gestalt des griechischen Führers und trieb den Jugendlichen mit dem Einsatz seiner ganzen Kräfte „die schon von Aristoteles gescholtene Spaltung und Doppelheit der platonischen Welt im Sinne des Meisters zu schließen, den Weg nachzugehen, der von der Idee als Hypothese zur Idee als unwandelbarem Eigenwesen führt und uns bei der Deutung von den beiden Urkräften griechischen Lebens tragen zu lassen: Plastik und Kult." Von diesen Blickpunkten her sah er Platon wieder als Bildner der adlig-schönen Menschen und leitete die Aufmerksamkeit vom Begrifflichen auf ein Lebensmäßiges bei ihm: die Verewigung der Gestalt des Sokrates als des göttlichen Lehrers. Denn Friedemann hatte im Kreis der Blätter gelernt, daß „dem griechischen Geiste nachzugehen nur denjenigen gegeben ist, die auf Winckelmanns, Hölderlins und Nietzsches Wegen das griechische Leben ohne rationelle Vordeutung und in unbefangener Ehrfurcht mit verwandtem Atem begleiten". Seine orphisch-dunkle Sprache sucht mit jedem logischen Teilproblem zugleich den ganzen blühenden Kosmos Platons zu umgreifen. Aber wer nie wie er das Glück gefühlt hat, das Geistig-Ganze einer werdenden Welt vor seinem Blicke erglänzen zu sehen und sie in jugendlichem Sturme zu durchfahren, steht ratlos vor den Siegeln dieses Werkes, das die Schau des großen Griechen am Traum des gegenwärtigen Meisters erscheinen läßt und eben damit ihre Wahrheit am reinsten spiegelt. Friedemann vergaß aber auf diesem Wege nicht den Dank gegen das was er verließ, und es ist der zarte Reiz seines Buches, daß neben dem Sturm, der seine glühende Prosa durch-

weht, ein zögerndes Sichlösen von überkommenen Sichten, ein noch scheues Enthüllen der neu geschauten Tiefen einhergeht. Der Natur dieses feurigen ja besessenen, von Freund- und Frauenschicksal geschüttelten Menschen war die schwere Treue eingeboren, welche selbst über dem Herd erloschener Gluten in stummer Sorge noch schützend die Hände hält, und auch der todbereite Opfermut, der dem vorgeahnten Ende lachend entgegengeht. Er war von hochaufgewachsener hagerer Gestalt, hatte zuweilen in den stürmisch geworfenen Gliedern noch etwas Kindlichspielendes, aber in dem hochfahrenden Kopf mit den aufwärts gerichteten großen Augen lagen Mut und Selbstvertrauen, auf der hohen breiten Stirne Klugheit und Kühnheit und unter der schmalgebogenen zarten Nase sprudelte der volle fast üppige Mund vom Feuer begeisternder Rede über. So war er unter Freunden und so ging er ins Feld: sicher, daß ihn, der alle um Haupteslänge überragte, die Kugel treffen würde. Als er in der Winterschlacht in Masuren fiel, hatte er eben den Druck seines Platonbuches erhalten.

Das Buch das soviel sagt und dabei soviel verschweigt, ist noch lange nicht ausgeschöpft . . es gab die Anregung für alle die später die Schöpfer als geistige Gestalten der Geschichte auftreten ließen.

SECHSTES BUCH

SCHICKSAL UND GESTALTUNG

1. KAPITEL: STAAT · VOLK UND KRIEG

DIE Blätter für die Kunst hatten von Beginn ihres Erscheinens an keinen Zweifel darüber gelassen, daß sie vom heutigen Staate und der heutigen Gesellschaft des Bürgertums kein Heil mehr für unser Volk erwarteten. Indem sie alles Staatliche und Gesellschaftliche, alle Weltverbesserungen und Allbeglückungsträume schon seit der ersten Folge von der Kunst ausschieden und in der Neugestaltung der Dichtung und der dichterischen Bildung des Menschen ihre einzige Aufgabe suchten, verwandten sie alle gesammelte Kraft darauf, einen neuen Lebenskern im Volke zu bilden, der unangetastet von den tausend Wirren der Zeit sein Wachstum entfalten und die Formen eines gemeinsamen Lebens aus seinem Eigengesetze entwickeln konnte. Da der Geist des Dichters diesen Lebenskeim geboren hatte, so war jeder Sieg der neuen Dichtung auch ein Sieg des neuen Lebens und die scheinbare Zwecklosigkeit und Selbstgenugsamkeit der Kunst, welche die Blätter in den ersten Jahren betonten, bedeutete nicht die Abschließung in einem „ästhetischen" Teilbereiche sondern die unbedingte Pflegung und Hegung des ganzen Lebens, das aus dieser innersten Zelle entstehen sollte. Die Erneuerung der Dichtung war schon die Erneuerung der Flamme, die zu verlöschen drohte. Die Umkehr in der Kunst war schon die Umkehr im Leben und die Erweckung eines neuen Lebensgefühles durch den Rhythmus eines Urgeistes war ein tieferer Aufruhr als alle öffentlichen Kampfformen der Klassen und Parteien, war wirklich „ein Bruch mit der Gesellschaft", wie die achte Folge sagte. Von diesem Blickpunkte aus konnte schon die dritte Folge (Okt. 1896) sagen, daß die Blätter insofern bald aus ihren Schranken heraustreten dürften, als durch ihr Wirken nun auch von anderen der Tiefstand der künstlerischen Bildung in Deutschland bemerkt und bedauert, als schon in weiteren denkenden Kreisen empfunden würde: „daß durch die ausschließliche Erziehung eines Geschlechtes zu wechselseitigem hartem Kampfe ein wichtiges Etwas verlorenging — ja schon auf einigen ragenden Gipfeln ein dunkles Gefühl dämmerte, es möchte das größte und edelste einer Rasse sein, was da einer allmählichen Verflachung und Vertrocknung entgegenläuft". Der schon erwähnte Jahrhundertspruch des folgenden Jahres (V, 1) deutete klar die Richtung an, in der sich die von der

Dichtung getragene neue Jugend von diesen Gefahren entfernte und sah den Umschwung des deutschen Wesens auch darin, daß diese Jugend ihr Volkstum groß und nicht im beschränkten Sinne eines Stammes auffaßte. Mit jedem Wachstumsschritte der künstlerischen Lebensgemeinschaft näherte diese sich notwendig der Auseinandersetzung mit den staatlichen und gesellschaftlichen Zeitmächten, inmitten derer sie aufwuchs, und noch bevor die „Zeitgedichte" diesen Zusammenprall dichterisch gestalteten, wiesen schon die Merksprüche der fünften Folge auf die tiefen Unterschiede hin, welche den Kampf der neuen geistigen Gesellschaft von den „staatlichen und wirtschaftlichen Plänkeleien" trennte, die damals die Gemüter erfüllten.

Der besonders betonte Gegensatz zum Preußentum als einem „sehr wirksamen aber aller Kunst und Kultur feindlichen System" faßte einen ganzen Bereich dieser Unterschiede zusammen. Die überwiegend süd- und westdeutschen Menschen, welche das erste Jahrzehnt der Blätter umfaßte, empfanden das Preußentum als eine der deutschen Wesensart entgegengesetzte, ja fast feindliche Gewalt. Die Gründung des Reiches durch Bismarck hatte zwar eine staatliche und wirtschaftliche aber keine geistige Einheit der deutschen Stämme herbeigeführt. Das Reich selbst war im wesentlichen eine Wirtschaftseinheit mit einem nicht einmal einheitlich durchgestalteten Beamten- und Militärapparat. Es war ohne tiefere Verbindung mit den alten und neuen Bildungskräften des Volkes, und die furchtbare Anklage Nietzsches nach dem Deutsch-Französischen Kriege verhallte ungehört.

Das preußische System war auf unserem magersten Kolonialboden, fast ohne völkische Grundlage und obwohl protestantisch bedingt, fast ohne religiösen Einstrom ausgebildet worden. Es hatte aus der Kargheit die möglichst gespannte Kraft, aus der Beschränkung ja Unterdrückung der Triebe die unbedingteste Pflicht des Gehorsams im Amte und aus dem Mißtrauen gegen jede natürliche Begabung die festeste Ordnung und Regelung aller verstandlichen Fähigkeiten gezüchtet. Es wollte den artlosen aber bis zum letzten ja über das von Natur gegebene Maß zuverlässigen, den liebeleeren aber in jedem Augenblicke tätigen und durch keine innere Erschütterung im Handeln beirrbaren Menschen: der staatlich war aber ohne Gemeinschaftsgefühl, der unheroisch war aber von fragloser Todbereitschaft, für den Können und Müssen eins war, aber aller innere Drang nur im Befehl, aller persönlicher Wille nur in Pflicht aufging. Es war der unkünstlerische ungläubige Mensch in macchiavellistischer Vollendung: kalt und unerbittlich in Amt und Rüstung, aber nicht hart und klar bis ins Innere durchgestaltet sondern in seiner Seele eher trüb und weich,

als ob der an sich dumpfen und leicht zerflatternden Natur des Norddeutschen diese eiserne Disziplin zur Festigung und erzwungenen Haltung angegossen sei. So waren diese Preußen: Spartaner mit dem Gleichschritt und Gleichmut der Alten, aber ohne Götter, ohne Liebe und ohne Künste. Freilich ganz bar wurden sie dieser Urgewalten erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Bis dahin war das System noch immer von den unverbrauchten Kräften des ostelbischen Adels durchblutet, von gesamtgeistigen Strömungen des deutschen Bürgertums genährt, von vielen außerpreußischen Männern befruchtet worden und auch das Genie Bismarcks hatte nur mit Nutzung dieser Gewalten die Gründung des Reiches vollbringen können. Es war das Verhängnis unserer jahrhundertelangen Zersplitterung, daß die Einigung unserer Stämme erst zu einer Zeit erfolgte, wo die Fürsten- und Herrenkaste sich erschöpft hatte, das Bürgertum die letzten schalgewordenen „Ideale" über Bord warf und aus den Tiefen eine staatsfeindliche, von der herrschenden Gesellschaft ausgeschlossene Arbeiterklasse zu Millionenmassen anschwoll. Das preußische System und der wissenschaftliche wie kapitalistische Fortschritt wuchsen im neuen Reiche zu jener ungeheueren Militär- und Wirtschaftsmaschine zusammen, die in Preußen schon vorgebildet war, aber in den alten Herrschaftsträgern doch noch ein menschliches Gegenmaß gefunden hatte. Seit 1890 aber schwoll sie aus dem endlich gesicherten Reichsboden mit einer Schnelligkeit und Rücksichtslosigkeit über die Grenzen hinaus, daß den Nachbarn in ihrem seit Jahrhunderten gesicherten Besitz Luft und Atem benommen wurde, daß ihnen mit erschreckender Deutlichkeit bewußt wurde, welche Kräfte in diesem Land der Mitte schlummerten und bisher durch seine innere Zersplitterung gebunden waren. Daß sich diese Kräfte entgegen allen Kennzeichen, unter denen man die Deutschen zuzeiten ihrer staatlichen Ohnmacht zu begreifen liebte, in den Doppelformen der kriegerischen Macht und des wirtschaftlichen Wettkampfes, in der Verbindung der fürstlich-adligen Erbherrschaft und des freiesten Forschungseifers, des ungebundensten Einzeltreibens der Geister und der genauesten vereinheitlichenden Fachschulung äußerten, machte die deutsche Menschenart den Nachbarn ringsum völlig undurchschaubar und erzeugte jenes Grauen vor der unbekannten Gefahr und jenen Haß vor dem andersgearteten Gegner, die mehr als unsere Erfolge auf dem Weltmarkt die unversöhnliche Feindschaft der Völker gegen die Deutschen geschürt haben und bis heute wach erhalten.

Was wirklich hinter dem Schleier des wirtschaftlichen Aufschwungs und der staatlichen Machterweiterung vorging, der Verbrauch ja die Verschleuderung aller Kräfte zu einer einseitig stofflichen Bereicherung, einer

einseitig fachlichen Verstandesbildung, einer einseitig technischen Sachbezwingung, die Opferung aller höheren menschlichen Werte bis zur Verödung des Geistes und Verarmung der Seele haben unsere Besten in jenen Jahrzehnten mit Grauen gesehen und hat den Dichter mit jenen Entsetzensbildern der Zeit erfüllt, die wir bei der Betrachtung seines Werkes berührt haben. Der letzte Kaiser mit der gespielten Theatralik seiner Herrschaft war nur der sichtbarste Ausdruck für die Hohlheit und Leere des öffentlichen deutschen Daseins, für die schale Oberflächlichkeit des geselligen Lebens in den herrschenden wie beherrschten Klassen. Ob die ihn gewähren ließen oder jene ihn bekämpften: der Geist in dem es geschah, unterschied sich nicht von dem, den er vertrat: nicht er noch sonst wer ist „der Schuldige", sondern wir mit unserem Fortschrittswahn, unserer Sachengier und unserem fast kindlich betonten Willen zur „friedlichen" Eroberung der Welt. Dieser Wille verdeckte geradezu den Mangel an Wagnis zur kriegerischen Eroberung, der ewigberechtigt freilich nur für ein Volk ist, das ein Bewußtsein seines höheren Rechtes in sich trägt. Dieses höhere Recht haben die Blätter den Deutschen von damals bestritten, weil ihre Körperschaften und Einrichtungen trotz so vieler sachlicher Vervollkommnungen keinen Luftraum mehr erzeugen konnten, in dem schöpferische geistige Leistungen erster Hand hervorgebracht werden konnten. Deshalb warnten sie alle, die mit den neuen Kräften der heutigen Welt Hilfe bringen wollten: „sie vergessen, daß von dieser in jene Welt nichts übergeleitet wird, ohne schon auf dem Wege dahin sein Wesen zu verlieren und damit heil- und fruchtlos zu werden". (9. F.) Wenn diese Haltung den Zeitgenossen in den meisterlichen Gedichten noch undeutlich blieb, weil sie Gedichte als „nur-Kunst" nicht ernst nahmen und daher auch nicht verstanden, so erlaubte die Prose der „Jahrbücher" keinen Zweifel mehr daran. „Auch schon dem trüben Auge" hieß es darin „entgeht nicht die allgemeine Freudlosigkeit, die trotz aller äußeren Verbesserungen, Erleichterungen und Vergnügungen sich ausbreitet und den Vergleich mit dem späten Römerreiche herausfordert. Vom Kaiser bis zum geringsten Arbeiter spürt jeder, daß es so nicht weitergehen kann und gibt es wenigstens zu für die Bezirke die ihn nicht unmittelbar berühren. Das Erhaltende ist nur noch die Sorge der Einzelnen um Amt, Hab und Gut. Kein Mensch glaubt noch ernsthaft an die Grundlagen des heutigen Weltzustands. Diese schwarzseherischen Ahnungen und Witterungen sind noch das echteste Gefühl der Zeit und diesem gegenüber nehmen sich alle Hoffnungen, die auf dem Nichts ein Etwas bauen wollen, schon verzweifelt aus". Dem Allwissen der Zeit wurde entgegengehalten, daß keine Zeit, auch die des krassesten Aberglaubens nicht, soweit entfernt vom

Wissen dessen war, was der Mensch wirklich braucht und sucht, ihr wurde das Recht bestritten ihre Humanität mit der der Klassik zu vergleichen welche die runde menschliche Bildung zu erobern und aus kollektivistischen und dogmatischen Bindungen zu befreien hatte, während nun an Stelle dieses Ringens um echte Menschlichkeit das allgemeine Gehen- und Geltenlassen jeder beliebigen Art Mensch, jedes Mittelmaßes ohne Rücksicht auf Wert und der Schutz der Schwachen und Krüppel durch den Staat selber getreten sei. Die Dichter sahen darin eine Verschwächung und Verkrüppelung des ganzen Menschtums, die sich schon in den wachsenden Massen ankündigte, — dem Erzeugnis hemmungsloser Fortschritte, gesetzloser Humanität und passiver Freiheit. „Vor dieser fürchterlichen Ausgeburt, die zum erstenmal in der Geschichte derart auftritt, haben einige Staats- und Wirtschaftslehrer schon lange gewarnt, andre mit trügerischen Tabellen und vorgespiegelten neu zu entdeckenden Räumen die Völker verführt. Heute reden sie nur noch sehr bescheiden von den unermeßlichen Flächen, den unerschöpflichen Kornkammern und die Logik des fortschrittlichen Wahnsinns träumt bereits von der Auswanderung auf einen andern Stern. — — Aber das Schlimmste ist nicht die drohende materielle Not sondern die mit der Masse sich stetig steigernde Artverschlechterung. Keiner hat den Mut zu sagen, daß es auch Frevel gibt für die gebüßt werden muß, daß man auch diese Überfüllung nicht nur ansehen kann als eine neue Gegebenheit mit der zu rechnen ist, sondern als eine fressende Wucherung die man sich gewissenlos zugezogen hat und die nur durch Gift und Feuer geheilt werden muß“ (J. III, 1912).

Wir führen diese Worte unter vielen ähnlichen und neben den schwereren im STERN DES BUNDES an, um noch einmal die Haltung der Dichter zu Staat und Volk in den Jahren kurz vor dem Kriege deutlich zu umreißen und fügen vorausnehmend schon hinzu, daß weder Weltkrieg noch Umsturz sie verändern konnte.

Als der Krieg ausbrach, weilte George mit einigen älteren und jüngeren Gefährten in der Einsamkeit der Berner Hochalpen. Keiner von denen die ihn damals sahen, wird das tiefe Leid vergessen, das ihn überfiel und den Niegebeugten fast niederdrückte mit seiner Last. Mit einem Blicke sah er das ungeheuere Geschehen aufgerollt: die ganze Wucht dessen was er oft geahnt und die ganze Furchtbarkeit dessen was nun kam, stürzte mit einem Male auf ihn ein: Das Schicksal, das er längst vorausgesagt hatte, fiel auf sein Volk und damit auf die Seinen. Denn so abgrundtief der Gegensatz sich zwischen ihnen und den Zeitgenossen des eignen Stammes auch geöffnet hatte, so trat in diesem Augenblicke auch nicht der Hauch eines Zweifels auf, wo sein und ihr Platz in dem beginnenden Ringen sei:

auf der Seite des Vaterlands. Der Boden der Heimat hatte sie alle geboren, er umschloß alles geistige und leibliche Erbe, das in ihrer Seele verhaftet war, ja er war ihnen heiliger als allen, weil sie das Hehrste und Höchste aus ihm entsprossen und auch das künftige Heil von ihm getragen wußten. So eilten zuerst die Jüngsten, dann die Älteren in die Heimat und erfuhren hier in den begeisterten Augusttagen, daß ihr Fühlen das aller Volksgenossen war, daß über alle Spaltungen und Splitterungen hinweg die drohende Gefahr den Funken einigen Fühlens in jedem wachgeschlagen und in einem kurzen rauschhaften Schauer von Glück und Ernst verraten hatte, daß die Blut- und Sprachgemeinschaft der unverbrüchliche Grund für alle sei. So nahm jeder nach Amt und Kräften seinen Platz im Kampf der Deutschen gegen die Feindschaft der ganzen Welt. Die eben noch als weichherzige und weltabgewandte Ästheten gescholten worden waren, wußten draußen so gut zu stehen und zu sterben wie jeder andre, und die der Dienst in der Heimat festhielt, nutzten das ihnen gegebene Wort und scheuten sich nicht, zum erstenmal auch in öffentlichen Blättern für das Recht einzustehen, das sie verfochten. Sie kämpften nicht für irgendeine Partei, noch für die Bewahrung eines Gewesenen, sondern für die Bewährung eines Unvergänglichen und Ewigen im Deutschen, dessen Bild sie am Dichter und seinem Werke gewonnen hatten. Der Krieg war ihnen das unvermeidliche Schicksal, in dem das Leben sich durch Blut und Tod wieder vom Frevel des Übermaßes und der Verworrenheit befreien und zur Einfachheit eines ursprünglichen Sinnes gesunden wollte. Sie maßten sich nicht an zu entscheiden, ob diese Krise einer übersteigerten Kultur schon die Gesundung bringen werde oder ob es nur die erste von noch furchtbareren wäre, aber sie glaubten, daß das wofür sie fochten schon außer dem Frevel der Zeit stand und daß sie für ihr Vaterland kämpfend auch für die Rettung des Lebens, für die Neugeburt des abendländischen Menschen kämpften.

Von diesem Bewußtsein waren die Worte Wolfskehls getragen als er in den ersten Monaten des Krieges Romain Rolland antwortete auf seine Frage an die deutsche Geistigkeit nach ihrer Stellung zu diesem furchtbaren Geschehen, auf seinen Ruf: nicht zu schweigen vor der Zerstörung von Reims, die unser Volk der Verdammung der Jahrhunderte preisgeben würde. Wolfskehl wies den Franzosen hin auf jenes Schicksal der ewigen Mächte, das nicht durch die Deutschen sondern durch die ihnen feindlichen Völker nun Wille und Notwendigkeit geworden sei, während der Franzose noch eine vermeidbare „fatalité“ darin sähe .. er wies ihn hin auf das geistige Deutschland, das unbeirrt von amtlicher Politik und Wirtschaft, durch seinen Dichter die ganze unerbittliche Notwendigkeit dieses Aufruhrs und auch den menschlichen Sinn seiner Überwindung schon ge-

schaut hatte .. er wies ihn vor der Zerstörung alter Denkmale auf die schlimmere Schuld Frankreichs hin, das nicht aus Notwehr sondern um einer späten Rache zu frönen die Horden Asiens — und bald auch aller übrigen Erdteile — auf die Mitte Europas losgelassen habe, so daß die Deutschen gegen die Schwärme Moskowiens kämpfend selbst noch für Frankreich kämpften: „das Ihr bedroht nicht wir!"

„Ja Romain Rolland", so schloß der Brief (Frankf. Zeitung, Sept. 1914) „versuchen Sie, der Franzose, zu blicken ins Mysterium dieser Zeit. Fragen Sie sich staunen Sie, wieso wir, die geistigen Deutschen, ausnahmslos an diesem Kriege, diesem fürchterlichsten Kriege, teilhaben mit Leib und Seele. Keiner von uns ein Ehrgeiziger, keiner ein Politiker, keiner der bis zu diesem Krieg um ein anderes sich gemüht hat als um seine Idee, ums Palladium seines Lebens. Und nun wir alle eines Herzens mit unserem ganzen Volk entbrannt und entschlossen, aufs Letzte gefaßt. All unsre Jungen im Felde, ein jeder in der hohen Begeisterung des Gotteskampfes, jeder mit dem heiligen Wissen um die Notwendigkeit, jeder geweckt zum zeitlichen Tod. Sind das Mordbrenner? Sind das die Sklaven, denen ein Despotenwort den dumpf zu trollenden Weg weist? Jeder weiß es geht um alles, es geht um das Göttliche im Menschen, es geht um unsern Bestand und den Europas.

So stehen wir inmitten von Tod und Trümmern unter dem Stern, ein B u n d und eine E i n h e i t. Das habe ich Ihnen sagen müssen, ob sie es hören ob Europa Ohren hat es zu hören, ob nicht, von nun an seien unsere T a t e n unsre Worte".

Es gab kein Ohr in Europa, auch keins, wie wir noch sehen werden, der befreundeten Dichter des Auslands, das den Sinn dieser Worte faßte, keins hörte, daß hier nicht der irrige Glaube der deutschen Gelehrten sich äußerte, als ob der Krieg selbst schon die Läuterung und Erneuerung der Bildung zu einem neuen Idealismus bringen würde und statt eines Machtimperialismus ein „Imperialismus des Geistes" das Endziel des Kampfes sei, keiner verstand, daß hier das geheime Deutschland sich mit dem öffentlichen eins fühlte, weil es aus dem Schoße der gemeinsamen Mutter schon geboren wußte, was jene erst ersehnten, weil es in jedem Kampfe gegen die vernichtungswilligen Feinde die Bewahrung und das Wachstum dessen verteidigte, was einzig dieser deutschen Erde entsprossen war und einzig in ihr zur Reife gedeihen konnte.

Wenn auch einige Gefährten Georges vom Kriege eine „Wiedergeburt" erhofften, so konnte diese Erwartung nur in dem Glauben liegen, daß die erschütterten Seelen der Volksgenossen sich nun dem Erneuerer leichter öffnen würden, daß die Deutschen wie sie mutig zu sterben wußten, nun

von ihm auch groß zu leben lernten. Den Meister selbst täuschten solche Hoffnungen nicht. Sein unbeirrbarer Blick für das Wirkliche schaute ohne Schleier über das Ringen der Völker hin und erst als die vielen Stimmen des Anfangs vor der wachsenden Wucht und dem steigenden Grauen des unübersehbaren Geschehens verstummten, sprach er sein Wort als Dichter, das heißt als einer der vom Kriege reden darf, weil er ein Wissen und Sehen hoch über dem Kriege hat, als einer der die Ereignisse deuten kann, weil er einen Standpunkt weit jenseits ihrer augenblicklichen Lage hat und auch das härteste seiner Gesichte nicht zu verschweigen braucht, weil sein lauterer Zorn ebenso echt und stark ist wie seine lautere Liebe. So sprach er in dem 1917 veröffentlichten Gedicht „Der Krieg" als wissender Seher, grimmiger Mahner und hoffender Verkünder zu seinem Volke und der Dantevorspruch vor den zwölf Strofen des Gedichtes ließ erkennen wie sehr hier noch das Bitterste als heilende Nahrung gelten wollte. Der längst die tiefe Erschütterung der Gemeinschaft gelebt und geweckt hatte, durfte den Volksgenossen mit der Erinnerung an die vorhergehenden Jahre wilder Fortschrittsgier und schmählichsten Haders sagen, daß der kurze Schauer unbekannten Einsgefühls am Beginn des Krieges ihr Bestes war, durfte ihrem Vorwurf über sein langes Schweigen in der allgemeinen Not erwidern, daß er die Tränen schon vorweg geweint, als sie mit ihrem Tun das schlimme Unheil heraufbeschworen, sie die nun den äußeren Brand für die innere Erleuchtung hielten. Ihr Mord am Leben schien ihm die verdammenswerte Schuld, für die nun das furchtbare Los den Mord von Hunderttausenden forderte. Er sah mit Grausen, welche Mächte der Tiefe nun entbunden waren, über die Erde rasten und nicht nur Leben und Staaten vernichteten sondern Schlimmeres zeugten: Blutschmach von Völkern, Befleckung des heiligsten Herdes unserer Rasse, die nur schwerstes Opfer der Edelsten sühnen kann. Wo alles noch unwägbar schien, sah er damals schon das sieg- und würdelose Ende für alle, den götterlosen Frieden dieses götterlosen Krieges, in dem erkrankte Welten sich zu Ende fieberten und nur das rein vergossene Blut der Krieger noch heilig war. Mit scharfer Geißel traf er die matten Leiter, Fürsten ohne Blut und Würde, Beamte ohne Glut und Seele und pries nur den einen Greis, der still und schlicht das Reich vor der östlichen Flut errettete und mit dem einzigen bildhaft klaren Siege dieses Krieges den heiligen Boden des Vaterlandes vor dem Schlimmsten schützte, und der noch heute die erste Wache hält.

Dann nannte der Dichter den schmerzlichsten Fehl, an dem während und nach dem Kriege mancher Tapferste zerbrochen ist: daß dort wo großes Leben erloschen ist, wo keine göttlichen Bilder seinen Sinn mehr tra-

gen, daß in verruchter Zeit der Tod kein Opfer ist und auch die höchste Pflichterfüllung Tausender nicht ein einziges leuchtendes Sinnbild des Geschehens in die Sterne hebt. Nicht den Todesmut und die Hingabe der Krieger traf dieser Geißelhieb sondern all jene, die hüben und drüben vordem von Menschlichkeit und Wohlfahrt schwatzten und nun mit den gleichen Werken und Maschinen ihrer „Humanität" dieses furchtbarste entwürdigende Gemetzel führten, die vordem mit allem Hohn und Gift das Menschliche und Göttliche zersetzten und nun mit welken Herzen von geistiger Auferstehung schwärmten, die vordem ihre Zeit als Höhe der Menschheit priesen und nun die Einkehr und Umkehr predigten, die jetzt gern leugnen wollten, daß diese Unmenschlichkeit der Kampfesweisen ihr Werk und Wesen war und sich noch heuchlerisch belügen wollten, daß dies der letzte Krieg sei, der das Friedensreich zur Erde bringe. Er sah bei Freund und Feind kein Ahnen mehr, um was die Rache lief, da dieser nur bewahren wollte, was längst sein Lebensrecht verloren hatte, jener sich noch anzugleichen suchte an das, was er bekämpfte und beschmähte. Doch solchem Zorn und Groll folgte nicht das schlimmste Wort des Sehers: nicht der Fluch. Er der die Seinen mit Segenswünschen zum Kampf hinausgesandt hatte, wußte mitten im furchtbaren Fug des Schicksals schon ein neues Geschlecht erwachsen, das sein Land und Volk mit jener neuen blühenderen Liebe liebte, die er in ihm entzündet und behütet hatte, das in ihm schon die Auferstehung dessen erfahren hatte, was Hölderlin einst verkündigt hatte: den göttlichen Glauben an das irdische Vaterland. Er hat es laut verkündet: vor allen Völkern hat das deutsche die Verheißung und den Beginn des neuen Lebens voraus, und nur s e i n e Jugend kann den Traum, den einst Hellas träumte, noch einmal auf Erden wirklich machen. Wenn sie es vermag, daß der nordische Gott, der den Selbstzerstörungswillen in sich trägt und zur Götterdämmerung drängt, noch einmal „dem des heitren Himmels" das Zepter gibt, so wird der Jubel des Evan mit dem Wort der Liebe zusammenschlagen, wird der sonnenheitre, der lichte und tapfere Gott des Gesanges, wieder erscheinen und der Untergang der Götter- und Menschenwelt noch einmal aufgeschoben sein. Diesen, den größeren Kampf, sah der Dichter schon in den Sternen entschieden und das Schutzbild des Sieges als Zeichen der zukünftigen Herrschaft schon in den deutschen Marken geborgen.

In diesem undurchdringlichen Vorgang sah George auch den letzten Grund für den Welthaß der Völker gegen Deutschland. Mochten noch so viele äußeren Oberflächengründe von uns selbst und von den Gegnern dafür geltend gemacht werden, der Welthaß gegen die Hunnen und Barbaren blieb auch, als wir das Feld räumten und die Waffen niederlegten, er

blieb weil gerade der Friede ihnen zeigte, was ihnen im ungeheueren Ausmaß des Kampfes noch verdunkelt blieb, daß dieses verpönte und verdammte Deutschland ein Schicksal zu vollziehen hatte: zu zerstören was fallreif war, weil in ihm selbst ein Unzerstörbares lebte: das Recht des höheren Lebens der zukünftigen Welt. Mag diese innere Kraft noch geheim und der Menge ungewußt verborgen sein, sie wirkt sich in der Art des Handelns und selbst des Vernichtens unseres Volkes aus, die dem Gegner unverständlich und unfaßlich ist, sie bleibt ein Anderssein, auch wenn wir sie zu verleugnen und bis zum Verrat am eignen Selbst uns den andern Völkern anzuähneln, uns ihnen gleich zu machen suchen. Denn sie war uns im Ursprung mitgegeben, sie lebte verkannt verschüttet und gelähmt doch immer wieder in Taten und Träumen unserer Besten auf, und da sie nun sich selber wissend im Dichter Wort und Gestalt wurde, ist sie zum Arm der ewigen Mächte geworden und muß das Schicksal erfüllen, sei es auch um den Preis unseres eignen Untergangs. Der Weg, wie es sich in kommender Zeit erfüllt, ist menschlichem Auge nicht sichtbar, aber so viel ist schon jetzt dem kürzesten Blicke deutlich, daß der Krieg, den die Gegner zu unserer Vernichtung begannen, auf sie selbst zurückfiel und den fernsten Völkern, vor allem den von ihnen ausgebeuteten und unterjochten ein neues Gesicht ihrer selbst, ein Wissen um die Mittel der Macht und den Weg der Selbstbestimmung zeigte, so daß von diesem Brand sich tausend Brände entzünden und das Antlitz der Erde wandeln werden. Und auch dies gehört zum Bild der geheimnisvollen Wende: als das Ende der wilden Kämpfe kam, das vom Hunger ermattete Volk das Elend nicht mehr ertrug, der innere Feind Gewalt gewann und die morschen Throne stürzte, als beim Kampf gegen immer neue Feinde das mattgehetzte tapfere Heer versagte und der bittere Rückmarsch in empörter wirrer Heimat endete: auch da war außer wenigen schon zerbrochenen Seelen niemand dieser Deutschen ganz verzagt, sie fühlten sich in diesem Kampfe nicht besiegt, ja mehr als das: sie fühlten bis zum letzten Manne dumpf, daß sie ein Unverletztes in sich heimwärts trugen, ein Unverletztes das bestehen muß, wenn nicht das Mark verdorren soll, ein Unverletztes aus dem die Söhne des geheimen Deutschland wachsen können und das durch eignes inneres Gift und inneren Hader mehr gefährdet ist als durch die Feindschaft einer ganzen Welt. Denn diese stählt und ist notwendig nach gesetztem Fug, jener schwächt und macht uns dem gleich, dem wir niemals gleichen dürfen: weder dem östlichen noch dem westlichen Menschtum, da uns aufgegeben ist das Volk der Mitte zu sein, das Volk des neuen schönen Lebens. Wer von solchem Blickpunkt das Kriegsgedicht Georges liest, wird fühlen, was es verdammte und was es aufrief. Es ist staatliche

Dichtung im höchsten Sinne und der Dichter sagt in ihr das gleiche wie vor dem Kriege, er redete von Dingen die alle angingen, aber die jetzt erst alle sehen konnten. Er war in diesen Erschütterungen der einzige staatliche Dichter der Deutschen und wir werden sehen, wie nur bei ihm und den Seinen der Krieg eine dichterische Gestaltung gewann und was wichtiger ist, nur hier gewinnen konnte. Denn nur in der Gemeinschaft der Dichter war das persönliche Erleben zugleich staatlich, war das staatliche zugleich ein geistiges Geschick und konnte Sprache werden. Ihre Gemeinschaft wurde durch den Krieg weder gewandelt noch zerstört, sondern bezog auch seine Ereignisse in ihren weiteren Weltraum ein und das ungeheuere Geschehen war hier zum geheimnisvollen Erleben Weniger geworden, in das kein Blick von außen eindrang und das dennoch die Schicksale des gesamten Volkes tiefer enthüllte als alles öffentliche Gebaren der stürzenden und steigenden Parteien.

2. KAPITEL: DIE ELFTE UND ZWÖLFTE FOLGE

WELCH ein Furchtbares mußte geschehen sein, daß ein kleines Häuflein auch in diesem erdumgreifenden Ringen der Völker es wagen durfte zu sagen: Hier ist die Welt! Daß es das Gewicht seines Glaubens gegen das der ganzen kämpfenden Menschheit abwog und als schwerer empfand! Daß es das Leben und Sterben der Seinen von dem Leben und Sterben der Millionen abhob und als Mitte des Schicksals fühlte! Daß es dennoch nicht allein und im luftleeren Raume stand sondern sich innerste Seele seines Volkes wußte, dessen kostbarstes Gut es gegen die äußeren wie inneren Feinde hütete: das neue Deutschtum gegen das zerfallende Deutschtum des alten Kaiserstaates wie der neugeschaffenen Republik. Wenn dies schwer zu denken war, so war es noch schwerer dies zu leben: in Sieg und Niederlage weder im Glauben an das geheime Schutzbild zu wanken noch den nötigen Dienst der Stunde zu versäumen, daß nicht Leib und Boden des Vaterlandes zugrunde gehe, in dem der Seher jenes aufgerichtet hatte und unerschüttert seines Amtes waltete. Wie groß auch die Kluft zwischen unserem Volke und den übrigen Völkern war, viel größer war noch die Kluft zwischen dem geheimen Deutschland des Dichters und dem öffentlichen, wie es vor dem Kriege war und nun nach der Zertrümmerung alter Schranken und Bindungen wurde. Es wird für die kommenden Zeiten eines der deutlichsten und seltsamsten Zeichen dieser Spannung sein, daß die elfte und zwölfte Folge, in der sich die Klüftung zwischen geistiger Mitte und eignem Volk, eignem Volk und feindlichem

Umkreis spiegelt, trotz weitester Verbreitung nicht eine einzige öffentliche Stimme weder im Inland noch im Ausland fand, die feindlich oder freundlich ein Wort an diese Dichtungen des ersten Friedensjahres gewandt hätte. Das namenlose Buch blieb ungenannt, obzwar es in mehrere tausend Hände kam und in einer Zeit, da jeder Wisch beredet wurde, umhüllte ein stilles Wunder es ein Jahrzehnt lang ganz mit Schweigen. Antwort kam nur aus den Herzen der besten Jugend, aber was für sie glühendes Feuer in den Gedichten dieser Folgen war, blieb für die draußen eisige Luft.

So kehrte das Verhältnis der Blätter für die Kunst zur deutschen Öffentlichkeit wieder zu den Anfängen ihres unbeschrienen Daseins zurück, ihr Eigenraum blieb unzugänglich und unangetastet, obwohl er nun im eigenen Lande weithin sichtbar geworden war und schon durch wissenschaftliche und andre unmittelbar in die staatlichen Ereignisse eingreifende Werke der Mitarbeiter seine Außenbereiche stetig erweiterte. Das heißt: in den drei Jahrzehnten ihres Kampfes hatte die Blättergemeinschaft die ihr von George eingepflanzte Fähigkeit erhalten und vermehrt, sich die lebendigen Kräfte des Volkes anzuverwandeln und einzuverleiben, ohne von den eignen inneren Kräften auch nur eine einzige in das steigende Chaos der Zeit zu werfen und zu verlieren. „Jüngst", so sagte die Einleitung zur elften und zwölften Folge „erging an uns die Mahnung, daß in diesen gelockerten führerlosen Zeiten es geboten sei, die ausschließende Haltung aufzugeben und an weiteste Kreise sich zu wenden. Freilich ist vieles von dieser Stelle aus seit Jahrzehnten Gesagte heute faßlicher. Doch scheint es, daß unbelehrt durch die furchtbaren Ereignisse das jetzt dahintreibende Geschlecht eher alles andre möchte als auf seine drei oder vier Lieblingsgötzen aus dem vorigen Jahrhundert verzichten — die es so schmählich im Stich gelassen haben. Es vergeudet seinen Kraftrest mit hoffnungsloser Flickerei am Verschlissenen, mit törichtem Aufspüren einer Schuld beim Nebenmann und in allerlei Nebendingen. Die donnernden Worte der Richter, voran Nietzsche, über die Frevel der Neo-Europäer verklangen ungehört. Den Deutschen wurde als den ersten vom Verhängnis die Gelegenheit gegeben zu erwachen: doch die gemeinsamen Wurzeln der Übel zu erkennen — sei es oben, unten, rechts, links oder Mitte — sind erst die Späteren nicht die Gegenwärtigen befähigt. Dadurch wird nach wie vor die Haltung der geistigen Menschen in den staatlichen und gesellschaftlichen Dingen bestimmt. Es hat kaum einen Sinn in diesem allgemeinen Wirrwarr wo alles sich wütend bekämpft hineinzurufen mit einem Wort der Würde, der edlen Leidenschaft oder auch nur der Vernunft. Mag auch mancher Mann der Öffentlichkeit schon zugestehen, daß

er über die ‚Zeichen der Zeit' und ‚was in der Welt wirklich vorgeht' sich zuweilen besser aus Gedichtbüchern unterrichtet hätte als aus Zeitungspapieren: das will nicht viel besagen! Nur den wenigen dürfte es einleuchten, daß in der Dichtung eines Volkes sich seine letzten Schicksale enthüllen".

Im Augenblicke wo Heer und Staat zertrümmert waren und die ganzen Hoffnungen auf Erneuerung in den Herzen derer zusammenbrachen, die nicht gerade von einer veränderten Staatsform das kommende Heil erwarteten, sah der Dichter in seinem Reiche keinen Stein erschüttert. Die Dichter hatten inmitten des verwirrten Volkes das stille Denkmal dieser Jahre aufgerichtet: die Dichtungen eines Jahrfünft voll Leid und Opfer aber auch voll der Gewißheit ungebrochenen Lebens wie voll Willen es zu wahren wider tausendfachen Untergang, der von drinnen und draußen über unser Dasein spülte. Indem die Dichter vom Schicksal der ihnen nahen Leben sangen, sangen sie am wahrsten auch das ganze Schicksal ihres Volkes, indem ihre Stimme im geistigen Raume ihrer Gemeinschaft klang, den weder der Krieg geschaffen hatte noch Enttäuschung und Niederlage zerstören konnte, sprach sie echter aus dem innersten Herzen des Vaterlands als die der Rückgewandten, die nichts mehr ihr eigen nannten, und der Neuerer, die vom Verzehr der zerfallenden Reste leben.

George eröffnete wie immer den Reigen, er stellte eine der unausdeutbaren Strofen Maximins als Stern über „die Winke", welche drei Blitzen gleich den ganzen Tiefenraum seines Lebenswerkes erhellen: das Wunder des rechten Augenblicks, das Zeichen der Gottheit, das Wachsen derer die sehen und glauben. Dann folgen die „Gebete", von denen das erste schon die zehnte Folge brachte, jene wundersamen Zwanzigzeiler, die je aus einer dunklen und einer hellen Hälfte bestehen und innerhalb dieser Teile mit einem zarten An- und Abschwellen verschiedengeordneter Glieder wechseln, bis ein zwei- oder dreifacher Schlußreim die Sinn- und Maßbewegung auffängt und leise verklingen läßt. Sie haben den sanftesten Ton in der gesamten Dichtung Georges und dies hat wohl Verwey bei der Besprechung des ersten in der zehnten Folge zu dem Glauben verführt, daß in diesem wellenhaften Fließen ein Verzichten des Dichters ausgedrückt sei. Sie enthalten nichts dergleichen, wohl aber eine neue Wandlung zum Ereignis Maximin: das persönliche Verhältnis des SIEBENTEN RINGS und das staatliche des STERNS zu ihm sind hier zu einer höheren Einheit verbunden. Zu seiner Erscheinung in der Zeit und seiner Durchstrahlung der Gemeinschaft ist die Sicht auf das Immerbleibende seines Bildes getreten, das würdig zu preisen auch die Kraft des Größten nicht reicht. Wie er stetig in viele Edle einstrahlt, so wird sein Preis auch

hundertstimmig von ihnen ausstrahlen und nicht verzichtend beugt sich der Dichter vor der höheren Gewalt seines Gottes sondern als Einer, wenn auch der Mächtigste derer, die mit ihm ehren und ehren werden in kommender Zeit. Eben darum darf er zu seinem weiten, schon künftige Geschlechter einbegreifenden Lobgebet auch das Dankgebet fügen, daß ihm in den schlimmsten Wirren der Zeit, wo ihm selbst das Vertrauen auf seine eigne Kraft zu wanken drohte, die hehre Gestalt Tal und Stadt verwandelte und ihn mit neuem Mute füllte, darf er das Bittgebet sprechen, es möge ihm gewährt sein, im Wechsel von Glück und Dunkel sich immer neu an der Flamme des schönen Lebens zu entzünden und sich stets aus den flutenden Kreisen der Träume und Sehnsüchte zum ruhenden Stern der Mitte zurückzufinden. Nach diesen Gebeten richtete er dem Seher und „Rufer des Neuen Gottes", Hölderlin, die Lobrede auf und beschloß mit ihr den Preis der Väter und Ahnen, den er in den frühen Jahren begonnen hatte.

Zwischen der Rede auf Hölderlin und dem „Brand des Tempels" stehen die Gedichte und Sprüche auf die Toten und die Lebenden, zwischen der Ehrung des frühen Sehers und der Sicht auf den künftigen Helden das Gedenken an die Gegenwart: Sprüche des trauernden und liebenden Meisters. Wir sahen wie von Beginn an in den Blättern Loblied und Spruch auf die lebenden, Klage und Trauergesang für die verstorbenen Freunde eine wesentliche Form der dichterischen Äußerung waren. Diese Widmungen haben im gemeinsamen geistigen Raum ihren besonderen Klang über das persönliche Verhältnis hinaus und weben nicht nur um die Lebenden und Toten ein unzerreißbares Band sondern schaffen für die Gesamtheit aller eine heilige Überlieferung von unvertilgbarer Dauer. In der elften und zwölften Folge haben diese Widmungen durch den Schicksalswind des Krieges eine neue Fülle und Dichte erhalten: ohne aus dem inneren Raum der Gemeinschaft zu treten, sind sie Sinnbilder des ganzen vaterländischen Geschehens. Das Eingangsgedicht Georges „An die Toten", furchtbarer Mahnruf für die Geknechteten und Erschlafften, brausender Aufruf an die kommenden Sühner und Sieger, stellt diese Vereinigung in der weitesten Umgreifung dar.

Manche von denen, die mit dem Segen Georges ausgezogen waren, kehrten nicht mehr zurück. Der Meister dachte ihrer aller, die Freunde ihrer Nächsten und Liebsten. Wir sagten schon vom Tode Heinrich Friedemanns und Norbert von Hellingraths, die das dritte Jahrzehnt noch nicht durchlebt, Wolfgang und Balduin, die es kaum begonnen hatten, folgten ihnen nach. Daß aber der Meister und die ihm Nahen zuletzt nicht von dem äußeren und allgemeinen, sondern von einem tieferen nur ihnen faß-

lichen Verhängnis bedingt waren, dafür zeuge der Tod, den Wenghöfer sich selber gab, dafür auch das Ereignis, das George mit dem Gespräch „Victor—Adalbert" festhält und deutet: zwei Jünglinge finden den Untergang — und einen heroischen Untergang! — zwar während des Krieges aber nicht durch den Krieg.

Wenghöfer hatte sein letztes Gedicht in die achte Folge gegeben und war dann verstummt. In den Jahren einer sich ganz in Werk und Leben erfüllenden Gemeinsamkeit der Freunde stand er still beiseite, und während Ernst Gundolf, mit dem wir ihn bei beider Eintreten in die siebente Folge verglichen, seine ähnlich herbe Verschlossenheit so weit löste, daß er ohne seine Art zu wandeln fast heiter den Dienst des Sichtens und Ratens tat und auch im „Jahrbuch" seine Kraft an einem bedeutenden europäischen Namen versuchte, geriet Wenghöfer in eine innere Vereinsamung, aus der ihn die oft entgegengestreckten Freundeshände nicht befreien konnten. Er hatte die späte Welt der letzten Bildungsgesellschaft noch einmal in tiefen traumhaften Sichten aus seiner Seele erstehen lassen, doch aus ihnen sprach nur Trauer, Müdigkeit und Untergang, kein Strahl von Glück und Glanz brach mehr aus diesen tragischen Erinnerungen einer künstlich überfeinerten Welt. Er sprach es aus, daß dieser Weg nicht nochmals für ihn gangbar sei und suchte und sah den Weg, der darüber hinaus ins Freie und Neue führte, aber er konnte ihn nicht beschreiten. Gerade dieser Mensch mit dem Blick begabt, jede höhere Forderung zu erkennen, von der Unbedingtheit erfüllt, das Schwerste und Letzte zu wollen, sah das harte Geschick vor Augen, das nicht erreichen zu können, was anderen mühelos zufiel, die Stufe nicht betreten zu können, über die er die Nächsten freudig schreiten sah. Und dabei hatte er wie keiner ein tiefes Wissen um die Technik des Dichterischen sowohl in der deutschen wie in den fremden Sprachen.

Die Schicksalsluft des Krieges und der darauffolgenden Erschütterungen mag man im „Brand des Tempels" verspüren, obwohl die hier getane Sicht weit darüber hinausreicht . . . Die weite Spannung zwischen den stillen Feiern: Winke Gebete und Lobrede, und diesem Vielgespräch wird zunächst im Sprachlichen sichtbar. Statt des welligen Flusses schön gewogener Abmessungen herrscht hier der erregte Fall und Stoß von handelndem Wort und Widerwort, statt des sanften Tones der „Gebete" der härteste eisigste Ton in der ganzen Dichtung Georges, das tödliche ja das tötende Wort der Tragödie, von dem Hölderlin spricht, ist in ihm wieder erstanden und weht uns mit dem Schauer der Unerbittlichkeit an. Daß die Hauptgestalt des Heunenführers nur durch die Münder der ratlosen zagenden und erschreckten Priester erscheint, vermehrt nur ihre

Wucht. Daß sie dem verratenden Freunde, der ränkesüchtigen Ahnmutter, der holdseligen Pamfilia gegenübergestellt ist, steigert noch ihre unbrechbare Hoheit und zeigt uns in einem unmerkbaren Schwanken das Wesen dieses Helden: den noch ganz in früher Unbewußtheit gebundenen aber triebklaren Herrscher, der stark aber nicht roh, tief erschütterbar aber unbeugsam ist, ein Bild das an die Heldenjünglinge der griechischen und germanischen Sage, an Achill und Siegfried, aber zugleich an Alexander und Napoleon erinnert und dennoch durch einige Züge in noch frühere Vorzeit, durch andre in ein kommendes Alter deutet.

Nicht um den Kampf von Volk wider Volk handelt es sich in der Dichtung, sondern um den einer jungen Welt gegen eine absterbende voll schöner aber welker Reize, um den Kampf eines lebendigen Helden gegen toten Dienst und starrgewordene Formen, in denen das Leben nicht mehr kreisen kann. Die ursprüngliche frische Kraft des Beginnes stellt sich in dem Heunenführer gegen eine späte Zeit, die sich in der Häufung des Reichtums und im Bewahren der Kostbarkeiten, in der Pflege der Schwachen und in ohnmächtigen Gebeten erfüllt, und nie noch wurde diesen gepriesenen Tugenden überalteter Geschlechter ein so unbarmherziges Todesurteil gesprochen wie aus seinem Munde. Er weiß, daß nicht Milde noch Mitleid, nicht Schatz noch frommer Altar helfen, wenn die Herzen welk und die Geister verfallen sind, er weiß, daß auch das Wunder des kostbarsten Tempels, wenn es dem Sinn des Lebens entgegensteht, im Feuer auflodern muß, damit es heiligneu aus der Asche erstehe. Kein Hinweis auf noch so vernichtende Gewalten der Gegenwart genügt, um das Gedicht auszuschöpfen: etwas fern Drohendes, rätselhaft Unerdenkliches blickt uns aus den kühlen Augen des Heunenführers an.

Den äußersten Abstand von dieser unerbittlichen Ankündigung drohender Einstürze hält die beinah hellenische Liebenswürdigkeit der Gedichte, die gegen Schluß des Bandes den größten Raum füllend sich um die Reihen „Heiße Abende“ und „Sternwandel“ anordnen, wonach wir ihren Dichter den Sternwandeldichter nennen. Selbst jung gibt er Muster und Beispiel der neuen jugendlichen Haltung an, die durch das sichere und freie Ebenmaß dieser Verse hindurch körperhaft fühlbar wird. Ein Luftraum gesteigerten dichterischen Lebens ist nötig, damit ein fast noch im Knabenalter Stehender befähigt werde, sich so ungebrochen kundzutun: daher die vielleicht einzige Mischung des Kindlichen und Tiefwissenden im Ton. Auch innerhalb der übrigen Blätterdichtung haben diese Verse eine neue Gebärde. Wenghöfer, der sie noch als Handschrift las, sagte von ihnen, sie hätten das ganz Unerwartete: eine deutsche Grazie. Unbegreiflich bliebe ihre so frühe Vollkommenheit, wenn nicht die Natur wie

zum Ausgleich mit dem nah bevorstehenden Ende alles in die wenigen Jahre der Entfaltung des Dichters zusammengedrängt hätte. Hier redet ein jugendlich selbstherrlicher Fürst, der hat was er braucht und darum mit der Schlichtheit des höchsten Kindes spricht, der gelöst ist ohne locker, stolz ist ohne anmaßend zu sein, der alle Wucht und Größe scheinbar leicht und spielend von sich ausgehen läßt aber in seiner einfachen angeborenen Anmut dennoch undurchdringlich bleibt.

Mit Recht ließen sich die Jüngsten von diesen Versen nachhaltig ergreifen und erschüttern. Uns Älteren aber gönnen sie in ganz anderer Weise wie der „Brand des Tempels" einen Blick in Unerschlossenes: das Menschtum eines eben entstehenden Adels und neue Möglichkeiten des Dichterischen.

Den Band beschließen Lieder des Meisters: ein drittes wiederum anderes Vorzeichen einer noch verhangenen Wirklichkeit. Beim „Neuen Reich" werden wir zu berichten haben, wohin sie deuten.

3. KAPITEL: DIE ELFTE UND ZWÖLFTE FOLGE (FORTSETZUNG)

VON den übrigen Gedichten der elften und zwölften Folge rufen die Wolfskehls am grellsten das Bild der Verderbnis des europäischen Menschtums auf. Alle düsteren Sichten Jacob Burckhardts, alle höhnenden Flüche Nietzsches und des frühen Wagner über ihr Jahrhundert haben in ihnen unter dem Eindruck des jähen Zerbrechens der letzten noch erhaltenen Formen durch den Weltkrieg eine bis zum apokalyptischen Grauen gesteigerte dichterische Verkörperung gefunden. Nicht mehr den fast noch gestalthaften Endchrist sieht er nahen, sondern den „Fliegengott" der Massen, die alles Hohe bespeien, sich ihrer Niedrigkeit und Gemeinheit rühmen und ihres ekligen Gewimmels froh sind. Nicht vom Untergang der Völker reden seine unheimlichen Sprüche sondern von der Zersetzung des Gewürms, nicht vom Brand einer Welt sondern vom Verfaulen einer Unwelt. Wie lichte Streifen einer fernen Morgendämmerung stehen auch in diesem Düster die fast kindlich-frommen Prophetien des „Finis Initium" und das erste der „Zeichen", aber vor und hinter ihnen schwelen die zerfallenden Wesenheiten der Endzeit in schwefeligen Dämpfen und es gelingt Wolfskehl in einigen dieser Gedichte das Unmögliche: dem Wesenlosen selbst, dem Noch-Nicht und Nicht-Mehr-Sein rhythmischen Ausdruck zu leihen. Was ihn von je auszeichnete, wuchs unter dem Aufbruch ganzer Schicksalsmassen zu einer furchtbaren

Kunst heran: die Fähigkeit, bis in die innersten Lager des Feindes dringend, dessen Wesen fast mit Feindesliebe erfassen und sich selbst damit erfüllen zu können, die Möglichkeit sich bis in die leiblosen Fluten des Ungestalteten zu versenken und erfüllt vom Wissen um das Tote, Sinkende, Fallende sich doch zurückzureißen. Während er schon eben im Strome ohne Damm und Stau zu versinken droht, taucht er plötzlich mit dem Wissen um das Entgegengesetzte empor, reißt die verhüllenden bunten Phosphorscheine vom Modrigen hinweg und deckt die Fäulnis unerbittlich bis ins Grauenhafte auf, um über solchem trüben Gewässer das strahlende Gestirn größer und schöner aufleuchten zu lassen. Denn selbst Helios erscheint diesem Darsteller aller Schichten der Finsternis nur als Geburt aus den Schaudern der Nacht. Er stößt durch die Pflaster der Stadt bis in die Bereiche der Verwesung, des Ekels und Abraums, er kann sich nicht genug tun alle Worte der Sprache für das Quellige und Quallige, Schleimige und Seimige, Schlürfige und Schlüpfrige zu finden, um „die dunkeltriefenden Gründe" und ungetümen Nebelbilder sinnlich tastbar erscheinen zu lassen, aber es bestätigt immer wieder sein Dichtertum und rückt seine Gebilde fernab von jeder naturalistischen Abschilderung, daß er in all dem über ganze Sprachprovinzen Herrschaft gewinnt und seinen düsteren Einbildungen mit den schwererrungenen aber spielend gehandhabten Mitteln Form verleiht.

Wie fern sind die „Lieder und Sprüche" Gundolfs von diesen verwegenen Gängen! Sie gehören zu den wenigen in dieser Folge, in die kein Stoß der Stürme gedrungen scheint, die dem Meister und den Freunden Blut und Tränen kosteten. Der Dichter der „Staatsgedichte" der zehnten Folge scheint hier ermüdet in das leichtere Spiel zurückgesunken und so reizvoll die meisten dieser Gedichte in ihrem Pendeln zwischen überhellem Geist und übergefühliger Sinnlichkeit sind, so nehmen doch manche eine altmodische Färbung an und erinnern an Hofmannsthal, ohne dessen rhythmische Magie zu haben. Sie bleiben immer hell klar und flüssig, von einer spielenden Geschmeidigkeit der Linienführung, aber reißen das enge Ich nicht über sich selbst hinaus, weil es vor dem geliebten Du in kalter Bewußtheit steht oder haltlos in ihm versinkt. In solcher Unverbundenheit der Pole bewegt sich auch der Streit zwischen Cäsar und Brutus in dem schönen gleichnamigen Gespräche Gundolfs. Die Lösung, die bei Dante in der Verdammung, bei Shakespeare im Untergang des Brutus liegt, bleibt hier in der Schwebe und die Frage offen, ob Recht und Gerechtigkeit nicht größer ist als der Retter und Neuschöpfer Roms, der Kämpfer für Begriffe und veraltete Satzung nicht größer als der sie mit Blut und Leben erfüllende Held. Ein Schatten hebt sich zwischen den

beiden Männern hoch und lagert sich schwer auf beider Stirnen, — von dem was kommen muß im weiteren geschichtlichen Verlauf, schweigt der Dichter.

Die nächsten Gedichtkreise von Wolters und Vallentin zeigen insofern eine Gleichläufigkeit der Lebensgehalte als bei beiden das Lob der Freunde, des meisterlichen Erweckers und des kriegerischen Geschehens der immerwährende Grund ihrer Gesänge ist, nur daß der erste das unmittelbare Erleben des gegenwärtigen Krieges im Innen- und Außenbereich, der geistigen Gemeinschaft und des Volkes in ihrer unauflöslichen Verbundenheit und Getrenntheit in den „Sichten" sowohl wie in den ersten Gesprächen vom „Wandrer" widerspiegelt, Vallentin dagegen wie schon in der zehnten Folge die heldische Sicht, die ihm durch den lebenden Führer und seine Gemeinschaft geöffnet wurde, am „letzten großen stern der zeitenbiege" erstrahlen läßt und das Verhältnis Napoleons zu den Genossen seines Ruhmes, wie dieser selbst die Marschälle auf seiner letzten Denkmünze nannte, mit dem neuen Saft der Gegenwart durchblutet. Während sein feines Gefühl für mystische Seelenregungen und seine Fähigkeit zur spitzesten Sonderung rechtlicher und geistiger Formen in den Gesprächen „Kaiser und Ketzer" „Einsiedler und Pilger" und „Narciß" ihre Triumphe feiern, spricht aus den Napoleongesprächen seine klare Unterscheidungsgabe für blutgegebene Ränge. In ihnen findet er für sein starkes aber vielfach überdecktes Wesen die höchste Unmittelbarkeit des dichterischen Ausdrucks und eine hinreißende Einheit von Person und Schicksal. Von den mythischen Vorstellungen der ersten Gespräche steigt er zu immer körperhafteren raumklaren Formen der Handlung auf und hat in den letzten vom Sterben der Marschälle einen Ton von Todesrausch und Herrentrotz, der uns den Schauer der Tragödie ahnen läßt. Wenn Vallentin vom Ursprung seiner Erschütterung her Napoleon und seine Gefolgschaft „geistiger" sah, als man den großen Rechner zu sehen gewohnt ist, so hat doch sein Bild eine höhere geschichtliche Wirklichkeit und ist von echterem Atem und tieferer Lebenswahrheit als alle Akten einer anteillosen Geschichtsschreibung: denn es zeigt diesen ungeheueren Täter in der ihm gemäßen Würde und Größe.

Es mag seltsam erscheinen, daß mitten in Kampf und Not mit dem Feinde unser größter Gegner aus dem feindlichsten Volke als Vorbild heraufgeführt wurde, aber er allein gab, und auch noch für unsere Kriegsdenker und Feldherren selbst, das menschliche Maß des Schlachten- und Staatslenkers an, das allen Völkern dieses Massenringens fehlte. Er allein hatte als letzter versucht, das Wirrsal der europäischen Völkergemeinschaft noch einmal in der Form seines herrscherlichen Willens zu

bändigen und die zerfallende geistige Einheit durch die Idee seines kriegerischen Imperiums zu ersetzen, er allein hatte vor allem uns Deutschen die Splitter und Spielschachteln unseres lächerlich gewordenen Reiches mit dem Schwerte zerschlagen, und als der Geist Friedrichs selbst in den Preußen zu erlöschen drohte, mit Feuer und Blut aus unserem verletzten Stolz die tapferen Gegenspieler erweckt und sich dadurch als unverlierbarer Keim unserem völkischen Wachstum eingesenkt den zu pflegen und in neuer Jugend lebendig zu erhalten, das Amt der Dichter und Denker ist. So sieht ihn „das Gespräch vor der Abtei" eines anderen Dichters der elften und zwölften Folge. Dessen übrige Gedichte besingen den Dunkel- und Lichtrausch antiker Götter und man denkt bei ihnen an die Pflanzgriechen in Sizilien, die noch ihre altertümlichen Bildwerke meißelten und in seltsamer Weiterbildung aus spartanischer Einfalt einen dorischen Luxus erzeugten, als der neue Geist des Mutterlandes schon in andre Helle getreten war. Etwas von der seltsamen Mischung aus Schattensehnsucht und hoher Vernunft, das diese Gedichte kennzeichnet, ist auch in jenes Gespräch zwischen dem Kaiser und Prior eingeflossen: Tat und Opfergedanke schwingen auf dem römisch-christlichen Boden, auf dem die beiden stehen, ineinander und der Erwecker der Gegenwärtigen, die ihn verraten werden, ist zugleich der Geopferte für das Heil der künftigen Geschlechter, in denen noch sein Schatten siegt. In scharfen Umrissen sind in dieser Dichtung die Franzosen Burgunds und die Deutschen einander gegenübergestellt, jene mit ihrem beflügelten Aufopferungswillen bis zum letzten, diese mit ihrem undurchdringlichen Schwanken zwischen Hingabe und Abkehr, Schlaffheit und Blitz. Und greifbar wie mit den Augen des bildenden Künstlers erfaßt steht in diesen Versen die lothringische Landschaft vor uns, wo auf römischem Grund aus frühen Germanenstämmen Frankreich erwachsen ist: bis heute noch ein Zwischenreich, das die Deutschen verloren und die Franzosen niemals ganz durchdrungen haben.

Wie bei diesem Dichter ist überhaupt in den Dichtungen der elften und zwölften Folge das Landschaftliche unmittelbarer und dinglicher in seiner örtlichen Besonderheit und gänzlich ohne romantischen Gefühlsschleier gesehen. Der SIEBENTE RING und die Danteübertragungen hatten hierfür das Vorbild gegeben, der Krieg gab dazu den geschärften Blick für die erdhaften Gewalten und den vermehrten geschichtlichen Anteil für die Verbindung von Boden, Volk und Schicksal, wie es die Gruppen „Nordischer Frühling" „Mazedonien" und das Gespräch „Erweckung" bei Wolters und die Kaisergespräche Vallentins schon erkennen lassen. Am stärksten aber ist diese neue Form des landschaftlichen Sehens von den

ihnen folgenden beiden Dichtern ausgeprägt worden. Die Gedichte des ersteren „Flandern" und „Belgische Städte" scheinen aus der Vereinigung des Dichter- und Malerauges geboren und erfassen die alte niederdeutsche Landschaft am jahrhundertlang umkämpften Meeresstrand in ihrer ganzen schwermütigen Verlassenheit und inneren Erstarrung, in ihrer natürlichen Üppigkeit und menschlichen Jugendlosigkeit, die schlimmer ist als die Zertrümmerung durch Geschoß und Brand. Die Städte sind als malerisch-bauliche Gebilde hingezaubert, die welkes Leben und kriegerisches Feuer doppelt verführerisch aufleuchten lassen, und der Dichter hat diesem dämonisch bunten Dasein einen Reichtum von abgestuften Farben, schimmernden Tönen und feinen Lichtern gegeben, wie unsere Dichtung sie bisher noch nicht kannte, und wie sie die neuesten Maler gern erzielen wollten, und ach so wenig erreichten. Aber was diesen fehlte, um den malerischen Reizen die zwingende Form zu geben, besitzt der Dichter in vollstem Maße: die aktive zugreifende Kraft, welche der Natur das geistige Gesetz einpflanzt, das Land mit menschlicher Seele tränkt und hier in Flandern an den jugendlichen Sendling denkt, der einst diesen toten Auen das Herz zurückschenken wird. Der andre Dichter, dessen Gedichte ein tiefer schwermütiger Unterton bei voller Helle, eine leibhafte Rundheit der Erscheinungen bei fast antiker Sparsamkeit des Aufwandes kennzeichnet, der die glühendsten Dinge auf einfachste Art zu sagen weiß, hat uns unter seinen wenigen Gedichten in den beiden „Südensuchern" und „Heimat" so körperlich klare Bilder von Mensch und Landschaft geschenkt, wie sie zuletzt in den ganz späten Versuchen Hölderlins auftauchten. Mit den schlichtesten Mitteln ist hier der Mensch wieder in das Örtliche seines Ursprungs gestellt. Unvergleichlich vor allem ist die sinnliche Greifbarkeit Schwabens, seiner Hügel und Gärten und Türme, seiner toten und lebenden Söhne, und hier einmal ist es erlaubt vom Erdgeruch eines Gedichtes zu reden, aus dem der Boden der Heimat dampft und die Luft mit jenem unfaßlichen Etwas berauscht, aus dem noch der Mann den Traum der Kindheit spürt.

Beiden Dichtern ist, wie wir schon bei ihrer Vergleichung in der zehnten Folge sahen, auch die reichste Darstellung des Jugendlichen eigen. In der Grundstimmung des zweiten bemerken wir eine mehr absteigende Kurve .. die Gedichte des ersten haben trotz der tiefen Trauer, die seine Grabgedichte durchzittert, eine mehr aufsteigende Kurve. Aber beider Stimme erhebt sich am Ende zum Triumph.

Diese Gewißheit das Reich des Dichters unerschüttert wiederzufinden und es mitten unter den Trümmern der Niederlage und dem Wirrsal einer aus den Fugen geratenen Welt nur schöner und fester wachsen zu

sehen, gab auch den Heimkehrenden die Kraft sich über die wilden Erschütterungen und schmerzlichen Verzichte nach dem Kriegsende zu erheben und neben manchen Versen der schon erwähnten drückt dieses Gefühl sich am deutlichsten im Dichter der vier „Widmungen" aus, einem der wenigen von den Jüngeren, die vom Beginn an in den heftigsten Kämpfen standen und zurückkehrten. Wir wissen, wie schwer es gerade den Tapfersten wurde, aus dem Entsetzen jener Schlachten in die Enttäuschung dieses Endes, aus jenem hochgespannten Glauben an das Vaterland in die brudermörderische Zerrüttung dieses Friedens zu gehen. Manche hatten nicht mehr die Kraft ihre von Mühsal, Wunden und Grauen ermatteten Herzen zu bewahren, weil sie in der Heimat keinen Raum fanden, wohin sie ihren Glauben an heldisches Tun hätten retten, kein heiles Menschtum, das ihn hätte widertönen können. So mußten die einen in verwundeter Scham schweigen, die andern was sie ehmals gepriesen ins Gegenteil verkehren und im äußeren oder inneren Umsturz das Heil suchen. Die Dichter der bürgerlichen oder proletarischen Welt fanden nur noch den heillosen Schrei des Aufruhrs oder den noch heilloseren nach ewigem Frieden und völligem Verzicht auf den tathaften männlichen Weg im Schoße der „Liebeseinheit". Auch in den „Widmungen" unseres Dichters drückt sich die Qual der Massenschlacht und die Trostlosigkeit der sieglosen Wende in Wort und Ton bis zur Bitterkeit noch aus, aber bei der Heimkehr sah der junge Krieger in allem Wogen und Branden der erschütterten Welt die Insel des geheimen Deutschland unverletzt und auch dem wildesten Sturme unerreichbar. Ja er sah die Freunde mitten unter maßlosem Taumel und verzweifelter Trauer sich an der stillen Stätte wieder sammeln, die hohen Bilder unberührt und unversehrt, den Hüter ungebrochen und die im Sturm Geschüttelten ruhig und des Weges gewiß zu neuem Wirken schreiten. Und wenn der frohe Schauder und Dank des Genesenden das Einzige bleibt, das sein Leben einmal in die reine Höhe dichterischen Schaffens trug, so bleiben auch diese wenigen Strofen sein dauerndes Denkmal über der Zeit.

Früher entstanden und einsam unter all jenen von den schweren Ereignissen Berührten stehen die Gedichte des „Daviddichters" da. Seine Verse sind zu keinen anderen als denen Georges in Vergleich zu setzen, er ist der Blutnächste des Meisters in jedem Sinne, aber neben dem braunen und stahläugigen steht er als der schwarzhaarige und schwarzäugige Sohn des Rheines und der Nahe, der die Gluten und Farben Georges noch brennender und schimmernder zu spiegeln suchte. Er hat bei ursprünglichem Dichtertum eine bis zum äußersten verfeinerte Kunstübung, die Wenghöfer auf das tiefste erschreckte, weil er hierin einen für ihn

schon verlegten Weg im Fluge überwunden sah. Denn dieses mühelose Gleiten bei sorgfältiger künstlerischer Führung, diese gnadenvolle Gelöstheit bei sicherer Abgewogenheit der Wuchten ist mehr als höchstes „ästhetisches" Können. Was diesen Gedichten Bestand gibt, ist die in ihnen glühende Besessenheit eines Künstlerwillens, der den trunkensten Klangrausch mit der klarsten Bildkraft zu vereinen, der das Bildwerk Michelangelos zugleich mit der Landschaft Giorgiones zu geben sucht: eine heldisch-katholische Dämonie, die zeitlicher und örtlicher Gebundenheit spottet und das Reich der Traummächte aufreißt, wo die Gebärden von Tier und Mensch den Sinnfiguren ältester Tempel oder den großlinigen Stichen frommer Meister gleichen, bei denen die Beter Flammen und Schwerter mit ihren Lippen trinken. Die zartesten Dinge und einfachsten Worte sind mit übergroßer Last beladen und verraten die tragische Grundstimmung dieser Seele, die sich auch im Sinngehalt des letzten Liedes ausdrücklich kundtut und ein Schicksal höchsten Wollens und tiefsten Verzichtens verrät. Denn wer so wie dieser in dem Gedichte „Dichterbildnis mit Colleoni" das gewaltige Haupt des Meisters über allen anderen Zeichnungen, die diese Folge von ihm enthält, zu umreißen wußte, konnte nur als erster neben ihm erscheinen oder mußte still ins Dunkle gehen.

Wir haben damit kaum das Wichtigste aus der elften und zwölften Folge zusammengefaßt. Den „Abschied" und die Sprüche an Albert Verwey sowie die „Lieder" betrachten wir in anderen Zusammenhängen. Doch wollen wir hier „Den Abend in Meudon", „Die Widmung zur zwölften Folge" und die neuen Danteübertragungen noch erwähnen, weil sie in diesen letzten Folgen noch einmal die drei großen Bereiche der Blätterbewegung, die Kunst, die Verwirklichung der Träume und die staatliche Dichtung als Kreise des neuen Lebens erscheinen lassen. Sie haben zur Voraussetzung die Bildung der innerstaatlichen Gemeinschaft seit dem SIEBENTEN RING. Denn das Sichtbarwerden der neuen Staatsschau wirkte, wie wir sahen, früher und tiefer auf alle geistigen Gebiete ein als die äußeren Ereignisse des Völkerringens.

In dem Gespräch zwischen Rodin und George, das bei dessen letztem Pariser Aufenthalt im Jahre 1908 stattfand und dessen Gehalt der ungenannte Dichter gestaltete, erscheint Rodin als der höchste Vertreter eines Künstlertums, der aus dem Stoff des modernen Menschtums glaubt Gebilde von gleicher Größe und Schönheit erwecken zu können, wie die Antike aus ihrem Menschenstoff hervorgetrieben hatte. Er sieht in den Körpern unterer Volksklassen oder wilder Inselstämme noch eine ungebrochene Leiblichkeit blühen, die es nur in Stein und Erz zu bannen

gelte, um über die verhüllten nur halb dem Stoff entstiegenen oder mit Denk- und Leidenslast beladenen Gestalten seiner jetzigen Werke hinaus in den Bereich der Strahlendnackten, Tanzbeschwingten und Göttlich-Schönen aufzusteigen. Es ist die Sehnsucht, welche seit Jahrzehnten viele unserer Künstler auf die Irrfahrt nach fremdem Fleische und fremden Gewächsen treibt, als sei dort frisches Leben und reine Luft für alte europäische Seelen, die andre Künstler den Blick nur in die untersten Schichten unserer Völker richten läßt, als seien da im gequälten überlasteten Getrieb bewahrtere Kräfte und echtere Triebe zu finden als im erschöpften und zerfahrenen Bürgertum. Weder die einen noch die anderen fanden da und dort etwas anderes als sie selber waren und weder die wechselnden Inhalte noch die wechselnden Techniken konnten darüber hinwegtäuschen, daß Geschöpfe einer entgötterten Zeit aus den fremden Federn schauten, aber kein neues Antlitz der Kunst. So sagt auch alles was George dem großen Franzosen antwortete, daß das Maß jener herrlichen Alter, vor deren Bildern sie beide in Sehnsucht erschauern, nicht für heute gilt, daß kein Wille für eine Endwelt erzwingen kann was Ausdruck blühender Lebenshöhe war, daß die Natur wohl ewig Leiber und Gewächse neu erschafft, aber nur der Geist der sie beseelt, der Gott der sie durchglüht, ihrer Stärke die Schönheit, ihrer Kraft den Adel verleiht, aus dem der Künstler die Sinnbilder des hohen Lebens erschaffen kann.

Die Herabkunft eines solchen ersehnten Erdentages sieht die „Widmung zur Zwölften Folge" schon zwischen Traum und Wirklichkeit vollendet: wirklich geworden im Meister und den Freunden, wirklich geworden in ihrem Glauben und Dichten, wirklich werdend in der Erweiterung ihrer Schar, in der Erfassung und Durchdringung von Erde, Raum und Stoff, in der Leibwerdung ihrer Gesichte und ihrer Herrschaft über Land und Volk. Er sieht die Träume der Dichter stärker als alle Mächte der Gegenwelt, das göttliche Wort gewaltiger als alle Werke von Gift und Glas und Stahl und in den von den Zeitgenossen verachteten verschmähten und kaum gekannten zwölf Folgen der Blätter für die Kunst den Boden und die Luft des zukünftigen Reiches.

Daß er die Seinen härte auf dem Wege dahin, hatte George die neuen Gesänge des Schicksals von den Lebenden und Toten, von der wachsenden und sterbenden Gegenwart gesungen und war auch noch einmal in das gewaltige Dichterall der Göttlichen Komödie getaucht, um neuen Weltstoff großen hehren Fühlens heraufzuführen. Wie wir ihn in den ersten Stücken seiner Übertragung besonders die auf dichterische Aufgaben gerichteten Aussprüche und Bilder Dantes wählen sahen, so zogen ihn nun die bedeutenden Gestalten des staatlichen Bereichs, die Ereignisse des

öffentlichen Lebens, die Schicksale des Kampfes und der Verbannung, des Ruhmes und Richtens an. Zu Dante dem Dichter, der sich mit dem höchsten Anspruch des geistigen Gestalters neben Cäsar stellte, trat Dante der Kämpfer und Staatsmann, der tuend und leidend in die Geschicke seiner Vaterstadt und seines Vaterlandes eingriff und Urteil und Fluch, Gebet und Sühne über die lebenden und kommenden Geschlechter aussprach. Wie Platon und Hölderlin an ihrer Stelle erschien er George nun als der Richter und Bildner seines Volkes, der über Hader und Parteiung durch sein Sein und Wirken den geistigen Keim des neuen staatlichen Volkstums schuf und seinen Sinn in ewigen Worten bewahrte. Das Weltbild des Christen Dante ist für uns versunken, wenn wir auch gerade durch ihn die ganze Düsterkeit und Herrlichkeit des christlichen Kosmos kennen, der Traum des Ghibellinen Dante vom Weltkaisertum ist für uns erloschen, wenn wir auch gerade durch ihn das dichteste und klarste Bild davon besitzen, aber der Schöpfer und Befruchter seines Volkes, der staatliche Dichter Dante ist wirklich lebendig geblieben, und was ihn trotz jener Untergänge dennoch als den universalen auch uns noch bewirkenden Geist über den Bereich Italiens hinaus kenntlich macht, ist die geheimnisvolle Doppelsicht seines Wesens und Werkes: die Verdichtung und Gestaltung des Neuen Lebens in der Darstellung und Erfüllung der christlichen Welt, das Erscheinenlassen des heldischen Menschen und eines neuen staatlich-völkischen Fühlens im Raum der Heiligen und der Kirche, das Sichtbar- und Gewichtigmachen des Irdisch-Menschlichen im jenseitigen überirdischen Gottesreich. Es bedurfte freilich noch sieben Jahrhunderte bis das Jenseitige seiner Glaubensvorstellung ganz erlosch und das Überweltliche ganz in die Erdenheimat zurückgesunken war, es bedurfte der Wandlung der ganzen Seelenart unseres Menschtums und seines drohenden Untergangs durch die Erschöpfung aller Kräfte in den geistigen Widerstreiten dieser Wandlung, bis der deutsche Dichter die Reihe der Kämpfer vollendend und neu eröffnend das neue Leben in seiner ganzen Fülle und Erdendichte sah und mit dem Namen seines besonderen Sinnes als das schöne Leben verkündete, in dem sich Mensch und Erde, Volk und Staat, das Reich der Kommenden erfüllen soll. Diese Sicht von Dante zu uns bezeichnen die neuen Stellen der Übertragung: auch sie nicht minder die Luft eines flammenden Schicksals atmend, in dem das Edle gedeiht.

4. KAPITEL: WEITERE VERLUSTE UND TRENNUNGEN

DURCH Tod und Trennung verlor George nach dem Kriege noch manche seiner Gefährten. Simmel hatte vergeblich die Krisis der Kultur, als welche er den Weltkrieg sah, mit seinen feingeschliffenen Begriffen zu erfassen versucht, aber mit tapfer klarem Bewußtsein erwartete er im vierten Kriegsjahr den gewissen Tod, dem er noch die letzte Lebensstunde zur Arbeit abrang. Reinhold Lepsius fand ebenfalls keine Mittel in seiner zarten Natur das Grauen der Zeit zu bewältigen, auch persönlich durch den Krieger-Tod seines einzigen Sohnes Stefan betroffen, starb er bald nach dem Frieden. Schuler hatte das Zimmer, das ihn Georges Zauberei, wie er glaubte, für immer zu bewohnen zwang, erst zum letzten Todesgang im Jahre 1923 verlassen, er wurde auf seinen Wunsch genau nach altrömischer Art bestattet im antiken Totengewand mit der Binde um die Stirn, und die ihn sahen bekennen die Erhabenheit seines Antlitzes im Tode. Er ließ auf seinen Grabstein die Worte setzen Ultima Lux: so bis zu Ende seinem Geiste und dem Kampfe wider die Zeit getreu. Andre von den früheren Gefährten verwirrte der Umsturz aller staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse in Deutschland und verführte sie zu dem Glauben, der Tag ihres Handelns sei gekommen, neue Schichten der Bevölkerung seien bereit, einen geistigen Ruf zu vernehmen und in die Tat umzusetzen. So veröffentlichte Lothar Treuge im Jahre 1920 „Die Apotheose der Masse" und starb ehe er die Sinnlosigkeit seines Aufrufs zu sehen brauchte, so gab Ludwig Derleth zur gleichen Zeit (1919) einen Neudruck seiner „Proklamationen" heraus und mußte erkennen, daß sie ebenso wirkungslos im leeren Raum verhallten wie zwanzig Jahre früher, daß wildester Aufruhr und Sturz verjährter Einrichtungen noch keine Wandlung der Geister bedeuten und die Stunde der Tat nicht von außen kommt. Aber sein Bild stieg noch einmal in einem Gespräch Verweys mit einem französischen Literaten auf, das dieser im Mercure de France (April 1925) veröffentlichte: „Ludwig Derleth: ‚Napoleon in der Hölle' nannte ihn mir einer seiner Freunde. ‚Führer eines Heeres das nicht besteht', sagte Verwey damals. Jene Art Genie, die sich verleugnet und verzehrt und unfähig die irdischen Grenzen anzuerkennen, seine Lava seinen Wellen vorzieht. Ein großer Dichter, den fast niemand kennt, weil er statt seine Gedichte zu veröffentlichen, seine Phantome peitscht und ihnen nachjagt. Ein Tyrann seiner wenigen Freunde, ein Diktator der Schatten. Ein Priester endlich, der aber nur dem Gotte dient wie er ihn sich gestal-

tet, und der manchmal seinen Schülern in schrecklichen Bekenntnissen JHN enthüllt: Jesus Christus der zu gleicher Zeit Julius Cäsar ist".

Paul Gérardy war seit dem deutschen Einmarsch in Belgien für die Freunde verschollen. Daß Leopold Andrian aus langer Vergessenheit im Staats- und Kriegsdienst noch einmal mit einer Sammlung seiner frühen Werke auftrat, erwähnten wir schon. Cyril Scott verdankte Deutschland zu viel, um im Kriege in den Ruf „gegen die Barbaren" einstimmen zu können. Wie aus seinen „Years of Indiscretion" ersichtlich ist, vertrat er einen matten Pazifismus, wie er wohl während der Kriegsjahre sonst in England kaum zu finden war. So stand er nicht gegen uns aber auch nicht bei uns sondern im theosophischen Nirgendwo. Henry von Heiseler kam, wie gesagt, auf seiner Flucht vor der restlosen Unmenschlichkeit und der ihm unerträglichen geistigen Öde der bolschewikischen Machthaber 1922 nach Deutschland zurück und knüpfte sogleich die Fäden der Freundschaft wieder an. Er ging still und kampflos an die Ausarbeitung seiner Schriften, von denen er seine Gedichte „Der Engel des Krieges" George widmete. Im November 1928 starb er.

Im gleichen Monat starb auch Paul Thiersch. „Unser Freund", schrieb der Meister nach seinem Tode, „wird bei uns in ehrender Erinnerung bleiben als Vertreter einer immer mehr hinschwindenden Menschenart: die es sich schwer macht". Seine großen Gedanken in der Baukunst, von denen seine Entwürfe Kunde geben, hatte er nur in wenigen Werken ausführen können, da es den Zeitgenossen vor seinem strengen künstlerischen Willen fröstelte. Aber im Kunstgewerbe setzte er die Linien der älteren Künstler, deren wir Erwähnung taten, fort und schuf auf Burg Giebichenstein bei Halle eine Schule, in der er ebensosehr durch Leistung wie durch Haltung und Wesen eine Luft hingebender Gemeinschaft erzeugte, die alle Kräfte ergriff und auch den widerstreitenden Neigungen der Lehrer und Schüler das Merkmal einer künstlerischen Übereinkunft und eines lebendigen Zusammenhangs aufdrückte.

Wir schweigen von anderen, denen in schlimmer Zeit das Blut erkrankte oder die Kraft erlahmte und die nun mit ermatteten Sinnen meinten, er, der Meister sei anders geworden als damals. Der Tod der einen war unabwendbares Schicksal, dem Ehrung und Klage galt, das Irregehen der anderen, die schon früher die Mitte verloren hatten, erträglicher Verlust, aber e i n e Trennung war durch die Dauer und Tiefe der Freundschaft, durch die Größe der Person und durch ihre sinnbildliche Bedeutung für das Geschick zweier Brudervölker von schmerzlicher Schwere und noch ungelöster Trauer: die Trennung von Albert Verwey.

Wenn zwei Völker nach jahrhundertelanger Scheidung sich in der

Freundschaft zweier Männer begegnen, in denen sich ihr geistiges Erbe und ihre geistige Zukunft gegenwärtig verkörpern, wie es in der Mitte der neunziger Jahre bei George und Verwey der Fall war, so muß gegenüber allem Trennenden das Gemeinsame, das sie vereinigt, von hinreißender Gewalt und Größe sein und sich durch ein ganzes Leben und Schicksal bewähren, wenn der Bund dauern und auch für die künftigen Geschlechter von befruchtendem Segen bleiben soll. Zwischen Holländern und Deutschen bestand als günstige Voraussetzung eines solchen Bundes die Blutsverbundenheit ihrer Stämme und eine frühere Schicksalsgemeinschaft, die von längerer Dauer war als ihre spätere Sonderung; bestand als ungünstige Voraussetzung eine jahrhundertelang gesonderte Entwicklung ihres staatlichen und geistigen Lebens, welche die Holländer in Gesittung und Bildung von Deutschland weg auf die Seite der westeuropäischen Völker geführt hatte. Wir haben erzählt, wie dieses Trennende in George und Verwey überbrückt wurde durch die gemeinsame Begeisterung für die neue Dichtung und den gemeinsamen Kampf für sie auf dem ganzen europäischen Felde. Über Partei- und Völkergrenzen, über religiöse und staatliche Verschiedenheiten hinweg verbanden sich die Dichter zur Erneuerung der Kunst, und beider Anschauung vom künstlerischen Schaffen umgriff so sehr alle Kräfte des Lebens, daß sie von einer solchen Erneuerung zugleich einen Umschwung der Geistesart ihrer Völker, ja eine Wandlung der Bildung und Gesittung des europäischen Menschtums erhofften. So flogen die Herzen der Freunde einander zu, ihre Werke befruchteten sich im Wetteifer, einer lernte des andern Heimat von Jahr zu Jahr inniger sehen und lieben, einer brachte des andern Schaffen unter seinen Nächsten und bald auch öffentlich in seinem Volke zur Geltung. Es war natürlich, daß bei dem Reichtum und der Eigenwilligkeit der beiden Naturen das gemeinsame Tun und Sinnen die Gegensätze und Verschiedenheiten ihres Bildungsursprungs nicht in dem Sinne auslöschen konnte, daß Verwey ein Deutscher oder George ein Holländer werden würde. Denn dem Jahrhundert-Spruch Georges an die deutsche Jugend können wir den Schluß des Verweyschen Aufsatzes „Holland und Deutschland“ vom Jahre 1900 an die Seite stellen: „So fühlen wir uns neben dem verwandten Deutschland stehen voll unserer Erinnerungen und Erwartungen. Unsere Freundschaft mit den Besten dort ist die schönste Blume die unser Dichtertum uns pflücken läßt. Auch sie, ich weiß es, werden nichts lieber sehen als die Verherrlichung der Wirklichkeit, die Holland ist“. Nicht darum handelte es sich das Eigne auszulöschen, sondern um die höhere Aufgabe, gemeinsam aber auf eignem Boden zu dem neuen Menschtum aufzuwachsen, dessen sichtbare Zeichen sich in der Künstlergemeinschaft ankündig-

ten. Daß George auf diesem Wege der Führende war, daß er, der Einsame Scheue und Zurückhaltende, mit stiller Hand die Fäden der befreundeten Leben knüpfte und an seine Mitte band, daß er der hohen Dichtung, als sie ringsum in Europa zu erlahmen begann, mit seinem Feueratem immer stärkeres Leben einhauchte, von Werk zu Werk den Bogen des neuen Lebens fester und strahlender spannte und immer neue Kreise der besten Jugend in seinen Bann riß, daran haben auch Verweys Gedichte und Aufsätze keinen Zweifel gelassen. Aber Verwey ging, als der SIEBENTE RING erschienen war, diesen Weg nicht mehr wie bisher an der Seite des Freundes mit, er zweifelte wie wir geschildert haben, zum ersten Male an der künstlerischen Durchdringung der ihm nicht genehmen Stoffe durch George, er sah noch auf das Gemeinsame, aber auch auf das Trennende und wo es heißen konnte: Ich folge dir auch auf dieser steilen und fremden Bahn, weil du der größte Dichter bist, klang nun das schmerzliche Wort: Ich kann dir nicht folgen, weil du zu sehr Deutscher bist.

Aus dem Jahre, in dem DER SIEBENTE RING erschien, stammen zwei Gedichte Verweys: „Wir Beide, Brief an einen Freund" und „Ich kannte einen Mann" — in den „Gestalten aus meiner Lebenszeit", — die er in Het Blank Heelal (1908) veröffentlichte und in denen er die gemeinsame Freundschaft besingt. Sie lassen vom Tage ihres Beginnes an die glücklichen Jahre des gegenseitigen Austausches, der schönen Traumfahrten über Zeiten und Räume, die Gewinnung des rebengeborenen „Südländers" für das stolze donnernde Meer, die Gewinnung des nebelgeborenen Niederländers für den Zauber der rheinischen Hügel und Kathedralen vorüberziehen. Sie erinnern an die Glut ihres kampfbereiten Künstlertums, die Bilder eines schöneren Daseins vor ein betörtes Geschlecht zu stellen, daß es im lebendigen Wort das tiefste Wesen der Dinge wieder erfassen, sein Lieben und Leiden edler erkennen lerne. Sie stellen George als den strengeren Geist hin, der bei seiner Ankunft schon die großen Linien gesehen und gezogen hatte, die dem Freunde noch unbestimmt vor der Seele schwebten: als den Unbeugsamen, der schlimmere Peinen litt und in größerer Ungunst heimischen Schicksals stehend dennoch stolz sein ewiges Kunstwerk formte und so dem Freund die Stütze gab und den Weg zeigte, auch sein Land und seine Liebe in neuem Tone zu singen:

— — Er gab mir Stütze und ich übersah mein Leben
Ich band alles Irdische, das mich wirr bewog,
In Tönen Linien Formen und das Schweben
Unirdischen Lichts vorm nach innen gekehrten Aug.
Ich sang mein Land: Ich war der Wiedergekehrte
Ich sang meine Liebe: Ich war der Vielgelehrte
Der das Herz wiederfand, das ihn noch nie betrog,

Das Kinderherz das in mir jauchzte und klagte
Und nur noch nach Liebe und einem Freunde fragte.

Auch das zweite Gedicht klingt ähnlich in dem Wunsche aus: „noch länger zusammenzusein, denn einen Tag". Und dennoch tauchte im folgenden Jahre bei der Besprechung des SIEBENTEN RINGS das Trennende auf und führte die Gegensätze in der Seelenartung der beiden Freunde ans Licht, welche das Jahrzehnt gemeinsamen Tuns ausgelöscht zu haben schien. Verwey äußerte sie zunächst noch in verhüllter Form, dann im Krieg in offner Parteistellung gegen alles Deutsche schlechthin.

Erinnern wir uns, daß Verwey die Dichtung als rhythmische Lebensbewegung auffaßte, in der das Wesen der Wirklichkeit eins ist mit der menschlichen Einbildung, daß daher die Dichter durch ihre Gedichte die Einheit der Welt aufrechterhalten und in ihrer ganzen Tiefe und Umfänglichkeit bejahen. Die Aufgabe des bildnerischen Triebes schien ihm daher die möglichst vollkommene Darstellung der inneren Gesichte in reinen Kunstformen zu sein und gerade darin hatte ihm das Zusammentreffen mit George erst die dunkelgeahnte Klarheit gegeben. Ja er erfüllte sich so sehr mit dem Geiste der hohen Dichtung, daß nun seinen Holländern vor der „Kälte" seiner neuen Gedichte grauste, die eine unmittelbare kunstlose Gefühlsäußerung ausschlossen. Verwey sah also das dichterische Schaffen als die besondere rhythmische Form der Lebensäußerung welche das höchste Recht neben anderen Lebensgebieten wie Religion, Staat, Wissenschaft und Wirtschaft forderte, aber nicht mit ihnen zu vermischen sei. Sie habe sich nur um die Schöpfung ihrer Bilder zu bemühen, sonst um nichts.

In dieser Auffassung lag eine Begrenzung und Vereinzelung der dichterischen Gestaltungskraft, welche für George niemals Geltung gehabt hat. Selbst sein „L'art pour l'art" trug von vornherein den Anspruch in sich, alle Lebensgebiete mit dem künstlerischen Geiste zu durchdringen und die Welt von der Mitte seiner dichterischen Schöpfung aus zu ergreifen und umzuschaffen. Für ihn war die Wirklichkeit nicht nur inneres seelenhaftes Wesen, sondern zugleich auch äußere Erscheinung in Gewächsen, Leibern, Völkern und Göttern und den Darstellungsformen ihrer Gemeinschaft, es gab für ihn kein neben der Kunst, sondern nur ein in ihr oder außer ihr, er kämpfte nicht um ihre Gleichberechtigung in der Gesellschaft, sondern um ihre Herrschaft, er war Bote und Schwert ihrer göttlichen Urkraft und mußte ihr zum Sieg über die ganze ihm entgegenstehende Daseinsform des Europäertums verhelfen oder untergehen. Er wirkte auch in seiner scheuesten Zurückgezogenheit stetiger und stärker nach außen als Verwey mit seiner ununterbrochenen Anteilnahme an den

öffentlichen Geschehnissen Europas. Selbst Verweys Hersagen war im Gegensatz zu der heroisch-klaren Art Georges mehr elegisch-klagend und hatte jenen Ton der Innerlichkeit, in dem der Rhythmus mehr seelenhaft als körperhaft erklingt: es war das Lesen eines Einsamen, während im Ton Georges stets ein nach außen Wirkendes und die Hörer Einbeziehendes deutlich wurde. Aber Verwey sah im SIEBENTEN RING nicht ein weiteres Umgreifen der Wirklichkeit durch die dichterische Kraft, vielmehr ein Abirren Georges von der gemeinsamen künstlerischen Linie in die Gebiete der Prophetie und der Herrschaft. Er glaubte, wie gesagt, dieses Abirren in besonderen Eigenschaften des deutschen Wesens begründet zu sehen, die es vom holländischen ja von dem aller übrigen Völker trennten: nämlich in einer Überheblichkeit der völkischen Selbstbewußtheit und des geistigen Anspruchs gegenüber den Nachbarn und in einer auf Überlieferung gegründeten adlig-herrscherlichen Fühlweise, die der modernen demokratischen Ordnung der bürgerlichen Gesellschaft fremd und feindlich gegenüberstände. Als Verwey in der Besprechung des SIEBENTEN RINGES erklärte, daß die Holländer in der Gleichheit mit allen Lebenden ihre wahre Erhabenheit erführen und daher die Georgeschen Denkbilder von königlichem und adligem Menschentum zurückwies, als er in der Besprechung des STERNS drei Gedichte anmerkte, die ihm schön deuchten und erklärte, das übrige ginge Holländer nichts an, kehrte der Dichter dem Dichter gegenüber einen Gegensatz hervor, der im Jahrzehnt des gemeinsamen Weges niemals lautgeworden war. Er kehrte zu einer Anschauung zurück, die er in der Einleitung zur „Zweimonatlichen Zeitschrift" (1894) in seiner naturalistischen Schaffenszeit geäußert hatte: „Die Gleichheit aller Menschen: da ist sie wieder gebietend über alle anderen, das Gesetz der Menschlichkeit. — — Die Griechen kannten sie, aber sie blühte über einem Sklavenstaat. Christus lehrte sie, aber als einen Trost und eine Seligsprechung in einer Welt der Ungleichheit, mit dem Versprechen auf Gleichheit da droben. — — Gleichheit, also Menschlichkeit! Seit am letzten Januar 1790 in einem tiefen finstern Rhônetal zehntausend Bewaffnete auf einem Knie, Hunderttausende vergegenwärtigend, und auf zwei Knien dreißigtausend, die es ansahen, den heiligen Eid taten, den Eid der heiligen Gleichheit und es ein Schreien und Jauchzen war bis zu den kupfernen Gipfeln der Ardèche — seit damals ist die Begierde nicht aus der Luft gegangen und die dort Tränen der Freude weinten, sollen es nimmer nimmer vergeblich getan haben. — — Gleichheit also Menschlichkeit! Wenn das Verlangen in den Herzen lebt sich in Lachen und Tränen zu finden, was macht es dann, ob Ungleichheit von Gütern und Ländern es eine Zeitlang unmöglich macht. Das

Gesetz der Menschlichkeit w i r d erfüllt werden über Europa. Wir haben die Gleichheit zu lieb in Leid und Freude. Und ob wir sie erreichen oder unsere Kinder: die Menschheit erreicht sie, weil sie es wünscht". (Proza VII.) Welche Macht hob diesen verschollenen Ton wieder hoch in einem Manne, den George aus dem Häuslichen und Umfriedeten gezogen und in den Sturmwind einer Erneuerung des heldischen Geistes gestellt hatte? Der wahre Dichter kann aus dem Wesen seines Führer- und Bildnertums, aus dem Wissen um menschliche Stufen nicht Vertreter einer allgemeinen Gleichheit, nicht Gläubiger der Herrschaft des Volkes als einer ununterschiedenen Masse gleichberechtigter Einzelner sein. Keine Staatsgemeinschaft der Geschichte, die nicht an solchem Glauben verdorben wäre, der freilich entsteht, wenn die herrschende Führerschicht versagt, aber zum Untergang des Volkes führt, wenn es keine neuen Träger der Herrschaft gebiert!

Verwey hatte im gemeinsamen Kampfe hohe Worte für das herrscherliche Amt des lebenerneuenden Dichters gefunden: sollte das alles nur Sinnbild und die Einheit von Traum und Wirklichkeit nur Versspiel bleiben? Lohnte wie für die Gleichheit kein Opfer, und wäre es das von Hunderttausenden, für die Schaffung adligen Menschtums? Hatte er nicht in George und Waclaw Lieder Menschen gesehen, die täglich einen Thron besteigen konnten, ohne ihrer Menschlichkeit etwas zufügen oder wegnehmen zu müssen, und waren es s i e nicht, die härtere Worte als Verwey selber gegen die hohlen Flitterkönige und den erschlafften Erbadel Europas gefunden hatten? Nun schreckte ihn die göttliche Wirklichkeit, welche aus den Gedichten des Freundes sprach, und er stellte sich auf die Seite des alten „Gids" der gerade damals (1911 Nr. 12) George als den Tyrannen von maßloser Herrschsucht zeichnete, der die Schlichtheit der Dinge mißkennt und die geringe Menge mit Mißachtung behandelt: „Die Lust zum Herrschen scheint aus dem hochgetragenen Kinn, spielt um seine Lippen. Man lege daneben das demütig gebogene Dulderhaupt Verlaines, dann wird man sich nicht wundern, daß Georges alte Freunde, die auch wahre Dichter sind, ihren eigenen Weg gegangen sind und sich gegen den Einfluß des Diktators gepanzert haben".

Doch dies wenigstens konnte die Meinung Verweys nicht sein. Keiner wie er selbst hat erfahren, mit welcher werbenden Liebe George sich in diesen Jahren um die erschütterte Seele des Freundes mühte; wie er lange Jahre suchte, ihn mit in seine Welt zu ziehen, ohne anderes Mittel als das der klärenden Deutung und Überredung; wie er einmal nach tagelanger Unterredung aus einer Bemerkung des Freundes die Entfernung erkannte und doch in unvermindertem Vertrauen ausrief: „Dann haben

wir acht Tage lang umsonst geredet und ich muß wieder von vorn anfangen". Verwey sah aus der Kluft, die sich in ihm geöffnet hatte, früher und deutlicher, daß es sich bei diesen Widerstreiten um die Grenzen ihrer Lebensbereiche handelte: Grenzen an denen sich die im Westen Europas gültige Denkart der Völker und die besondere noch im deutschen Volke beschlossene Denkart stießen.

Denn auch auf dem höchsten Gebiete menschlichen Glaubens hatte diese deutsche Denkart in den letzten Werken Georges und seiner Folger einen Weg beschritten, der dem westlichen Menschen ungangbar war: es war die Wendung zu den heimischen, den vaterländischen Göttern, es war ein neues aber auf alter deutscher Wurzel entsprossenes „Hieratisches", wie Verwey es nannte, das ihn fremd anwehte und ihm außerhalb der dichterischen Vorstellung zu liegen schien. Wohl hatte er sich im Jahrzehnt vorher den katholischen Umgebungen, in die George ihn in Deutschland führte, mit offener Freude und wachsender Vertrautheit hingegeben. Aber hier mochte ihn überall ein Persönlich-Nahes berühren und anziehen: bei den Verwandten in Bingen das Familiäre, in das er den unbekümmerten Weltwanderer George versetzt sah, bei dem Westfalen Lechter vielleicht ein Gleichklang niederdeutschen Stammes und vor allem die Unbedingtheit seines Künstlertums, bei Derleth der Stolz des einsamen Streiters und die herbe Opferwilligkeit der Schwester, die ihn an seine eigene strenge und fromme Mutter erinnerte. Die ihm fremde Gläubigkeit dieser Menschen war auch seinem religiös-pantheistischen Fühlen noch schön erschienen, aber als der Dichter und Seher aus dem Grunde noch lebendiger deutscher Glaubenskraft in deutscher Jugend die leibliche Erfüllung seiner Gottessehnsucht fand, seinem höchsten Traum die Wirklichkeit der irdischen Erscheinung schuf und sie in Werken und Menschen mit seinem Geiste weiterzeugte, da meldete sich beim Westeuropäer der Zweifel am „Prophetentum", der Zweifel an der Größe menschlicher Verehrung, die das Herkommen nun schon jahrhundertalter aufgeklärter Denkweise zerbrach, und vor allem der Zweifel an einer göttlichen Neugeburt aus dem Blut und Geist des gegenwärtigen Deutschland. Der demokratische Gedanke der Menschengleichheit mündete hier in den der Völkergleichheit und ertrug es nicht, daß dieses eine Volk in seinen Dichtern den Anspruch erhob, eine weltbildende Kraft geboren zu haben und leibhaft in sich wachsen zu sehen. George forderte auch hierin vom Freunde kein ihm fremdes Bekennertum, nur gerechtes Vertrauen und das Anschauen dessen was werkhaft aus diesem Glauben entstand.

Verwey nannte George „Herz und Gewissen der Zeit", seine Welt die einzige die seit der Goethes um ihrer selbst willen Aufmerksamkeit ver-

diene, aber er sah sie durch die Art ihrer Vorstellung, die weder in protestantischen noch in republikanischen Ländern gedeihen könne, von Europa geschieden, zu dem Goethe, obwohl deutsch, durch die Art seiner Idee noch bequemen Zugang hatte. Er nannte Deutschland in dem gleichen Aufsatz, der schon in die ersten Kriegsmonate fiel, ein wachsendes Volk, das gerade dadurch in mancher Hinsicht für andere Völker Schule und Nährboden sei, dessen Dichter wie vielleicht keine in ganz Europa das doppelte Geschehnis — die festgewurzelte in unverwischbaren Linien von Volksart und Überlieferung gedeihende Reifheit der Nachbarn und das vielfältig blühende von allen Seiten sprießende Wachstum bei ihnen selbst — ganz klar und voller Liebe begriffen hätten, aber er hatte kein Wort des Anteils für sein Schicksal und stellte dem Wachsen Deutschlands die gleichberechtigte Reife der übrigen Völker kühl abwägend entgegen. Er bestätigte den Dichtern der Blätter, daß sie bei dem Auftrieb ihres Volkes am Beginn des Krieges in den allgemein erwachenden Gefühlen der Verehrung und heldischen Selbstaufopferung sich selbst und den in ihrer Dichtung gepflegten Sinn wiedererkannten, daß sie Herz und Mund ihres Volkes seien, insofern sie und nicht andre erlebten und ausdrückten was ihres Volkes innerstes Wesen ist. Er lobte, daß sie dennoch wie die Einleitung der zehnten Folge zeige, sich „überraschend schnell" ihrer bleibenden Sonderung von den der Dichtung und der inneren geistigen Einheit feindlichen Mächten einer nur äußerlichen Volkseinheit bewußt geworden seien. Aber kein Wort verriet in seinen etwas spitzfindigen Unterscheidungen und fast drohenden Mahnungen, daß er zu seinen Freunden, zu denen sprach, die allein im eignen Volk und unter den anderen Völkern das auch ihm heiligste Gut behüteten, kein Wort verriet, daß eine Welt von Wut und Haß zerstörungswillig und verleumdend nicht nur gegen die „äußerliche Einheit" der Deutschen heranzog, sondern gegen alles was diesen Namen trug. „Sie wissen" schrieb er von ihnen, „daß die Gemeinschaft, in der sie mit den ausländischen Dichtern leben, eine solche ist, die niemals auch durch einen Krieg nicht zerstört werden kann". Sie war längst zerstört, in Frankreich, in Belgien, in England, in Dänemark, in Rußland und Italien, wo nach dem Tode oder Stummwerden der früheren Gefährten das junge Geschlecht längst im Haß gegen die Deutschen groß gezogen wurde und damals auch nicht ein Wort des Widerhalls mehr auf die großen Werke Georges ertönte. Sie war längst zerstört, wenn man nicht an eine imaginäre Gemeinschaft unpersönlicher Beziehungen denken will, die für George und die Seinen weniger als Nichts bedeuten. Und der Einzige des einzigen Nachbarlandes mit dem sie noch bestand, Verwey in Holland, verleugnete sie selbst. Ihm war der Krieg

nur das politische Sinnbild der gleichen Überheblichkeit des deutschen Geistes, wie er sie in den letzten Werken Georges gefunden hatte, und er sah gerade in den geistigen Deutschen, die für ihr Vaterland in diesem Kampfe ohne Rückhalt eintraten, die größere „Schuld". Es war eben die scheinsittliche Stellung, welche die Verbandmächte gegen Deutschland als den „einzigen Schuldigen" einnahmen, als handle es sich auf ihrer Seite um die Bewahrung der europäischen Kultur, einer Kultur gegen deren Verderbtheit hüben wie drüben Verwey mit den deutschen Dichtern in einer Linie gestanden hatte — und als handle es sich auf deutscher Seite um eine Bedrohung der Menschlichkeit und Gesittung der ganzen Erde. Verwey hatte im Burenkrieg eine einzige wilde Anklage gegen England erhoben, das einen Krieg führe, der Mord sei, das „eine Ewe von Unrecht" heraufbeschwöre. Jetzt ließ er sich von den faustdicken Lügen der Verbandmächte unter Englands Führung einfangen und stellte sich offen auf ihre Seite mit Einsatz seiner öffentlichen Stimme in der von ihm geleiteten „Beweging". Da die Deutschen den räuberischen und kulturlosen Machthabern des Preußentums gefolgt waren, sah er in ihnen die einzigen verantwortlichen Verursacher und Angreifer des Weltkrieges und brach bei der Beschießung von Reims und Ypern in die Frage aus, ob diese Zerstörer denn die deutschen Jünglinge wären, die George erzogen hätte? George konnte mit Recht antworten: „Ja das sind sie und wären ihrer mehr, so würden sie auch siegen! Und föchten alle in ihrem Sinne so lohnte es auch den Sieg!" Er konnte dies mit Recht antworten, weil die Seinen für das beste Gut ihres Landes fochten, das der feindliche Vernichtungswille ebenso bedrohte wie das bestgehaßte Preußentum, er konnte es um so mehr als diese Jünglinge das gemeinsame Schicksal des Volkes mit ihrem Blute besiegelten, aber keiner von ihnen den Blick verloren hatte für das Hohe und Niedrige in der heutigen Menschenart draußen wie drinnen. Über die Bewahrung aber von Bau und Bild „beim großen Brand" war im STERN DES BUNDES das Nötige schon gesagt, und wer fragt heute noch danach oder wird bei den künftigen Kampfmitteln diesseits und jenseits des Wassers danach fragen! Wenn aber das unbedingte Eintreten mit Tat und Wort — und ein anderes gebührte sich für die Jünglinge nicht in dieser Stunde — Verwey verwirrte, so hätte die an das eigne Volk gerichtete harte Stimme Georges im Kriegsgedicht ihm zeigen müssen, wo die Dichter standen und wofür sie stritten. Aber auch darauf fand er nur die bittere Antwort, daß Nordfrankreich auch schön sei und daß es dennoch „fremder Tritt verheere".

Als dann der Friede die „Ideale" der Verbandsmächte als das erwies was sie von jeher waren, als Phrasen von Gerechtigkeit und Menschlich-

keit, als geschickte Umkleidungen nackten Raubhungers und wilder Vernichtungslust, als sie sich auflösten in das kalte Spiel der Anglo-Amerikaner und Italiener, in die schrankenlose Rachgier der Franko-Afrikaner und den blutigen Taumel der Russo-Asiaten, da gab Verwey wohl im privaten Gespräch seine tiefe Täuschung und Enttäuschung zu, da kam er wohl als erster der Ausländer zu George, um sich mit dem Freunde über die schlimmen Jahre auseinanderzusetzen. George bekämpfte seinen Vorwurf gegen den deutschen Stolz mit der Frage: „Wenn Holland, dieses kleine Land mit ein paar Millionen Einwohnern und einigen Geviertmeilen Sumpfflächen behauptet, es hätte den größten Maler der Erde hervorgebracht: ist das keine Anmaßung, keine Überheblichkeit? Aber nehmen wir an, dies verhielte sich wirklich so, dieses kleine Land hätte wirklich den großen Maler hervorgebracht . . .!?"

Die stumme Folgerung konnte Verwey nicht mehr ziehen. Auch fand er kein öffentliches Wort für die Änderung seines Sinnes nach dem Kriege, keines der Verurteilung für unsere Feinde, wie er es für uns gefunden hatte. Und da dies nicht geschah, gab die elfte und zwölfte Folge ihm mit einigen Sprüchen Georges und dem Gedicht „Der Abschied" von Wolfskehl die öffentliche Antwort auf seine Stellungnahme im Kriege. Es sind erschütternde Verse, die ihm im dichterischen Spiegel vorhielten, was wir erzählt haben: die ganze Größe der Freundschaft, die ganze Tiefe der Hoffnung, daß ein Einziger auf dem Erdrund das heilige Los der Dichter richtig sehe und als Einziger nicht das geistige Band zerreiße, den ganzen Schmerz der Enttäuschung, daß dieser mit allen draußen sich gegen die stellte, die seiner Art waren, die sein Werk liebten wie niemand sonst und deren Reich trotz aller Widerstände auch das seine war. Nicht sie, die für ihr Land dem Schicksal mit dem letzten zahlten und dennoch in solcher Stunde den inneren Herd hüteten und wahrten, sondern e r hatte Partei ergriffen und sich einer Gegenwelt angeschlossen, die auch seinem Dichterglauben im Tiefsten fremd und feind war. Der an die Neuschöpfung einer schöneren Welt durch den d e u t s c h e n Dichter nicht glauben wollte, hatte sich blenden lassen durch die aufgeputzten Götzen des alten Europäertums und als diese bunten Lappen, sobald sie ihren Dienst getan hatten, ohne Scham beiseitegeworfen wurden, stand er schweigend allein. Er gab das Organ seiner Wirkung die „Beweging" bald nach dem Frieden auf, weil alles gesagt war, und Holland empfand die Sammlung seiner Prosen als einen Abschluß: daß er nun nicht mehr öffentlich mit seinem Urteil in das geistige Geschehen eingreifen wollte. Sein Leben war auf einen gefahrdrohenden Punkt gekommen, der Dichter rettete sich in eine Übertragung der Göttlichen Komödie Dantes und

die Erschütterungen seiner Seele schwangen in einer schweren Krise seiner Gesundheit aus. Seine Landsleute ehrten ihn durch die Übertragung eines „vaterländischen Lehrstuhls für die Dichtung" und so mußte gerade er vom alten Gesamteuropa, das der Krieg zerschlagen hatte, in die heimische Enge gehen. Holland hatte sich in seinem besten Geiste des Willens begeben, mit in die neue geistige Weite der Deutschen zu gehen und seine Enkel werden unter neuen Kämpfen abermals beginnen müssen, den Weg ins Reich zu suchen.

Dennoch, die Nöte des Schicksals haben den Faden der Freundschaft nie ganz zerrissen, die Sprüche Georges an Verwey haben bei aller Unerbittlichkeit in der geistigen Entscheidung den Ton der Nähe, Verwey selbst hat in dem Gedicht „Von dem Gott und seinem Leid" (in „De Weg Van Het Licht" 1922) sinnbildlich diese nötige Unerbittlichkeit seines stillen Meisters als den tiefsten Grund ihres Zwiespalts dargestellt, diese „leidende Erbarmungslosigkeit", deren Milde die Liebenden lockt und deren strahlende Medusenmaske die Gemeinschaft mit den Geliebten unmöglich macht. Wäre er Gott allein gewesen, so hätte er mit einem Lächeln alle Sterblinge zu seinem Wesen gewandelt, aber da er Leiber Reich und Ordnung kor, so mußte er menschlich herrschen, wurde „Schließer der Grenzen", der die Gemeinschaft, die Götterreinheit rettete, wurde wissender Trenner, der den unbewußten Bund durch die Geheimhaltung stärkte und die Schmäher in ihr kerkerndes Selbst verwies. So lautet der Schluß — in Sinnübertragung —:

Mein stiller Meister! Ist dein Leib der Meine
So leid ich also dein Geschick: leid ich grausame
Trennung von Freunden, Zwang ununterbrochen
Reglos zu stehn, indes ich laut begehre
Sie zu umarmen, leid ich Mißverstand
Und Untergang zu Füßen Mal um Mal
Von denen die in Schönheit lebend mit dem Drang
Fürstlicher Liebe in Hand und Aug
Sich zu mir wandten, leid ich mit die Pein
Von Menschlichkeit, doch mit dem einen Trost
Daß immer neu durch meinen trüben Leib
Das Lächeln ausgeht deiner Göttlichkeit.

Wir haben uns bei der Darstellung dieser Geschehnisse länger verweilt, weil wir darin die Schicksalsfrage zweier germanischer Bruderstämme versinnbildlicht sehen, deren Lösung uns schon in der Dichtergemeinschaft vorgedeutet schien. Aber der Krieg offenbarte erst ganz und bis zu den Nächsten hin die tiefen von den Blättern schon verkündeten Klüfte zwischen dem neuen dichterischen Geiste Deutschlands und dem

alten der europäischen Gesellschaft. So lagen die Gründe der Trennung zwischen Verwey und George über dem persönlichen Schicksal und sie erfolgte ohne menschliche Einbuße der Beteiligten und ohne Bruch. Kein verletzendes Wort ist zwischen den Freunden gefallen, sie trugen beide das Notwendig-Auferlegte, und sowohl George wie die Dichter der Blättergemeinschaft verehren weiterhin in Albert Verwey den größten zeitgenössischen Dichter im außerdeutschen Raum.

5. KAPITEL: DER DICHTER UND DIE ZEITMÄCHTE

WEDER der Krieg noch der Friede hatten, wie wir zeigten, die Stellung des Dichters auch nur um Haaresbreite ändern können. Was wechselte, war die in völlig veränderten Welttatsachen notwendig andere Äußerungsform seines unveränderlichen Wesens. Nicht die Niederlage sondern die Zertrümmerung des Staatsganzen und die Gefährdung der durch das Preußentum immer noch bewahrten wehrhaften und staaterhaltenden Triebkräfte: dies war das Äußerliche worauf sich im Jahre 1921 das neue Wort des Dichters in die Zeit bezog. Hatte er während des Krieges der Phrase von Heldentum und Erneuerung den unerbittlichen Satz entgegengestellt: Wie ein Jahrhundert so auch seine Kriege — so gab er nun gegenüber dem Rasen aller nihilistischen Wähne in den „Drei Gesängen" den einzig bleibenden Trost im Hinweis auf das neue Geschlecht, das er erzog, und rief in der Zeit, die jede Vorrichtung gegen künftig ausbrechende Heldenregung traf, nach dem einzig helfenden, dem Mann der das Neue Reich pflanzt. Er sparte auch jetzt die Geißel nicht gegen Frevel und Feigheit draußen und drinnen, aber er lehrte die Toten ehren als Blutzeugen der heiligen Ehre und Mahner der Vergeltung, lehrte uns in dem Gedicht „Einem jungen Führer im ersten Weltkrieg", sich vom Schwarm der Lästerer scheiden, die die „vergeblichen Opfer" des Kampfes verhöhnten oder — schlimmer noch — bemitleideten und bedauerten, und mahnte im Bejahen des schlicht und groß Getanen den Stolz vor dem Geschick zu bewahren und den Sinn des Geschehenen zu retten.

Die Wucht der Widerstände, welche dem Weltbild Georges entgegenstand, war nach dem Kriege nicht geringer sondern größer geworden. Die erdumgreifende Macht der heutigen Wirtschaftsgesellschaft, um nur die maßgebendste Einheit ihrer Bildungen zu nennen, schien unerschütterbar.

Nur ein Narr konnte nach der Meinung ihrer Vertreter — ob Kapitalisten oder Sozialisten — glauben, dieser gewaltige immer noch wachsende Bau könnte jemals aus den Fugen geraten, nur ein der Wirklichkeit unkundiger Träumer konnte den nutzlosen Versuch wagen, ihr ein andersgeartetes Weltbild entgegenzusetzen. George war vor dem Kriege von dieser Meinung gestreift worden, als sie ihm in einem der vornehmsten Träger des Zeitgeistes entgegentrat, der weit über dem dumpfen Triebglauben der Vielen stand, aber mit klarer Einsicht in die tiefen Schäden seiner Welt sie dennoch bejahte: Max Weber.

Erst spät nach schweren Erschütterungen seines Mannesalters hatte Max Weber sich der Dichtung Georges bemächtigt, eigne jüngere Schüler und vor allen Gundolf, der wie er in Heidelberg lehrte, hatten ihn auf Sinn und Ziel des Kampfes hingewiesen, den die kleine um den Dichter gescharte Gruppe führte, und im Jahre 1910 auch die persönliche Bekanntschaft mit George vermittelt.

Von den deutschen Gelehrten, mit denen George zusammen traf, war Max Weber vielleicht die menschlich größte Kraft, an Lauterkeit des Charakters Simmel, an Umfang und Klarheit des Wissens Dilthey vergleichbar. Er gehört zu jenen protestantischen Menschen, die mit asketischer Strenge, die unbedingte Vereinzelung der Trotz-Person aufrechthielten: die nichts m e h r fürchteten, als einem verstandlich nicht auflösbaren Zauber des Geistes oder Blutes zu erliegen, und darum eher die völlige Entzauberung aller menschlichen Gebilde durch den alles erkennenden Verstand verfochten, die lieber noch Narr und Revolutionär auf eigne Faust sein wollten als nur die Möglichkeit einer Bindung für den heutigen Menschen zugestehen. Schon von einem Weberkreis zu sprechen, hat einer seiner Schüler geschrieben, ist bei diesem „Urbild aller Erzketzer" eine Sinnwidrigkeit: Denn er „hat einer jeden Institution, Staat, Kirche, Partei, Trust, Gesellschaft, Schulzusammenhang, das heißt einem jeden überindividuellen Gebilde gleichgültig welcher Art, das mit dem Anspruch auf metaphysische Realität oder auf Allgemeingültigkeit auftrat, den Kampf bis aufs Messer angesagt. Einen jeden Menschen, und mochte er auch ein Don Quichotte sein, liebte er, wenn er nur sich und das Individuum als solches gegenüber dem unberechtigten Anspruch der Institution aufrechtzuerhalten suchte". (Köln. Vierteljahr. f. Soz. V, 3.) Aber bei starrer Aufrechterhaltung der inneren Freiheit der Person war Weber von unbedingter Bereitwilligkeit, sich in äußeren Kämpfen für Freund und Staat und Vaterland einzusetzen und eher zu viel als zu wenig zu tun. Bei empfindlichem Ehrgefühl zwang er jeden versteckten Gegner auch durch groben Anwurf über das Maß hinaus zum offnen Kampf, um

dann mit gleicher Ehrlichkeit das überspannte Ziel wieder zurückzustecken. Bei innerer Liebenswürdigkeit stand er so nach außen in steter Fechterstellung, bei dem Bedürfnis nach besinnlicher Stille suchte er den erregenden Streit. Ein Mensch, der immer das Entgegengesetzte von dem verteidigte, was seiner Natur gemäß war, am liebsten die Meinung vertrat, die ihm am schwersten fiel, als beruhe der Prüfstein sittlichen Handelns darin: nie das zu wählen was dem eignen Wesen entsprach und ohne inneren Widerstand zu vollbringen war. In seiner gewaltigen Arbeitskraft fühlte er, um sich genug zu tun, noch „das Bedürfnis, unter der Arbeit zu erliegen". Er ist ehrwürdig als einer der letzten Vertreter bürgerlicher Geschlechter, die sich Denken und Handeln etwas kosten ließen, er ist unselig, weil er stets auf verlorenem Posten kämpfte und für die gegensätzliche Lagerung seiner Kräfte keinen Ausgleich fand. Denn dieses gegen die eigene Neigung protestierende Pflichtgefühl — eine letzte geistig verfeinerte Einung von Preußen- und Puritanertum — dieses Wider-Sich auf jeden Fall gab den bedeutenden Kräften des Mannes die stete Spannung aber auch arge Glücklosigkeit des Schaffens, deren er sich tief bewußt war, und in der er dennoch seinem Wesen nach gerade die Rechtfertigung seines gnadenlosen Weges fühlen mußte.

So kam Max Weber, der in seiner Jugend den stärksten Eindruck von der nüchternen Handlungskraft Bismarcks erhalten und im Nationalstaat auch sein Wirkungsziel gesehen hatte, zu einer immer blasseren Abgezogenheit seiner Vorstellung vom Staate, so suchte er seine zerfahrene Fachwissenschaft, die Volkswirtschaftlehre, durch die Philosophie tiefer zu unterbauen und griff zu diesem Zwecke zur lebensleersten Erkenntniskritik des letzten Neukantianers, so bemühte sich dieser leidenschaftliche Urteiler die Wissenschaft völlig von jedem Werturteil außer ihrer Sphäre zu trennen, als es keine allgemein anerkannten Werte mehr gab, um die solche Scheidung gelohnt hätte, so arbeitete er unermüdlich an einer die Geistes- und Wirtschaftsgebiete umfassenden Gesellschaftslehre und verfocht zugleich die unbedingte Vereinzelung der Sonderwissenschaften. „Aus seinem Agnostizismus und aus seiner asketischen Verpflichtetheit heraus hat Max Weber die freudlose Hingabe an die isolierte Einzelwissenschaft gefordert ..... und selbst das Opfer der historischen Detailforschung gebracht". (Köln. Viertelj. f. Soz.) Und nicht anders als auf dem Gebiete des Forschens und Denkens standen sich auf dem des Handelns seine Pole entgegen: Dieser vornehme Mensch, der seiner Art nach die Herrschaft einer Aristokratie allen demokratischen Herrschaftsformen vorzog, focht sein Leben lang für die Demokratie in Deutschland. Der selbst zum Führer geboren war, verneinte ein persönlich herrscherliches

Führertum, und als er in der bittersten Not während und nach dem Kriege sich seinem Volke als zu erwählender Führer mit all seinen Kräften zur Verfügung stellte, versagte ihm das Volk schon in Gestalt seiner Partei den gebührenden Platz und Rang.

Wir führen diese inneren und äußeren Schicksale in keinem Sinne an, um das Gedächtnis des verehrten Mannes zu mindern, wir wollten nur zeigen, wie zwiespältig es um den Besten der Geister stand, der seine Zeit gegen George zu vertreten suchte, und wir scheuen uns fast sie noch um die des religiösen Bereiches zu vermehren, auf dem Weber bei einem mutigen Diesseitsbekenntnis und der unerbittlich scharfen Einsicht, daß die Welt der Schönheit und Würde, Ehre und Größe im unvereinbaren Widerspruch mit der Lehre des Christentums stehe, diesem dennoch verbunden blieb. Man spürt wie fern diese Seele der Georges war: die Dissonanz war ihre Erlebnisform, und die Unvereinbarkeit der Gegensätze des Daseins fanden nicht wie beim Dichter eine geistige Lösung in der künstlerischen Gestaltung des Werkes und des Lebens, sondern blieben in unverbindbarer Fremdheit gegeneinander stehen. Der vereinzelte Mensch konnte nach seiner Meinung nur durch einen Akt seines Willens zwischen den völlig gleichberechtigten Werten wählen „welchem dieser Götter oder wann er dem einen und wann dem andren dienen will und soll", und alles Wissen unterstützt die Wahl des Willens nur insoweit, als es die Mittel und Folgen für dieses oder jenes Handeln berechnen und so der Entscheidung des Wählenden die letzte Klarheit geben kann. Gerade diese vortäuschungslose Sauberkeit des Geistes machte es George möglich, sich Max Weber eine Weile zu nähern. Die von Weber gehegten Befürchtungen vor der Fremdheit und Unnahbarkeit des Dichters fielen wie stets vor dessen „schlichter Würde und Herzlichkeit" bei seinem persönlichen Erscheinen hin, und Weber war „sogleich bereit, das Außergewöhnliche in George zu verehren, das gebietende Gewicht eines in der eignen Schöpferkraft beruhenden adligen Menschtums auf sich wirken zu lassen". Er hat mit seinem sicheren Gefühl für menschliche Werte den echten Ernst, mit dem George seiner Sendung gegenüberstand, die lautere Hingabe, mit der die Seinen ihm dienten und die ehrlichen Waffen, mit denen sie für ihn und sein Werk fochten, erkannt und um 1910 auch gegen Schmutzangriffe einer süddeutschen Monatsschrift verteidigt. Er konnte die Forderung der „Georgianer" nach Einordnung des Einzelnen in ein Ganzes, nach Befreiung vom Ich-Kult, nach einer reineren Gestaltung der Lebensformen, nach Schaffung einer neuen Norm des Verhaltens in solcher Allgemeinheit der Denkform verstehen und annehmen, aber die besonderen Lebensgehalte, welche diesem Streben erst Sinn gaben und der Weg der

Verwirklichung, den sie bedingten, blieben ihm gänzlich fremd. An diesen Punkten, wo es sich nicht mehr um die Einsicht in allgemeine Grundsätze sondern um die Bewirkung lebendiger Menschen handelte, blieben die Gegensätze zwischen ihm und dem Kreise Georges unversöhnbar nebeneinander stehen.

Das Erscheinen des „Jahrbuchs für die geistige Bewegung" gab damals genug Gelegenheit sich dieser Gegensätze bewußt zu werden und Erinnerungen der Freunde wie Marianne Webers Lebensbild ihres Mannes haben einiges von den Gesprächen festgehalten, wenn wir auch aus den pietätvollen Erinnerungen der letzteren nur einen dunklen Begriff davon erhalten, wie es geklungen hat, wenn diese beiden Männer aufeinander prallten.

Die äußersten Gegenkräfte, welche Max Weber in der Menschengeschichte wirksam sah, waren Magie und Erkenntnis. Das Reich der Magie, der charismatischen Bezauberung, hatte durch das Mittel der Erleuchtung zum Ziel: eine letzte Stellungnahme zur Welt durch gläubige Erfassung ihres Sinnes, dagegen das Reich des denkenden Erkennens hatte durch das Mittel des Verstandes zum Ziel: ein letztes vernünftiges Wissen über das Seiende und Gültige, die wissenschaftliche Wahrheit. Trotz aller tatsächlichen Vermischungen in der Geschichte gab es für Weber keine wirkliche Verbindung zwischen diesen Reichen und die ehmals versuchten Verbindungen lösten sich heute nach seiner Meinung endgültig auf, weil die Menschheit durch die Wissenschaft den Weg der logischen Entzauberung der Welt gegangen war und ihre Verwandlung in einen kausalen Mechanismus unaufhaltsam fortschritt. Eine Grundanschauung, wie sie ehemals die großen Religionen geschaffen hatten, aus der heraus auch für alle Sondergebiete des Lebens die Entscheidung genommen wurde, gab es für Weber nicht mehr und war auch bei der fortschreitenden Entwicklung der Erkenntnis für ihn nicht mehr möglich. Denn der Verstand hatte die unbedingte Widersprüchlichkeit der Religionen mit den diesseitigen weltlichen Werten aufgedeckt: jene waren und bleiben ihrem Wesen nach Erlösungsreligionen, die das Diesseits, die „innerweltlichen" Werte verneinen, mit Sünde und Schuld belasten und durch ihre Forderung der Brüderlichkeit zu den irdischen Daseinsformen der menschlichen Gemeinschaft in einem unauflöslichen Gegensatz stehen. Von diesen Annahmen aus hatte Weber schon vor dem persönlichen Zusammentreffen mit George versucht das von diesem ausgehende und am Kreis seiner Nächsten deutlich erkennbare „Charisma" in seinem besonderen Wesen zu erfassen. Natürlich vergebens! Denn von der Vorstellung der „Erlösung", der „ekstatischen Entrückung" oder der „kon-

templativen Mystik" aus war ein Eindringen in den Gehalt der Dichtung Georges und vor allem in den SIEBENTEN RING schlechterdings unmöglich, und Weber fand daher statt der von ihm gesuchten oder vielmehr schon vorausgesetzten Inhalte nur eine Folge von Erlösungsversprechen, deren Uneinlöslichkeit für ihn offen zutage lag. In diesem Bereich blieb auch der wertefreieste Denker christlich bedingt und befangen.

Da er aus dieser Bedingtheit dem Gedanken an eine Verbindung von Irdischem mit Göttlichem grundsätzlich widerstrebte, mußte er jede Möglichkeit, daß in der Gegenwart ein charismatischer Führer erscheinen könnte, ablehnen. Der Kult eines Lebendigen, mochte dieser noch so überragend, noch so verehrungswürdig sein, ging gegen die sittliche Selbstbestimmung und den Wert der Einzelseele, und der bedingungslose Dienst an einer Sache oder dem „Ideal" eines Gottes erschien dem eingefleischten Protestanten würdiger als jede Hingabe des Menschen an den größeren Menschen. Die Unterordnung der Dienenden unter den Heros galt ihm als die Ursünde wider den heiligen Geist der persönlichen Freiheit.

Am tiefsten aber unterschieden sich die Geister im Verhältnis zur modernen Kultur. Die Verachtung der Masse durch den Dichter erweckte in Max Weber den heftigsten Widerspruch. Er steht an dieser Stelle als Beispiel für viele, welche auf den berühmten Spruch „Schon eure zahl ist frevel" mit dem Aufbegehren eines verwundeten Gemüts reagierten. Dieses Wort traf die einen in ihrem Daseinsrecht, die andern in ihrem Fortschrittsglauben, für den die Beschäftigung und Ernährung der heutigen Riesenmassen schon der Erweis der besten aller Zeiten war, — es traf bei einigen auch schon die heimliche Wunde: das Wissen um die Unmöglichkeit, dem Zirkel von wachsendem Reichtum und wachsendem Elend, von steigender Fürsorge und steigender Gier zu entkommen. Max Weber sah darin einmal die „unbrüderliche" Haltung des Dichters, vor allem aber seine vergebliche und unfruchtbare Verneinung der unabänderlichen Gegebenheit der Gegenwart und glaubte, daß eine solche Romantik, welche die Lebensformen der Zeit nicht bejahte und nutzte, „an dem ehernen Felsen der realen sozialen und ökonomischen Verhältnisse zerstäuben werde". Aber George glaubte nicht an „die unwandelbare Macht der Verhältnisse". Für ihn waren Denken und Fühlen der Menschen die einzigen Träger der gerühmten Verhältnisse, er glaubte, daß jene durch geistige Kräfte ewig bewirkbar sind, daß durch die Wandlung des inneren Menschen verschwindet, was vordem eine Macht war und daß alles was wir heute für unerläßlich halten an Errungenschaften der Technik und Bequemmachung des Lebens wie altes Gerümpel liegen bleibt, wenn die Seelenkonvention sich ändert. Er nannte es einen Irrwahn zu

glauben, daß die modernen Erfindungen erst durch die Leistungen des Fortschritts für den Menschen möglich geworden wären: als ob frühere Geschlechter nicht Ähnliches hätten leisten können, wenn sie sich ebenso einseitig auf technische Künste gewandt hätten, statt höhere menschliche Werte zu pflegen. Als Max Weber einmal behauptete, daß wir alle mit unentrinnbarer Notwendigkeit in die heutigen Verhältnisse verstrickt seien und uns ihnen nicht mehr entziehen könnten: auch George könne nicht ohne die Firma Silverberg & Cie. auskommen, die dies und das erzeuge, da bestritt der Dichter davon abzuhängen und meinte, daß die andern nicht davon loskämen weil jeder ein Stück Silverberg in sich selber trüge und keiner bereit sei, dies aufzugeben. Ein andermal, als die Verteidiger des Heute die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse unserer Zeit gegen alle früheren als Fortschritte der Menschheit priesen, die größeren Reichtum, größere Bequemlichkeit, größere Sicherheit für alle geschaffen hätten, rief der Meister ihnen entgegen: „Ja, auf Kosten des Menschen und seiner geistigen Werte! Wie der aussieht und wohnt, das ist euch gleichgültig. Ob die Erde und ihre Tage ein wüstes häßliches Gewusel geworden sind, das kümmert euch nicht. Auf Kosten alles Edlen und Schönen wird eine berechnende Kraft groß gezüchtet und alle andern tieferen Kräfte werden zu deren Gunsten ausgebeutet: Raubbau am heutigen Menschen auf Kosten aller künftigen Geschlechter — das treibt ihr!“ Ein Schüler Webers entgegnete, daß doch auch George die modernen Einrichtungen, Eisenbahnen und dergleichen benutze. „Gewiß“, versetzte der Meister, „ich werde euch nicht den Vorteil lassen draußen zu stehen, sondern nutze die Sachen soweit sie auch mir zum Kampfe dienen — nicht gegen die Sachen, sondern gegen die Menschenart, die sie schafft, geht der Kampf. Aber ich und die Meinen brauchen diese Sachen nicht notwendig wie ihr. Wenn heute Fernsprecher und Eisenbahn aufhörten, so könnte Herr Silverberg & Cie. nicht mehr existieren — ich und die Meinen aber wohl“. Mit der Bemerkung Webers (in Wirtschaft und Gesellschaft): „es ist bei einer primär künstlerischen charismatischen Jüngerschaft denkbar, daß die Enthebung aus den Wirtschaftskämpfen durch Begrenzung der im eigentlichen Sinn Berufenen auf ‚wirtschaftlich Unabhängige‘ (also: Rentner) als das Normale gilt (so im Kreise Stefan Georges, wenigstens der primären Absicht nach)“, war über solche Gegensätze nicht viel gesagt — sie erinnerte nur fatal, wenn auch in wissenschaftlicher Umschreibung, an die Ausdrücke schimpfender Literaten um die Jahrhundertwende.

Auf diesen Gebieten also nicht des Denkens sondern des Verhaltens zur Welt und zu den Mächten der Zeit gab es keine Verständigung noch

Näherung, und man lächelt ein wenig bei der Hoffnung Webers: George „vielleicht doch noch vor Erstarrung zu bewahren". Das Schicksal des Krieges öffnete diese Klüfte nur mehr und trennte die Beziehung der beiden Lebenskreise, die wie der oben erwähnte Schüler Webers berichtet „nichts Peripheres sondern zeitweilig sogar derart entscheidende Bedeutung hatte, daß sie den Sonntagnachmittagszusammenkünften das Gepräge gab". Weber, der seine Kräfte ohne Dank und Erfolg dem neuen Staate der Volksherrschaft widmete, sagte damals in seinen Münchener Vorlesungen „daß die Aristokratie Stefan Georges und seines Kreises zu bekämpfen sei". Aber noch auf seinem letzten Lager beschäftigte ihn dieser rätselhafte Mensch, der die unter solchen Opfern erkämpften Anschauungen Webers nur durch sein Dasein widerlegte. Für den Fortschrittsgläubigen war es ein tief Beunruhigendes, daß zur Erklärung für die Ablehnung der modernen Kultur bei diesen Dichtern die Annahme einer übersteigerten dichterischen Phantastik nicht zureichte, sondern eine andere verstandlich nicht auflösbare Gegnerschaft an den Menschen und Werken des Georgeschen Kreises sichtbar wurde .. für den Kenner des Charisma aber war es ein tief Befremdendes, daß hier der geweckte Mensch im vollen Bewußtsein seines hellen Geistes dennoch gläubig war. Für diese „heidnische" Möglichkeit hatten weder Weber noch seine Zeitgenossen eine Lösung und doch: ob gerade diese Möglichkeit für die Deutschen als Volk noch einmal wirklich würde war die einzige wichtige Frage der Zeit über alle Staats- und Wirtschafts-, Bildungs- und Wissenschaftsfragen hinaus.

Der Krieg hatte auch „den ehernen Fels der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse" tief erschüttert: daß die höchsten Errungenschaften der modernen Kultur in einem vorher unausdenkbaren Maße zur Vernichtung ihrer eignen Werte gebraucht wurden, daß jede Verfeinerung und Erfindung in die Werkzeuge der Zerstörung schoß und alles andre in Deutschland wenigstens auf fast uranfängliche Formen des Lebens in Nahrung und Kleidung zurückgeführt wurde, dies und noch manche anderen Tatsachen hatten die unumstößlichen Meinungen ins Wanken gebracht, die sich eben noch über Dichtersprüche erhaben dünkten. Für einige Jahre war ein anderes Bild des Lebens drohend am Horizonte des Elends und des Hasses aufgestiegen. Daß man sich bald wieder einrichtete und nach kurzer Besinnung am Alten weiterbaute, konnte den Eindruck nicht verwischen, daß aus der eigenen Welt ein Furchtbar-Andres als Glück und Wohlfahrt, Sicherheit und Fortschritt denkbar und greifbar nahe aufgetaucht war: der alte Glaube an die moderne Kultur hat sein sicheres Gleichgewicht seitdem verloren und — die kundigen Wirt-

schaftslehrer sagen es schon — sein Zeiger wird niemals wieder fest und ruhig stehen.

Die Dichter brauchten auch nach dem Kriege ihr Verhältnis zu diesen Fragegruppen nicht zu überprüfen. Für sie galt es nun erst recht, in der deutschen Jugend die geistigen Kräfte zu stärken, daß ihr nicht in den größer und schlimmer gewordenen Bedrängnissen das Rückgrat gebrochen und ihr Selbstvertrauen dem Ansturm der Zeitmächte von innen und außen unterliegen würde. Hinsichtlich der „Macht der Verhältnisse" aber erinnerten sie sich an die Worte von Jacob Burckhardt: „Jedenfalls kann sich das vorherrschende Pathos unserer Tage, das Besser-leben-Wollen der Massen unmöglich zu einer wahrhaft großen Gestalt verdichten. Was wir vor uns sehen ist eher eine allgemeine Verflachung, und wir dürften das Aufkommen großer Individuen für unmöglich erklären, wenn uns nicht die Ahnung sagte, daß die Krisis einmal von ihrem miserablen Terrain ‚Besitz und Erwerb' plötzlich auf ein anderes geraten und daß dann ‚der Rechte' einmal über Nacht kommen könnte". Es ist freilich keine Frage der Wissenschaft oder Staatskunst unserer Tage, daß einer kommen könnte und sagen: „Ich bin des Gottes, ich kenne euch nicht", und daß dieser zugleich die geistige Macht besäße, s e i n e Träume zu verwirklichen.

6. KAPITEL: DIE DICHTUNG UND DIE WISSENSCHAFT

NIETZSCHE, „der Mörder Gottes" um eines lebendigen Gottes willen, der Verächter toten Wissens um einer lebendigen Weisheit willen, stand an der schlimmen Wende, wo der Deutsche, der auch in den höchsten Formen der Wissenschaft die Weite wie die Gefahren des universalen, des gemeinsamen Geistes für Europa auf sich genommen hatte, im Tragen dieser Last erlahmte. Die großen weltlichen Philosophen und Forscher, welche schon längst an die Stelle der christlichen Theologen getreten waren, hatten ihre Kraft aus dem Kampfe des neuen an der Antike genährten Geistes mit der alten Gläubigkeit gezogen. Das erneuerte der freien Deutung überlassene Gotteswort und der humanistische Rausch der Allerkenntnis der natürlichen Dinge hatte sich gerade in den deutschen Denkern zu einer tiefen Einheit verbunden und in großen Denkbauten ausgewirkt, die bis Hegel noch immer den Anspruch machten, das Weltganze in sich zu befassen. Die auf ihn folgenden Geschlechter der Gelehrten, soweit sie öffentliche Anerkennung fanden und bald auch die Herrschaft über unsere Bildung an

den Schulen ausübten, verloren diese frühere Gesamtsicht. Sie bauten ihre Forschungsweisen nicht auf die Vernunft, die umfassende Schaukraft welche noch einen metaphysischen Schauer ihrer göttlichen Herkunft in sich barg, sondern einseitig auf die menschliche Teilkraft des Verstandes als das einzige Mittel des Erkennens, als den einzigen Weg zur Wahrheit. Die Ancilla, welche die Scholastiker ins Innere des Hauses geführt hatten, war zur Domina geworden, und alle übrigen geistigen Kräfte des gläubigen Schauens, des künstlerischen Gestaltens, des schöpferischen Handelns wurden zu Gegenständen ihrer erkennenden Herrschaft: sie wurden verleugnet oder geduldet oder genutzt aber nicht „ernst" genommen.

Unbildlich gesprochen war jenes Zeitalter der Wissenschaft angebrochen, das nicht mehr die große Gesamtanschauung der Natur hatte, aus der in den vorhergehenden Jahrhunderten die Naturwissenschaften geboren worden waren, das nicht mehr auf der Idealität des Geistes beruhte, aus der in der Klassik und Romantik die Geisteswissenschaften erwachsen waren, und deren begeisternder Antrieb die bedeutenden Gelehrtengeschlechter zu ihren umfassenden Werken befruchtet hatte. Mit der Verselbständigung und Alleinherrschaft der Verstandeskraft kamen vielmehr jene Jahrzehnte, in denen die Vertreter der Wissenschaften auf Geist und Seele ja auf alles nicht verstandlich Erweisbare als auf alberne Götzendienerei herabblickten und im Stofflich-Erfahrbaren allein das Wirklich-Seiende der Natur oder das Wirklich-Gewesene der Geschichte zu erkennen meinten. Das Fehlen einer geistigen Einheit führte zu einer immer größeren Sonderung der Lebensgebiete und brachte auch in den Wissenschaften die schroffe Vereinzelung einer Mehrzahl von Wissensgebieten hervor, von denen jedes in einem unverbundenen Nebeneinander für „die" Wissenschaft arbeitete, ohne daß diese Wissenschaft noch ein alle umfassendes Gesamt bildete oder auch nur den Anspruch machte, einer einheitlichen Lebensgestaltung der Einzelnen oder der Völker zu dienen. Je länger je mehr beschränkten sich die Wissenschaftler in jeder Sphäre auf die Erforschung und Ordnung ihres fachlichen Erfahrungsstoffes, und wenn in den Naturwissenschaften meistens der anwendbare Nutzen die Mühe der Forschung lohnte, so wurde in den Geisteswissenschaften die jeweilige Feststellung, „das Ergebnis", selbst zum Sinn der forscherlichen Tätigkeit erhoben und bis zur Sinnlosigkeit der Wertung des gänzlich Wertlosen erhöht. Die Wissenschaft erkannte in ihrer strengsten Forderung keinen Unterschied an zwischen höheren und niedrigeren Werten, sie hatte ihren Sinn in ihre Tätigkeit selbst verlegt und machte nicht mehr den Anspruch, Lebenshaltung und Artung des Menschen selbst zu bewirken. Dieser Verzicht drückte sich vor allem darin aus, daß das sichtbarste Sinnbild geistiger Gemeinsamkeit,

die sprachliche Darstellung des Erforschten, immer mehr als überflüssig, störend oder im besten Falle als schmückendes Beiwerk empfunden wurde und die seellose Trockenheit einer öden Fachbegrifflichkeit bis zur Formel hin der erwünschte Niederschlag ihres sprachlichen Ausdrucks wurde. Auch die Philosophie dieser Jahrzehnte unterschied sich in all dem nicht von den übrigen Wissenschaften, sie hatte die Aufgabe, Deuterin des gewonnenen Erfahrungsstoffes zu sein verloren und trieb im Zirkel der Erforschung ihrer eigenen Erkenntnismittel umher: sie hatte vergessen, daß das Sein der Dinge auch ihr Sinn, daß das schauende Erfassen der lebendigen Erscheinung die höchste und einzige Weisheit ist. Zwei Gefahren barg die einseitige Ausbildung der verstandlichen Teilkraft für den Menschen. Einmal drohte ihm der Verlust des heiligen Sinnes, der schauenden und denkenden Einheit seines Wesens, durch den allein er die lebendigen Kräfte und Gestalten der Welt gewahren kann. Seinem verselbständigten Verstande stellte sich die Welt als eine starre, an unabänderliche Ursachen oder Zwecke gebundene Summe von Mechanismen dar, als tote Stoffmassen der Natur und Geschichte, die durch Zerlegung und Ordnung ihrer Teile erkennbar wären. Jedes lebendige Geheimnis schien nur der verschärften Methoden des Forschers zu harren, um sich völlig der Erkenntnis zu erschließen. Eine Ausbildung der gesamtmenschlichen Kräfte erschien von diesem Standpunkt aus überflüssig, ja eher schädlich für die Erkenntnis des natürlichen und geschichtlichen Stoffes, und die Forderung einer wissenschaftlichen Bildung schien allein würdig, nützlich und erwünscht. Die zweite Gefahr bestand in einer Lähmung oder gar Einbuße aller schöpferischen Fähigkeiten der Gestaltung und Tat, in einem fatalistischen Verzicht auf die formbildende und gesetzgebende Kraft des Geistes. Je größere Stoffmassen die wissenschaftliche Forschung in Bewegung setzte, um so geringer wurden die Versuche, sie den formenden Gesetzen menschlicher Bildung zu unterwerfen. Der kühne Urfrevel der frühen Forscher durch die Vernunft — ihnen noch halb höllischer Zauber halb göttliche Wesenheit —, die Natur und ihre Kräfte zu beherrschen, hatte seine Rache gezeitigt und die Beherrschung in Versklavung verkehrt: nicht mehr beherrschte der Mensch die Dinge, sondern die Dinge den Menschen. Dem Erkennenden schwoll unter den Füßen die Flut des Erkannten an, und willen- und schicksallos trieb er auf den Kämmen der Entwicklung, des Fortschritts oder wie er sonst das dumpfe Walten nannte, immer im Glauben, durch Vermehrung der Teileinsichten über das Ganze Herr zu werden. Die verstandesmäßige Fachbildung trat daher immer ausschließlicher an die Stelle der humanistisch-universalen unserer klassischen und romantischen Dichter und Denker. Aber je tiefer der Mensch in die scheinbar gegebene

Wirklichkeit des Stoffes eindrang, um so dunkler wurde das Wissen um sein eigenes Dasein, und bald gab es nirgends mehr Bild noch Ziel, nach denen der Mensch sich hätte formen und richten können. Für die Forscher der geschichtlichen Wissenschaften wurde das Häufen, Ordnen und Wiederumwälzen des Gewonnenen, für die der Naturwissenschaften das Zergliedern, Anwenden und Nutzbarmachen zum Selbstzweck und erst spät, in unseren Tagen erkannten sie, daß das Erschließen des Stoffes diesen selbst, ja auch das Erschlossene wieder den Erschließenden wandelt: kurz, daß das ewig gegenwärtige und ewig wandelbare Leben der einseitigen Befragung durch die Mittel des Verstandes spottet und diesem nur übrigbleibt, die Vertauschbarkeit aller Bezüge zur Weltformel zu erheben. Der Zweifel, mit dem die rationale Wissenschaft am Beginn der Neuzeit begonnen hatte und der damals das erkennende Gewissen vor anderen Seelenkräften schärfen sollte, bedroht sie heute mit der Zerstörung aller festen Gesetzlichkeiten bis auf ihr eigenes Grundgesetz der Kausalität, bis auf ihre Grundunterscheidungen von Stoff und Geist, Mechanismus und Leben.

Als freilich Nietzsche seine Anklagen gegen die Wissenschaft und wissenschaftliche Bildung seiner Zeit als einer nicht mehr lebenfördernden Beschäftigung und einer lebenhemmenden Erziehung begann, störte noch kein Hauch den Glauben an den steten wissenschaftlichen Fortschritt. Die Mahnungen Goethes und Hölderlins waren längst verhallt. Forscher, die den Kreis der rein rationalen Mittel überschritten, wie Bachofen, Burckhardt, Lagarde und andre, wies man aus dem Tempel, und von „Propheten" wie Nietzsche selbst glaubte man innerhalb der Mauern der alleinseligmachenden Methode nichts lernen zu können. Aber eben dieser Prophet hat für immer die nur verstandlich erkennende Menschenart in sich selber aufgehoben, Wissen wieder in Weisheit, Erkennen wieder in Tun, Philosophieren wieder in Werte-Schaffen verwandelt. Der allesdurchdenkende allesdurchschauende Selbstkenner hat jene Art in sich getötet um eine edlere, die er ahnend erschaute, für immer vor dem Erstarren in totem Wissen zu bewahren: sein Lachen hat die Scham des rein „theoretischen" Menschen aufgedeckt und keine noch so große Gelehrsamkeit wird der zukünftigen Jugend dessen Blößen verdecken können.

Das Opfer Nietzsches hatte die Lage der forschenden Geister weit über Deutschlands Grenzen hinaus gewandelt. Während die alten Schulen im unfruchtbaren Ring ihrer Selbstgenügsamkeit verharrten, suchten die besten Denker einen Weg aus der Verfachlichung, einen Sinn der Erkenntnis und des Forschens außer ihren Teilgebieten, eine bestimmende Schau des Geistes über der unabsehbar wachsenden Flut der Stoffmassen, eine Ordnungsgewalt für das in tausend unfaßlichen Möglichkeiten und Be-

ziehungen auseinanderbrechende Wirrsal des Lebens. Die Sprengkraft Nietzsches pflanzte sich in ihnen fort und die starren Rahmen von Begriffen und Denkformen zerbrachen überall vor dem neuen Wissen um die schöpferischen Antriebe des Lebens, dessen ewig neuen Offenbarungen die Erkenntnis nur zu folgen hat. So waren zur Zeit als George auftrat die schlimmsten Orgien der Ratio eben vorüber, ohne daß sich diese schon ganz ausgerast hätte: aber die Worte vom „Ignorabimus" und „Bankrott der Wissenschaft" waren bereits gefallen. Doch bis in unsere Tage hinein dauerte eine Selbsttäuschung: man wußte daß etwa der gläubig Protestantische vom protestantischen, der gläubig Katholische vom katholischen Standpunkt darstellte — der Forscher jedoch, der sich im Besitz des echt wissenschaftlichen Geistes fühlte, glaubte an s e i n e Voraussetzungslosigkeit und forderte sie von den andern. Diese Forscher bemerkten nicht: auch sie hatten ihre Voraussetzung, nämlich die schal gewordenen liberalen Ideen.

Mit den schon weiterblickenden Gelehrten dieser Jahrzehnte trat George in persönliche Berührung: neben den bereits Genannten schon früh mit Furtwängler, der ihm wichtige archäologische Anregung gab — durch ihn sah er zuerst Abbildungen des noch jahrelang geheimgehaltenen „Bostoner Throns" —, und mit Eucken, einem äußerst wohlwollenden allgeschätzten Mann, der auch einen freundlichen Blick für die neue Dichtung übrighatte. Georges Schüler nahmen das Wissen dieser und aller irgend beachtlichen Forscher in sich auf und ergriffen das Wesentliche im lebendigen Umkreis ihrer Zeit. Für sie war es eine innere Notwendigkeit, die großen Erkenntnisfragen ihrer Zeit und vor allem das Verhältnis von Dichtung und Wissenschaft zueinander und zur geistigen Lebensgestaltung zu durchdenken und zu durchstreiten. Die „weltfremden Ästheten" waren auch auf diesem Felde besser ausgerüstet als ihre klugen Tadler, die sie damals noch als reiche Jünglinge und faule Genießer beschrieen. Sie hatten sich im „Jahrbuch für die geistige Bewegung" mit den neuen und alten Sichten der europäischen Denker schon auseinandergesetzt, als einige von ihnen mit größeren Proseschriften an die Öffentlichkeit traten und dem darstellenden Schrifttum in Deutschland in wenigen Jahren ein neues Merkmal aufprägten.

Seit dem Jahre 1911 erschienen teils im Blätterverlag selbst teils bei Georg Bondi unter der Marke „Werke der Wissenschaft aus dem Kreis der Blätter für die Kunst", seit 1921 auch bei Ferdinand Hirt unter der Marke „Werke der Schau und Forschung aus dem Kreise der Blätter für die Kunst" eine Anzahl von Schriften, die bei aller Verschiedenheit der behandelten Gegenstände den gemeinsamen Ursprung aus dem Geiste Georges

verrieten und sich in den Dienst des von ihm entzündeten Lebens stellten. Durch welche Schulen der Wissenschaft sie auch gegangen und bei welchen Lehrern sie auch ihr Rüstzeug erworben hatten, den neuen Blick in die Dinge und den neuen Atem der Darstellung empfingen sie aus ihrer geistigen Gemeinschaft, und ihr einziger Wille war, ihr dichterisches Erleben in alle Bereiche des vergangenen und gegenwärtigen Lebens auszuströmen. Nicht aus der vereinzelten Befähigung, sondern aus dem Kräfteumtrieb des lebendigen Freundeskreises wurden die Werke geboren und es ist kein Zufall, daß in den Gedichten der Blätter und den Aufsätzen des „Jahrbuchs" schon die meisten Themen dieser Werke angeschlagen wurden.

Nur so war es möglich, daß von jungen Männern wie Gundolf, Friedemann und Bertram Werke ausgingen, welche die Forderung methodischer Zucht erfüllten, aber durch die geistige Weite und die sinnliche Dichte ihrer Schau und durch die zugleich glühend bewegte und nüchtern-gehaltene Sprachform die Schranken ihrer Wissenschaften durchbrachen und den besten des alten Gelehrtengeschlechtes das Bekenntnis abgewannen, daß diese Werke der Jüngeren zu einer Deutung und Darstellung der großen geschichtlichen Erscheinungen gelangten, um die sie, die Älteren, sich ein langes ernstes Forscherleben lang vergeblich bemühten. Wilhelm Dilthey ließ, nach einem Wort aus seinen letzten Tagen, das Gundolfsche Buch „Shakespeare und der deutsche Geist" wie „vom Berge in ein gelobtes Land blicken". Paul Natorp, der Schildhalter der Neukantischen Philosophenschule, wandelte unter der Einwirkung Friedemanns völlig seine Anschauung von der Platonischen Idee und hätte seine Ideenlehre, wie er bei der zweiten Bearbeitung gesteht, völlig neuschreiben müssen um dieser Wandlung ganz gerecht zu werden. Simmel aber, der in seinem Goethebuch eine Ebene der Betrachtung unseres großen Dichters geschaffen hatte, die von da ab nur noch dem Banausen zu unterschreiten erlaubt war, schrieb in seiner feinen Art das gleiche von Gundolfs Goethebuch (Die Neue Rundschau Febr. 1917) und bekannte, daß dieses „die reine Erreichtheit" dessen zeige, was er und Dilthey im letzten Grunde wollten: das Deuten und Begreifen des Einzelnen aus der Tiefe des ganzen Lebensrhythmus des schöpferischen Menschen. Ja über das unmittelbar Erreichte — den Aufbau der Gestalt Goethes gemäß dem „Gesetz nach dem er angetreten" — schien für Simmel diesem Buche „eine unendliche Zuversicht zur Ganzheit des persönlichen Lebens" zu entstrahlen und er hoffte: daß es „Unzähligen den Mut gibt diese Ganzheit nicht nur als etwas Wirkliches sondern als den Quell einer oder d e r idealen Forderung zu erleben — und die Kraft, ohne die dies freilich nicht zu erfüllen ist: diese Ganzheit auch als Einheit unter aller Vereinzelung der ‚Forderungen des Tages' zu fühlen".

Simmel bejahte damit den erzieherischen Willen, der dem Gundolfschen wie allen Blätter-Werken aus dem Wesen ihres Ursprungs zugrunde liegt, aber eben dieser Wille führte — da alle echte Erziehung ein unbedingtes Werten voraussetzt — zu einer Gegnerschaft der Vertreter der sogenannten „objektiven" Wissenschaft und im besonderen von Max Weber, der ja damals die unbedingte Freiheit der Wissenschaft von allen Wertungen verfocht und trotz der Anerkennung der Einzelleistungen gerade im Gesamtgeist der Blätter-Werke die drohende Gefahr eines Einbruchs lebendiger und zwar seiner Welt feindlicher Werte in den Bereich der Wissenschaft befürchtete. Als seine Schrift „Wissenschaft als Beruf" diesen Anschauungen im ersten Friedensjahre die äußerste Formulierung gab, entstanden aus seinem eigenen und dem Gundolfschen Freundeskreise in Heidelberg einige Flugschriften für und wider die alte und neue Wissenschaft, welche dadurch von Bedeutung wurden, daß sie die neu aufgeworfenen Gegensätze bis in die innersten Zellen der streng behüteten akademischen Lehre trugen. Ernste deutsche Professoren der Philosophie und Theologie haben seitdem, halb mit ehrlicher Sorge und halb mit sonderbarer Selbstverspottung, von der „Revolution in der Wissenschaft" gesprochen und geschrieben, welche die Köpfe der besten Jugend verwirre. Sie bemerkten, daß diese „Revolution in der Wissenschaft" aus gänzlich anderen Ursprüngen entstanden sei als die staatliche und gesellschaftliche Revolution in Deutschland und dieser eher feindlich entgegenstünde, ja daß die Bewegung, die sich an den Namen Stefan George knüpfte, nur das Glied einer großen europäischen Geistesbewegung sei, für die man die knappe Formel prägte: „Der Zusammenbruch des Positivismus und die Rehabilitierung des Irrationalen". (Vgl. Schmollers Jahrbuch 45 [1921] und Allg. Evang. Luth. Kirchenztg. [1926].)

Die Fragwürdigkeit der wissenschaftlichen Grundlagen, welche seit einem halben Jahrhundert schon die vorausschauenden Köpfe beschäftigte, wurde seitdem eine öffentliche Streitfrage in Deutschland. Die Unumstößlichkeit und Alleinherrschaft der verstandlichen Verfahrungsweise mit ihren lebenentleerten Verallgemeinerungen und „entwerteten" Begriffen, die Sucht der steigenden Vereinzelung und Sonderung der Fächer, ja die Sinngebung des Wissenschaftsbetriebes als einer steten Erhellung und Aufklärung alles Gewesenen und Seienden zum Zweck seiner Berechnung und Beherrschung, kurz der Glaube an die Intellektualisierung, an „die Entzauberung der Welt" wie Max Weber es nannte, geriet nun in breiteren Schichten des wissenschaftlichen Lebens ins Wanken und die herrschende Denkart, welche von daher unsere Forschung und Bildung bestimmt hatte, verlor ihre alte Unerschütterlichkeit.

Die auftretende Gegnerschaft erinnerte die Forscher aller Gebiete daran, daß auch die entferntesten Sonderfächer auf einer gemeinsamen Denkart beruhten und daß das Wankendwerden der geistigen Übereinkunft notwendig jeden Sondergrund mit erschüttern mußte. Diese Denkart — ob bürgerlich Positivismus oder mehr proletarisch Materialismus oder mechanistischer Kausalitätsmonismus und sonstwie genannt — beruhte in allen Abwandlungen auf dem Glauben an die lückenlose Erkennbarkeit alles Seienden und Geschehenen und auf dem Anspruch der Forschung, durch ihre Mittel und Verfahrungsweisen diese Erkennbarkeit auf jedem ihrer Gebiete zu einer untrüglichen „wissenschaftlichen" Erkenntnis der natürlichen und geschichtlichen Vorgänge zu machen. Der ehemals behauptete Zusammenhang aller Einzelforschungen durch die Zielsetzung einer wissenschaftlichen Gesamterkenntnis der Welt, in der nach der Meinung der aufgeklärten Geister die höchste Vervollkommnung des Menschengeschlechtes beschlossen lag, war freilich seit der Mitte des 19. Jahrhunderts allmählich verlorengegangen, aber der Glaube an die untrüglichen Erkenntnis m i t t e l war in den Natur- wie in den Geisteswissenschaften immer stärker zur Herrschaft gelangt und führte zu jenen unbeirrbaren Einzelmärschen in den tausendfach verästelten Teilgebieten, deren Sinn, wie wir sagten, nur noch in der Förderung der Wissenschaft selbst oder in ihrer technischen Anwendung auf Sachen lag, mochte aus dem Menschengeschlechte werden was da wolle. Weder die Philosophie noch die Mathematik vermochten eine menschliche Mitte und geistige Ordnung gegenüber den ungeheuer anschwellenden Stoffmassen zu halten. Das Weltbild der logisch-mathematischen Wahrheit, die Vorstellung eines auf den unabänderlichen Gesetzen der Ursächlichkeit beruhenden reinstofflichen Zusammenhanges der Dinge, der unabhängig vom Betrachter sei, brach auseinander. Damit wurde das Erkenntnismittel in seiner verstandlichen Ausschließlichkeit von innen heraus von selber aufgehoben. Außerhalb der Wissenschaft erhoben sich äußerste Gegenbewegungen des Mystizismus, Okkultismus und Spiritismus, die sich jenseits der Grenzen des vernünftigen Denkens umtreiben und deren drohendes Anschwellen freilich erst begonnen hat. Aber längst bevor es den Einzelforschern in ihren Sondergebieten bewußt wurde, zeigte auch die Denkart des wissenschaftlichen Menschen selbst in ihren feinsten und empfindlichsten Vertretern eine Wandlung an, die den schwindenden Glauben an die eherne Eigengesetzlichkeit der rationalen Erkenntnis verriet: es gab für sie keine unbedingt feststehende Wahrheit mehr, es gab vielmehr nur noch auf irgendwelche Annahmen bezügliche, stets sich wandelnde Ergebnisse. Die äußerste Verfeinerung und Vervielfältigung der Verfahren zur Erforschung der Wahrscheinlichkeit

und Bezüglichkeit aller stofflichen und seelischen Vorgänge konnte nicht mehr darüber täuschen, daß die Wissenschaft außerstande war, die gegenständliche Wirklichkeit der Dinge und Geschehnisse mit ihren Mitteln zu erfassen. Es gab für sie keine irgendwie gestaltete objektive Welt mehr sondern nur noch jeweils von einem Einzelmenschen erzeugte, nur noch subjektive Welten. Ja bedeutende Forscher haben in den letzten Jahren geäußert, daß die Wissenschaft nicht einmal eine wahre Erkenntnis des Stoffes und seiner Vorgänge zu geben vermöge, sondern sich in der steten Selbstkorrektur ihrer Ergebnisse bewege und von ihren notwendigen Fehlern lebe: eine Penelope, die das am Tag Gewebte in der Nacht aufdröselt, um ihre Freier in Atem zu halten. Mit diesen Einsichten war die eisige einseitige Verstandesaskese in die letzte Phase ihrer Begrenztheit getreten und gestand ihre Unzulänglichkeit, das Leben durch Erkenntnis zu beherrschen. Das verwandelte Leben forderte andre Werkzeuge zu seiner Erfassung und Begreifung: hinter den Trennungen und Zerlegungen des Verstandes erschienen fast plötzlich die Körper und Gestalten in ihrer unversehrten Lebendigkeit und rätselhaften Undurchdringlichkeit: sie spotten jeder Auflösung in „objektiven Wahrheiten" und sind dem Teilsinn so unzugänglich wie Zeugung und Tod.

George hatte sich von der sprachlichen Mitte her allen Zerlösungen in Deutschland entgegengesetzt und mit der Wiedergeburt des Wortes begonnen. Indem er zunächst der Dichtung durch Werk und Vorbild einen festen Boden der Überlieferung gab, richtete er gegen alle Versuche, sein Wirken mit in die Wirbel des Untergangs zu ziehen, die unerschütterliche Feste seines Werkes und seiner stetig wachsenden dichterischen Gefolgschaft auf. Indem er durch die Dichtung das ewige Bild des Menschen in seiner ganzen Geschlossenheit wiedererweckte, gab er seinen Folgern den neuen Blick in die Natur und Geschichte und wie ihrem Dichten und Handeln so auch ihrem Betrachten und Erkennen einen verwandelten Sinn. Denn jede Zeile Georges widersprach, wie die aller großen Dichter und Seher, dem Grundsatz der wissenschaftlichen Erkenntnis seiner Zeit: daß Leben und Welt durch das Mittel des Verstandes erklärbar und erfaßbar seien. Sein Wort „unhebbar ist der lebenbilder sinn" ist der deutliche Ausdruck seines dichterischen Glaubens, daß es geheimnisvolle Mächte gibt, deren Träger und Getragenes der Mensch selber ist, und die eben deshalb für seine Einsicht nicht berechenbar und nicht beherrschbar sind. Das bedeutete keinen Wunderglauben im christlichen Sinne als eines übernatürlichen Eingriffs in den natürlichen Ablauf der Dinge — die nötige Sicht einer Welt, in der sich das Natürliche und Göttliche gespalten hatte —: für George lag im Bestehen und Geschehen der Welt selbst das Wunder. Deshalb forderte auch

jede Zeile seines Werkes Ehrfurcht vor den gegebenen Erscheinungen der Welt, vor der leiblichen und geistigen Gestalt, und widersprach der nur wißbegierigen und zweckhaften Zerlegung und Zerfaserung um einer einseitigen Erkenntnis oder Nutzung willen. Und endlich stellte sein Wissen um Rangordnung und Größenverhältnisse die schöpferischen Menschen und Völker in die Mitte der Betrachtung und verneinte die wahllose Beschäftigung mit jedem beliebigen Stoff die auch das Kleinste und Wertloseste als „Glied der Entwicklung" dem Bedeutenden und Schaffenden gleichsetzt. Ja in noch tieferem Gegensatz zur demokratischen Wissenschaft seiner Zeit sprach er jedem das Recht ab, beliebig über jedes zu reden und zu schreiben. Nicht nur Verstand, Wissen und Schulung bedarf es nach seinen Worten, sich über ein Großes zu äußern, sondern einer bestimmten Gesamtartung des Menschen, die der Würde des Gegenstandes gemäß ist: „Urteil erfordert Rang". Denn gerade ohne dieses beschränkende Recht der inneren Entsprechung war der Verstand souverän geworden und würde es wieder werden, um unter der Maske der Wahrhaftigkeit alles Hohe und Große dem plumpsten und gröbsten Urteil preiszugeben. Wir führen zwei Typen von unbestrittenem Rufe dafür an. Wilamowitz dessen Schädlichkeit bereits im Hildebrandtschen Aufsatz (Jahrbuch 1910) dargetan wurde, hat nachdem er den Äschylus dem bürgerlichen Geschmack mundgerecht zu machen versucht hatte, auch den Plato journalisiert: „Ein glücklicher Sommertag", „Letzter Kampf um das Lebensglück" — ein Plato für Dienstmädchen, wie man damals im Dichterkreise sagte. Karl Voßler, der weit über Deutschland hinaus bekannte Romanist, sah — wie ebenfalls schon in einem der Jahrbücher angedeutet wurde — in der Vita nuova Dantes etwas „Geckenhaftes" und kanzelte „die im innersten Kern mißratene Konzeption" des Paradieses in ehrfurchtlosem Gewitzel ab — am Schluß des Fegefeuers kommentiert er gar die Matelda so: „Das Blumenmädchen wird zur Waschfrau". Wenig verschlägt es, daß dieser Gelehrte nachher in einer neuen Auflage seines Buches die schlimmsten Taktlosigkeiten auszumerzen versucht hat. Er leitete eine neue Tradition ein: von seiten der Wissenschaft die systematische Besudelung der großen Dinge.

Diese Beispiele erweisen zur Genüge, daß man auch die anerkannten Vertreter der heutigen Wissenschaft nicht zur Verwaltung der geistigen Güter bestellen darf.

Der durch George hervorgerufene Wandel der Grundvoraussetzungen veränderte für die Schüler Georges die ganze Sinngebung und Zielsetzung des wissenschaftlichen Erkennens. An die Stelle des Scheinzieles einer endgültigen Aufklärung oder einer objektiven Erkenntnis im Dienste der Wis-

senschaft trat der Wille zur Stärkung des heutigen Daseins und der Dienst am Werke des lebenden Meisters. An ihm und durch ihn hatten die Jüngeren erfahren, daß die schöpferischen Mächte immer wieder in großen Menschen durch alle Verschalungen der erstarrten Zeitformen brechen und das Göttliche in Werk und Tat und Bild offenbaren. Daher knüpfen sich auch die ersten Prosen der Blätter von den frühen Anfängen bis zu „Herrschaft und Dienst" an die mehr dichterischen Versuche, die Gestalt Georges selbst zu erfassen. Die Erweiterung der Proseschriften zu wissenschaftlichen Werken über Shakespeare, Platon, Goethe und Nietzsche waren nur Auswirkungen des neuen Blickes auf gleichhehre Geister der Vergangenheit, war das begeisterte Wiedererkennen desselben Lebensvorgangs bei den großen ewiggegenwärtigen Toten. Gundolf sah Shakespeare als einen weithin ausstrahlenden Glutkern von Schöpfertum, Goethes vielfältige Entwicklung als eine einheitliche sich stetig im Werke auswirkende und stetig selbstbegrenzende Gestaltungskraft, Friedemann sah in Platon die vollkommene Gestalt des reich- und weltschaffenden Genius, Bertram deutete Nietzsche zum erstenmal über alle Einzelprobleme hinaus von seinem geistigen Bild und Schicksal her als den Lebendig-Ewigen, dessen Mythus wie der aller Großen nicht stirbt sondern in uns und mit uns weiterwächst.

Diese ersten Werke lassen noch eine Verbindung mit der alten Denkwelt erkennen, aber sie sind zugleich schon in die neue getreten: das macht ihren besonderen Reiz aus. Ihre Verfasser begründen daher noch ihre verwandelte Betrachtungs- und Arbeitsweise, um den Vorwurf der Unsachlichkeit oder Schwärmerei von sich fernzuhalten. Die Kritik der Wissenschaft hat ihnen auch die Klarheit des Aufbaues, die Sicherheit des Fachwissens und die geschulte Handhabung des nötigen Werkzeugs nicht abstreiten können. Aber so weit und so tief auch in wenigen Jahren ihr Einfluß auf unser Schrifttum und tiefer noch auf die Jugend wurde: bis heute ist die bürgerliche Wissenschaft von tiefem Mißtrauen, ja von einem oft versteckten aber immer wieder ausbrechenden Haß gegen sie erfüllt geblieben. Sie erkennt die Leistungen der gedanklichen Zucht und Sauberkeit und den neuen Adel der Sprache wohl an, aber verneint zugleich ihre Grundlagen, wohl fühlend, daß deren Anerkennung die Denkart und das Dasein des bürgerlichen Menschen selbst aufheben würde. Man verzeiht diesen Folgern Georges nicht, daß sie die Maßstäbe und Wertungen anderen Quellen entnehmen als denen der bürgerlichen Übereinkunft, die man heute nur noch verschämt als Voraussetzungslosigkeit bezeichnen darf, wie wir oben darlegten. Man verzeiht ihnen nicht, daß sie das Wachstum des dichterischen Lebens höher schätzen als die „Wahrheit" von tausend stofflichen Ergebnissen und vor allem nicht, daß sie eine „ungeheure Überwertung ja Vergötzung der gro-

ßen Individuen" treiben und bei unverkennbarer Beherrschung der kritischen Methoden der Wissenschaft damit selbst einen lebenden Menschen in ihrer „götzendienerischen Manier" verherrlichen. Denn man darf nach der Meinung unserer Gelehrten die Wissenschaft selbst, den Fortschritt, die Technik preisen, anbeten und ihnen Jugend und Leben opfern, man darf die Freiheit des Individuums, die Voraussetzungslosigkeit der Forschung oder sonst ein Begriffliches mit der eisernen Verbissenheit von Ketzerrichtern vergöttern. Aber die leibliche Erscheinung des Menschtums in seiner höchsten Gültigkeit, den großen geistigen Menschen in seiner göttlichen Urkraft, wie er trotz und mit allen Bedingnissen von Ort und Zeit in seiner Einmaligkeit und Unwiederholbarkeit erdgeboren und eigengesetzlich dasteht, darf man nicht als das darstellen was er war und ist: als den Weisen etwa, der mit einem Blick das Wirrsal der tausend Einzelwissen überschaut und mit seiner Schau das Denken von Jahrtausenden befruchtet, als den Helden, der die Hydren der Empörung niederschlägt und mit seiner harten Kraft den verlaufenen Völkern seine lebendigen Formen aufprägt, als den Dichter, der einer entgötterten Erde wieder den belebenden Funken vom Himmel holt. Man darf ohne seinen Ruf als ernster Forscher zu gefährden, vor allem nicht die ganzen Kräfte der Liebe und Begeisterung in den Dienst des großen Lebenden stellen, und mag diese Liebe die Verantwortung vor dem eignen handwerklichen Tun und die Leidenschaft zur genauen Einsicht in die geschichtlichen und natürlichen Dinge noch steigern, sie wird als Trübung der klaren Erkenntnis verdächtigt, eben weil sie sich eine Trübung durch die t o t e Wahrheit nicht gefallen läßt.

All diese Vorwürfe kümmerten freilich die „Georgianer" gar wenig. Sie waren viel zu sehr von der freudigen Lust durchdrungen, mit dem neuen Auge die gegenwärtigen und vergangenen Dinge zu erfassen, als daß die Streite um alte und neue Wissenschaft sie bemüht hätten, sie hatten viel zu große Achtung vor der kühl und langsam wägenden vernünftigen Helle, als daß sie in ihrem Kampf um die Ergreifung und Begreifung der Welt auf die Ratio als Mittel und Prüfstein verzichtet hätten, wenn sie sich nicht anmaßte Selbstzweck und letzter Sinn des Daseins zu sein. Aber sie wußten ebensogut, daß die neuen Schriften notwendig den Kreis der rein logisch verknüpften Tatsachen überschreiten mußten, weil ihr Gegenstand — die schöpferischen Genien — den der reinen Erfahrung überschreitet und nur an dem Erlebnis eines lebenden Genius und einer aus ihm geschöpften Anschauung des Menschlich-Großen erfaßt wurde.

George, selbst der genaueste Sprachkenner oder soll ich sagen Philologe, hätte keinen mit der Marke der Blätter vor die Öffentlichkeit treten lassen, der nicht sein Fachwissen wie jeder Beste seines Faches be-

herrschte, aber freilich auch keinen, der über der nötigen Beherrschung des Handwerks nicht eine fruchtbare und unser gegenwärtiges Dasein belebende Schau in seinem Stoffbereich getan hätte. Denn wo nichts geschaut wird hat auch das Denken sein Recht verloren, und wo das helle sondernde Denken nicht das Geschaute in klaren festen Begriffen zur sprachlich bildhaften Darstellung bringt, haben beide ihr Recht verloren. Diese Gegenseitigkeit von Schauen, Denken und Schaffen ist in der Einheit der gesamt-geistigen Kräfte des Menschen gegründet und ihre höchste Dichtigkeit und Fülle in einem Menschen, nicht ihre größte Sonderung und Vereinzelung, gewährleistet die tiefste Erkenntnis und das weiteste Wissen. Edith Landmann hat dieser Weisheit des Dichters in der „Transzendenz des Erkennens" den philosophischen Ausdruck gegeben. Wie eine scheu verhüllte Freude der Seele, die selbst unter dem Joch gedient hat, dringt aus ihren hellen Darlegungen die Einsicht, daß die ganze erscheinende Welt weder unfaßlicher Sinnentrug noch eine Summe zerlegbarer Bezüge ist, sondern lebendige Gestaltung: „Wir dürfen wieder an das glauben" sagt sie „was wir sehen und wie wir es sehen". Der erkennende Mensch wird hier wieder von der trügerischen Notwendigkeit der Auslöschung seiner Persönlichkeit befreit und findet nicht in der Entselbstung sondern im Maß der ihm verliehenen Fassungskräfte die Fülle und Grenze seiner Einsicht. Das Denken, das in Gefahr war sich an seine eigenen Geschöpfe zu verlieren, gesundet nach ihrer Darlegung wieder an der vom Dichter aufgestellten Norm des großen Menschen und am Dienst des schönen Lebens.

Die deutsche Anschauung von der Erscheinung des Seienden im Raum und die französische von der schöpferischen Entwicklung des Lebens in der Zeit waren in der Weltsicht Georges schon eine höhere Verbindung eingegangen, bevor sie in beiden Völkern ihren besonderen philosophischen Ausdruck gefunden hatten. In der tiefen Verbundenheit von heldischer Gestalt und schönem Leben, von der leiblichen Erscheinung des Ewigen und seiner immer neuen Verwirklichung im schöpferischen Augenblick verschmolzen die Lehren von Sein und Dauer, Denken und Leben zur unauflöslichen Einheit. Ihm und den Seinen handelte es sich freilich nicht um die Erkenntnis dieser Einheit sondern um ihre Darstellung und Verwirklichung in Leib und Staat, sie wollen noch wirken und handeln wenn sie Wissenschaft treiben, und bildend wie denkend die Krise fördern, welche heute in allen jugendlichen Köpfen fiebert und nach Heilung von jahrtausendalten Gespenstern ruft.

Von dieser Sicht aus gab es keinen Zweifel weder über das Wie noch das Was der Forschung mehr, es galt zu scheiden wie der frühe Gundolf

schrieb „zwischen Totem und Lebendigem, ja zwischen Tötendem und Belebendem" im weiten Reiche unserer Menschheit. So entstanden keine Bücher, die nur Wissenstoff ordnen und häufen, sondern die gewonnenen Einsichten und Bilder unmittelbar in Blut- und Seelenstoff verwandeln wollten, tathafte Werke, die sich als Bücher überflüssig machten, wenn sie ihren Sinn erfüllten.

Nachdem mit den genannten Werken zwischen 1909 und 1918 der Durchbruch zu einer höheren Anschauung und befreiteren Darstellung unserer großen Bildner gelungen war, griffen im folgenden Jahrzehnt mit den älteren auch schon einige der jüngeren Folger ein, „um das durch das Dichterwort gewandelte Gesicht der Dinge zu sagen". Das Bild des großen Führers wurde mit leidenschaftlicher Liebe weiter umgriffen: den lebenden Dichter suchten Edith Landmann in ihrer „Georgika" (1920), Friedrich Gundolf in seinem „George" (1921) mit dem ganzen Reichtum seines geschulten Denkens und der ganzen Inbrunst seiner gläubigen Begeisterung werkhaft und persönlich zu erfassen. Albrecht von Blumenthal hat in den „Griechischen Vorbildern" (1921) die griechischen Dichter heroisch zu sehen versucht, Nietzsche wurde vom jüngeren Gundolf und Hildebrandt als „Richter unserer Zeit" (1923) und im gemeinsamen Kampf und Schicksalsgang mit seinem großen Erwecker und Feind in „Wagner und Nietzsche" (1924) dargestellt, „Raffael" (1923) von Wilhelm Stein in seiner Menschen und Werke formenden leiblichen Gewalt als die ausstrahlende und befruchtende Mitte der künstlerischen Renaissance, „Napoleon" (1923) von Vallentin als der wesenhafte Mensch beschworen, an dem die zeitlosen und ewigen Gesetze der heldischen Artung aufstrahlten. Wie sein Heros über Sieg und Untergang, Feindschaft und Freundschaft der Völker als geistiges Vorbild gerade für unsere Jugend noch wirksam bleibt, hat dann derselbe Verfasser in seiner Schrift „Napoleon und die Deutschen" (1926) gezeigt. Nachdem Gundolf von Cäsar wenigstens die „Geschichte seines Ruhms" (1924) dargestellt und nun auch sein großes Werk über Shakespeare (1928) vollendet hat, sind — bis auf Alexander — die hohen Namen, die er in seinem „Dichter und Helden" schon kurz umschrieben hatte, ins neue Sehen einbezogen.

Zu diesem Streben, die sinnbildliche Wesenheit der großen Schatten zu fassen, kam durch die großen staatlichen Gesänge Georges das Verlangen, den volkschaffenden Helden auch in der besonderen Schicksalsluft seiner Gemeinschaft zu sehen. Niemals vielleicht war unser Volk weiter von dieser Sicht entfernt als in den schlimmen Jahren nach dem Kriege: die Vielspältigkeit seiner geistigen Wurzeln aus Germanentum, Antike und Christentum und aus den Verschlingungen ihrer Erneuerungen und Wie-

dererweckungen, Wurzeln, die gerade der alles erforschende Historismus des 19. Jahrhunderts in ihren letzten Stofflichkeiten bloßgelegt hatte, trat damals verwirrender als je zutage. Aber in den trüben Jahren, als die Untergangsstimmung auch die festesten Herzen ergriff, fühlten die um George die feste Erde unter sich, die der Dichter ihnen gegeben hatte. Sie setzten der Verelendung und Hoffnungslosigkeit die Bilder jener heldischen Männlichkeit entgegen, auf welchem Plane unseres vielgeschichteten Schicksalsgefüges ihre Liebe sie fand. Gegen das bloße Sichfügen ins Unvermeidliche riefen Wolters und Petersen in den „Heldensagen der germanischen Frühzeit" (1921) den trotzigen Stolz und unbrechbaren Willen unserer heidnischen Altvorderen auf, gegen die Erweichung und Verpöbelung des Staates Wolfram von den Steinen in den „Staatsbriefen Friedrich II." (1923) die eherne Härte und adlige Geistigkeit des Staufenkaisers und Hildebrandt in seinen Werken „Norm und Entartung des Menschen, Norm und Verfall des Staates" (1920) den staatsschaffenden Heros als Ursprung und Mitte der natürlichen wie geistigen Bildung des Volkes. Sie schwiegen auch nicht — zur großen Verwunderung derer, die sie noch immer für weltfremde Schwärmer erklärten — in den Kämpfen des Tages und setzten bei der Bedrohung von Rhein und Ruhr ihr neues Wort gegen das alte seelenwerbende Wort Frankreichs: Bertram im „Rheingenius" (1922), Wolters und Elze in den „Stimmen des Rheines" (1923) und in den „Vier Reden über das Vaterland" (1927). Ja noch „Das Schicksal der Musik" (1923) von Wolff und Petersen kämpfte trotz der scheinbaren Ferne seines Gegenstandes den gleichen Kampf um die männliche Artung des deutschen Menschen, um seine Befreiung aus dem bild- und verantwortungslosen Klangrausch, der wie früher als einlullendes so jetzt als aufpeitschendes Reizmittel noch verzehnfacht weiterzuströmen drohte, als sein harmonischer Zauber schon gebrochen war.

Um diesen engeren Kreis der Blätterwerke legte sich ein weiterer von Befreundeten oder Nachahmenden, und bald war die neue Blick- und Darstellungsweise, ob bemerkt oder unbemerkt, begrüßt oder befehdet, in fast alle erheblichen Bereiche der Geisteswissenschaften eingedrungen. Aber es lag den Blättern fern, wie wir erläutert haben, eine Wissenschaftsschule mit gangbaren Methoden und erlernbarer Systematik aufzubauen. Gerade in der Einmaligkeit und Unwiederholbarkeit der an Person und Augenblick gebundenen Schau und Findung lag die befruchtende Wirkung ihrer Bücher, und wo sie mit ihnen die Geister wandeln und die Herzen für ihre Sinngebung des Forschens und Erkennens gewinnen konnten, lag ihnen nichts an Nachfolgern die auch im neuen Stile schrie-

ben, aber besser beim alten geblieben wären. So mußten manche, die sich schon auf Lehren beriefen und festgelegt hatten, bald erkennen, daß das wahre Enkelgeschlecht schon ganz woanders stand. Jene die etwa schmälten, daß die Georgeschüler sich nicht um Tatsachengeschichte und Lebensbeschreibung der großen Männer bekümmerten, bemerken heute schon, daß die Jüngsten wie Ernst Kantorowicz in seinem „Friedrich II." (1927) und Max Kommerell in seinem „Der Dichter als Führer" (1928) den dämonischen Tatstoff mit dem gleichen Atem zu durchseelen wissen wie die älteren Gefährten den hellen Werk- und Geiststoff der großen Leben. Sollte nicht, statt der Suche nach schnell fertigem Urteil, Lobern wie Schmälern einmal der fragende Gedanke kommen, wie es denn möglich ist, daß aus demselben Kreise nun schon seit Jahrzehnten immer neue Jugend auftaucht, die was sie ergreift groß ergreift, und nicht durch Theorien sondern durch Werke siegreich in die gewählten Wissensbereiche vordringt? Uns dünkt es um so wunderbarer, als nicht mehr alle des Enkelgeschlechtes sich der wissenschaftlichen Forschung widmen und die meisten praktische Tätigkeiten einer Laufbahn des Gelehrten vorziehen — glückverheißendes Zeichen, daß den Söhnen des Dichters alle Wege offenstehen, um schaffend und wirkend weiterzuschreiten.

7. KAPITEL: DIE VERWANDELTE STELLUNG DER MITWELT

SCHON das Jahrzehnt zwischen 1905 und 1914 zeigt eine tief verwandelte Stellung der öffentlichen Meinung in Deutschland über die Dichtergemeinschaft der Blätter für die Kunst: an die Stelle überheblichen Spottens und billigen Höhnens war die erzwungene Anerkennung Georges und eine vermehrte aber schon in die Verteidigung gedrängte Feindseligkeit gegen seinen „Kreis" getreten. Das bloße Dasein des Georgeschen Werkes, ob es anerkannt oder abgelehnt wurde, hatte die deutsche Geistigkeit zu einem Wechsel ihrer Anschauungs- und Ausdrucksformen gezwungen, hatte die Lager zwischen Jungem und Altem tiefer als je vorher getrennt. Auf dem Gebiete der Sprache wurde dieser Einstrom am frühesten und deutlichsten sichtbar: an die Stelle der saloppen Verantwortungslosigkeit vor unserem kostbarsten Gute trat wieder das Streben nach Sorgfalt und Schulung in den sprachlichen Formen. Eine Ahnung höherer Verpflichtung vor dem Worte ergriff die noch empfindlichen Seelen des lebenden Geschlechtes und drang durch die tausend Kanäle des

öffentlichen Schrifttums wenn auch noch so verdünnt und abgeschwächt in die Allgemeinbildung. Mit der sprachlichen Wandlung verband sich ungewußt und ungewollt eine solche der menschlichen Werte und die rohe stoffliche Auffassung der vorhergehenden Jahrzehnte wich hie und da einer geistigeren, im Anspruch wenigstens „ideellen" Anschauung der Dinge.

Für die große Masse der Schriftsteller wie der Genießenden bedeutet dies freilich nicht mehr als die Aufnahme neuer Moden und Schlagworte zur Verkleidung der alten Zwecke. Wollte man den Kreis Georges mit darunter befangen, so glitten die Schlagworte schon in dem Augenblicke von ihm ab, wo sie weitere öffentliche Geltung erlangten. Denn man konnte die Blätter-Dichter nicht mehr „Dekadente" nennen, wenn man bemerkte, daß man damit gesunde und beinah vierschrötige Erscheinungen bezeichnete die sogar schon „die feiner organisierten Genien unterdrückten", man konnte sie nicht mehr „Lebenfremde" nennen, wenn man sah, daß die Scheltenden weniger von der Welt wußten als die Gescholtenen und daß „ins Leben gehen" für den Literaten nur bedeutete: Geschäfte machen. Die Bezeichnung „Neuromantiker" versagte ebenso für sie, weil bald auch die Naturalisten „neuromantische" und die Neuromantiker „naturalistische" Stoffe behandelten. In gleicher Weise versagte dann auch in den folgenden Jahren die versuchte Einreihung unter die „Ästheten", weil man die nicht mehr als verzärtelte Genießer und Schönredner bezeichnen konnte, die ihre Überzeugung mit Tat und Werk nach außen trugen, und ebenso die unter bloße Eiferer für eine Sache oder Lehre, da ihnen das „Was" des Gesagten nie wichtiger war als das „Wie". Es war ein ehrliches Erstaunen, als man auf der Gegenseite plötzlich entdeckte, daß diese „sublimen Apokalyptiker mit verklärten Händen" ganz gesunde junge Leute, daß diese „kaninchenhaarigen Weichlinge" streitbare Herolde waren, die den Kampf gegen die gespreizten Geist-Moden wie gegen die sogenannten Kulturmächte auf der ganzen Linie eröffneten.

Während und nach dem Weltkriege hat sich dann das Verhältnis der Umwelt zu George und der Bewegung der Blätter für die Kunst völlig gewandelt. Durch die weiteren Prosawerke der Blätter waren fast alle Gebiete der deutschen Bildung und Gesittung ergriffen und ihre Vertreter genötigt worden dazu Stellung zu nehmen. Durch den STERN DES BUNDES und die Kriegsgedichte Georges war der schon vorher 1914 erschütterte Widerstand gegen seine Dichtung verschwunden und wich nun einer fast allgemeinen Anerkennung seines Wesens und Werkes. Aber sowohl diese Anerkennung wie die Auseinandersetzung der Öffentlichkeit mit den wissenschaftlichen Werken seines Kreises bedeutete mehr eine Breitenwirkung Georges in die gebildeten Schichten als eine Tiefenwir-

kung in die Seelen. Ja, man kann im letzten Jahrzehnt von einem in seiner Vielfältigkeit erstaunlichen Versuch sprechen, diese größte Erscheinung der Zeit nach ihrer Anerkennung zu umgehen oder ihrem verpflichtenden Willen auszuweichen. Als weder Verschweigen noch Schmähen und Verleumden vor der Wucht des unwandelbar durch die Wirren und Wandlungen unseres Volkes schreitenden Mannes mehr half, ging man zum Annehmen und Loben über und blieb ihm fremd wie zuvor.

Völlig gefallen war die Meinung von der Unverständlichkeit und den undurchdringlichen Rätseln seiner Gedichte, und ernste Gelehrte gestanden ihren früheren Irrtum ein und bekannten, daß ihre eigene „versteinerte und abgeleierte Sprache" ihr Ohr verschlossen habe. Völlig gefallen war der Vorwurf des genießerischen Ästheten, und sein Dichten erschien nun als „sittliche Tat", sein Kreis als „Kampfgemeinschaft zur Erstarkung und Erfüllung des irdischen Lebens". Völlig gefallen war der Hohn über den schwärmerischen Mysten und gerade seine „Mystik" erschien im Gegensatz zur üppigen musikalischen Verschwommenheit nachahmender Literaten herb und metallen, seine Bilder, noch wo sie Geheimnisse sagen, nicht zerfließend und rätselnd sondern plastisch und klar. Gefallen war endlich der Anwurf vom volkfremden weltabgewandten Asketen, und vor den marklosen Menschheitssüchtlern, alten und jungen Pazifisten, stand er als „Heimatdichter" und Bekenner seines Volkstums, als der einzige, in dem das große Erlebnis des Krieges Gestaltung gefunden, dessen Stimme rein und groß über der Zeit schwebte und allein Zeugnis ablegte, daß in den Tagen der Unehre die Ehre des Vaterlandes nicht völlig erstorben war. Man tastete sich an diesem Faden rückwärts und vernahm nun, daß dieser Dichter von Beginn an zutiefst mit seinem Volke verbunden war und mit seinen reinen Händen den Segen über ein unreines Geschlecht hinweg bewahrt und erhoben hatte. (Der Tag 5. 11. 22.) Ja selbst der Begriff der Politik hatte sich unter seinem Wirken verwandelt und man verstand Politik wieder als „Schicksal des Vaterlandes" (Weserzeitung 12. 7. 28).

Dieser war, so lauteten andre Stimmen der letzten anderthalb Jahrzehnte, der unerschütterliche Geist, der inmitten der Auflösung und Verflachung aller hohen Vorstellungen den Begriff des Dichters mit dem Gewicht neuer Verantwortung, mit dem Glanz neuer Heiligkeit und priesterlicher Würde erfüllt hatte, wie ihn so nur Dante verkörperte. Dieser war der große Künstler und Herr der Gegenwart, der das Gotteshaus unserer Sprache wieder gereinigt hatte: der sich allen Lockerungen und Reizen in der Dichtung versagte, um ihr wieder Strenge und Spannungswillen zu geben, der sie nicht an flimmernde Abschattungen verkaufte, um ihr im

Wandel des einen hohen Tones den Ausdruck großer Menschlichkeit und erhabenen Schicksals zu erwerben .. der ihr Zucht und Rausch zugleich, kristallharte Greifbarkeit und dunkle Festtäglichkeit eroberte. Dadurch hatte — so hieß es weiter — das Wesen der dichterischen „Form" eine völlige Wandlung erfahren: statt des abgezogenen Begriffes erkannte man wieder in ihm die unerklärbare vorgedankliche Urkraft, welche die glühendsten Wallungen des Blutes in helle geistige Gebilde bannt und die ganze Wirklichkeit von Seele und Leben, Welt und Gott in ihren Schöpfungskreis zu ziehen vermag. So öffnete dieser Belauscher und Ergründer der Geheimnisse der Sprache, die als letztes Erbteil Gottes einer von ihm verlassenen Welt verblieben schien, seinen in der Verwirrung des Massenhaften, in der Öde des Alltags und in der grauen Dürftigkeit der Elendsliebe erblindeten Zeitgenossen „die Augen der Seele", daß sie im Mysterium des Wortes das Unbegreifliche und ewig Unbegriffene zugleich als Gebilde erfaßten und sich vom Zwiespalt der Denkerstörung lösten, durch den Gedanke und Wort, Erscheinung und Sinnbild, Bedeutung und Form in einem unlöslichen Kampfe lagen. Ja, eine Zeitschrift erhebt sich zu einem mythischen Vergleich: durch diesen Mund des Gottes, der einst den Marsyas geschunden hatte, war die Kunst wieder Gottesdienst statt Müßiggang und leichte Lust geworden und erhob sich in drohender Majestät zum Range einer göttlichen Macht von größerer Wirklichkeit als das unwesentliche Leben.

Anderen schien durch Georges Dichtung wiedergeboren, was seit Goethe und Hölderlin verloren war, ein neues Wissen um Ursprung und Sinn des Dichterischen „eine apollinische Traumschau deutschen Wesens", ein neues Griechentum in nordischer Ergießung. Durch Glut und Plastik sah man sein Werk der Antike genähert, durch seinen „polyphonen Charakter" stellte man es in eine Reihe mit den großen Denkmälern des Abendlandes, mit den Domen der Gotik, den Epen Dantes, den Dramen Shakespeares, den Schöpfungen Bachs. (Österr. Rundsch., 1923.) Es wurde zugestanden, daß er die klassischen Elemente Goethes in sich aufgenommen hatte, aber nicht minder sah man die romantischen Farben und Klänge und noch die modernen Elemente, Unrast und Unendlichkeit, in ihm verfangen und gebändigt. Denn trotz aller seiner stolzen und feindseligen Überhebung über die Gegenwart konnte man in seiner Dichtung keine Vergangenheit im Sinne einer Unlebendigkeit entdecken: aus dem beschmähten „Neuromantiker" war der unromantischste Dichter unserer Zeit und unseres Landes geworden, der durch seine Formkraft alle Trennungen unseres Wesens aufgehoben und, wie es an einer Stelle heißt, durch sein Werk „den Riesenformen unserer Industrie und Wirtschaft ein so Mächtiges und

Monumentales entgegengesetzt hat, daß es auch diesen Gegebenheiten seinen Sinn aufprägt".

Sah man anderenorts George als den Dichter „der dem Ende und Anfang eines Alters den Namen gibt", so bekannten mehrere deutsche Stimmen in den Jahren nach dem Kriege, als die Verworrenheit und Wurzellosigkeit des nationalen Geistes offenbar und die Selbstbesinnung auf die tieferen Ursprünge unseres Wesens nötiger wurde als je, in einem Manne, der das ganze heimische wie europäische Erbe in unserer Sprache wiedergeboren hatte: den vorbildlichen Erzieher, der alles Edle in uns zur Reife bringen und den ganzen verborgenen und verschütteten Gehalt unserer Seele wieder zu einem neuen Weltbild heraufführen könnte. Ja mehr als das: dieser einst so kühle zarte und zerbrechliche Narciß galt bald als der Seher und Prophet, als der Sendbote Gottes, der seinem heiligen Beruf von seinem ersten Ahnen bis heute bis zur Selbstaufopferung treugeblieben war, den kein Haschen nach Ruhm noch feiler Vorteil von dem schweren bitteren Weg der Bindung deutscher Zerrissenheiten abhielt, einem Wege, den seit vierhundert Jahren unsere Größten vergeblich geschritten seien. Er hatte sich, wie ein liberales Intelligenzblatt schrieb, von allen Schlacken gereinigt, um sich zum Gottgeschöpf, das ohne Scham neben Gottes Engeln bestehen kann, zum Sohn und Seher der Gottheit, zur Göttlichkeit selbst zu erheben. (Didascalia 28. 3. 14.) Diese Selbsttreue der Haltung und Unbeirrbarkeit des Handelns stempelte ihn vor allen Lebenden zur Führergestalt, und gerade daß er unbürgerlich und unzeitgemäß war, machte ihn zum Bürgen der Neugeburt, gerade weil er eine abgrundtiefe Verachtung und kompromißlose Abkehr von den Götzen der Zeit zeigte und ohne Rücksicht auf das Murren der Massen und Zetern der Klügler sich selbst für das unsichtbare und ewige Deutschland einsetzte, wurde er zum Richter der entgötterten Zeit und Erfüller des lebendigen Gesetzes erklärt, gerade da sein lapidarer Wille selbst die erstaunliche Unabhängigkeit von der Macht des Kapitalismus zeigte, konnte nur seine geistige Herrschaft die Erneuerung der Volksgemeinschaft bedeuten. In ihm sah man den Letzten, der das bisher Nie-Gelungene versuchte: die gesamte Ordnung der menschlichen Gemeinschaft vom Bild der Jugend her, wie es nur Griechen und Deutsche wollten, neu zu gestalten und uns von den drohenden Greueln des Amerikaner- und Russentums zu befreien. Und mochte man auch für ihn bangen, daß auch er an der Tragödie der deutschen Seele scheitern und sein geistiges Reich den späteren Geschlechtern als schöner Traum einer irdisch-deutschen Verwirklichung erscheinen werde — so sah man ihm doch vergönnt, noch wie Platon weiterzuzeugen in uns heute unabmeßbaren Grenzen.

Wenn man die vielen hier zusammengedrängten und nur von wenigen Minderungen unterbrochenen Stimmen liest und selbst in Abzug bringt, daß sie in wesentlichen Punkten Tonhöhe und Sicht von den Blätterwerken selbst übernahmen, so könnte man glauben, daß wenn auch nicht die härteren Gegebenheiten des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens, so doch die bildenden Künste oder zum wenigsten die Literatur dieser Jahrzehnte den belebenden Strom des Dichters in ihre Adern geleitet hätten. Aber bei der Betrachtung dieser Gebiete zeigt sich die ungeheure Kluft, welche noch immer zwischen dem Bringer der neuen Botschaft und der geistigen Lage der Deutschen klaffte. Gewiß waren vor allem die vermittelnden wissenschaftlichen Werke tief in das Schrifttum eingedrungen und hatten Wertung, Betrachtung und Darstellung der menschlichen Geschicke im jüngeren Geschlecht gewandelt, gewiß waren alle literarischen Werke von Vers und Prose Georges abhängig geworden, seitdem er den „lyrischen Sozialismus langsam stranguliert" hatte (Akad. Bücherschau 1914); gewiß hatten „Impressionismus" und „Expressionismus" wie Gundolf in seinem Georgebuch näher darlegt, ebenso wie vorher „Neuromantik" und „Neuklassik" einzelne Elemente der Georgeschen Schöpfung in sich aufgenommen. Aber sie vermischten diese Elemente mit ihren Endschafts- und Auflösungswirbeln oder übertrieben sie einseitig bis zur Sinnlosigkeit: sie wurden „religiös" ohne Gemeinschaft, „mystisch" ohne Glauben, „aktivistisch" ohne Inhalt und Ziel und „kosmisch" ohne Welt.

Die mit so viel Aufwand verkündeten und vom Bürgertum nach einigem Zögern mit so viel Inbrunst aufgenommenen Kunstrichtungen dieser Jahrzehnte blieben nur Abwandlungen derselben vereinzelten und überlieferungslosen Menschenart, sogenannte „freie" Künstler ohne Boden und Verpflichtung, die heute verwarfen was sie gestern als Höchstes und Letztes verkündet hatten. Die groben Triebreizungen und plumpen Nachahmungen der Wirklichkeit verschwanden vor den verfeinerten Reizungen des persönlichen Sinneneindrucks: der Impressionist spürte nur Momentreize an der Oberfläche der Dinge und zersprühte sie in Flimmern, Streuungen, Linien- und Farbenwirbeln. Er löste die Gehalte und Formen auf, weil sein eigner menschlicher Kern zerstäubt war und er selbst darum kein Gestaltiges mehr wahrnehmen konnte. Am liebsten hätte er sich mystisch ins All ergossen, aber seine Leere hatte nichts zu ergießen. Der Expressionist, in Paris schon um 1890 sichtbar, in Deutschland erst zwei bis drei Jahrzehnte später und vor allem im Umsturztrubel nach dem Kriege erkennbar, — revolutionäre Kunst nach einer Revolution, die keine war — warf sich auf den entgegengesetzten Pol, suchte wieder in tätiger Selbstbehauptung sein vereinzeltes Ich hinauszutragen, den Ausdruck seiner

Einzelzelle in die sinnlose Welt zu prägen. Aber da sein Selbst formlos und ohne bannende Kraft zur Herrschaft über das Draußen war, so blieb ihm nur die Darstellung seiner Willens-Ohnmacht in Zertrümmerung, Ausbruch, Krampf und Schrei: um nur etwas zu tun, glaubte er stets das Äußerste tun, das Chaos umfassen und ballen zu müssen und umfaßte und ballte: das Nichts.

Vor allem auf dem einflächigen Linien- und Farbengrund der Malerei und dem unkörperlichen Tongrund der Musik konnten sich diese Zerlegungen und Zersetzungen am leichtesten austoben und immer noch den Anschein einer völligen Sinnwidrigkeit, wenn auch nicht den einer völligen Wurzellosigkeit und Willkür vermeiden, da auch der tollste Farbenreiz, Körperfetzen und Linientrümmer, auch die mißklingendste Tonreihe und das ausschweifendste Schrittmaß noch ein sinnliches Dasein für sich behaupten können. Aber der Versuch nach dem gänzlichen Abbruch der Überlieferungen aus leerem Hirn etwas Neues schaffen zu wollen, das wiederum keinen ruhenden Grund hergeben sollte, sondern sich stets in neuen „Richtungen" überholte, der Versuch die „Ursprünglichkeit" oder „Unberührtheit", die man im eignen Vaterland, dann auch in Europa nicht mehr fand, irgendwo in einer Urzeit oder bei Urvölkern zu finden, die sich bald als ebenso tausendjährig und verbraucht erwiesen, dieses Suchen und Verschleißen aller Gehalte und Formen der Erde nach der Vernichtung der eigenen führte in kurzer Zeit zur Einsicht, daß man alle diese Wege vergeblich durchlaufen, daß hinter allem chaotischen Taumeln und Flittern das Ewignahe und Ursprüngliche: der unzerstörbare Leib, die Gestalt der Dinge, oder wie man philosophisch zu sagen liebte: der Gegenstand unzergliedert und unverflüchtigt beharrte. Aber das Eingeständnis des Irrwegs kehrte sein Verhängnis für die Lebenden nicht um: sie hatten verlernt die leibliche Wirklichkeit zu fassen. Weder ihr Zauber noch ihre Schönheit war ihren zerknitterten Seelen und zerarbeiteten Werkmitteln mehr zugänglich. Die Ehrlichen gestanden zu, daß sie nach Jahrzehnten einer mißbildeten Kunsterziehung gar nicht mehr fähig waren, etwas anderes als das Niedere und Minderwertige, Zuchtlose und Mißgestaltete zum Gegenstand ihrer Darstellung zu machen, daß sie ein Menschlich-Edleres, ein Dinglich-Wohlgestaltetes, auch wenn es ihnen begegnete, mit ihren Mitteln nicht einmal nachahmend erfassen konnten. Das Garstige und Plebejische, Dumpfe und Wilde, das Errechnete und Versuchshafte und vor allem und überall: das auf den Kopf Gestellte war ihnen als einzige Möglichkeit verblieben.

Die „individuelle" Kunstschöpfung hatte nach einem halben Jahrtausend ihr Ende erreicht und endete nach den gewaltigen Herrlichkeiten

der Großen in Schrei und Klecks der Kleinen. Nachdem der stählerne Ruf des Dichters zur Umkehr gerufen hat, gibt es für keine der Künste mehr ein Zurück in die Öde und Willkür jenes Endes. Es gibt für die Malerei, wie schon Gauguin in einer seiner Verzweiflungen erkannte, keine öffentlichen Räume noch heiligen Wände mehr — das Tafelgemälde war ebenso wie das freie Bildwerk und Tonstück in die letzte Schicht des Privaten gesunken und also unrettbar tot. Auch der Baukunst blieb nur das Abtun von innerlich unwahren Anlehnungen an eine frühere Formensprache und die unkünstlerische Bescheidung mit dem Zweckmäßigen: die kubische Wohnmaschine hatte mit einer Neuschöpfung des künstlerischen Raumgebildes noch nicht das Geringste zu tun, sie verkörperte keinen Geist der Gemeinschaft, weil es keinen gab, wohl aber Ordnung und Regelung der wirtschaftlichen Masseninstinkte und zeigt schon heute die Gefahr, statt des verpönten Individualismus die technische Massennivellierung der Insektenwelt herbeizuführen. Nur wo die Künstler sich die härteste Beschränkung auferlegten und handwerklich schlicht die Urstoffe nach ihren Bedingtheiten und Gegebenheiten formten, wo sie auf den willkürlich-vereinzelten Seelenausdruck verzichteten, konnte die Bildung von Gerät und Schmuck in sachlich schönen Grenzen gelingen.

Dieses schwere Ringen der bildenden Künstler, an dem die Gefährten Georges berufhaft und werklich, streitend und widerstreitend Anteil nahmen, hatte, wie wir sagten, in der noch so willkürlichen oder mechanischen Formung von Stoffen und Schaffung von Räumen einen nutzhaften Sinn, wenn auch der künstlerische Sinn sich ständig selber aufhob. Aber die innere Ziel- und Formlosigkeit des Zeitgeistes offenbarte sich bis zum Letzten, wo er sich an der Sprache versuchte: weil dieser geistigste und zugleich sinnlichste Stoff nur als unmittelbarer Ausdruck menschlichen Wesens erscheint, als Form zugleich Seele, als Gebilde zugleich Sinn, als Gestaltung zugleich Leib ist und also seine Erscheinung als Formlosigkeit, Bildlosigkeit und Gestaltlosigkeit sofort die Seellosigkeit, Sinnlosigkeit und Leiblosigkeit der Darsteller verrät. Hier offenbarte das Suchen nach fremden Gehalten schon das Nichthaben der eignen, das Sichverlieren ins Leere und Chaotische den Mangel an geistiger Kraft, das Auflösen der Formen die Unfähigkeit zur Schaffung von Gebilden. Heute, da selbst die ehemals überzeugtesten Verfechter erklären, daß ihr Naturalismus, Impressionismus und Expressionismus der Dichtung für das Leben unseres Volkes tot, vergessen und begraben, ja außer für die gelehrte Forschung selbst dem Verständnis der Mitlebenden verlorengegangen sei, lohnt es kaum mehr die Abwandlung der Zersetzungen aufzuzeigen, die der der bildenden Künste im zeitlichen Verlauf im wesentlichen verwandt waren. Ob sie

die Dinge „kultisch", „metaphysisch" oder „kosmisch" behandelten oder ausdeuteten, daß die so bezeichneten Bereiche hinter den Zustandsschilderungen ihres Innen- oder des Außenlebens zu suchen seien, sie endeten immer wieder dort von wo sie ausgegangen: bei dem Elend ihrer armen Seele, ihrer armen Lüste, ihrer armen Unwelt. Nicht eine Linie des bleibenden menschlichen Baues, nicht einen seiner ewigen Werte erfaßten sie in ihren Romanen, Dramen und Versen, nur kleinste flüchtigste Oberflächenflimmer und Farbstücke, Augenblickseindrücke von Augenblickswesen ohne Boden und Raum.

Aber, wie sie es immer zu tun lieben, gingen die Deutschen wenigstens in der letzten Phase nach dem Weltkrieg folgerichtig bis zum Ende der sprachlichen Formauflösung. Wie sie vorher in der Übertreibung früherer Blätter-Regeln die Augenhaftigkeit bis zur Übersichtigkeit, die reine Stimmung bis zum Verschwimmen ins All geführt hatten, so steigerten sie jetzt das dichterische Klanggesetz über Satz, Wort und Silbe hinaus bis in die Vereinzelung des Buchstaben. Die dunkle Magie der Tonverbindung, das Wagnis der neuen Wortverbindung um des Bildes willen, artete bei ihnen zum Fallenlassen jeder Sinnverknüpfung und Zerstörung jedes Sinn-Bildes aus. Der Satzbau — von anderen Bedeutungsgehalten der Sprache ganz zu schweigen — wurde gänzlich verworfen, an die Stelle von Klang- und Lautverbindungen trat eine Folge von Buchstabenbezügen, ein rein formales Vokal- und Konsonanten-Konglomerat, dessen gutturale und labiale Werte nicht mehr ein sinnlich feines Ohr sondern ein wissenschaftliches Studium der Phonetik voraussetzen. Bedauerlich war nur, daß diese reinen Formalisten der Dentale und Nasale, Spiranten und Affrikaten sich doch noch an die verbrauchten Worte unserer Muttersprache halten mußten und so meist noch tief im Bedeutungschaos und erbärmlicher Sinngebung stecken blieben.

Doch lassen wir den bittern Scherz! Diese jetzt so bedrohten Kunstgattungen erfüllten vorher dick und qualmig und mit der lauten Anmaßung, die Träger deutschen Lebens zu sein, den Raum, durch den George schritt. Es war der Sinn unserer Ausführungen zu zeigen, wie tief nach fast vier Jahrzehnten seines Wirkens die Kluft zwischen ihm und seiner Mitwelt noch geblieben war. Nicht sie hat ihn getragen, sondern trotz ihrer und gegen sie ist seine Macht erwachsen. Hatte es vor dem Kriege geheißen, daß die politischen, sozialen und technischen Kämpfe und Wirren der Zeit die Küsten seiner adligen Welt kaum bespülten, so mehrten sich nach ihm die Stimmen, die umgekehrt seinen Namen und seine Kunstbewegung als eine Macht bekannten, welche sich tief hinein in die moderne Welt erstrecke und diese vielleicht allein aus ihren Wirren retten könne.

Dieser Widerspruch in der Stellung der Zeitgenossen zu Georges Erscheinung, die Anerkennung seiner großen Macht in der Gegenwart und das Bewußtsein seiner nicht minder großen Ferne und Fremdheit zur Gegenwart, spiegelte sich in den zahllosen Äußerungen zum sechzigsten Geburtstag des Dichters wider, die im ganzen deutschen Sprachgebiet erschienen. Ob sie einen feierlichen Dank an die Welt tönten, die das Wunder eines solchen Menschentraumes blühen und gedeihen ließ (Berl. Tag., 10. 7. 28), oder fast erschreckt von dem Gezeichneten sprachen, dem Selbstüberwindung und stündliche Opfer die Erdenmale der tragischen Heldenschönheit aufgeprägt habe (Prager Presse, 12. 7. 28), ob sie unbedingt oder einschränkend huldigten: immer blieb ihnen ein Rest des Unbefugten, da sie nicht von einem Manne ihrer Welt sprachen, da ihre Äußerungen wohl aus überwundenen aber nicht gewandelten Herzen kamen und sie nichts zu vergeben hatten, was ihn ehren konnte.

Wenn wir nach den besonderen Beweggründen suchen, aus denen George das vielfältige Lob zu seinem Tage entgegengebracht wurde, so zeigen sich uns verschiedene Gruppen und Betrachtungsweisen. Es war nur eine kleine Schar, die sich nicht nur gelegentlich an Gedächtnistagen sondern ernst und stetig um die gesammelte Kraft der Dichtung mühte, damit die lebendige Erschütterung, die ihre Seelen erfahren hatten, sich nicht in den Tagesgeschäften verflache und verzehre. Die durch die Umwälzung aus der Macht geworfenen Schichten waren jetzt endlich zur Schätzung der geistigen Kräfte unseres Volkes gedrängt worden, die sie solange vernachlässigt hatten. Die Zeit war vorbei, wo sie mit Bismarck eine Broschüre über Kornzölle für wichtiger als ein Kunstwerk, und Dichter und Gelehrte für „unproduktiv" im staatlichen Sinne halten konnten: sie suchten nun dort Hilfe, wo sie früher nur müßiges Spiel gesehen hatten, aber blieben auch jetzt für die staatliche Sendung Georges blicklos. Die Vertreter der sogenannten „Intelligenz" dagegen zählten George und die Seinen mit sauersüßen Mienen und stets wechselnder Stellung zur Sphäre europäischer Geistigkeit, obwohl ihnen die Anschauung der Blätter von Mensch und Staat im Tiefsten entgegengesetzt und unverhüllt feindlich war. Sie sowohl wie jene schwiegen daher gerade von dem Rufer zu deutscher Selbstbesinnung und dem Sänger deutscher Verheißung: dem staatlichen Dichter George. Schärfer als bei diesen läßt sich die Stellung der christlichen und unchristlichen Gruppen zum Sichtbarwerden des geistigen Machtraums Georges umreißen: der gläubigen Protestanten und Katholiken auf der einen, der ungläubigen Sozialisten und Kommunisten auf der anderen Seite.

Was die letzteren angeht so war die Zeit längst vorüber, wo die „Sozialistischen Monatshefte" noch „Dialogmöglichkeiten" mit dem Kreis der

Blätter fanden, ja selbst der Instinkt für die tiefe Feindschaft Georges gegen die „Gleichheit lobenden Verräter", der sich noch beim Erscheinen der zehnten Folge während des Krieges wütend geäußert und in den zarten Versen Gundolfs die Ansage einer Bartholomäusnacht zur Ermordung aller Kameraden der Freiheit gesehen hatte, selbst diese Sicherheit des Fühlens war durch die Revolution erloschen. Nur diese zurückgebliebenen Geister vermochten noch von den kleinen Anfangsbuchstaben der Hauptwörter und fehlenden Kommata, von literarischem Manchestertum und der materiellen Sorgenlosigkeit des Ordens zu sprechen. Wir glauben ihnen gern, daß sie in der klaren Luft Georges nicht atmen können und unter seinem getragenen Pathos ermatten: die Erbelosen die nicht von gestern sind, werden auch nicht von morgen sein, wenn es härterer Männer bedarf als der Friedenssüchtigen um jeden Preis, als der kleinen Menschen mit dem schlaffsten Glück.

Was die christlichen Gruppen angeht so erschienen etwa seit dem Jahre 1910 eine Anzahl von Schriften und Aufsätzen über das Religiöse in der Lyrik oder die Religion Georges und brachten die Gebiete der Dichtung und Religion in einen Zusammenhang, der seit der Romantik in Deutschland übersehen worden war. Allen diesen Schriften ist gemeinsam, daß ihre Urheber das, wovon sie sprechen, nicht selber erlebt und erfahren hatten und im Bewußtsein dieser Einschränkung — wie der beste von ihnen: Herrmann Drahn — nur aus dem Werke Georges einige religiösen und ethischen Linien seiner Natur nachzuzeichnen suchten. Die meisten nahmen den Schlüssel zu seinem Wesen aus den großen Erlösungsreligionen, vor allem dem Christentum, und sahen daher bei aller Einsicht in Einzelheiten im Letzten notwendig falsch. Sie hielten etwa George vor: sein Weg könne nicht die ganze Menschheit oder alle Leidenden und Sehnsüchtigen aus den Nöten der Zeit „erlösen" — Dinge, die er weder je gewollt noch je versprochen hat und die überhaupt nicht in der Richtung seines Wirkens gelegen sind. Innerhalb dieser Begrenzung mühten sich nach dem Kriege neben den Laien auch Pastoren, Gottesgelehrte und fromme Väter eifrig um den religiösen Gehalt des Georgeschen Werkes und Kreises und stellten in den Lagern beider christlichen Bekenntnisse fest, daß es sich hier um ein „echtes" religiöses Erlebnis handle. Als noch die in diesen Bereichen unbewanderten Literaten das Ansinnen absurd fanden, daß helle und bewußte Menschen dieser Zeit einem Gotte göttliche Ehren erweisen und vor einem Jüngling dieser Zeit das Knie beugen könnten, bekannten kluge Priester und ihre Helfer schon erstaunt, daß „in einer Zeit wo christliche Theologen mit einer gewissen Zurückhaltung von der Gottheit Christi redeten", in einem Kreise hochkultivierter Men-

schen der Glaube an die buchstäblich zu verstehende Menschwerdung Gottes in einem Jüngling entstanden sei. Gerade die christlichen Theologen sahen nun in der Tatsache der Abkehr solcher Geister wie Hölderlin, Nietzsche, George vom Christentum ein Urteil über die Christen des 19. und 20. Jahrhunderts gesprochen, welche die göttliche Perle vergraben und durch Tand ersetzt hätten, über diese moderne Welt, welche die Zertrümmerung aller religiösen Bindungen gründlich getan und eine Religionskrisis heraufgeführt hätte, ohne eine wirklich neue Kraft zu gebären, die den Zersetzungsvorgang aller Glaubensformen aufhalten könnte. Im Protestantismus war nach ihrer Meinung der Brautring der ewigen Vereinigung mit Gott vergessen worden, jetzt konnte man an die Stelle des kultischen Opfergedankens, selbst wenn man ihn verstandesmäßig wieder als Mitte der urchristlichen Grundanschauung entdeckte, nur wissenschaftlich faßbare Gedanken setzen. Katholische Schriftsteller gestanden offen, daß die schwindenden religiösen Kräfte ohnmächtig dem zur Fratze erstarrten Antlitz des „untergehenden Abendlandes" gegenüberständen, daß man sich im Vertrauen auf den bewahrten Glauben aus der geistigen Entwicklung der Zeit ausgeschaltet hätte und mit der Konventikelfrömmigkeit hinterwäldlerischer Dichter und Künstler der völligen Entgötterung des Lebens keinen Damm entgegensetzen könnte. Protestanten riefen nach neuen „Symbolkräften" gegen die zersetzenden Einbrüche des Verstandes und glaubten, daß der Dichter gerade gut genug dafür sei — Katholiken riefen nach einer zur Wirklichkeit drängenden Religiösität gegen die Gefahr der Erstarrung und Unfruchtbarkeit.

Gerade die Frommen sahen nach dreißig Jahren stummen oder hochmütigen Zuwartens in George den „Logos-Ethos-Künstler" (Germania 21. 7. 21), den Segner und Beter, den Richter und Verdammer mit unerbittlichem Gerechtigkeitsgefühl, der dem Scheinaufbau der Zeit sein stolzes Ja und Nein entgegensetzte. Sie erfuhren durch ihn ein wirkliches Gotterlebnis, wie sie es in solcher verwilderten Zeit nicht mehr für möglich gehalten hatten. George, so schrieb einer, war der Gotthaltige, an dem die Gottferne der Zeit offenbar wurde, der Mann, der in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Urgrund der Dinge stand und daher durch die verbrauchten Denkformen wieder die ewigen Erscheinungen des Lebens hervortrieb: er sei die Empörung des Gestalters gegen eine gestaltlose Welt. (Hochland, Okt. 22.) Von den Freimütigsten unter den Theologen gab der protestantische Pastor zu, daß Georges Wort ihn wieder den wahren Weg zur Gottessicht und zur Wirklichkeit des christlichen Mythos gewiesen habe, und der Jesuit wünschte, daß auch die

Wahrheit des Christentums sich wieder so zum Worte der Seele fände, zum Worte, das bei George immer persönlich, immer blutvoll, immer zur Gestalt verdichtete Substanz sei (Muckermann, Lit. Welt).

Freilich auch die tiefen Unterschiede wurden nicht verschwiegen. Trotz einer gemeinsamen Gegnerschaft „gegen alle Relativitäten" der Zeit gab es zwischen der Welt Georges und der des Christentums Gegensätze, die nicht überbrückbar schienen. Hier, so hieß es, stand Blut und Natur gegen Offenbarung und Jenseit, die immerwährende Gottgeburt des Leibes gegen die Seinsverschiedenheit von Göttlichem und Menschlichem, ein Glaube der nur Schauen und Gestalten ist gegen einen Glauben der nicht Schauen ist, hier stand der adlig-schöne Mensch, der immer neu aus dem Schoß der Schöpfung hervorgeht, gegen die tiefe Grundverdorbenheit aller Menschen, der Sich-Selbstvollendende gegen den, der aus Schuld und Sünde erlöst werden muß: kurz die Erdenspannungen des Heldischen gegen die Jenseitspannungen des Heiligen. In diesem Zusammenhang wagt der sonst so gescheite Aufsatz eines Paters dem Dichter den Unsinn zuzumuten, er wolle Maximin an die Stelle von Christus setzen — so wenig wie Plato läßt sich Christus jemals durch irgendwen ersetzen! Bei dieser immer wiederholten Behauptung zeigte sich die ganze Kürze des theologischen Blickes, zwischen mythischem Geschehen und Tatsachenwahrheiten zu unterscheiden.

Zwar glaubten gerade katholische Stimmen an „Dialogmöglichkeiten" zwischen der Kirche und George, der vielleicht statt der gesuchten neuen, wie Schlegel, die alte vergessene Mutter wiederfinden oder der großen indogermanischen Verführung, dem Banne des Monismus, wieder entrinnen könne: vielleicht warte sein monumentaler Bau von griechischer Schönheit, christlicher Liebe und germanischem Heldentum nur auf die weiße Taube Beatricens. Aber gegenüber solchen vereinzelten Lockrufen überwogen die feindlichen Feststellungen der christgläubigen Schriftsteller und Redner beider Bekenntnisse. Der Künstlerprophet, der nicht in der Entrücktheit der jenseitigen Welt wurzelt, dem wohl die Urbegriffe und Urformen lebendig sind, aber die nährenden Inhalte für den vom Weibe geborenen gemeinen Menschen fehlen, ist nach ihnen der größte Gegenspieler des Christentums (Hochland), einer der merkwürdigsten Häretiker aller Jahrhunderte ein luziferisch Irregeführter von heillosem Größenwahnsinn. Er ist, wie jüngst ein Jesuitenpater in der Münchener Aula verkündete, Herbstgold, in dem schon der Novembersturm rüttelt, die Verzweiflung der stummen Form, die Überspannung der Leere, wollüstige Askese und Askese der Wollust, kurz das schöne kluge und verführerische Antlitz des Antichrists — dem gegenüber Nietzsche und

andere Zweifler plötzlich ungefährlich erschienen und ein mildes Urteil erhielten.

Doch auch diese Anklage war noch nicht verdammend genug. Ein anderer der klugen Väter wendet vergiftete Pfeilchen an: er sagt in öffentlicher Rede, daß George und seine Jünger „heimlich-unheimlich" zusammensitzen und Gott weiß welche dunklen Praktiken treiben. Hier verläßt den klugen Pater die Klugheit, indem er nicht bemerkt, daß mit diesen Verdächtigungen er Steine und Schmutz in seinen eignen Garten wirft: die geschloßnen Erziehinstitute der Orden. Schlimmer noch: es gehörte die Unsachlichkeit eines deutschen Schweizerisch-Freiburger Dominikaner-Professors dazu, um aus der gemutmaßten Mischung von keltisch-wallonischem Erbe und rheinisch-deutschem Erwerb in der Natur Georges zu erklären, wie sich Ewiges und Gewöhnliches, Reines und Maßloses, weißes und schwarzes Licht in ihm mischen, wie böse Gelüste und kindliche Frommheit, die Gnade zu dienen und der Dämon der Gewalt in wechselnden Wirbeln durch sein Werk brausen und schwelen. So kann dann freilich der Professor die Ausgeburt der Verzweiflung, ALGABAL, im SIEBENTEN RING als Gott ins Leben der Gegenwart treten und die Ritensprache der römischen Kirche zu seiner Feier in frevelhaftem Wagemut preisgestellt werden lassen: gottlose Tat einer gottlosen Zeit! Und der Grund all dieses Hasses? Dieser Dichter wäre berufen gewesen, für die Landschaft zwischen Beuron und Maria Laach die erlösende Frage zu tun: da er sie nicht tat so war ein Beruf, eine Stunde, eine Not vertan. Und tiefer noch ist der Schmerz: denn dieser führte herauf was zutiefst versunken schien: „Die antik-heidnische Schicht des Rheintals konnte für ewig verschüttet gelten. Siehe, da tritt aus urverschollenen Zeiten wieder der Civis Romanus der letzten Heidenzeit ans Licht, der in seiner ungeheueren Bedingungslosigkeit straflos seinen jungen Freund zum Gott und sein Pferd zum Konsul zu machen vermag, der Cäsar und Pontifex, jeder für sich und beides in einem sein kann. Unheimlich deutschfremd, so deutsch sie geworden ist, tritt diese Gestalt in Erscheinung. Großartige Erneuerung des antiken Heidentums und der morgenländischen Mysteriensucht. Eine Magie des Wortes, in der die druidische Kunst und Kraft zu beschwören und zu verfluchen wieder aufgestört ist. Ein Denkvorgang von eisiger Schärfe, beginnend mit der Entdeckung eines dämonischen Sprachvermögens, von Stufe zu Stufe sich in Machthunger verwandelnd und in einem Frevel ohnegleichen gipfelnd". Der Eiferer glaubt, daß wir den Weltkrieg verloren haben, weil die Deutschen ihren Schicksalsgang gegen Osten und Westen antraten mit dem zwiefachen Urgeist des Ostens und Westens, Nietzsches und Georges im Leibe. Wir wollen

ihn nicht fragen, mit welchem Christentum im Leibe Franzosen und Engländer, Amerikaner, Japaner, Inder, Senegalneger und andre den Sieg erlangten.

Wenn man uns von den verschiedensten Seiten höhnisch zur Rede stellt wie sie, die Anhänger von George, alle geistig hochstehende und wissenschaftlich orientierte Menschen, zu einer solchen Absurdität geführt werden könnten: Verehrung eines Gottes in heutiger Zeit — so können wir vorläufig nur das eine erwidern, daß dem modernen durchschnittlichen Gebildeten nichts widerwärtiger, absurder und unausdenklicher ist als die unbedingte Verehrung eines großen Menschen ... wie soll man da von der Verehrung eines Gottes sprechen. George ist zuerst Dichter und nie hat er auch nur den Versuch gemacht, seine Freunde und Anhänger zu einem Kult zu überreden. Betrachten wir aber kurz alles, was denn heute als „das Religiöse" empfohlen werden kann. Zur protestantischen Religiosität uns zu rufen, hat bis jetzt noch keiner vorzuschlagen gewagt.. zum Katholizismus zu gehen: daran würde schon der Umstand hindern, daß er an unserer Klassik nicht den mindesten Anteil hatte und daß seit langen Jahren alles, was aus seinem Schoße kam, an geistigen Werten, an Kunst und besonders an Dichtung meist das Süßlichste, Rückständigste, ja Albernste war, keinesfalls aber normgebend wirkte.

Was hat man sonst noch vorgeschlagen? Die sogenannte Theosophie auf Grund der indischen Geheimlehren. Wir geben zu, daß hier noch uralte Schätze der Menschheit verborgen liegen mögen — daß sie uns aber verborgen sind .. und daß die heutigen Führer und Vertreter dieser Theosophie — meist Engländer — noch nirgends eine Gewähr eines hohen Lebens geboten haben. Der neukreïerte Krishnamurti in seiner Zeltstadt an der holländischen Grenze, auf dessen Offenbarungen schon Tausende warteten, hat vor kurzem seine Anhänger heimgeschickt mit der deutlichen Weisung, daß jeder selber versuchen müsse sich zu erlösen. Nun die von der indischen Theosophie abgespaltene deutsche Anthroposophie. Hier mußte von Anfang an das Traktätchenhafte abstoßen, Steiner und Steinerianism, und was wir aus diesen Zirkeln vernommen haben, waren vorläufig nichts als Banalitäten. Man hat auch aufmerksam gemacht auf den religiösen Philosophen: Hier kam zuvörderst der vor einigen Jahren verstorbene Max Scheler in Betracht: aber der war, wie sogar seine Anhänger erklären, als Mensch zu wankelmütig und hat seine religiösen Anschauungen zu oft auf Grund seiner jeweiligen privaten Erlebnisse gewandelt. Nun der religiöse Dichter: hier wurde uns vor allem Rilke angepriesen. Aber so wie dessen Dichtungen, die bei manchen

schönen Wendungen doch über das von Hofmannsthal Erreichte nirgends hinausgehen, zur Aufnahme in den Blättern zu weichlich schienen, so gestehen wir, daß dessen Religiösität uns eher Abscheu erweckt hat. Dieses haltlose Sichwegwerfen hielten wir nur für schädlich zur Bildung eines höheren Lebens und wir waren nie erschüttert von den Erschütterungen dieser durchaus slawisch gerichteten Seele.

Weit ab von all dem äußerte der Dichter sich so: Wenn ich morgen in einem Betsaal am Nollendorfplatz das Bild einer peruanischen Regengöttin aufstellte, kämen sie alle gelaufen.

Zur Geschichte jedes Gottgesandten gehören die Schatten seiner Widerwelt, die Gegner mit dem Rest eigner Welt, die Widerstrebenden aus Not, die Abtrünnigen aus Schwäche und endlich die Philister, die ewige Tragikomödie der Hohlen und Leeren, Aufgeblasenen und Lügnerischen: derer die besser wissen, sich besser dünken und lobend oder schmälend einen Ausweg finden, sich dem Größten ihrer Zeit zu entziehen. Wir haben sie im Fortgang unserer Geschichte verfolgt, wie ihre Frechheit und ihr Übermut sich allmählich duckten, wir fassen sie noch einmal zusammen in ihrer Selbstgefälligkeit, ihrer ohnmächtigen Bosheit und ihrem fast krankhaften Bemühen zu leugnen, was sie zugleich bekennen müssen, sich an dem vorbeizudrücken an dem man schlechterdings nicht mehr vorbeikommen kann. Freilich wenn es gilt eine Ausflucht zu finden, werden die Dümmsten geradezu genial und das Schaukeln zwischen hier und dort wird zur höchsten Technik ausgebildet.

Da ist zunächst die Gruppe derer, die das Recht ihres Urteils darauf gründen, daß sie zum Glück keine blinden Jünger sind, die den Dichter an den Maßstäben neuen Sehens messen, welche sie eben erst von ihm empfingen, und den Weg, den er gebrochen hat, nicht gehen, um selbst und unmittelbar das Verhältnis zu Gott im eignen Innern zu erfahren. Da sind die Werkpropheten, die an jedem Punkte des Meisters seine Bahn überschauten und wußten, daß sein Höhepunkt schon überschritten, seine Kraft erschöpft und ein neues Werk von ihm nicht mehr zu erwarten sei. Er war der Prophet, aber nicht der Messias, er war der Herold aber nicht der Erfüllte, auf seine schwachen und zagen Schultern hatte Jahwe nur die Weltschicksale gewuchtet, um das neue Land und den neuen Raum zu bereiten, in den die Jüngeren getreten waren — wir verschweigen die Namen dieser Überklugen, die heute schon das Vergessen gnädig verhüllt. Von der Gegenwart seines gewaltigen Bildnertums und ehernen Willens flüchteten sie zum kommenden Heiland oder dem unscheinbaren Mittler, der sich noch unbekannt in der Menge verbirgt. Für andere wieder überschattete der große Wegbereiter und Er-

zieher ein Jahrtausend, er hatte sein Volk aus unentrinnbarem Sumpfe gerettet und zur Blüte gebracht, aber er selbst war nie zur Blüte gelangt; denn trotz aller Überlegenheiten war er nicht stark und nicht schlicht genug, sich einzuordnen und unterzuordnen. Dem stolzen Aristokraten fehlte das Verständnis für die welterlösende Macht der Liebe und Güte, er war nicht fähig sich ohne Rückhalt an die ganze Welt hinzugeben, er hatte alles in das neue Leben einbezogen nur das Wesenhafte der deutschen Gesittung nicht: die germanischen Urelemente Musik und Frau und Volk. Er hatte nur die Liebe des Schöpfers zu seiner Schöpfung, zur plastischen Welt der Gestalten nach seinem Bilde, aber er besaß nicht das immerwährende gleitende Sichverlieren und Wiederfinden in der strömenden Klangwelt, im ewigen Kampf der Geschlechter und der zwischen Paris und Moskau tragisch schwankenden deutschen Seele. Er ist der Hybris der Selbstvergottung verfallen und seine verführende Magie, so lauten die ängstlichen Rufe, will uns ins männlich-harte Reich seiner Dichtung zwingen. Aber sei seine Größe und Bedeutung noch so groß, sei er der Meister, der Heiland selbst, sei sein Maß das einzige, das heute da ist: seine Magie muß gebrochen werden und niemals darf das Wunschbild seines Deutschtums wirklich werden . . denn er geht an uns und unserem Zeitgeschehen vorbei, und gerade seine Unbedingtheit und Reinheit, die sein Ruhm ist, ist auch seine Schuld vor den Nöten der Zeit.

Andre hofften, daß die Dämonie dieser unerbittlichen Natur sich noch einmal ganz entschleiere und in reiner Göttlichkeit aus allen Hüllen trete, die Schicksal und Ekel an dem einzig völlig schamlosen aller Weltalter ihm aufgedrungen habe. Schlimmere suchten in dem stählernen Panzer selbst die Lücke zu finden, an der dieser eisige Mensch klein und schwach sei, wo man „das selig Erregende das Erbärmliche einmal in regellosem Aufschrei hinausstoßen hörte". Die Brüchigen und Geknickten, die damals gern Judas über Christus, Brutus über Cäsar, Grabbe über Goethe zu stellen liebten, glaubten daß irgendwo wohl ganz im geheimen auch durch die Erzgestalt des Härtesten der schaurige Riß liefe und gaben die Losung aus: um George zu erkennen, muß man seinen Bruch suchen — irgendwo ist er gebrochen! Ja, dann würde er sym-pathisch.

So schuf man sich feinere Sonden als ehemals Verleumdung und Schmähung, und der schwerste einsame Kampf um das Werk: die Dichtung wurde für einen vorlauten Betrachter zu einer zufälligen, fast nebensächlichen Angelegenheit, die nach dem heute schon vollendeten Wirkungsablauf Georges nicht mehr wichtig sei. Es war der alte Versuch, die Werkleistung vom großen Menschen wegzufüchseln, seine Schöpfung von seinem Wesen zu trennen. Es bedeutete dasselbe in umgekehrter

Folge, wenn man von George für die Zukunft dauern ließ: nicht was er, sondern „Es" in ihm gedichtet habe, wenn man endlich Paulus gegen Christus stellte und das Werk des Jüngers Gundolf für größer erklärte als den Meister selbst, dem es galt.

All diesen Leuten fehlte, wie es einer bekennt, neben den Hymnikern Georges der unbedingte Hasser und Verneiner Georges, der das kritische, das heißt das vernichtende Wort über ihn gesprochen hätte solange es noch Zeit war. Und da die erschlaffte Welt keinen hatte, der den Unverwundbaren hätte treffen können, so glaubte man sich immer noch stark genug, die welche ihm folgten auszuschalten und damit seine wesentliche Wirkung auf die Lebenden in Gegenwart und Zukunft herabzumindern. Dieses zeitgenössische Kreuzworträtsel von Lob und Tadel gegen die nächststehenden Menschen bietet die ergötzlichsten Lösungen je nachdem man es von links nach rechts oder von oben nach unten liest.

Erst hieß es die Anhänger Georges taugten nichts, dann der und jener taugt etwas, besonders die welche wegliefen oder die nie das Antlitz Georges gesehen hatten. Erst hieß es, als das „Jahrbuch für die geistige Bewegung" erschien, diese „feurigen jungen Leute" hätten keine Sachkenntnis und keine wissenschaftliche Grundlage, dann: hier würden die bedeutendsten Werke des Geistes geschaffen, hier sei, als die Fachwissenschaft versandete und verflachte, die Wandlung des großen Menschenbildes, vor allem eine dem Wesen der Kunst und des Künstlers wahrhaft entsprechende Deutung des Dichters gegeben, das erste große Zeugnis eines lebendigen Nietzscheerlebnisses abgelegt und überall das Menschlich-Bedeutungsvolle über Tatsachen- und Stoffhäufungen neu erhoben und gewertet worden. Schon das Erkennzeichen der Blätter für die Kunst bürgte bald für den strengen Sinn der äußeren und inneren Form eines Werkes, es bürgte auch dafür, daß das deutsche Wesen in ihm rein und groß dargestellt und das Vermächtnis der Ahnen gehütet, die Ahnungen der besten Väter verwirklicht würden. „Der Kreis" schuf auch die feinste Einung von Führer und Folger, er zeugte für das Gesetz der Rangstufen in aller echten Kultur und bestärkte die Hoffnung, daß inmitten der abendländischen Zivilisation die schöpferische Stunde der Deutschen erst begonnen habe. Er allein unter allen Gemeinschaftsbünden dieser Zeit hatte keine Tendenz, kein Ziel, kein Dogma und bestand nur durch die unbedingte Verehrung eines großen Menschen .. was Nietzsches romantischer Titanismus ersehnte, war hier verwirklicht (Köln. Ztg. 12. 8. 28). Die Unberufenen, schrieb ein Gelehrter, welche in Deutschland heute nach einer platonischen Akademie riefen, sollten erkennen, daß sie in der Gemeinschaft der Blätter schon in der Stille entstanden sei: „Späteren Ge-

schlechtern wird es wie ein Wunder sein, daß unser Deutschland das vermocht hat .. seit einem Vierteljahrhundert ist der Bund da und heute gefaßter und geschlossener als in der Zeit seiner Anfänge — ein Ehrenmal unserer Zeit" (v. d. Leyen).

So, in verwirrendem Reichtum, lautete das Lob von links nach rechts und nicht etwa nur der Tagesschreiber sondern der ernsten Forscher unserer Hochschulen. Doch wenn man von oben nach unten liest — es sind andre doch manchmal die gleichen Stimmen — so lautet das Urteil: der Kreis, der ehemals Gebot der Stunde war, hat sich heute überlebt, nur der zum Größenwahn gesteigerte Machtwille des Meisters hält die Nachbeter und Nachplapperer noch zusammen. Anderes ist deutlicher: Diese Schemen Fratzen Puppen Dummköpfe und Unbegabte, diese Pfefferkuchenmänner und Hohlspiegelbilder Georgeschen Wesens sind die größten Feinde Georges und wenn ihnen geistiger Gehalt und stilistische Zucht nicht abzusprechen ist, so verkehren sie durch den Kult Georges die Zucht zur Inzucht, die Verehrung zur Abgötterei. Diese kaltfanatische Sekte der Unduldsamen und Überheblichen hat George selbst zum Georgianer gemacht: wie DER STERN DES BUNDES bewiese. Erst wenn die „Blätter für die Kunst" in alle Winde zerstreut und die Namen aller Jünger verschollen seien, würde sein Werk wieder schöner klingen und die wahre Ansicht des Meisters vernommen werden. Denn sie selbst — die der beste Kenner aller Dichtung, der große Durchschauer menschlichen Wesens sich zum Geleit erwählte — waren für unsere Kritiker natürlich in der Dichtkunst nur begabte Dilettanten, und eben darum war die Wirkung Georges auf die deutsche Dichtung nur gering: sie war im wesentlichen auf dem Gebiete der Geisteswissenschaft zu suchen.

Aber die Wissenschaft selbst verwahrte sich schon gegen den Einbruch von Mythologie und Gnostik, Irrationalismus und Okkultismus, Trunkenheit und Tanz in ihren umhegten Bereich. Sie gab vom hauptstädtischen Zentrum die Parole aus zur Rückkehr zu Vernunft und Wahrheit, Kritik und Sachlichkeit, zur Fahrt auf immer höhere und reichere Felder des Erkennens, und platonisch tönend klang die Stimme eines getreuen Alten: „wie dann die hochbeladenen Erntewagen der Geisteswissenschaft, deren Inhaltsfülle wir heute kaum ahnen, ein gut abgestimmtes einhelliges Gespann ohne Peitsche und Geschrei, Sprünge und Rauschmittel heimführen wird: die bedachtsame Philosophie als wuchtiges Sattelpferd und der lebendige Geschichtssinn als bewegliches Handpferd". (Burdach 1925.)

Wir schließen hier wie im ersten Kapitel des dritten Buches mit dem Satyrspiel. Wenn heute die Kathederliteraten herausfinden, daß George,

früher der Verächter jeder ernsten Wissenschaft, nicht so sehr ein Dichter (eine ihnen ganz unverständliche Menschenart) als ein Wissender sei und schon auch die nächste Phase vorbereiten, wo er nicht einmal dies mehr ist .. wenn einige gemischte und ungemischte Ostländer, und zwar je östlicher mit desto mehr Pathos, sowohl bei den Dichtungen als den Übersetzungen an dem großen Sprachschöpfer bemängelten, daß er durch die ungenügende Kenntnis der deutschen Sprache ihr höheres Sprachgefühl verletze, wenn endlich jeder kleine schreibselige Pfaffe vom Standpunkt seiner (von der andern allzu sehr verschiednen) Konfession aus den Genius maßregeln will, so belächelt man darin nur die possenhaften Luftsprünge eines immer zuchtloser gewordenen Zeitgeistes.

Wenn wir zur Abrundung unseres Zeitbildes noch die Stellung des Auslandes zur Dichtung Georges betrachten, so unterschieden sich von den deutschsprachigen Ländern Österreich und die Schweiz nicht von den reichsdeutschen Formen der Verlautbarung — nur daß sich in der deutschen Schweiz gelegentlich eine Stimme des Lokalnationalismus gegen die Anmaßung der deutschen Jugend erhob. Ähnlich war die Stimmung auch bei den Skandinaviern, die nach den großen Verbindungsjahren mit Mitteleuropa in sich selbst zurückfluteten und eine fast ängstliche Scheu vor der germanischen Südzone zeigten, in der sie sich ehemals befruchteten oder erst weltgültig wurden. Die Engländer verband kaum noch eine Brücke mit der deutschen Dichtung. Die erwähnten „Years of Indiscretion" von Cyril Scott gaben nur Einzelerinnerungen und boten den Insulanern keine Sicht auf das Ganze des Georgeschen Werkes von der englischen Gefühlslage aus, aus der dieses Volk erst eine neue Erscheinung begreift. Es erschienen natürlich, wie überall, wissenschaftliche Sachäußerungen, vor allem über die Prosawerke der Blätter, die aber nichts von Interesse aussagten.

Ganz anders als in diesem germanischen Kreis gestaltete sich das Verhältnis bei den romanischen Völkern. Gerade sie suchten in der Nachkriegszeit die zerrissenen Fäden wieder anzuknüpfen, Wallonen und Italiener in geringerem, Franzosen vor allem in immer stärkerem Maße. Der Franzose, der meist ohne inneren Anteil an den Erzeugnissen der Nachbarländer ist, hat doch aus dem Anspruch seiner zentralen Stellung als des Führers der europäischen Zivilisation den Trieb darum zu wissen, und faßt innerhalb der Grenzen seines geschulten Verstandes das Nötige schnell und klar. Das Jahrzehnt vor dem Kriege hatte seinem gärenden Willensdrang den Blick auf den George des TEPPICHS und des SIEBENTEN RINGS verwehrt, wie der besprochene Aufruf von 1914 an die geistigen Dichter Deutschlands zeigte. Aber das drei Jahre später im

Journal des Débats fallende Wort eines alten Pariser Bekannten: die 144 Verse des Kriegsgedichtes Georges bezeichne man besser als 144 Keulenschläge, erwies wie schnell man das neue staatliche Bild des Dichters in Frankreich erfaßte. Die schon im ersten Friedensjahre versuchten Wiederanknüpfungen — die Gründung eines Mallarmé-Bundes gab willkommenen Vorwand — ließen die Dichter unbeantwortet, während Literaten und Gelehrte schon mit offenen Armen nach Pontigny und Paris eilten. Die Franzosen haben es sich in ihrer geistigen und politischen Geschmeidigkeit nicht verdrießen lassen und bis heute in stetig gesteigertem Eindringen versucht, gerade das ihnen Fremde des Georgeschen Wesens: die Sendung des Dichters „mission" (Rev. Germanique 1922) oder die Botschaft „message" (Rev. Europ. 1929) und Gottsuche des deutschen Magiers mit den Formeln der französischen Vernünftigkeit zu erfassen. Dazu kamen im Juli 1928 die Erinnerungen der noch lebenden Pariser und belgischen Freunde, welche die Revue d'Allemagne am Ende des Jahres mit anderen Aufsätzen zusammenfaßte, und die in Frankreich wieder ein Bild Georges und seiner Wirkung erstehen ließen.

Weiter im Osten kam Kunde von Halt und Hoffen, welche die sudetendeutsche Jugend und noch die Siebenbürgens an den Werken der Blätter fand, auch die Tschechen und Südslawen begannen seine Gedichte zu übersetzen und die wissenschaftlichen Schriften der Blätter — nur sehr teilweise verstanden — aufzunehmen. Aber wichtig für die veränderte Stellung der Zeitgenossen ist es, daß George jetzt im Vergleich zu ausländischen Machthabern als die deutsche Führergestalt gesehen wurde. In Rußland war kein Raum mehr, in dem man eine apollinische Stimme hätte hören können, aber von der revolutionären Sicht aus verglich im Jahre 1921 ein Kenner der Sowjethäupter George mit Lenin: Lenin, so schrieb er etwa, habe die Entwicklung des modernen Ich übersprungen und sich stetig vom tragischen Zentrum der Zeit fortbewegt .. in dieser Freiheit von aller Tragik beruht seine geistige Bedeutung und sein tiefster Gegensatz zur Zeit, die ihn deshalb als Richter haßt oder als Vorbild liebt. Der einzige Mensch in Deutschland, der in gleicher Weise gehaßt und geliebt wird, ist Stefan George, weil seine geistige Bedeutung darin besteht, daß er auf dem umgekehrten Wege die Tragik der Zeit bereits hinter sich gelassen hat. Lenin ist frei von der Tragik der Zeit, George ist gegen sie gehörnt, er hat den Leidensweg der Erkenntnis hinter sich, Lenin ist ihn niemals gegangen: er kann daher nie den Westeuropäer, wohl aber den Russen erlösen.

„Das bloße Dasein derer um George tut dar", schrieb ein bekannter Wiener Schriftsteller, „daß das alte Deutschland doch noch lebt, jenes

Deutschland, dem es in Wissenschaft und Kunst niemals um Erfolg und Geschäft, sondern allein um Wahrung des Schönen, Guten, Wahren geht. Es liegt in unserer angestammten deutschen Art, die Flamme still zu hüten, ohne zu fackeln. Jeder Einzelne, jeder Stamm, jedes Volk trägt von Urzeiten her ein Vermächtnis der ihm vom Schicksal zugewiesenen Eigenart und Eigenmacht in sich. Wenn es den Italienern jetzt in der glänzenden, lärmenden, gewaltsamen Gestalt Mussolinis erscheint, so wollen wir uns dieses aufregenden Anblicks neidlos, wenn auch vielleicht, sofern er uns dazu nötigt, abwehrend erfreuen, aber dabei Gott danken, daß die Summe wahrhaft deutschen Daseins die stillen reinen Züge Stefan Georges trägt". (Bahr, Neues Wien. Journ.)

Auch sonst horchte man im Ausland erstaunt auf vor der allgemeinen Kundgebung der deutschen Öffentlichkeit von der Staatsleitung bis zu den Provinzblättern zum sechzigsten Geburtstag Stefan Georges, und eine Schweizer Stimme (Baseler Nachrichten) bemerkte — nicht im literarischen sondern im politischen Berliner Bericht, daß es seine Bedeutung habe, daß wenigstens in einer Sache: der Schätzung dieses Mannes die Deutschen einmal fast einmütig seien.

Dies gibt uns Gelegenheit, ein Positives in diesen Stimmen durch das ganze deutsche Sprachgebiet zu buchen, ganz abgesehen davon, ob man Georges Gedichte versteht oder nicht versteht, seine Haltung billigt oder ablehnt, seine Weltschau für richtig oder falsch hält: das dumpfe Gefühl, man dürfe die einzige geschlossene Figur des heutigen geistigen Deutschtums nicht antasten bei der ohnehin so stark erschütterten Weltgeltung der Deutschen.

SIEBENTES BUCH

REICH UND BILD

1. KAPITEL: DIE FÜHRUNG DER JUGEND

WIR gehen nicht fehl, wenn wir behaupten, daß George seit den Jahren wo er die Eignung in sich fühlte, sich ununterbrochen der Erziehung gewidmet hat. Seine Nächsten sind nicht nur durch Dichtung sondern irgendwie auch persönlich durch ihn erzogen. Die von ihm Erzogenen haben schon ihrerseits wieder ihre Zöglinge über das ganze deutsche Sprachgebiet hin. Diese Erziehung geht freilich, wie es sich ziemt, nicht vor den Augen der Öffentlichkeit vor sich, doch wenn der Augenblick kommt, sind die Ergebnisse auch in der Öffentlichkeit zu bemerken — und dies von Tag zu Tag mehr! An eine andre Erziehung als an die von Person zu Person glaubt George vorläufig noch nicht, und wenn welche zu ihm kamen und ihn um seine Meinung über Erziehung befragten, um sie anzuwenden auf die Dutzende neu hervorschießender Erziehungsanstalten, verhielt er sich ablehnend, weil er an eine Übertragung auf diesem Wege nicht glaubte: der ganze Wirrwarr der Alten spiele sich auch in den Köpfen der Jungen ab, zu einer Erziehung im weiteren Umfang müßten erst Erzieher erzogen werden.

Die Lage der deutschen Jugend hatte sich seit etwa 1910 tief verwandelt: kaum daß in den gebildeten Schichten hier und da noch ein gewecktes junges Leben aufwuchs, das nicht mittelbar oder unmittelbar vom Geist der neuen Dichtung berührt worden wäre. Schon die Knaben atmeten bewußt die Luft des Meisters und zwar nicht die lautesten aber die besten spürten dumpf, daß quer durch das gewohnte bürgerliche Dasein ein andres fremdes Leben ging. Viele suchten ihn, aber wenige fanden ihn. Die meisten fühlten, daß mehr als fromme Gesinnung und guter Wille vonnöten sei, um vor diesem seltenen Manne zu bestehen. Sie kehrten vor der Pforte um oder machten schon früher halt und begnügten sich, das neue Leben und die neue Gemeinschaft auf eigne Faust zu führen.

Es waren die Jahrzehnte der heute schon erstorbenen deutschen Jugendbewegung. Um die Jahrhundertwende begann die bürgerliche Familie christlicher Art aus den Fugen zu gehen. Der Emanzipation des weiblichen Geschlechtes folgte die der Kinder, und wir erinnern uns, daß es eine deutsche Frau und Mutter war, die die schon begonnene „Emanzipation der Kinder“ öffentlich zuerst verfocht. Das Ende einer Weltzeit

fand auch hier sein sinnbildliches Zeichen: der jahrtausendlang umhegte Raum zerbrach und die Kinder aller Stände begannen zu wandern, nicht allein in die Dorfflur, in den nächsten Gau, sondern über ganz Deutschland, über die europäischen Länder hin, zu wandern in einer sinnlosen Freizügigkeit, in einer spannungslosen Kameradschaft von Knaben und Mädchen, ohne anderen Trieb als den gewohnten Bindungen für eine Weile zu entgehen, und in dem auf nichts gegründeten Vertrauen, sich selber führen und erziehen zu können. Mitten in einem schablonenhaft durchorganisierten Staate, mitten in einer genau und rechnerisch durchgeformten Wirtschaft, mitten in einem unentrinnbar gleichmäßig aufgebauten Stufensystem des Unterrichts erlahmten die haltenden Kräfte der Gesellschaft an den Kindern. Was das Elternhaus bot, war schal geworden, was die Schulen boten, erweckte keinen Anteil mehr, die früher gesuchten Verbindungen der studierenden Jugend erschienen lächerlich und stumpf.

Wenn ehemals die Jugend ihre erste Kraft darauf verwandt hatte zu ehren, zu dienen und sich zu beugen, so nutzte sie sie jetzt, sich zu befreien, selbständig zu handeln und die körperlichen Kräfte zu üben. Sie riß die älteren Generationen auf diesem Wege mit sich fort, immer mehr Stützen und Schranken fielen im alten Gehäuse. Selbst die Altersgrenzen verwischten sich und wenn man von den westlichen Völkern sagen konnte, sie haben keine Jugend mehr, so von Deutschland: es hat kein Alter mehr. In der Radikalität seines Geistes hat der Deutsche nach der Ausgleichung aller gesellschaftlichen und staatlichen Stufen auch noch die der Alter zu tilgen versucht: Die Jugend erklärte sich führerlos und beschloß sich selbst und die anderen Alter zu führen — dann, viel später erst, erwachte der Schrei nach dem Führer. Das Ergebnis der Bewegung war für den deutschen Körper eine Wendung aus der Stube in die frische Luft zur Durchschulung in Erde, Licht und Wasser, und ein paar Jahre lang konnte es scheinen als ob diese körperliche Jugendbewegung dem deutschen Volke eine neue Einheit des Fühlens, eine neue Gemeinsamkeit des Willens geben sollte. Aber als die Zeit der Reife kam, zerfiel der kurze Zauber. Viele der Besten der begeisterten Jugend fielen auf den Feldern Flanderns und was blieb, bestand in den Prüfungen des Schicksals nicht. Zwei Jahre nach dem Kriege brach die freideutsche Jugend auseinander und ihre zersprengten Gruppen fielen den alten Parteiungen des Vaterlands anheim. Sie pflanzten sich von da an wie niedere Organismen durch Spaltung fort und es gab bald eine kommunistische, katholische, demokratische und andre Jugendbewegung. Damit erlosch ihr Sinn und die „alten" Führer nutzten sie zu ihren Sonderzwecken.

Wo liegt der Grund für dieses schnelle Versagen? Sagen wir es kurz: in dem traurigen deutschen Glauben, ein Nichts könne für ein Etwas stehen, eine Empörung für eine Schöpfung, eine Vorstellung vom Führertum für den lebendigen Führer selbst. Wie alle bloß verneinenden Bewegungen des 19. Jahrhunderts, der Sozialismus wie die Frauenemanzipation, der Monismus wie der Naturalismus, war auch die Jugendbewegung ohne schöpferische Mitte und geistigen Sinn. Sie war Empörung wider die leergewordenen Formen der bürgerlichen Welt, ein Freiseinwollen von sinnlos gewordenen Bindungen und ein Widerstand des noch gesunden Körpers, der sich zweckloser Hüllen und Verkleidungen schämte und ins Freie sprang. Aber eben da sie frei wurden — es ist bezeichnend, daß das Versagen geschah, als alle „Autoritäten" in Deutschland zertrümmert am Boden lagen — suchten die Jungen nach Halt und zeigten, daß sie nicht Beweger sondern Bewegte waren, daß sie das Leben nicht gemeistert hatten, sondern sich den ersten besten „Forderungen des Tages" anpassen mußten. Sie hatten ihren Stolz darein gesetzt, gerade keine neue Ordnung irgendwie bindender Art zu schaffen, gerade keine Vorbilder und Vormünder anzuerkennen, gerade Nicht-Mann-werden zu wollen und ihre Unabhängigkeit von keinen geistigen, politischen oder religiösen Gemeinschaften überwinden zu lassen. Aber als nun die „Freiheit" da war, eine Empörung gegen die gefallenen und zerbrochenen „Autoritäten" nicht mehr lohnte, fühlten sie, daß der Boden einer eigenen Wirklichkeit fehlte. Sie mußten aufgehen in dem was sie gehaßt und bekämpft hatten: im Bürgertum und in den politischen Parteien oder in der Bohême und der Fremde: die Empörung endete in den bürgerlichen oder proletarischen Organisationsformen unjugendlichster Art.

Damit ist schon das Verhältnis dieser Jungen zu George und seiner Gemeinschaft gezeichnet. Sie mochten erzählen, daß sie im Kriege mit dem STERN DES BUNDES im Tornister die härtesten Proben vor Verdun am besten bestehen konnten, daß das Kriegsgedicht Georges ihnen im Schlamm vor Warneton zum ersten Male das furchtbare „Warum?" des Grauens entschleierte und über den Krieg hinaus wies in eine lichtere Zukunft .. sie mochten jubelnd aus seinen Händen den neugeborenen Hölderlin nehmen und zur Mitte ihrer Sonnwendfeste machen .. sie mochten George mit allem Überschwang der Jugend den Beschwörer der alten Götter, den Erneuerer des Opfergedankens, den stählernen Rufer für die Wiedergeburt unseres Volkes nennen und sich selbst als die Jugend fühlen, welche er in seinem STERN und in seinen wilden und tiefen „Skalden-Schlachtliedern" besang: sie wußten dennoch alle in unbespiegelter Stunde, daß sie nicht dazugehörten, daß sie ihn wohl „mit jenem Schauder der Dankbarkeit und

des Grauens liebten, der den Unversehrten immer beim Anblick großer Mächte berührt", aber nicht die Kraft und den Mut hatten, dieser Liebe das einzig sinnvolle Opfer ihrer selbst und ihrer ziellosen Freiheit zu bringen. Das Wort Zucht in seinem Munde hatte ihnen einen zu harten Klang, und wenn sie sich Geist von seinem Geiste nannten, so verwahrten sie sich zugleich vor dem Dienenwollen seiner engeren Anhänger. Sie durften sich nicht an „eine enge Schule binden und die Erschütterung von außen fliehen". Sie sahen in Jüngertum und Gefolgschaft die Gefahr der geistigen Versklavung: sie ahnten nicht, daß man sehr stark sein muß um der Hingabe fähig zu sein. Aus der heimlichen Erkenntnis ihrer Schwäche mußte die Jugend, wie es in der „Schule der Gemeinschaft" heißt (1925), sich vor dem Anheimfall wahren, mußte protestieren gegen die Vorwegnahme der Wirklichkeit durch die Idee und wollte nicht in „Georgescher Haltung" fern von der Tragik des heutigen Geschehens ein Privatleben führen. Eben dies aber wurde das Los der Jugend, die „sich selbst erlösen" wollte, und nur die wenigen, die sich aus der inneren Freiheit der Verneinung und dem heillosen Verströmen an ein Nichts mit vielen Namen lösten, zeigten daß das stärkere Blut in ihnen pulste und sie fähig machte, Glück und Härte eines staatlichen Lebens zu ertragen.

Gleichläufig mit der Jugendbewegung und eingestanden oder uneingestanden von den Triebwellen getragen die von den Mahn- und Fluchreden Nietzsches und der Dichtung Georges durch das deutsche Geistesleben fluteten, liefen die hundertfachen Bestrebungen nach einer Erneuerung der Jugenderziehung. Die Gründung von freien Schulgemeinden, Schulen am Meer, Schulen in der Heide, Schulen auf den Bergen, von platonischen Akademien und Weisheitsschulen, die Umwandlung der staatlichen Schulformen und die Erneuerung des Hochschulbetriebes bezeichnen nur die äußersten Grenzen all der tastenden und nach der Revolution sich überstürzenden Versuche, die ausbrechende Jugend wieder mit der Schule zu verbinden, dem Kinde sein Recht zurückzugeben. Ja die jetzt ebenfalls auftauchenden Rasseforscher wünschten schon bei der Paarung der Eltern für die Zeugung eines guten Nachwuchses Sorge zu tragen. Eine Flut von Programmen und Theorien schwemmte aus dem schreibenden Deutschland hervor, Psychologen und Psychoanalytiker, Erotiker und Mythiker, Bodenreformer und Alkoholgegner widmeten sich den vernachlässigten Fragen der Erziehung. Man entdeckte plötzlich, daß man ein halbes Jahrhundert und mehr die Erziehung der Jugend einer „Wissenschaft ohne Bildungsziel" anvertraut hatte und daß man die pädagogischen Schriften vor 1900 nur noch mit schmerzlicher Scham über den Niedergang der einst so gerühmten deutschen Bildung lesen konnte. Mit einem fast naiven Erstaunen

stand man vor der tiefen Wandlung im geistigen Gefüge der Zeit, die zuerst außerhalb der Wissenschaft in Dichtern, Künstlern und Philosophen ihren Ausdruck gefunden hatte, und für die man keine anderen Ursachen anzugeben wußte als „eine gewisse Erschöpfung der geistigen Möglichkeiten in den bisherigen Gleisen". (Zeitschr. f. Deutschkunde, Herbst 1925.)

Die Not lag tiefer und der Stoß der Wandlung war schwerer als auch die Ernstesten ahnten. Aber sie folgten dem neuen Drange zum Erziehungswillen, verließen die alten Gleise, und ganz Deutschland wurde ein Versuchsfeld für die Pflege und Ertüchtigung der Jugend. Zu schildern was an unsinnigen Versuchen und Reformen ausprobiert, verworfen und wieder probiert wurde, würde diese Blätter zu sehr belasten. Mit deutscher Gründlichkeit durchforschte man alle Beziehungen neu zwischen Körper und Seele, Einzelnem und Gemeinschaft, Wissen und Leben, Führendem und Geführten und holte sich wieder Rat bei den größten Menschenbildnern: unseren klassischen Dichtern. Was Nietzsche schon vor sechs Jahrzehnten in das lautlos schweigende Deutschland gerufen hatte, gestanden nun viele: daß der hohe Traum unseres klassischen Idealismus nach kurzer Blüte keine Erfüllung im deutschen Menschtum gefunden hätte. Gerade die gerühmte Denkfreiheit wäre das offne Tor gewesen, durch das der uns wesensfremde westliche „Positivismus" einbrach und unsere Wirtschafter und Wissenschafter wohl zu den größten Einzelleistungen befähigte, aber den Blick auf die gesamtmenschliche Bildung völlig verschüttet hatte. Es mag sein, wie man entschuldigend anführte: daß wir durch diese Hölle der Stofflichkeiten gehen mußten, um unseren Wirklichkeitssinn für die harten Weltkämpfe zu stählen. Aber die Enkel der großen Dichter durften diesen Durchgang nicht mit dem Erlöschen des gesamtmenschlichen Sinnes bezahlen, nicht Bildung mit fachwissenschaftlicher Schulung verwechseln und im reinen Fachmann und Fachbeamten die erwünschte und allein berechtigte Menschenart preisen. Man erwachte wie aus einem bösen Traum und alle Erziehungspläne der letzten Jahrzehnte suchen der Jugend Schutz zu bieten gegen die einseitige verstandliche Ausnutzung und wieder die handelnden, anschauenden, sinnlichen Kräfte in ihr zu stärken. Man sah: der Mensch ist nicht nur ein intellektuelles Wesen, er ist ein körperlich Ganzes aus Leib und Geist, Trieb und Vernunft, Eigen und Erbe, Land und Licht, er ist auch als Kind schon ein unantastbares Selbst, und es bleibt die schwerste Kunst: es mit ungebrochenen Kräften zum Träger des gemeinsamen Geistes im Volke aufzuziehen.

So weit die Erkenntnis! Aber sie diente zu nichts bei der Ausübung dieser schwersten Kunst, in der das Tasten und Versuchen schwerere Sünde ist als in jeder andern. Wir schweigen von den Süchtlingen die sich auf

Platon und George berufend das erotische Ideal der Jugenderziehung verkündeten und hohe Worte und Werte zu persönlichen Reizungen mißbrauchten: was mit erloschenem Traum und voll Selbstüberhebung aus ihren Händen kam, war für immer verdorben.

Die ernsten Bestrebungen richteten sich auf die Erneuerung oder Umformung unseres Schulwesens und suchten vor allem drei Dinge miteinander zu vereinen, um aus der Schulerziehung ein neues deutsches Menschtum hervorgehen zu lassen: die Körperbildung, die Unterrichtung in den Wissensgebieten und den Geist der Volksgemeinschaft. Hierbei vergaß man, daß diesen drei Dingen das Richtunggebende fehlte: eine Vorstellung der ebenmäßigen Körperlichkeit, eine zusammenfassende Anschauung des Wissensstoffes, ein geistiger, nicht parteilicher oder wirtschaftlicher, Begriff der volklichen Einheit. Die Dinge nennen und an Deutschland denken, heißt schon ihre Unvereinbarkeit erkennen. Sie brachten statt der Vereinfachung nur eine große Vermehrung der Schulformen und Lernbereiche ohne ein neues Bildungsziel. Denn die gerühmte „Gesamtpersönlichkeit" sollte auf allen Stufen der Jugenderziehung dadurch geformt werden, daß sie möglichst viel vom Leben, das heißt von der ungeheueren Vielfalt des modernen Lebens, dem die Jugend schon außerhalb der Erziehungsanstalten schutzlos preisgegeben war, in sich aufnähme: die neuen Leibesübungen, die ganzen aufgehäuften Schätze der Künste und Wissenschaften und die unüberschaubaren Gebiete der werktätigen staatlichen und kirchlichen Volksgemeinschaft. In all dem gab es aber nach der Revolution noch weniger als vor ihr eine geistige Einheit, ohne die eine Erziehung schlechterdings unmöglich ist. Welche Erziehungslehre und welche Schulform man auch betrachten mag: wie ein Riß durchläuft sie die Gegensätzlichkeit und Unvereinbarkeit der Spannungen unseres seelischen und völkischen Daseins und das „neue" Humanitätsideal klafft von der Grundschule bis zur Hochschule in unheilbaren Widersprüchen auseinander. Wenn einst Lagarde im Hinblick auf die Unvereinbarkeit der drei großen geschichtlichen Religionsgesellschaften mit dem nationalen Staate sagen konnte: „Einen deutschen Staat hat es noch nie gegeben", so können wir vom Blickpunkt der noch tausendfach vergrößerten Gegensätze unseres modernen Lebens mit mehr Recht sagen: „Eine d e u t s c h e Schule hat es noch nie gegeben und gibt es auch heute noch nicht". Alle Mischungen und Ausgleiche haben das Wirrsal unserer Jugenderziehung nur vermehrt, alle wahllosen Anleihen von hier und dort erreichten nur das Gegenteil des Gewollten.

Zwischen der deutschen und den ausländischen Arten öffentlicher Erziehung besteht der folgende grundsätzliche Unterschied. In allen englischen Schulen wird auf einen bestimmten Typus hin erzogen: den „eng-

lischen Gentleman". Wer sich dieser Form nicht nähert — sei er Arbeiter, sei er Andersgläubiger oder Fremdländer — hat keine Aussicht zu einer höheren Stelle zu gelangen. In Frankreich erzieht man zum advokatisch-ausgebildeten, schlagfertigen Journalisten — ohne diese Eignung kein Erfolg im staatlichen und gesellschaftlichen Leben. In Italien wird jetzt der Einheits-Italiener schon in den Kinderschuhen mit Erfolg geprägt: der militaristische Italianissimo. In Rußland wird man zum Sowjetgeschöpf gedrillt — sonst sind die Kinder herrenloses Rudel. Doch in diesem Land schafft die Knute das Regulativ, sei sie in zaristischer oder bolschewikischer Hand. In Amerika wird bei der Erziehung dem Dollar-tüchtigen Menschen eine fast kindische Verhimmelung des „freien Amerika" eingepflanzt, das Geistige aber nur geduldet, weil es doch nötig erscheint und ein so großes reiches Volk sich auch das Geistige leisten kann. Einen solchen „Idealtypus" haben w i r nicht. Doch bemerkte ein von Zynismus nicht Freier der Jüngeren, daß wir bereits mit Glück darauf hinarbeiten: dieser Idealtypus sei der Ullstein-Deutsche.

All unsern Reformern fehlte ein klares einheitliches Bild des Menschtums, nach dem sie die Jugend hätten erziehen sollen. Vor dem Bilde des dichterischen Menschen aber, das der weiseste Bildner der Zeit lebendig und wirkend unter sie stellte, bekreuzigten sich die Väter und Lehrer mit jener Furcht der Seele vor dem Einbruch höherer Mächte in das bürgerliche Dasein mehr als vor Krieg, Pest und Hurerei. Im Deutschland Goethes erscholl nun der Angstschrei: „Wir sollen und können unsere Söhne nicht zu Dichtern erziehen". (Burdach, Die Renaissance.) Sondern? Zu wissenschaftlichen Menschen! Wobei noch mit ausdrücklicher Stellungnahme gegen die neue Auffassung der Bildung betont wurde, daß es sich nur um Menschen des analytischen kritischen Denkens handle, nicht um solche „mit den Schaugerichten allwissender und unfehlbarer Synthese".

Aber, nachdem die Pädagogen fast ohne Ausnahme den Bankerott der rein rationalen Erziehung verkündet hatten und die Staatslenker ihre Schulpläne auf der Erkenntnis aufbauten, daß die Gleichsetzung von Erziehung mit wissenschaftlicher Erziehung für immer abgetan wäre, kam der Rückruf, der von unseren Universitäten ausging, zu spät. Die Jugend glaubt nicht mehr an das Ideal der wissenschaftlichen Erziehung durch Anstalten, welche selbst der wissenschaftlichen Pädagogik mißtrauisch ihre Tore verschließen, da sie schon im Hinblick auf ihren Gegenstand, den ganzen Menschen nämlich, irrationaler Elemente verdächtig ist. Die Hochschullehrer selbst, welche sich ernstlich um diese tiefe Not unseres Volkes kümmern, glauben nicht mehr an die Möglichkeit einer einheitlichen Bildung auf Anstalten, die selbst den genossenschaftlichen Charakter der wissenschaft-

lichen Arbeit, das einst so stolze Geistig-Ganze der Universitas, durch die Fachvereinzelung zu verlieren drohen und fast nur noch als Verwaltungskörper eine Rahmeneinheit von vereinzelten Fachvertretern bilden. Die Männer des George-Kreises, welche daselbst lehren, wären die letzten, die darum die sachliche Zucht des wissenschaftlichen Denkens missen oder mindern wollten. Sie verzichten weder auf die kühle Schulung des Willens durch eine folgerechte Erkenntnis der Wirklichkeit noch auf die Prüfung der ordnenden und regelnden Kräfte unseres Geistes am Widerstande des unbekannten oder vielfältigen Stoffes. Aber sie erkennen der Wissenschaft in ihrer tausendfältigen Splitterung und auf sich selbst gerichteten Ziellosigkeit nicht das Merkmal einer Erzieherin der Jugend zu und leugnen, daß sie in ihren heutigen Formen überhaupt imstande ist, Lehrer der Jugend heranzubilden. „Unsere Wissenschaft" hatte schon Mommsen einmal geäußert, „ist so in die Tiefe gewachsen, daß sie dadurch für die Aufgabe der Knabenerziehung unbrauchbar geworden ist". Sie war seitdem auch in die Breite gewachsen und hatte die hohen Bilder antiken und deutschen Volks- und Menschtums verloren, sie hatte seitdem das heilige Gut unserer Sprache so mißbraucht, daß ein Aufruf des deutschen Sprachvereins unseren Gelehrten riet, „in Fragen einer vornehmen Behandlung der Muttersprache in Werken der Wissenschaft bei Holländern, Tschechen, Ungarn, Griechen und Japanern in die Lehre zu gehen".

Was die Erziehung der Jugend in der Gemeinschaft der Blätter von der zeitgenössischen unterscheidet ist ihr völliger Verzicht auf die Wirkung in eine wahllose Menge oder in eine zufällige Schülerschaft, welche durch äußere Nötigungen des Staates, der Kirche, der Schulanstalt oder wie sonst auch immer zusammengeführt wird. George und seine Folger schlossen bei der Wahl derer die sie in ihre Nähe zogen, jedes Ungefähre und Unzulängliche aus, sie begnügten sich nicht einmal mit dem was guten Willens oder gläubiger Gesinnung war, sondern kannten und kennen nur eine bestimmte Art der Jugend zur Eignung für das gemeinsame Leben: den dichterisch erschütterbaren Menschen. Der Sinn all ihres Führens und Leitens, Liebens und Streitens ist die dichterische Bildung in der ganzen Kraft und Umfassung, die der Meister selbst ihr durch Werk und Leben gegeben hat und sie sagen mit Euripides: „Keine Gemeinschaft mit denen unmusischer Art!"

Nie hat es freilich im Sinn der Blättergemeinschaft gelegen, die ihr Anbefohlenen sämtlich zu Dichtern erziehen zu wollen — wie man ihr des öfteren kurzsichtig vorwarf. Aber auch einer ernsthafteren Fassung des Einwands müssen wir begegnen: daß nur eine besondere Veranlagung, nämlich die dichterische, von uns berücksichtigt werde, und also jeder nicht so

Veranlagte von der höheren Erziehung ausgeschlossen sei. Uns aber bedeutet die Möglichkeit durch Dichtung ergriffen zu werden nicht „Talent haben zum Dichten" sondern etwas Allgemeines, das v o r jeder einzelnen und ausgeprägten Fähigkeit liegt — wir setzen es gleich dem jugendlich Traumhaften überhaupt, das uns die Vorstufe nicht nur einer bedeutenden geistigen Wirksamkeit, nein auch des Tätertums ist, mithin jeder höheren Form in der sich später der Mann erfüllt. Ohne dieses Traumhafte gelingt nur der Mechaniker, nicht einmal der Kaufmann großen Stils. An dies in jeder vornehmeren Seele bereitliegende Element wenden wir uns, und berufen uns noch auf ein Gesetz, das wir nicht schaffen sondern vorfinden: da durch die Dichtung und nur durch sie die neue Seele für dieses Mal in die Welt trat, so ist auch jeder, der etwas von dieser neuen Seele in sich trägt, mindestens in der Zeitspanne seiner weitesten Bildsamkeit, in der Jugend: dichterisch erregbarer Mensch.

2. KAPITEL: DIE NEUEN DICHTUNGEN UND >DAS NEUE REICH<

DIE „Blätter für die Kunst" hatten mit dem Erscheinen der elften und zwölften Folge (1919) bewußt ihren Abschluß gefunden. Nach einem Bestehen von 27 Jahren hatten sie ihr Ziel, die Wiedergeburt der Kunst, auf ihrem mittelsten und wesentlichsten Gebiete, dem der Dichtung, erreicht und von dieser Mitte aus eine geistige Bewegung in Deutschland und schon über seine Grenzen hinaus entbunden, welche den gesamten Bildungskreis ergriff und das jüngere Geschlecht unseres Volkes mit einem neuen Streben nach höherer Gesittung des Bildens und Denkens erfüllte. Damit war ein unverlierbarer Grund für die Weiterentfaltung der geistigen Kunst gewonnen und eine Sammlungsstelle für die dichterischen Erzeugnisse der Jugend überflüssig geworden. Auch war bei der Höhe des Erreichten in der nachfolgenden Jugend das Gefühl der Verantwortung für die dichterische Erzeugung so gewachsen, daß die meisten sich nur sehr schwer entschlossen, an das dunkle Spiel zu rühren. Wenn dennoch eine gute Leistung sich vorwagte, blieb sie in der Stille geschriebener Sammlungen. Aber wo ein ausgebildetes sprachliches Können sich mit der kühnen Eroberung eines neuen Seelenbereiches verbindet, werden die Blätter auch die dichterischen Erzeugnisse der Jüngsten veröffentlichen, wie die eben erscheinenden „Gespräche aus der Zeit der deutschen Wiedergeburt" im Blätter-Verlag. Von den älteren Gefährten gab Gundolf im

Jahre 1922 die Übertragung der Shakespeare-Epen heraus, Wolfskehl, Vallentin und Wolters führten ihr dichterisches Werk in der Richtung ihres Beginnes fort. Der letztere geleitet in den zwölf Gesprächen „Der Wanderer" (1924) den Meister, der ihm „den Fußbreit festen Grund" gegeben hatte, durch die Gezeiten seiner Herrschaft, wie er den Kampf mit den Mächten vollzieht und die ihm Anvertrauten durch Zwiespalt und Gefahr zum Siege führt. Vallentin gab in den „Heroischen Masken" (1927) seiner an Napoleon entzündeten dramatischen Kraft den letzten Ausdruck. Die Art, wie er die Gestalt des Kaisers sich vollenden läßt, zeigt uns deutlich, daß George auch der tragischen Dichtung ihre rein abendländische Möglichkeit erobert hat. Sie war durch das einmalige unwiederholbare Opfer des Gottessohnes, das jeder menschlichen Tragödie außer ihm ihr Gewicht nahm, im Christentum unmöglich gewesen, sie hatte dann seit der Renaissance vor allem durch Shakespeare, der die dumpfen und hellen Volkselemente, Blut und Geschichte ins hohe heldische Schicksalsspiel hob, wieder einen eigenen Raum erworben, aber sie war zugleich durch den Humanismus und Klassizismus mit dem antiken Schicksalsbegriff in seiner hellenistischen Deutung belastet worden, wie ihn vor allem die romanischen Dichter übernommen hatten. Trotz ihres stürmischen Kampfes gegen den französischen Romanismus und ihrer Liebe zu Shakespeare bestimmte dieser Schicksalsbegriff auch in den dramatischen Dichtungen unserer Klassiker und ihrer Folger noch Form und Ablauf des tragischen Geschehens — nur Hölderlins Seherblick schaute darüber hinaus in die besondere von der antiken unterschiedene Schicksalsform des abendländischen Menschen. Vielleicht weil er sie in dem Jüngling Napoleon schon verkörpert sah. Denn in Napoleon stellt sich das heldisch-tragische Menschtum unseres Abendlandes in seiner persönlichen und schicksalhaften Gewalt mit äußerster Folgerichtigkeit dar. George aber gab diesem Menschtum den Weltraum, in dem es erst sein dichterisches Bild, das heißt, ein unverlierbares Eigenrecht und eine geistige Dauer finden konnte. Auf diesem Boden, wie wir schon bei den früheren erwähnten, sind auch Vallentins letzte Gespräche erwachsen, und nicht darum handelt es sich, welchen Rang man seiner Kunst unter den Großen zubilligen kann, sondern wie er das Amt, das er aus der Georgeschen Kraft und seiner Heroenliebe übernahm, zum ersten Male erfüllte: den erhabenen Menschen nicht mehr in einem von außen wirkenden Schicksalsgesetz von Fluch und Opfer, nicht mehr in den sittlichen Beziehungen von Schuld und Sühne noch den transzendenten von Gnade und Strafe zu sehen, sondern ihn auf seinem Schicksalsgang im Kampfe mit dem eigenen ihm eingeborenen Dämon zu erfassen. Wir begreifen es so: Leid und Last des großen Täters erscheint am Widerspiel

seines großen Willens mit einer niedrigeren Stofflichkeit, sein Untergang liegt in dem unbeugsamen Trieb beschlossen, die ihm eingeborene Aufgabe zu vollenden, niemals auszuweichen und die eigne Person zum Schauplatz aller Widerstreite zu machen, welche seine Kraft in der Umwelt aufruft. Recht oder Unrecht, Gut oder Böse schweigen auf unteren Rängen in einem Kampfe, den das göttliche Leben in seinem höchsten Träger ausficht. Er ist mit dem Besten ausgerüstet, damit er seine größte Prüfung bestehe: dem Leben, wie Hegel sagt, treu zu bleiben, selbst dann wenn dieses ihm untreu geworden ist: er selbst zu bleiben, bis seine Flamme das letzte Öl verzehrt hat. Der wirkliche mit dem ganzen Gehalt des Geschichtlichen und Geschehenden beladene Mensch, das heißt seine mythische Gestalt ist für den Dichter die dramatische Person geworden, in der die äußere Schicksalswucht des antiken Heldenleibes und die innere Schicksalspannung der christlichen Seele ihre neue abendländische Einheit gefunden haben.

Wolfskehl sammelte in seinem Buch „Der Umkreis" (1927) seine dichterischen Erzeugnisse von mehr als zwanzig Jahren und fügte die jüngsten hinzu. Unverändert bricht aus den ältesten und neuesten die seltsame fluchende und segnende Prophetengestalt vor, die zwischen Göttern und Dämonen mit gereckten Armen hin- und herschweift. Die Kühnheit seiner Rhythmen bei völliger Beherrschung des metrischen Baues beschämt alle vergeblichen Versuche der gelösten und stoßenden Schrittmaße von den Naturalisten bis zu den Expressionisten. Wie eine Herde Tiere stürzen die Worte zuweilen einen steilen Abhang hinab und die Stimme mitstürzend scheint in Gefahr sich zu verlieren, aber immer fängt der Dichter sie in den Wirbeln wieder auf und läßt den Ton mählich in sicherem Schritt verklingen. Wie von jeher gehen die Gedichte auf dem Schattenpfad, ja die jüngsten frösteln stärker im Schauer, sprechen böser vom Grauen und der auf dem Umkreis Fahrende zeigt eine immer schrägere Neigung zum Abgrund, die das Herz wohl mit Trauer und Schrecken erfüllen könnte. Aber freilich springt dann das trotzige Wort noch einmal aus den Schaudern auf und sagt, daß der so kreist, noch Herr der Gefahr ist, daß der so sieht, noch über dem Gesehenen steht.

George veröffentlichte nach dem Kriege, außer den schon erwähnten drei Gesängen, die um einige Stücke vermehrten „Tage und Taten" (1925), eine zweimal vermehrte Ausgabe der übertragenen Dantestellen aus der Göttlichen Komödie (1921 und 1925) und begann seit dem Jahre 1927 die Gesamtausgabe seiner Werke, die neben Bildnissen und Schriftproben aus den verschiedenen Alterszeiten die endgültige Fassung seiner Dichtungen mit einigen Erläuterungen über ihre erste Veröffentlichung brachte. Die

„Tage und Taten" erhielten durch den Kindlichen Kalender, die Vorrede zu Maximin und die Lobrede auf Hölderlin das Gepräge einer Überschau über Frühe, Höhe und Reife des Georgeschen Lebens. Sie geben in den kurzen Betrachtungen einige Grundanschauungen des Dichters über das künstlerische Schaffen und rühren mit dem Schlußstück noch einmal ans Los früher Dichtergefährten, die hinter ihm blieben.

Die Vermehrung der Dantestellen, von denen die neuhinzugekommenen mehrere ganze Gesänge umfassen, geschah in der Richtung, welche wir bei der Betrachtung der elften und zwölften Folge gekennzeichnet haben. Es sind einmal die großen staatlichen Gesichte Dantes, wie er sie in Geschick und Haltung bedeutender Männer und in den Voraussagen seines eigenen Schicksals aus ihrem Munde dargestellt hat, dann die strahlenden Gesichte der vollendeten Schar der Seligen wie sie in den Sinnbildern des irdischen Paradieses und den himmlischen Kreisen erscheinen. Es ist der staatliche Kämpfer, der Mahner und Geißler seines Volkes und zugleich der Lobpreiser der höheren und schöneren Menschengemeinschaft im göttlichen Leben, der in diesen Gesängen Zeugnis ablegt von seiner Haltung zu den Geschehnissen der Zeit und den ewigen Erfordernissen der Menschen.

Gleichzeitig mit diesen Übertragungen entstanden die großen Gesänge, Sprüche und Lieder, welche das neunte der dichterischen Eigenwerke Georges bilden: DAS NEUE REICH. Wir haben sie zum Teil schon, eben weil sie sich unmittelbarer als die früheren Dichtungen auch an Erschütterungen der abendländischen Welt knüpften, beim Zeitpunkt ihrer Einzel-Veröffentlichung betrachtet. Aber es zeigte sich beim Erscheinen des neuen Werkes, daß sie in seinem Gesamtbau und besonders in Verbindung mit den neuen Gedichten eine Verstärkung und Verwandlung ihrer Eigenschwere erhalten haben und jetzt erst im Chore ihr voller Ton hörbar geworden ist. Der äußere Aufbau besteht in der einfachen Aufeinanderfolge von vierzehn großen Gesängen, dreimal dreizehn oft mehrteiligen Sprüchen und zwölf Liedern. Von diesen drei Gruppen trägt die erste am stärksten ein volkhaftes, die mittlere ein persönlich-nahes, die letzte ein welthaftes Merkmal. Aber auch innerhalb jeder Gruppe sind die drei Merkmale sämtlich erkennbar, im besonderen in der Ordnung der vierzehn Gesänge so, daß sich die ersten sechs auf zeitliche oder räumliche Außenbereiche, die mittleren vier auf den innersten Bereich des „Geheimen Deutschland", die vier Gespräche auf den weitesten Umkreis menschlicher Welt und Gesittung beziehen. Doch bezeichnen Innenring und Außenraum und weiteste Welt nur die drei verschiedenen Ausdehnungskräfte zwischen Mitte und Umkreis des Neuen Reiches, in deren lebendiger Wechselbewegung sein gei-

stiger Körper besteht. Sowohl die welt- wie volkhaften wie persönlichen Gehalte sind in diesen Gedichten Ausdruck des gleichen staatlichen Geschehens und erhalten nur durch Lagerung und Richtung zueinander ihr unterscheidendes Merkmal.

So erscheint in den ersten sechs Gesängen das Neue Reich in der Blickrichtung von innen nach außen: als Volk und Land und begrenzendes Meer, als geistiges Erbe im Traumgesicht Goethes und der Verheißung Hölderlins, als heutiges Dasein im Kampf mit Völkern und Gegengewalten in Krieg und Umsturz und tieferen Brüchen. Den geistigen Horizont umsäumt das Wunder von Hellas, in dem das neue deutsche Bild sich spiegelt, den räumlichen begrenzt das nördliche und südliche Meer, von dessen Küsten die wunderbaren blonden und dunklen Kinder kommen und gehen, Gäste und Fahrer, die berauschen und vergeuden was an den Rändern des Reiches überfließt, den staatlichen Horizont beschließt der ringsum lagernde, nach eigenem Gesetz sich zu Ende lebende Verfall.

Der Dichter rettet unsere alten und neuen Träume in sein Reich, das außer der Zeit und dem Volke steht, weil es ihr Verderben nicht teilt, das dennoch mitten in ihnen steht, weil es die einzige Form des gestaltenden Lebens ist, aus dem eine neue Gemeinschaft von deutschen Menschen erwachsen ist. Durch die schroffe Abscheidung alles Untergehenden und die Bejahung und Aufzucht alles geistig Gesunden hat George sich Schritt um Schritt, Werk um Werk zum Herrn der Gegenwart gemacht, und „das heimliche Kaisertum" seines vierzigjährigen Wirkens unter den Deutschen ist jetzt sichtbar geworden. Die neuen Gedichte haben noch die gleiche Fremdheit wie im ALGABAL vor der zerfahrenen Umwelt, aber der Dichter steht nicht mehr im „Unterreich" wie dort sondern im hellen Lichte seiner eigenen sicher gegründeten Welt, im Reiche s e i n e r Menschen, deren innerer Kreis schon inmitten immer weiterer Kreise des Volkes ruht. Kein „Ton aus unterworfenen Welten" ist in die Gründung des Reiches gedrungen, nur Götterwink und sieghaftes Lied, meisterliche Wahl und liebender Dienst sind seine Grundsteine geworden. Wie eine offene und dennoch unbetretbare Insel liegt sein verborgenes Deutschland mitten im öffentlichen Deutschland, mitten in einer Menschheit, deren Gefüge in allen Fugen zittert, deren Führer noch wo sie zu lenken glauben von den entfesselten Zeitgewalten getrieben werden und nur wissen, daß ihnen keine Wahl bleibt als ödester Friede oder wildester Kampf.

In den vier folgenden Gesängen, deren Gruppe wir nach dem umfassendsten als „das geheime Deutschland" bezeichnen, schwingt der Gegensatz des Draußen und Drinnen noch nach, aber in ihnen ist alles nach innen hin, zum Bezirk der gewonnenen Mitte gesehen und nur noch ein Schauer der

einsam getragenen Leiden und gemeinsamen Kämpfe ist mit in die stillen und die brausenden Strofen dieser Hymnen verfangen. Man spürt ihn im beklemmenden Stoßtakt der „Winke", in den dunklen Anfangshälften der „Gebete", in der zugleich fragenden und wissenden Stimme des Freundes auf „Burg Falkenstein", im Vor- und Schlußgesang des „Geheimen Deutschland". Aber in jedem Gedicht reißt den Dichter über den Schauer hinaus die Gewißheit, daß die verkündete Stunde gekommen, daß das Fest der Erde vom Gotte gewährt, daß der Zauber der Wiedererweckung für das Land des Dichters gewonnen ist. Die heilige Heimat ist ihm noch das „Jungfrauenland", der „ursprüngliche Boden", der die Menschen ungekannter Art und unvergleichbaren Handelns unter den heutigen Völkern dem Wecker und Gründer entgegenschickte. Diese Gesänge sind die in heilige Sage gehüllte Wirklichkeit des Reiches und lassen die Weite und Stärke der Spannung ahnen, die George in seinen deutschen Menschen erweckt hat. In solchen, wie er sie im „Geheimen Deutschland" umzeichnet, sind die Tiefen, vor denen unseren Vätern noch schauderte, aufgebrochen, damit die Höhen männlichen Wollens und Wagens sich steiler türmen, damit an den leidenden Kräften sich die überwindenden trotziger messen. George hat in ihnen den Himmel unserer klassizistischen Idealisten wie die eiserne Erde unserer heutigen Materialisten durchstoßen und das Dämonische des Lichtes wie das Ungebändigt-Wilde der Tiefe in die menschliche Welt bezogen. Denn sein Dichtergeist erfuhr den Strahl von oben und die Entrückung nach oben, den Ausbruch von unten und den Taumel nach unten — er umgreift das wuchshaft langsame Werden und den leisen Gang der allmählichen Entfaltung, aber auch die plötzliche sprunghafte Flut der Entladung und Erweckung. — Wenn er im „Geheimen Deutschland" den Abgrund und Gipfel beschwört ihn vor Bannung und Sturz zu bewahren, so ahnen wir die Gefahr, in der dieser Mensch sich bewegt und die Kraft des Maßes deren er bedarf um mit dem „Fittich seines Sonnentraums" die feste Erde zu streifen. Aber da er es vermochte und mit diesem Sinn der Höhen und Tiefen ausgerüstet war, so verstand er auch mehr als andre den Laut der tiefsten Mittagstille, so sah er allein in dem seltsamen Märchenland, das Deutschland heißt, die einzigen Menschen, denen sein Blick in die Dinge tragbar war: die Opferbereiten, die sterben für ihren Traum: ihn der sich verzehrte für den Freund, ihn der alles verschmähte als der höchste Sprung mißlang, ihn der selbst das größte Wissen schweigen heißt, wenn das Geheimnis ihn anrührt, und die größten Fremdlinge der Zeit, den dämonischen Wiedergänger und den jugendlichen Gott. Es sind die großen Verstummenden, von deren Begegnung mit dem Dichter das „Geheime Deutschland" spricht, die zu Licht und Erde geworden

sind, aber eben darum das Wichtigste für ein Reich bedeuten, dem in einer Welt erschöpften Blutes und Bodens kein Ort des Blühens mehr gegeben schien, für das die Götter erst das Unerdenkbare schaffen mußten: „neuen raum in den raum".

Nach dieser innersten Zusammenziehung der dichterischen Sichten dehnen die Handlungen der vier Gespräche sie zum weitesten Bereich des Menschlichen aus. In ihnen gestaltet der Dichter die ewigen Gegnerschaften unseres Menschentages, die zu allen Zeiten lebendig sind aber an den großen Wenden ihre besondere und scharfe Prägung erhalten: sie erscheinen bei Bruch oder Bewahrung der Sittentafeln als ungebändigte Natur und geistige Ordnung, Blutkraft und Gesetzestreue, Erneuerung und Welke des staatlichen Menschtums. Es sind stets sich bedingende Mächte unseres Erdendaseins, aber sie treten in den äußersten Widerstand gegeneinander, wenn der Umlauf der Säfte zu stocken beginnt und ein großer Mensch das Lebendige gegen das Sterbende und Tote aufruft. Dann sprengt wie im „Brand des Tempels" der Barbarenführer die überfeinerte Bildungswelt, dann stößt der Herr den sehnsüchtigen glaubensbereiten Sucher von sich, der nicht genügt, dann warnt der Drud, der Wachstumsgeist der dumpfen Fruchtbarkeit, den hellen vernünftigen Menschen vor der letzten ordnenden Nutzung der natürlichen Kräfte, vor der tötenden Entzauberung des unenträtselbaren Lebens. Die bisher gepriesenen Gewalten verkehren sich in schädliche und geschmähte: der hochmütige Verstand in sich selbst vernichtenden Frevel, die scheingerechte Gläubigkeit in ohnmächtige Schwäche, die prunkende Endkultur in hilflose Weichlichkeit. Diese Umkehrung steigert sich in dem neuen Gespräch „Der Gehenkte" bis zur Aufhebung der selbstgewissen Tugend im verachteten Verbrechen. Der Gehenkte ist in eine ungeheure Entfernung von allem Erkannten und Fürwahrgehaltenen der Zeit gerückt und steht in einer grausamen Vereinsamung, wie alte Holzschnitte den Kruzifixus in der leeren Landschaft zwischen Himmel und Erde zeigen. Wie Schmach zu Ruhm und Schuld zu Glorie wird, spricht hier der Mund des Gerichteten fast anteillos, da das Schicksal erfüllt ist .. fast feindschaftslos, da die Gegenwelt sich im eigenen Urteil aufhebt, und wie immer an den Wenden der Zeit sieht der Brecher der Tafeln fernab über jene hinweg, die bald verehren und erhöhen müssen, den sie eben peinigten und erniedrigten. Er weiß um die Verwandlung vom Verachteten zum Gepriesenen, ja vom Gemarterten zum Heiland: der Verdammte wird dereinst zum Richter seiner Richter, der Verfemte zum Gott seiner Verhöhner. Man mag an Ketzer oder Märtyrer, Nietzsche oder Napoleon, Sokrates oder Christus denken — das furchtbare Bild reißt für einen Augenblick den Schleier vom ewigen Gegen-

satz zwischen Genius und Allgemeinheit weg, zwischen der Menge und dem Einsamen der das Gesetz bricht, um es neu zu erfüllen, der den Frevel am Leben auf sich nimmt, um es neu zu gestalten. Daher spricht nicht leidendes Dulden und Entsagen sondern Prometheischer Hohn aus dem Gehenkten, der die Schwäche der Opferer und die weltraddrehende Kraft des Geopferten kennt. Für einen Augenblick zuckt das sinnlose und widerrechtliche Schicksal der Genien, an dem sich die Fragwürdigkeit der ganzen Menschenwelt zu offenbaren scheint, an der Ununterschiedenheit von Verbrecher und Erlöser in der noch mythenlosen Nacktheit des Geschehens auf.. nur das Dennoch des Triumphes mildert das grauenhafte Schauspiel und gibt jenem Zweifel die Antwort: Es ist ein göttliches Gesetz, daß die besondere Art des Leidens, die jeder große Zerbrecher allein erlitten hat, von denen als Gesamtheit wieder gelitten wird, in denen er siegt.. sie werden seines Glückes teilhaftig nur um den Preis den er selber zahlte; sei es den des tragischen Heldentums, der erlösenden Duldung, des abgründigen Wissens oder der mitleidlosen Gestaltung.

Von dieser Weitung menschlicher Geschicke kehrt sich der Dichter in den „Sprüchen" wieder zum engsten Kern seines Reiches zu Schülern und Brüdern, Folgern und Freunden, zu den Lebenden und Toten seines nächsten Lebenskreises. Von den „Neuländischen Liebesmahlen" der ersten HYMNEN bis zur Freund- und Liebesgemeinschaft im STERN DES BUNDES sahen wir diese persönliche Runde in allen seinen Werken erscheinen und mit der wachsenden Entfaltung des Reiches sich wandeln und mehren. Vom ältesten Freundesgeschlecht taucht hier nur Albert Verwey auf in der leidvollen Auseinandersetzung von Mann zu Mann und Volk zu Volk, die wir geschildert haben.. von den auch im Stern nicht mit Namen Genannten des mittleren Geschlechtes nur wenige. Es sind im wesentlichen die Jüngeren und Jüngsten, in denen sich das gemeinsame Leben spiegelt und an deren Mitgeschicken man erkennt, mit welchem Schwergewicht jedes persönliche Verhältnis zum Meister beladen war. Jeder Nahestehende oder Nähertretende stand vor ihm als vor dem entscheidenden Urteil über sein Wesen und Können, einem Urteil, das wohl strenger oder milder sein aber niemals fehlen konnte, da die Wesenstreue oder -untreue des Schülers zu sich selbst zugleich das Glück oder Leid des Meisters selber war. So spiegeln die Sprüche das Allein- und Selbandersein der ernsten und heiteren Stunden und sprechen von Freude und Rausch aber nicht minder von Sturm und Gefahr des Bundes: es fallen Worte in ihnen die vom frohen Erwachen und vom Wind der gemeinsamen Träume sagen, aber auch solche vom Drohen des Dunkels, vom Bangen am Schicksalsrand und blutenden Händen vor verschlossenem Tor, die blitzhaft Glück und

Härte der Freundschaft beleuchten. In der Antwort auf den „Zweifel der Jünger" hat dieses Doppelgesicht der meisterlichen Liebe im alten Sinnbild seine härteste Prägung erhalten.

Über dieses innerste Verhältnis hinaus weisen andre Sprüche warnend und richtend auf die Lehren und Lehrer der Zeit und der große Erzieher und Bildner grenzt in ihnen das Reich seines persönlichen Bildens schroff gegen alle mystischen Seelenfänger, wahllos versuchende Taster und weltbewirkende Weisheitkundige ab. Wer in meinem Reiche recht gehört und recht geliebt hat, spricht der strenge Dichtermund, bedarf der Erfahrung und Weisheit der andern nicht und wer von hier als Ungeweihter „ins Leben geht", hat „den höchsten Gott" den fruchtbaren Augenblick versäumt. Die Gestalten der Jugend aber, welche die letzten Sprüche ins bleibende Bild erheben, sind die schönste Gewähr und Hoffnung der neuen Erde. Es sind dieselben, die von Beginn an durch sein Werk geschritten sind: vom jugendlichen Prinzen bis zum Saitenspieler, vom kindlichen Tänzer und Helden bis zum fürstlichen Erben. Aber die Sinnbilder und Statuen sind nun deutsche Menschen von Fleisch und Blut geworden, Kinder unseres Volkes und seines Geistes: der erste Adel aus geistigem Recht. — Die Toten schließen diese Reihe der Schönen und Tapferen im „Neuen Reich". Da sie blieben was sie waren, als der Krieg sie in seine Wirbel riß, so darf der Dichter die Klage vor dem Unabwendbaren verhüllen. Er umreißt ihr Bild mit festen persönlichen Strichen, wie die Griechen — als höchste Ehrung — den dreifachen Sieger, und beschwört mit ihnen zugleich die Hunderttausende Verschollener und Ungenannter in dem tyrtäischen Aufruf „An die Toten" als das unsichtbare Heer, das die Ehre unseres Volkes hütet.

Wie die Gedichte und Sprüche an die Nächsten meistens die Mitte, so bilden die Lieder fast immer den Beschluß der Werke Georges: so beschließt „das Lied" auch DAS NEUE REICH und verkündet die letzten Grenzen seines Menschtums und seiner Welt. Wohl nie ist ein seltsamerer Vorwurf gegen den Dichter erhoben worden als daß ihm die Krönung der nordischen Dichtung, das Lied, verwehrt geblieben wäre. Man dachte dabei an den von Herder geprägten Begriff einer ursprünglichen Sangweise, die das Eigene und Urwüchsige einer Volksart ausdrückt. Die Romantiker und späteren Sammler verengerten den Begriff auf die in unteren Ständen des Volkes entstehenden meist namenlosen Weisen, die, wie man heute weiß, entweder aus den adligen Oberschichten abgesunken und verwandelt oder gerade in den gehobenen bäuerlichen und handwerklichen Schichten aus den Chor- und Streitweisen ihrer Feste und Reigen und Spiele entstanden waren. Was die Arnim, Brentano und Grimms noch eben vor dem

Untergange aufzeichneten, war freilich hundert Jahre später in Gefahr auch in seinen untersten Wurzeln verloren zu gehen. Es gab im Zeitalter der „Naturschutzgebiete", des untergegangenen Handwerks und einer rationalistischen Bauern- und Arbeiterschaft keine „Volksseele" mehr, die das von oben Empfangene nach ihrem Sinn umformen und noch weniger eigne Klänge und Lieder erzeugen konnte. Die man als Volksdichter anpries, waren gerade dadurch bezeichnet, daß keiner von ihnen Erlebnisse und Geschehnisse seiner Schicht zu singen vermochte, sondern krampfhaft die der Nächsthöheren suchte. Wer aber die Wirklichkeit „Volk" nicht in den unteren sondern in der Gesamtheit aller Schichten und Stände sucht und weiß, daß die besten „Volkslieder" von Goethe sind, der wird begreifen, daß auch die dumpfste Wesenheit, wie sie in Märchen und Weisen sich äußert, heute nur in der vollsten Menschlichkeit des Volkes, also in seinem größten Dichter noch lebendige Wurzeln, daß nur in ihm der urtümliche Schatz aus Ahnenschaft und Bodenzauber noch Wohnung hat, daß nicht in der gnadenlosen Luft moderner Hast und Vernünftelung sondern nur in seinem Reiche das neue Lied erklingen konnte. Wir haben erzählt wie er zwischen fruchtbarster Scholle und heißestem Licht, zwischen Pflanze und Tier, Werker und Schiffer der Heimat aufwuchs, wie er sein Leben hindurch mit offenem Auge über „Markt und Ufer" ging — selbst bei der schlichten Einfalt suchte er Wissen und Weise des Volks bis hinab zu den Rätseln der Kinder. Weil er auch dies zu seinem hohen Wissen fügte, weil sein Blut auch das Einfach-Dumpfe zu seiner hellen Geistigkeit besaß, erhielt sein Lied das alterlose weil alle Alter umfassende Merkmal des volkhaften Tones. Es hat den kindlichen Märchenklang und die knabenhafte Schwermut der Sage, die opfer-trotzige Jünglings- und herbere kältere Mannesstimme alter Weisheit, bis hin zum leisen bilddunklen Laut des Greises, es hat die wahre Stimme des Volkes im ununterscheidbaren In- und Miteinander der Geschlechter und im unaufhebbaren Bund der ewigen Toten und der ewigen Jugend.

Um die Einbeziehung all dieser äußersten Lebensschichten in das dichterische Werk ganz zu verstehen, müssen wir von der Kraft Georges sprechen, das Ursprüngliche zu schauen und zu beschwören. Was Kosmiker und Mystiker vergeblich gewollt: das Urleben in seiner vom Schutt der Jahrtausende unbelasteten Macht aus der Allnacht heraufzuführen oder die Seele in ihrer von den Schlacken des Stoffes befreiten Reinheit in das All-Licht hinaufzuleiten, was weder die Urgrundschwärmer durch den Zug ins untere Nichts noch die Seelenschwärmer durch den Flug ins obere Nichts vermochten: der Dichter allein, den sie als Nur-Künstler verachteten, vermochte in den menschlichen Grenzen durch den Zauber des Wor-

tes das Leben von seinen gewordenen Formen zu lösen und wieder in werdende Formen zu binden. Denn nur der kann „des Weibes Werke auflösen", wie wir den Geheimspruch verstehen, der das Urmütterliche wieder zum Werke zwingt. Leben erscheint nur in „geprägter Form", seine Blutleuchte schimmert nur in der geschlossenen Haut seiner Gewächse, und wenn sie zu schwach oder starr geworden sind, die pochende Fülle zu fassen, schafft der nur neues Leben, der seine glühendste Kraft ins schönste Gebilde bannt.

Von diesem Blickpunkt aus sehen wir George im NEUEN REICH überall zu einem Dunkel-Ursprünglichen vordringen und ein Lichtgestaltetes daraus lösen. Niemals verliert er sich an das Unfaßlich-Ungestalte, an ein Außermenschliches, sondern noch Erde und Meer, Natur und Schicksal, Mächte und Kräfte erscheinen zwischen den Polen des Göttlich-Menschlichen und Halbmenschlichen als menschliche Bilder, als Bereich beseelter Leiber und also dem Griff des Geistes erfaßbar und formbar. Wohin der Zauber des Wortes nicht zu dringen vermag, wo die Liebe nicht klingt, ist auch kein Leben, kein Reich und sinkt das seellos Gebliebene der Allnacht mit dem seellos Gewordenen der Zeit in den Schlund des Nichtwirklichen und Ungeschöpflichen hinab. Bis dorthin reicht noch die Klage des Bildners: das nicht ins Wort und also nicht ins Reich Gebannte bleibt dunkler Umkreis: nicht Gewonnenes und vielleicht nie zu Gewinnendes, von dem niemand wissen kann, ein Unerforschliches und Unbefragbares in jedem Punkt der Welt, aus dem das Grauen des Maß- und Grenzenlosen uns anweht. Nur ein Seufzer im Lied verrät, daß der Dichter diese Grenzen der gestaltigen Welt berührt hat, für die es kein Zeichen gibt. Für alles was innerhalb ihrer liegt sinnt er taglang „aufs wort für unsern neuen weg", befragt er die Norne nach dem nacktesten Zeichen und stößt durch jahrtausendalte Lagerungen der Bildung und Geschichte bis zum letzten Grund eines Geschehens, durch Wachstumsringe und Erstarrungsschichten bis zum anfänglichen Kern eines Vorgangs durch. Dieses sein Streben von Anbeginn in den weiten Kreisen seiner Bahn hat im NEUEN REICH den kleinsten Sonnenbogen, den Urlaut, gefunden und was er benennt, hat ein Stofflich-Elementares erhalten, als seien die geistigen Bilder aus den Grundstoffen selber geballt. Erde und Meer, Licht und Luft in ihren einfachen Erscheinungsformen sind wie nie noch in seinen Werken der Schöpferton, aus dem er die beseelten Wesen seiner Gesichte schafft. Aus Flamme und Morgen, Wind und Quell formt er die Leiber und im letzten Lied erscheint unser Geschlecht wieder kultur- und geschichtlos, ja noch ohne Sonderung und Merkmal, ohne Sünde und Schuld als der reine ursprüngliche Mensch, das Kind der Natur wie alle Dichter und Denker

und Liebende ihn ersehnen: der edle und schöne göttliche Sohn der Erde und des Lichts.

Vor diesem klarsten Bilde wird uns am ehesten deutlich was dem NEUEN REICH seine besondere Färbung gibt: es ist die geschärfte Blicktiefe Georges ins Elementare Anfängliche und Keimhafte, die ihm den Aufbau der Gestalten und Ereignisse aus ihren einfachsten Grundwerten erlaubt. Der immer die geistigste Form der Dinge sah, schaut nun auch ihre stoffliche Verbundenheit im All, der immer den schlichtesten Sinn der Ereignisse faßte, spürt nun auch den verborgenen Herzschlag im fernen und nahen Geschehen. Ganz bis ins Innerste und Äußerste ist die Welt seine Heimat geworden und die Linien ihrer Erscheinungen verflüchtigen sich nicht wie sonst beim alternden Künstler, sie sind vielmehr noch schärfer, wuchtiger und körperlicher geworden. Alle Verhältnisse von Mensch zu Mensch, Natur und Gott, vom Führer zu Schar und Volk, vom Einen zu den zahllos Vielen sind klar gegeneinander abgesetzt, mit scharfen Konturen umrissen, das Farbige ist seltner geworden, aber die plastische Dichte, die körperliche Geste noch gewichtiger, ausdrucksvoller und losbeladner als früher. Auch der Gesamtton des Werkes hat eine noch größere Spannungsweite und Fülle erhalten als einer je vorher.

Wie beim Erscheinen aller Werke Georges ist auch das erst allmähliche Hörbarwerden des Tones im NEUEN REICH ein Unbegreifliches, das sich keinem vergleichenden Prüfen erschließt. Der vorher noch ungeborene ist da, noch fremd und unbegriffen erschüttert er uns und wird uns verwandt indem er uns sich anverwandelt. Was nach dem früheren Reichtum überrascht ist zunächst die Mannigfaltigkeit und Neuheit der Maße, dann die nochmals mögliche Steigerung des monumentalen Klanges nach der einen, der schwebenden liedhaften Singweise nach der anderen Seite. Dort drohen die stürmenden und wuchtenden Bewegungen des leidenschaftlichen Geistes zuweilen fast die Formen zu sprengen, aber sie ballen nur die drängenden Gluten in den knappsten gespanntesten Ring: beim „Hyperion" in einen festen Reigenschritt, beim „Gehenkten" in einen eisigen Blankvers, beim „Geheimen Deutschland" in eine kurze Beschwörungsrune. Auf der Gegenseite sind die Schwingungen noch süßer und sinnlicher geworden, die Lieder haben weder etwas von der Tonart des Balladesken noch der persönlichen Gefühlslyrik aufgenommen, ihre Melodien sind geistiger als jene und stofflicher als diese: ein geheimnisvoller Zusammenklang von elementarer und seelischer Musik. Zwischen Hymne und Lied haben die Gespräche und Sprüche noch ihre besonderen Merkmale: die blitzhafte Handlungsschnelle der einen und die treffsichere Entscheidungsformel der andern hat dem Rhythmus des Blankverses wie

der wechselnden Kurzstrofen eine eigentümliche Stoß- und Sprungkraft verliehen, die wohl an frühe griechische Vorbilder erinnert, aber in Bewegung und Gegenbewegung von Maß und Sinn ein anderes Verhältnis hat wie bei diesen Dialog und Epigramm.

Aber über allem Wechsel und aller Mehrung der Formen im NEUEN REICH klingt noch immer die eine unveränderte Stimme, der erhabene Ton des Wohllauts und der leidenschaftlichen Strenge. Daß er noch einmal sich wandeln und neu erfüllen konnte, bedeutete die Möglichkeit aus dem „Bund" ins „Reich" zu wachsen. Für diese Wandlungsfähigkeit und Offenheit seiner immerjungen Seele in den Stürmen des Daseins hat der Dichter selbst uns im vorletzten „Lied" ein erschütterndes Bild gegeben.

Der Stolzeste auf der Höhe seiner Kraft und nach dem Ertragen der härtesten Proben enthüllt hier die noch immer erschütterbare und jedem Stoß des Leides und Ansturm der Welt erreichbare Seele: sie die sich keinem Andrang der Gefühle versagt, keinem Kampf der Leidenschaften verweigert hat, aber ein schweres Leben lang aufrecht und ungebrochen blieb, fühlt noch immer das Beben und Brausen der Welt außer und in ihr und die Gefahr jähen Sturzes öffnet noch einmal vor ihr den gorgonischen Blick. Welche Gefahr drohte wissen wir nicht, aber wir ahnen: wessen Menschtum so weite Bogen umspannt, hat sich mit dem Brüderlichen sein Feindliches selber gesetzt. In jedem Bezirk, fast in jedem Gedicht des NEUEN REICHES stehen sie sich messend gegenüber, sind sie die Doppelstimme des Dichters, der den Fremdstoff abwehrt, den befreundeten anzieht. Er hat seinen Zauber den Menschen und Dingen mitgeteilt und aus den verwandelten spricht ihn sein eigner verleiblichter Geist mit neuen Zungen an. Auch alles Widerstehende und Widerstrebende, alles Halbgewonnene und Verletzte, ja selbst was absinkt und welkt hat an seiner Erscheinung und durch sein Feuer eine schärfere Prägung, ein Bewußtsein seines bedrohten Daseins bekommen: er selbst hat „Qualle und Kraut" wieder wehrhaft gemacht. So verstehen wir warum seine Liebe noch tiefer, sein Preis noch schöner, aber auch sein Leid noch schmerzlicher, sein Hohn noch brennender seit RING und STERN geworden ist. Wo das brüderliche Sein gefährdet und geschändet wird in Erde und Mensch, Gewächs und Volk bricht der Zorn gegen die Verdorbenen und Verderber mit bitterer Gewalt aus dem Mund des spähendsten Wächters, kein Wort ist ihm hart und ehern genug den Frevel und Mord am Leben zu geißeln. Aber kein Wort auch ist ihm voll und klingend genug um Einklang und Wachstum in den brüderlichen Kräften zu schaffen und zu pflegen. Wie von dort her das Zornlied so stammt von hierher der Lobgesang, wie von dorther die düsteren Weissagungen, so

von hierher die strahlenden Verkündigungen von seinem Volk und Tempelland, die vertrauenden Gebete und die milden wie noch die herben Winke an Freund und Kind. Derselbe der verachtend die Lauen und Lauten von sich stößt, beugt sich für die Schweigenden und Glühenden liebend auf den Grund des Brunnens und holt das leiseste weiseste Wort unserer Trauer und Schönheit, unserer Torheit und Treue, unseres Spielens und Gespieltwerdens ins ewige Rund herauf — den Sang, der das brüderliche Leben fesselt in Dauer und Raum.

Darum konnte der Dichter, wie das Gedicht „Burg Falkenstein" es festgehalten hat dem Zweifel des Freundes, daß aus dem Romantischen und Idyllischen „der Zauber" nicht wieder erstehen könne und unser Volk keine Gewähr mehr biete, ihn in sich aufzunehmen, mit der erahnten Geburt des neuen Tones begegnen: des Tones den er von je ersehnt, aber noch nicht singen konnte, der das „Nationelle" im Hölderlinschen Sinne, die leibliche und geistige Einheit von Land und Volk und Reich in sich befassen und das Gewirr der hundertfach zerspaltenen Stimmen und Geister in dem einigen heiligen Lobgesang befangen wird, mit dem die Einzelstimme in den frühen HYMNEN begann und der Chor im STERN DES BUNDES schon schloß. Mit dem neuen Ton ist das NEUE REICH geboren. Seine Ordnung ist keinem geschichtlichen oder heutigen Bauwerk vergleichbar, sondern, wie wir zu zeigen suchten, dem sich Dehnen und Verdichten des an- und abschwellenden Lebens. Am Werkgang von den frühen zu den späten Hymnen wird vielleicht am deutlichsten unter allen ähnlichen Vorgängen der Menschengeschichte einmal sichtbar werden wie Leben in mehr als geschlechtlichem Sinne entsteht: man kann die Entwicklung der schönen Form zum schönen Leben, die Entwicklung des engsten Bundes zum neuen Reich in den sich wandelnden Sinnbildern der Georgeschen Dichtung ebenso lesen wie in den Geschehnissen seines Daseins, beide sind nur Zeichen des gleichen Vorgangs: der Entstehung einer jungen Menschenwelt.

3. KAPITEL: DAS WESEN UND WIRKEN GEORGES · DER DICHTER

DER Dichter ist der religiöse Mensch schlechthin. Nachdem eine ganze Reihe von Jahren die religiösen Gemeinschaften sich kaum mit George beschäftigt hatten, begannen auch sie gleichzeitig mit der sonstigen Öffentlichkeit nicht ohne eine gewisse Eifersucht zu ahnen, es möchte vielleicht

noch andere Verwalter des Religiösen geben als die von den einzelnen Kirchen dazu Bestellten. Denn so viel wußten sie nach fast einem halben Jahrhundert des Wirkens Georges, daß es bei diesem Manne keine leere Geste gab, daß jedes Jahrzehnt die Echtheit seiner dichterischen Aussagen erwiesen hatte: es gab nur die Wahl, seinen Anspruch als übersteigerten Wahnsinn zu nehmen oder zu glauben, daß sein Wort eine Wirklichkeit bezeichne, vor der man nur Freund oder Feind sein kann. Wir sahen bei der Darstellung der veränderten Stellung der Mitwelt zu George, wie in der Tat auch die christlichen Gruppen zu seiner Dichtung und Gemeinschaft im letzten Jahrzehnt eine erklärtere Stellung einnahmen und versuchen kurz, uns den Grund für das neue Verhalten deutlich zu machen.

Indem Luther das „Werk" mit Christus abschloß und die Entscheidung über das „Wort" in die Einzelseele verlegte, sprengte er den Glaubensverband und gab den großen Dichtern, Denkern und Führern protestantischer Herkunft den Weg ins Weltliche, ins Außer- oder Gegenchristliche frei. Die katholische Kirche mußte sich daher nach dem Bruch der Einheit gegen die Doppelgewalten des Protestantismus und der weltlichen Mächte wahren und unterlag ihrem letzten Retter dem Jesuitentum, das heißt sie fiel der Gefahr der abendländischen Erstarrung anheim: statt des Menschen wurde der Satz geheiligt. Damit hatte Rom sich dem Athos genähert. Der geschlossene Dogmenbau hinderte, daß von nun an ein großer schöpferischer Geist noch einmal in der alten Kirche tief umwandelnd und umgestaltend erstehen könnte, wie einst die Heiligen und Läuterer mit Strick und Geißel. Die Kirche hatte den Genius aus ihren Mauern ausgeschlossen und ihre geistigen Erzeugnisse erhielten seitdem das Merkmal des „secundum genus", obwohl ein so kluger Geist wie Leo XIII. noch dunkel die Gefahr spürte und in einem seiner Hirtenbriefe erklärte: Wenn wirklich die Kirche uns zwänge, auf einer tieferen Kulturstufe zu bleiben, so müßte man mit Recht über eine solche Anstalt empört sein, und es gäbe kein Mittel, dem Abfall von der Kirche Einhalt zu tun.

In diesen Zustand brachen die staatlichen Umwälzungen tiefverwandelnd ein. Die Verbindung der religiösen Gemeinschaften mit den staatlichen Mächten wurde mehr oder weniger aufgelöst, die ganze protestantische wie katholische Welt geriet in Fluß. Der Protestantismus rief nach einer Weltkirche und machte eine Wendung zur liturgischen Form — beides Dinge, die sein Wesen aufheben —, der Katholizismus verließ sein geistiges Ghetto — wie kirchliche Schriftsteller selbst ihre hinterwäldlerische Geistigkeit im letzten Jahrhundert heute benennen — und

ging „in die Zeit", um nicht dem von Leo gefürchteten Geschick zu verfallen. Er suchte einmal auf dem Gebiete der Bildung nachzuholen was er versäumt hatte, zum andernmal mit den modernen Fortschritten eine Verbindung einzugehen, in der Befürchtung, daß plötzlich auch seine letzten Stellungen in der heutigen Welt verloren gingen. Damit sagen wir schon, daß alle jene kirchlichen Bewegungen nicht von innen aus dem Drang einer geistigen Erneuerung des abendländischen Christentums kamen: sie waren vielmehr durch die äußeren Stöße der ihm fremden Mächte bedingt und sind Versuche der religiösen Körperschaften sich dem weltlichen Geschehen anzupassen. Sie suchten in Deutschland, und nicht nur in Deutschland, sich gerade den geltenden Zeitbedingtheiten anzuähneln und eben die Kräfte in ihr Bett zu leiten, welche George schon als Zerfalls- und Entartungskräfte hinter sich gelassen hatte. Als ihre Vertreter jetzt auch ihn, den Dichter, sahen und nach Priesterart ihn lockten oder schmähten, war der Sohn der Erde schon an dem versperrten Bau ihres ermatteten Gottglaubens ebenso vorübergegangen wie an den entgötterten Babelbauten der Zeit .. er ließ die „Organisationen" stehen, bis einer kommt, der den Brand des Tempels befehlen wird. Denn der Dichter besaß was keine der religiösen Gemeinschaften mehr erzeugen konnte: das lebendige Wort und den heiligen Sang. „Bis zu einem Grade wofür ich nirgends etwas Ähnliches finde", hat jüngst ein Franzose von seinem Werk gesagt, „sind hier das Problem Gottes und das Problem der Sprache solidarisch, so daß sie völlig eines vom anderen abhängen: kein Gott ohne die heilige Sprache, welche ihn kündet, und keine Sprache — in der ganzen so fordernden Annahme die George dem Begriff gibt — wenn der Gott sich nicht durch sie ausdrückt". (Du Bos, Revue d'Allemagne 1928.)

Von der Dichtersprache, diesem — so schien es vor vierzig Jahren — schwächsten Punkte und mit diesem der Zeit ungemäßesten Mittel hat George sein Wirken begonnen und dennoch die ganze Wirklichkeit des Lebendigen in sein Werk und sein Reich gezogen. Wir haben die Schaffung seines Werkes und die Gründung seines Reiches in der zeitlichen Abfolge der Geschehnisse beschrieben und ihn dabei als Dichter und Herrscher, als Künstler und Menschenbildner, als Gestalter und Gottkünder betrachtet, obwohl er wie die Georgika schön sagt „mit keinem Namen zu nennen ist, mit dem wir sonst gewohnt sind, Menschen zu unterscheiden". Aber mit diesen Bezeichnungen suchten wir auszudrücken, daß in ihm eine Mehrheit von Kräften verleiblicht sei, die in dieser Verbindung in unserer Geschichte eine neue Erscheinung bedeuten. Denn die Eigenschaften zweier fast polarentgegengesetzter Menschen-

arten, wie unsere Namenpaare für ihn besagen, sind in Georges Person zusammengekommen und durch die dritte umfassendste Kraft seines Wesens, durch die Kraft der schöpferischen Liebe so verbunden, daß sie einander stetig im Wechsel befruchten und die unvergleichliche Einheit von Bildnertum und Führertum schaffen, als welche George vor uns steht. Denn, so sagte Reinhold Lepsius schon in der Frühzeit: „Ihr sprecht immer von George und dem und jenem Dichter. Das ist nicht richtig. Er ist nicht vergleichbar mit andern Modernen, diese haben nur zwei Dimensionen, er drei, und zwischen Kräften von solchem Unterschied fehlt jede Vergleichbarkeit". Wenn wir daher am Schluß unserer Blättergeschichte noch kurz versuchen, ein Bild der Person dessen zu zeichnen, der all dies schuf und weckte, und Größeres schaffen und wecken wird, so fassen wir die Unterschiedenheit seines in Werk und Reich verdichteten Tuns am ehesten mit den Namen Dichter und Herrscher, die Verbundenheit aller seiner Kräfte am ehesten mit dem Namen Meister.

George ist der Dichter. Vom frühsten Versuch an, seine innere Bewegung in einer selbsterfundenen Sprache auszudrücken, war er der Dichter und blieb es in solcher Unbedingtheit, daß alles Handeln und Denken seines Lebens von seinem dichterischen Drang bestimmt wurde. Nachdem der zu Unrecht von Goethe abgezogene Begriff des Dichters als des lyrischen Bekenners rein persönlicher Gefühle, im 19. Jahrhundert völlig verdünnt und entleert worden war, war der Name des Dichters fast verschollen oder verächtlich geworden. George hat uns den Dichter wieder als den begreifen gelehrt als den das Altertum ihn begriff: als Seher und Verkünder. Noch im Namen, den Horaz dem Dichter gibt: Vates, ist das Wissen lebendig, der Dichter habe den tieferen Blick als die andern Sterblichen. Wenn wir heute den Dichter wieder „Seher" nennen, was verschlägt es, ob wir damit meinen: er ist von der Gottheit in ihr Geheimnis eingeweiht, oder: er sieht in allem Dasein das zutiefst Wirkliche — beides ist gleich fernab von einer Neuzeit, die im Dichter am liebsten den Fabulierer, also den Vortäuscher des Nicht- und Niemalswirklichen begreift. Von alters her schrieb man dem Vates auch die Kunde der Zukunft zu — die Probe aber die man heute darauf machen wollte: „Was hat der Dichter geweissagt? Wieviel ist davon richtig eingetroffen?" heißt uns nichts als kindisches Tasten am Grob-Äußerlichen. Nie war und wollte George sein: ein Wahrsager der gauklerische Zufallstreffer tut in das noch Ungeschehene — und ebensowenig das was man gleichfalls mitunter für Prophetie ausgab: der Lobredner der jeweils bestgelittenen Zeitmeinungen oder Gesellschaftswähne. — Wenn wir vom Dichter als Propheten sprechen, so meinen wir etwas von den dunkelsten bis zu den

aufgeklärtesten Zeiten gleicherweise Gültiges: Der Dichter mit dem Wittern der tiefsten Wirklichkeit kennt ihre Gesetze und vermag daher in seinen Gesichten ihre großen künftigen Linien vorauszubeschreiben, und da in ihm selbst sich die Kräfte der Zukunft ankündigen, weiß er über diese notwendig mehr als jeder andere: Er kennt das Geschehen im ersten Keim. „Es ist kein Wunder!" rief Verwey einmal zum Dichter gewandt, „wenn ein Mann wie Sie solche Dinge sagt, so treten sie eben deshalb ein". Er wollte den Sinn des Prophetischen damit leugnen und gab ihm erst recht die tiefere Deutung. Denn der Seher steht nicht außerhalb des Geschehens, sondern mitten im Schicksal, er fühlt seinen stärksten Strom, fühlt deutlicher und klarer was andere noch nicht oder erst teilhaft fühlen, wohin er reißt, wo seine Flut sich staut oder in den Abgrund stürzt.. es bedeutet das Gleiche: zu sagen, er sieht das Kommende oder er bewirkt das Kommende.

Für diesen Dichter ist das Leben nicht „ein Traum der sich selbst bezweifelt", wie für den nördlichen Hebbel und den südlichen Hofmannsthal, wie für alle düsteren Geister des sinkenden 19. Jahrhunderts, ja noch für Nietzsche, der an der Selbstbezweiflung, seiner letzten erkannten Notwehr, zerbrach. Für George ist das Leben ein Traum, der sich selbst bejaht, wie es für Pindar und Dante, für Shakespeare und Goethe und die großen Helden und Täter war. Es ist gewiß kein Traum der leichten Freude, sondern voll Kampf und Wunden aber auch voll Sieg und Triumph. Da die Gesellschaft, in die er geboren wurde, diesen Traum in seiner Härte und Herrlichkeit nicht mehr ertrug, so war seine Dichtung notwendig ein Bruch mit ihr. Denn er stellte sich außer ihrer Trübungen und Wirren und nahm einsam das Wagnis auf sich, die innerste bewegende Kraft seines Volkes, die Sprache, neu zu beseelen und mit dem beseelten Wort die Wesen und Dinge um ihn zu wandeln. Er gab seine Seele ins Wort und sein Wort ins Leben.

Er allein durfte es wagen, weil er allein die Macht hatte, zu wandeln und neu zu beseelen. Gerade durch das Unbegreifbare seines dichterischen Werkes, durch Maß und Klang, worin er sein göttlich Teil versinnlichte, wurden die ihm verwandten Seelen unwiderstehlich ergriffen: wenn sie genießend zu besitzen glaubten, waren sie selbst schon vom neuen Tone besessen und oftmals ohne es noch zu wissen von ihm schon bewirkt und umgeformt. Denn wenn der Dichter selbst die Urform des Menschen am vollkommensten in sich trägt, so kann er alle Stufen und Arten des menschlichen Wesens am reinsten und reichsten außer sich stellen und jede lebendige Seele, die seine Gestalten verlocken, erkennt sich in ihnen in ihrem erhöhten und erhöhenden Urbild wieder.

Die Werke Georges sind die Stationen des Leides und der Freude auf diesem vor vierzig Jahren begonnenen Weg.

Wir haben den Dichter auf dieser Bahn der Werkentstehung in unserer Geschichte geleitet, wie er die großen Kulturen unserer Geschichte, die Zeiten des Jahres und das Grauen des entgötterten Alls in seine lebendige, immer dichter, immer leiblicher werdende Seele zog, wie endlich sein männlich reifer Geist sich selbst zum Gesetz, zum Boten und Führer wurde und die ganze geistige Welt sein inneres Eigen war. In allen jugendlichen Lockungen und leidenschaftlichen Fahrten, in allen Wonnen und Schaudern eines erträumten Königtums, in allen Flügen und Stürzen der Seele hatte er sich nie verloren, sondern sein Suchen und Schwärmen, Sehnen und Dulden als werkhafte Siegeszeichen des Dichters aufgerichtet. Aber der sich nie verlor, konnte sich auch niemals ganz verschenken und blieb im Reichtum seiner Fülle der Ärmste und Einsamste, der mitten im Leben den Tod erfuhr und sich ihm ergab: auch das Ende der Fahrt noch im Lied preisend. Erst auf dem eisigen Scheitel und kurz vor dem drohenden Absturz geschah das Undenkbare, daß das Wunder seiner leibgewordenen Sehnsucht zu dem Einsamen trat, daß er seine ganze Habe und Liebe, sein menschliches Herz und sein geistiges Gut an den Geliebten und Liebenden hingeben konnte. Wir haben erfahren, wie er auch dieses verleiblichte göttliche Leben nach dem irdischen Abschied ins weiterzeugende Gebild der Dichtung bannte und im Gesang den Tod überwand. Wir versagen uns hierauf tiefer einzugehen, da wir glauben, man habe genug damit zu tun: das Geschehene als Sinnbild zu begreifen. Nun strömten alle dem Innern gewonnenen Besitze mit dem göttlichen Feuer durchglüht, mit dem Doppelatem der Liebe geschwellt in die menschliche Welt zurück. Der die Verschmelzung des Ich und Du in der höchsten Fülle erlebt hatte, konnte nun zum Erwecker neuer Lebensformen der menschlichen Gemeinschaft werden: den Bund fügen und das Reich gründen, bis über die Ränder der Zeit und Gegenwelt dringen und sein zweimal geborenes Wesen auf alle Körper und Kräfte der Erde, auf die Elemente des sinnlichen Seins und Wandelns dehnen. Wozu der Schüler ausgezogen war die lebende Weisheit der Leiber, der Blumen, der Wolken und der Wellen zu suchen, das hatte der Meister im Menschen gefunden und formte es wieder zu menschlicher Welt.

Sein Dichterwerk ist Geburt und Schicksal dieser Welt, das Gedicht beschließt jede Phase ihres Werdens in sich und solange sein Atem die kommenden Leben durchströmt, wird auch seine Dichtung durch die Geschlechter weiterwachsen. In ihr wurde alle verlorene oder verschüttete Größe unserer Geschichte und alles Tote einer verstofflichten Natur

wiedererweckt: die Geschichte ist kein starres Gewesenes mehr sondern eine mit uns und in uns sich wandelnde Gegenwart lebendiger Geister, die Natur kein lockendes böses Draußen noch ein mathematisch-physikalisches Etwas außer unserem Geiste mehr, sondern das gewaltige In- und Um-uns zugleich: der zauberische Leib des Lebens, das Reich des Lichts.

Aus Geist und Licht hat dieser Sonnensohn die Bilder seiner Menschen geformt. Von der ersten Hymne bis zum letzten Lied erscheinen sie als Geburten seiner umfassenden Menschlichkeit. Sie führen den ganzen tiefreichenden Aufbau unseres geschichtlichen Seins und das ganze mythische Reich der göttlichen und dämonischen, heldischen und lieblichen Gestalten herauf, wie sie seinen Traum bewohnten. Wir haben bei den einzelnen Werken die schimmernden und düsteren Reihen der Luft- und Erdwesen, die hellen und dunklen Geschicke der Menschenwesen auf allen Stufen des einsamen und geselligen, auf allen Gipfeln und Schluchten des kämpfenden und leidenden Daseins, in allen heiteren Tälern des in sich ruhenden träumenden Lebens betrachtet. Nur selten erscheint da der Mensch des Dichters als Greis, wie der schlichte Retter des Reiches oder die Greise, die sich der Jugend des „Saitenspielers" freuen. Der „Siedler" selbst im Kriegsgedicht ist alterslos und uralt zugleich, wie denn zuweilen der Meister in scherzendem Ernst von sich selber sagte: er sei hundert Jahre, um den Abstand der Last und Erfahrung auch von den Freunden fast gleichen Alters mit ihm zu betonen. Meist zeichnet er sein Menschenbild als Mann im Ebenmaß von Mut und Besonnenheit, als Jüngling von schnellender Kraft und gefährlichem Wagen, als Knaben von Anmut und Regsamkeit, als Frau und Mädchen in vollster Blüte und keuscher Verhaltenheit. Aber immer sind diese Wesen des Dichters schön oder schön sich ersehnend, schön noch die dumpfen Kinder des Volkes im Schmuck der Feste oder das ganze Volk im gemeinsamen Wunder. Immer sind sie wegessicher, ohne die Tiefe zu scheuen, flugbereit, ohne die Ebene des Tages zu fürchten. Immer sind sie würdig und mit jener ehrfürchtigen Scheu gesehen, die der innersten Wesenszelle Georges entstammt. Jedes Wort seines Werkes sagt uns mit Platon, daß der Mensch „das Wunder der göttlichen Kunst" ist, gegen den man die Pflicht der geheiligten Ehrfurcht nicht verletzen dürfe: „Denn glaube nur ja nicht, heißt es im Minos, daß nur Bilder von Stein oder Holz oder Vögel oder Schlangen heilig wären, Menschen aber nicht. Ein edler Mensch ist viel mehr das Heiligste von allem, wie ein unedler das Entweihteste und Profanste". Wer diese höchste Ehrfurcht des Menschen vor sich selbst nicht nachzufühlen vermag, der verletzt schon durch sein Dasein das göttliche Recht. Denn „wer die Verwandlung und Vernich-

tung scheut, die ihm von dem Großen droht, der wirkt der lebendigen Einheit des Menschentumes entgegen, er stößt sich selbst aus dem Ringe des Lebendigen und bringt das Leben der Großen und das eigne um seinen Sinn".

Aus dieser strengen Geschlossenheit seines Menschenbildes ergeben sich auch die Ablehnungen und Ausschließungen im Werk des Dichters. Von den HYMNEN bis zum NEUEN REICH geht ein einziger Trieb durch die Schöpfung Georges: das Echte und Fruchtbare auf allen Seins- und Lebensstufen zum Aufbau seines Menschenbildes, seiner geschauten und verleiblichten Idee, zu verwenden. Aber alles was dem nicht dienen kann, ist draußen geblieben, was ihm nicht dienen will, hat er teils bekämpft teils beiseite gelassen. Der Dichter hat auf diesem Felde in vielem den Kampf, den Nietzsche begann, wieder aufgenommen. „Er hat nur g e t a n", wie Breysig einmal sagte „was Nietzsche g e d a c h t hat". Aber der Meister lachte darauf und sagte: „Nun, ich bin auch damit zufrieden".

Seinem Werke sind alle außerweltlichen Strebungen, alle weichlichen Gefühle und romantischen Stimmungen, alle teilhaften verselbständigten Äußerungen des Denkens, alle dogmatischen oder sonst wie an ein ethisches System gebundenen Vorstellungen fremd geblieben.

Nicht das unfaßliche Jenseit der Welt, sondern die ganze Fülle des Inder-Welt-Seins, des „Innerweltlichen" ist der Raum des Dichters. Dem, der im Faßbaren und Geformten das Göttliche liebt, erweckt das Unendlich-Unermeßliche nur den Schauder des Leib- und Grenzenlosen. George ist frei von dem Schaukeltanz der Deutschen, die ihre mystischen oder metaphysichen Flüge ins Unermeßliche mit einem Jahrhundert dürrster und trockenster Stoffhuberei bezahlen, um dann abermals nach den verlorenen Himmeln ihrer transzendenten Gespinste zu jammern. Er kennt weder ein nur Geglaubtes im religiösen, noch ein nur Begriffliches im philosophischen Sinne. In seinem Reich, wo der Mensch in seiner göttlichen Wesenheit selbst das Wunder der Dinge ist, gibt es weder ein „Absurdes" noch ein „Okkultes" — es gibt nur ein stets in Werk und Wirkung sichtbares menschliches Geschehen, und selbst wo die Wurzeln im Dunkel des Undeutbaren liegen, glaubt er an keinen Einbruch einer fremden außermenschlichen Gewalt zwischen Wurzel und Werk. Er kennt in seinem Reich auch keinen Zweifel am dinglichen Sein, kein Ohne-die-Dinge, aber auch kein Hinter-den-Dingen und in einer Welt, wo der Leib wahrhafte Erscheinung der Seele ist, erregte es Lachen, die „Existenz" noch beweisen zu wollen. Wie nie noch seit den frühen Griechen drückt hier Bewußtsein und Leben sich als das eine Unteilbare aus, Gedanke und Bild sind gleicher Geburt. Der Dichter, der die Weisheit vom Gotte her in sich trägt,

bedarf der Sondererkenntnisse nicht: ihm ist Wissen ein Schauen in die große Wirklichkeit des Lebens und Weltschaffen wichtiger als Welterkennen. Wer nur einen Bruchteil der Wahrheit und Weisheit seines Werkes erfahren hat, begreift was Perls, der Philosophisch-Geschulte einst von ihm meinte. Perls behauptete damals: um ein großer Dichter zu sein, muß man die Philosophie kennen, und als man ihn auf George hinwies, der nichts davon wüßte, widerstritt er dem heftig: er wisse aus vielen Gesprächen mit ihm, daß er alle Systeme der Weltweisheit beherrsche, aber die Kunst besitze, es nicht merken zu lassen.

Auch die Musik hat im Wirken des Dichters keinen Raum. Unsere Väter erlebten vor mehr als hundert Jahren noch den Schrecken der Trennung von Wort und Ton: „Darum ist das Wort, das ewige Wort des Lebens, Fleisch geworden", schrieb Ernst Moritz Arndt im „Geist der Zeit", „damit das andere Wort, die Macht der Sprache und Lehre, endlich die einzige Zauberkraft würde, der wir vertrauen dürfen. Wie die Musik in dem Maße gestaltloser durch das Spiel mit allen möglichen Gestalten und Bildern und zu allen möglichen Gestalten und Bildern hin die verworrenste und weichlichste aller Künste geworden, wie wir in unseren Tagen erleben, als sie sich von ihrem lebendigen Worte, von der menschlichen Stimme und dem Gesange, entfernt hat, und wie sie fast in eine Gaukelei und Hexerei mit den Instrumenten ausgeartet ist, so sind alle Wunderscheine und Wundererscheinungen in dem Maße verführerischer und verderblicher, als sie von dem Wunder abirren, das uns verheißen ist durch die Wirkung des göttlichen Wortes, woran wir glauben". Heute ist all das schreckenlos geworden und kaum noch verständlich. Aber der Dichter zog, wie wir zu schildern versuchten, den heiligen Klang, ein Ewig-Menschliches wie Gedanke und Wort, wieder liebend in sein Werk und gab ihm sein göttliches Erbe, den Rausch ans gestaltete und gestaltende Wort gebunden zurück. — Vergesse man nicht, daß es sich bei der Auseinandersetzung mit der Musik im Blätterkreise nicht um ein müßiges Bereden von Wert und Unwert der Tonkunst an sich handelt, sondern um die wachsame Verantwortung eines Gründers für seinen Bau. Die Musik als staat- und tatauflösende Gewalt, also in besonderem Grade die neuere und neueste Musik: mehr hat George nie in ihr bekämpft, und er läßt es offen, wie weit ein Geschlecht, das seinen Stand im Ganzen wieder unverrückbar einnimmt, sich mit ihr zu befreunden wage.

Noch ein Letztes endlich aus all diesen Sonderbereichen hat man im Werk des Dichters vermißt: die ethische Wertung, die Entgegensetzung des Guten und Bösen. Es fehlt und fehlt doch so wenig wie Gedanke und Klang. Es fehlt in christlicher Form, es fehlt auch als Vorschrift und

Lehre, aber nicht als lebendige Sitte. Jedes Bild des Werkes verkündet sie lauter als Gebot und Satzung, aus allen Gestalten spricht sie eindringlicher als Gesetz und Tafel es vermöchten. „Das ist schlecht was Staat Leben Ich schädigt" rief der Meister unwillig dazwischen, als er Jüngere über das Moralisch-Schlechte philosophieren hörte, und wer aus seinem Werke nicht weiß was gut ist, was er sein soll und wie er sein soll, dem vermögen auch wir nichts weiter zu sagen.

Das Äußerste aber, das dem Wesen des Dichters widerlich und grundfeindlich ist, alles Häßliche und Niedrige einer Menschenart, auf die schon der Anblick menschlicher Hoheit in jeder Erscheinungsform wie eine Beleidigung und Aufreizung wirkt, hat der Dichter in seinem Werke nur durch Wink und Warnung gestreift. Gegen das Unwandelbar-Gemeine steht er in grimmigster Gegnerschaft, aber er braucht nicht zu nennen, was solange die Welt steht sich gegen das Edle gehässig aufbäumt. „Die Gemeinheit mancher Naturen", sagt Nietzsche, „spritzt plötzlich wie ein schmutziges Wasser hervor, wenn irgendein heiliges Gefäß, irgendeine Kostbarkeit aus verschlossenen Schreinen, irgendein Buch mit den Zeichen des großen Schicksals vorübergetragen wird . . und andererseits gibt es ein unwillkürliches Verstummen, ein Zögern des Auges, ein Stillewerden aller Gebärden, woran sich ausspricht, daß eine Seele die Nähe des Verehrungswürdigsten f ü h l t".

4. KAPITEL: DAS WESEN UND WIRKEN GEORGES · DER HERRSCHER

GEORGE ist der Herrscher. Wir sehen es als ein hohes Glück unseres Geschickes an, daß heute der Dichter unseres Volkes auch zutiefst ein staatlicher Mensch ist, der irdische Herrschaft will und formt und zugleich mit dem ersten Wachwerden seiner dichterischen Kräfte den Keim seines Reiches zu bilden begann. Die seltsame Verkennung, daß George sich nur um ästhetische nicht um staatliche Dinge kümmere, rührte daher, daß seine Ansicht vom Staate gerade den denkenden Zeitgenossen eine völlig fremde ja feindliche war, daß sie vom Bild eines geistigen, das heißt alle Seelenkräfte umfassenden und bewegenden Herrschertums kam, nicht von irgendeiner der verbrauchten oder teilhaften Formen der Gegenwart. Schon in „Manuel und Menes", im „Algabal", in den „Hängenden Gärten" brechen die staatlichen Sichten mit einer Wucht ohnegleichen auf; aber vom Herrscher aus gesehen nicht vom Volke, von der heldischen Person nicht von der öffentlichen Freiheit, vom „Menschenrechte" auf der höch-

sten Stufe der Gesellschaft, nicht von den „allgemeinen Menschenrechten" aus. In der Zeit, wo alles Große — auch auf den Thronen — herabgedrückt und alles Kleine ohne Recht und Sinn übersteigert wurde, litt George wie keiner an der Not des Untergangs aller hohen Menschenbilder und am Verlust jeder adligen Menschenart, für deren Bildung und Erfüllung alle bestehenden Einrichtungen der bürgerlichen Gesellschaft weder Raum noch Nahrung boten. Diese Seelenlage des europäischen Menschtums war von keinem Punkte der vorhandenen Praktiken oder Theorien des Staates zu ändern. Sie erforderte die Schaffung einer neuen geistigen Sphäre für ein Menschtum, das aus einer gänzlich gewandelten Anschauung vom Aufbau staatlicher Gemeinschaft die Lebensformen erzeugen könnte, die George als Bild einer würdigen Daseinsweise des Volkes in sich trug.

Wir haben im Werk und Leben Georges verfolgt, wie der Widerstreit zwischen seiner geistigen Schau und seinem Willensanspruch sie auch in Zeit und Leib zu vergegenwärtigen, die höchste Gefahrenkurve seines Leidens und Handelns aufzeigt — wie es ja bei allen großen Stiftern und Tätern der Fall ist. Wer die höchste Weihe empfangen hat, ist wohl gegen Verletzung und Verlust seines inneren Bildes, aber nicht gegen Stoß und Sturz auf seinem Wege, nicht gegen Fall und Untergang bei der Bewältigung seiner eigenen und aller fremden Kräfte gefeit. Jeder herrscherliche Mensch will sein Höchstes in gegenwärtiger Stunde leben und will zugleich sein Reich durch Räume und Zeiten dehnen: zwischen der Entfaltung seiner Natur und der seines Reiches geht für ihn die gefährdete Bahn. Daß George der Dichter war, dem Gestalten und Reifen höchstes Gesetz ist, ließ ihn die Abgründe meistern, an die sein Tätertrieb ihn führte. Was der Herrscher als Andrang ins Gegenwärtige fühlte, rief der Dichter ins Werk, was jener an Menschtum um sich sammelte und formte, trieb der Dichter zum Werk. So verstanden wir den Pilger, den Cäsaren und König und noch den unter dem Engel sich beugenden Meister, so das Ringen um die Seele jedes Gefährten und den Kampf mit den Kosmikern: George speicherte Drang und Trieb zu wirken als „Keim und Nähre" ins Werk. Was den Dichter hätte vernichten können, ging in die künstlerischen Gebilde tathaft ein. Damit bewahrte er seine Natur in doppeltem Sinn, nämlich vor dem was er nach edlerer Art nicht tun durfte: im Ungemäßen und Gemeinen wirken, und weiter vor der Gefahr: an der Unterdrückung eines mächtigen Triebes zugrunde gehen. Indem das Werk diesen aufnahm war für das Reich ein Großes gewonnen: ganze Strecken des Weges zu ihm waren von Schutt und Drachen geräumt und wer ihn mit George beschritt, war vom Ekel am staatlichen Heute geheilt und verlor auch die Bilder gro-

ßen herrscherlichen Menschtums von ehmals nicht. Dennoch wäre der letzte staatliche Sinn nur halb erfüllt und das Reich nicht wirklich geworden, wenn sich die Sphäre der Herrschaft nicht durch die Sphäre des Dienstes geschlossen hätte. In der Natur Georges entsprach dem herrscherlichen Anspruch die dienende Hingabe mit der gleichen Mächtigkeit. Es war das Wunder Maximin, daß diese Entsprechung an einem menschlichen Geschehen erscheinen konnte, es ist das Wunder des SIEBENTEN RINGS, daß dieses Geschehen auch im Gebilde verewigt ist. Damit war der Höhe des staatlichen Menschtums erst die Tiefe gegeben, war zur Würde und Hoheit des einen der Adel und die Ehrfurcht des andern getreten, war dem einzigen der Weg zu den gleichen, ja über alle Stufen hinab zu den vielen und ihnen der Zugang zur herrscherlichen Mitte geöffnet. Das Geben und Nehmen von Mann zu Volk begann und ob George sich zuwandte oder abkehrte, ob seine Hand schenkte oder geißelte, das „Knüpfen der zersplißnen goldnen Fäden" hatte wieder begonnen, und ihr Gewirk ist Liebe und Kampf, Herrschaft und Dienst.

George hatte seinen Stand seit jenem Ereignis nicht gewechselt, nur sein geistiges Vermögen war ganz entfaltet worden. Er blieb Gegner der bestehenden Gesellschaft um einer höheren Ordnung, Gegner des bürgerlichen Staates um einer höheren Form, Gegner der Eingereihten und des Massenmenschen um des vollkommen staatlichen Menschen willen, aber die Art des geistigen Herrschers und sein Verhältnis zu seiner Schöpfung wurde von jetzt ab in deutlicheren Umrissen sichtbar.

George hatte die Macht erhalten, die durch sein Werk gebildeten Menschen nun zu Trägern seines Reiches zu machen: er gab ihnen die Augen für das nötige Opfer von oben und von unten, er lehrte sie führen und dienen zugleich. Denn wer das Göttliche in sich trägt — er nenne es Idee oder Sohnschaft, Schicksal oder Stern — muß es in Glück oder Not als lebendige Ordnung in die Menschenwelt wirken, und die in ihm das Göttliche verleiblicht sehen, müssen ihm dienen und sein Gesetz als Glück oder Not auf sich nehmen, damit sich in Schöpfer und Geschaffenen das Erdenwerk vollende. Denn „der Mensch, wo er bedeutend auftritt" sagt Goethe „verhält sich gesetzgebend", und ob er das höchste Amt im Volke besitzt oder erwirbt oder auf jedes verzichtet: immer hat er die höchste Würde im Volke und es kennzeichnet ein Volk, wie weit es diese Würde begreift und dem göttlichen Führer folgt: wie weit es vernichtet was er für vernichtenswert erklärt, wandelt was er für wandelnswert erklärt und aufbaut, was er für den nötigsten Bau erklärt. Wie er sich selbst beherrscht, so will der Herrscher allem Triebhaft-Dumpfen und Tierhaft-Gierigen die Zügel der geistigen Ordnung anlegen, und scheut nicht den Vorwurf der „Kälte"

und „Anteillosigkeit". Denn zwischen ihm und dem staatlichen Stoff herrscht das zwingende Gesetz des formenden Willens, der weiß, daß Leben sich vom Leben nährt und nur durch Opfer besteht. Da er selbst sich ganz und ohne Rückhalt einsetzt, so erkennt er auch keine „innere" Freiheit noch ein privates Leben an, wo der Mensch ein ungebundner oder andrer als im Staate sein kann. Was man an George als das Auslöschen seiner privaten Gefühle, Bedürfnisse und Erlebnisse bezeichnet hat, ist nur ihre Einbeziehung in sein staatliches Herrschertum. Der Verzicht auf das Sichtbarwerdenlassen rein individueller Züge und Bedingtheiten, das Verschweigen ja Vernichten des Nur-Persönlichen ist nur das deutliche Zeichen des ihm „zubedungenen Ranges", auf dem er jedem tastenden Zugriff von Freund und Feind entzogen ist. Diese unantastbare und unnahbare Sphäre wird durch keine noch so tiefe Freundschaft aufgehoben, durch keine noch so tiefe Feindschaft ausgelöst. Es ist die Sphäre, aus der sein unbestechliches Urteil über Welt und Menschen, sein illusionsloses Wissen vom falschen und richtigen Handeln stammt. George hat nie Illusionen über das Menschlich-Erreichbare gehabt wie Nietzsche, von dem er sagte: „Nietzsche erwartete von jeder Schrift eine Wirkung auf Gesamt-Europa und stellte sein Tun darauf ein" .. er setzte noch eine geistige Gesellschaft voraus, die nicht mehr da war — auch seine nächsten Freunde wurden Philister: so zerbrach er. George hat auch nie geglaubt, man könne durch äußere Zurschaustellung eines anderen Lebens die Zeit verwandeln, wie der Verführer Derleth vorschlug: „Mieten Sie eine Zimmerflucht in der Brienner Straße und lassen Sie sie kostbar ausstatten — Sie haben ja so Leute die pinseln können. Halten Sie große Empfänge ab und machen Sie die Welt von sich reden" — „Man würde einen Winter davon sprechen", antwortete der Meister, „und die Kraft wäre nutzlos vertan". Er hat nie geglaubt wie die Kosmiker, von der Stube aus oder vom Waldwinkel her die Welt durchzaubern zu können. Ihr leises Zaubern traf ebensowenig jemanden wie Nietzsches Schrei — beides verhallte, war nach Georges Meinung nicht welterfahren und daher nicht weltgültig. Er sah was in der Zeit war und was an der Zeit war und besaß die unerlernbaren Mittel des Handelns, mit denen allein die leibhafte Tat vollbracht wird. Er mied das „absolute" Tun, das jedem Mächtigen nahe liegt und besonders den Deutschen, aber auch das flüchtige Tun, das mit Tag und Jahr verweht .. er verabscheute das Handeln ins Allgemeine aber auch die Versuche der plötzlichen Umbildung als unwirksames oder unmenschliches Fordern — für sein Reich gab es nur ein bestimmtes Wirken von Mensch zu Mensch, ein langsames Wachsen von Mensch zu Mensch auf gesichertem Boden und in umgrenztem Raum.

Wir sahen, wie er in der Jugend den weitesten Raum der abendländischen Ökumene durchwanderte: den ganzen Kulturkreis von London bis Wien, von Kopenhagen bis Rom, von Madrid bis Amsterdam. Ja darüber hinaus lockte, wie auch den späten Nietzsche, einen Augenblick die afrikanische Küste und einen Augenblick, wie den reifen Goethe, das Neuland jenseits des Ozeans. Aber immer enger schloß George den Kreis, bis er in den Grenzen der Deutschen ruhte und im heimatlichen Kern verdichtete, was er in den Weiten gewonnen hatte. Für ihn lag die Erfassung des Ganzen nicht in der räumlichen Weite, sondern im geistigen Raum. Die Deutschen waren nach den Römern die Träger der staatlichen Ökumene gewesen, des heiligen Reiches, aber dieses umfaßte die geistige Ökumene nur in der Form des Gegenpoles, der geistlichen Gewalt mit volksfremder Spitze und volksfremder Sprache. Unser Sehnen aber blieb ein Menschtum, das beide Gewalten umfaßte und als unsere Kaiser sich an solcher Einheit, die im christlichen Weltkörper unmöglich war, schon müde gerungen hatten, suchten wir Rom, die f r e m d e Mitte der geistlichen Ökumene, suchten wir später Napoleon, den f r e m d e n Wiederhersteller der staatlichen Ökumene aus unseren Grenzen zu drängen, ohne auch dann unsern Dichtertraum: den eines harmonisch geschlossenen Menschtums im freien Besitz aller staatlich-geistigen, leiblich-göttlichen Kräfte verwirklichen zu können. Daß der Geist in Tat ende ist letzter Sinn und deutliche Sage unserer Erneuerer, Dichter und Staatsschöpfer gewesen. Geist und Tat aus ihrem Widerstreit, aus ihrer Vereinzelung in unserem Wesen zu lösen, ist die herrscherliche Sendung Georges unter den Deutschen. Er will nicht den ewigen Einzelfall sondern Wirken auf lange Dauer, keine Kolonisation ins Fremde, sondern Umwandlung des eigenen Bodens, er möchte die Scham von den Deutschen lösen: immer wieder auf neue Irrwege zurückschauen zu müssen.

Aber welch eine Aufgabe in diesem Volk der tausend Splitter und Klitter! Welch ein Wagnis in einem Volke wo jeder äußerlich organisiert aber innerlich souverän und unabhängig war, wo jeder nach staatlicher Ordnung schrie aber jeder die Herrschaft für sich und sein Privates verneinte, wo jeder das Reich beschwor aber jeder es in seinem Stamm und Stäätlein bekämpfte. George schloß mit all dem die Rechnung ab und setzte als treuester Bewahrer und kühnster Neuerer zugleich den neuen Anfang menschlicher Gesittung und menschlicher Gemeinschaft — die Keime s e i n e s Volkes und s e i n e s Staates. Er trieb die Kunst als Macht, wie einst Napoleon die Macht als Kunst und stellte zuerst das unangreifbare Werk des Dichters in die alles zerlösende Zeit. Aus ihrer eignen Schwäche mußte die Zeit ihm die Freiheit des Handelns gewähren

und mit sanftem Hohne sagt eine Vorrede der Blätter: „Obwohl es Zeichen dieser Zeit ist, jede Größe herabzureden, und nur für die Erhaltung des Mittelmaßes zu sorgen: vergessen wir nicht einen ungeheueren Vorteil, der freilich für die Kleinen erneute Gefahr bringt: noch nie soweit wir Geschichte kennen, konnte der einzelne solche Freiheiten, solche Bewegungserleichterungen genießen, noch nie so sicher der plumpen Übermacht sich entziehen und bei verhältnismäßig geringen Anstrengungen sein Leben führen in einer fast unumschränkten Oberherrlichkeit". (7. F. 1904.) So trat in der höchsten Not, wie es für diesen Fall auch die demokratischste Verfassung für nötig hält, „der Diktator" auf und gründete seine Herrschaft tiefer, umfassender und dauernder als heute die kühnen staatlichen Spieler im Osten und Süden Europas.

Als George sein Tun begann, war seine Macht einem Sandkorn gleich, aber die der Zeit war eine Riesenwelt von Wissen, Arbeit und Reichtum. Er zog seine stillen Kreise und suchte den tauglichen Seelenstoff in allen vier Gegenden Europas. Aus dem lockeren Bund von Geistesverwandten aller Länder wurde bald ein festerer Kreis von Freunden und Folgern und endlich nach der großen Wende seines Lebens die dichte Gemeinschaft der durch ihn verwandelten Menschen seiner Art. Von der ersten Berührung mit den fremden Dichtern bis zum stillen Gipfel des Wendejahres, von der begeisterten Gefolgschaft der Gefährten und Jünger bis zum verschwiegenen Bund der Gründer sahen wir immer neue Gruppen um ihn kreisen, bald sich weitend und lösend, bald sich wieder verengernd und schließend. Für den Dichter war die ganze Welt sein Stoff, für den Herrscher nur die wenigen hörenden Geister und empfänglichen Seelen, welche die Größe seines Werkes und die das Werk noch überschattende Größe seiner Person erfaßten. Den furchtbaren Fall, daß auch seiner Stimme niemand geantwortet hätte, schloß von Beginn an sein staatliches Handeln aus. Als noch niemand sein Werk verstand, führte er doch stets die Gleichaltrigen, die sich ihm anschlossen und schloß sie zum gemeinsamen Handeln zusammen: er war schon als führender Mensch gesichert, als noch der Dichter einsam war. Doch gerade an diesem Punkte schlug die dichterische Sphäre mit der herrscherlichen zusammen: das gemeinsame Handeln war Dienst am neuen Wort und der Dienst am neuen Wort ergab die gemeinsame Haltung der Dichter. Der einheitliche Ort dieser Handlung und Haltung war George selbst im Verkehr mit seinen Freunden, die Blätter für die Kunst waren das nach außen dringende Zeichen des geschlossenen und doch immer offenen Kreises. In den Vorreden der Blätter wurde der kleinste überschaubare Raum, soweit er dem Vierundzwanzigjährigen sichtbar war, angerührt: nur das jeweils Faßbare

wurde bejahend oder verneinend angegriffen und das kleinste Kampffeld abgesteckt. In den Gedichten und Prosen der Blätter aber wurde, wie Hölderlin es geweissagt hatte, die Stimme der Dichter als eine besondere und neue Welt einer Welt ohne Dichter entgegengesetzt: es trat sogleich ein Gesamt zutage, das das ganze Leben in sich befaßte. Der Dichter forderte das in sich runde Werk, der Herrscher den in sich runden Menschen: eins sollte am andern wachsen und wer das eine nicht sein konnte, vermochte auch das andre nicht zu leisten.

Dies ist der Doppelsinn der „Schule" Georges: er lehrte die Menschen dichten, indem er sie dichterisch leben lehrte. Auch als der Bereich des Tätigen sich über das Gedicht und selbst das Kunstwerk hinaus erweiterte, blieb dieses Verhältnis von Leistung und Leben, gemeinsamem Tun und gemeinsamer Haltung sich immer gleich. Denn es handelt sich in dieser Schule nicht um Übermittlung dieser oder jener Verfahrungsart oder Mache, worin im letzten nur fertige Künstler sich verstehen und wovon sie am liebsten schweigen. Die Schule kennt nur auf den ersten Anfangsstufen etwas Lehrbares und Erlernbares im Handwerksmäßigen, auf allen höheren ruft sie Vorbild und Wetteifer, die Stachel der Liebe und des Ruhmes, auf. Und von der höchsten Stufe des gemeinsamen Lernens und Werdens weiß auch der Meister wie Platon nur zu sagen, daß der Funke von Seele zu Seele überspringt.

Was George zu schaffen hatte, um den Schatz der Überlieferung zu wahren, war eine neue Ebene der Überlieferung, auf der das Erlebte nicht starr bewahrt, sondern von jedem im gleichen Geiste umgeschaffen und nach seinem Maße der Welthaltigkeit neu gestaltet wird. Was George im Gedichtkreis geschaffen hat, ist im Kern das Gleiche was er in seinem Menschenkreis von drei bis vier Generationen schon erreichte: den geschlechterlangen Atem, das Anhalten des Tones auf einer erreichten Höhe, den Verzicht auf die individuelle Willkür um des gemeinsamen Baues willen. In einer Zeit, wo alle Spannungen und Belastungen die ehemals durch Alters- und Adelsstufen, durch bluthafte und geistige Gemeinsamkeiten, durch Erbe und Übereinkunft erzeugt wurden, überhaupt nicht mehr als Werte der staatlichen und menschlichen Bildung galten, wo sie nur noch als Hemmungen und Störungen der Freiheit der Verträge gesehen wurden, in dieser Zeit schloß George für die Seinen die alte deutsche Wunde der Vereinzelung und die neue der Überlieferungslosigkeit und fratzenhaften Gleichheit. Er überwölbte mehrere aufeinanderfolgende Geschlechter durch seinen geistigen Rhythmus, indem er ihre Unterschiede und selbst ihre Widerstände nicht aufhob, sondern in ein Lebensgesamt von gemeinsamem Fühlen und Wollen einbezog. Wie

tief er damit die Deutschen traf, die immer von jenen Wunden sprechen, aber sie um Gott nicht heilen möchten, zeigte der fast burlesk anmutende Haß und die fast unbürgerlich heftige Beschimpfung des „Kreises", der zunächst nichts tat als Gedichte machen und zum Meister halten. Daß hier ein Führer eine Gemeinschaft um sich sammelte, deren Stimme in seinem Geiste klang, deren Tun und Lassen seinen Geist atmete, war der unverzeihliche Anstoß für die Zeitgenossen, war im Letzten ein Vorwurf gegen sie selbst und für einige vielleicht ein schmerzender Anruf aus dem tiefsten Traum der deutschen Seele, den sie vergessen oder verraten hatten.

Alle große weltliche Dichtung bei den alten und neuen Völkern ist in geschlossenen Kreisen entstanden, deren Träger durch eine geistige und leibliche Lebensform von der Menge geschieden waren. George hatte den Raum erst wieder zu schaffen, in der eine solche Gemeinschaft leben und gedeihen konnte. Während unsere Väter noch auf der letzten schon brüchigen Grundlage einer alten Welt bauen konnten, stand George vor dem völlig Basislosen — sonst wäre sein Versuch nicht berechtigt gewesen, sich auf einen Punkt außer der Zeit und Gesellschaft zu stellen. So aber mußte er „aus einem Staubkorn den Staat", aus seinem Worte eine geistige Welt erschaffen. Wir lernten sie kennen als die Welt des schönen Lebens, in der noch das dunkelste Geschick sich in Werk und Tat befreiend erfüllt und alle Zwiespalte des tragischen Daseins in der Gestaltung und Selbstvollendung von Mensch und Gemeinschaft gebändigt werden. Wir lernten sie kennen als das festliche Leben, in dem der Gleichgang des Alltags und die Schwermut der Arbeit den verschönenden Strahl, ja ihr höheres Recht erst aus der gemeinsamen Feier und befreienden Freude erhielten. In dieser Sphäre verschmähte George nicht, sich neben dem Größten um das scheinbar Kleinste zu bemühen, denn für seinen herrscherlichen Sinn war das äußere leibliche Gebaren nicht minder wichtig als das bedeutende geistige Tun. Schön-Schreiben, Auswendiglernen und Gut-Hersagen, all diese heute verschmähten Herrlichkeiten, sind ihm ein ebenso wesentlicher Ausdruck menschlicher Art und Haltung wie den Griechen, denen Schön-Singen und -Tanzen können ein Zeichen der guten Erziehung war. Und wenn es sich träfe, daß bei einem Menschen sich eine schöne geistige Art und damit zusammenstimmend ein schönes Äußere vereinte, so daß ein und dasselbe Wesen beides trüge, so deuchte das Platon wie George der schönste Anblick. George ging freilich auch auf diesem Felde den langsamen Weg. Er sucht nicht die Kraft eines Athletenkörpers zu züchten, bevor der Geist die innere Bildung des Ganzen in alle Glieder strahlen kann. Denn wer den veredelten

Menschen will, dem ist Verrohung ebenso verhaßt wie Überfeinerung, und erst der geistige Adel macht für ihn den Leib anmutig und schön.

Wie alle Bilder seines Werkes diese Menschenart der gespannten wie gelassenen Kraft, des Tauglichseins für Kampf und Tanz verkünden, so suchte George sie unter den lebenden Deutschen in jeder keimhaften Form der Empfänglichkeit. Wie wir den Dichter das ihm Gemäße anziehen, das Ungemäße aus dem Werk verstoßen sahen, so sichtete der Herrscher die leiblichen Menschen nach dem inneren Gesetz seiner Welt, zog an sich was wandlungsfähig war, ließ fallen was versagte und berührte nicht einmal was fremden und feindlichen Wesens war. „Denn wer in der Welt etwas wirken will", sagte er, „muß Eines sicher wissen: nämlich was n i c h t geht".

Als der Jüngling in die fremden Länder ging, fand er dort überall die gleiche Menschenart, den Bürger und Arbeiter, und sein Auge richtete sich noch nicht auf die Unterschiede der Völker und ihres besonderen staatlichen Baues. Sein eigenes Wunschbild vom Menschen war so weit entfernt von den europäischen Grundformen, daß deren Verschiedenheit vor jener wesentlichen Unterscheidung nicht sichtbar wurde. Woher denn eine unbekümmerte Sicherheit in der Ablehnung, auch im Ausland, kam, die ihm erlaubte sein inneres Bild unerschüttert durch die Jahre des Lernens zu tragen. Als dann das Bewußtsein seiner Sendung zum Wirken drängte, fühlte er wohl, daß noch eine empfängliche Schicht für sein inneres Bild vorhanden war, aber diese nötigste geistige Voraussetzung für sein Wirken gab noch keine Gewähr für die Verwirklichung seiner lebendigen Welt. Wo der Genius wirken soll, muß der Herrscher erobern, meist widerstreben die Kräfte seinem Einbruch, sperren sich seiner männlichen fordernden Gewalt und der menschliche Stoff, mag er noch so empfänglich sein, ist je weniger wandlungswillig je größer sein Eigenwert ist. Niemand stand am Beginn bereit, George aufzunehmen, er mußte die Seelen in seine Sphäre ziehen, mußte sie allmählich durchdringen und mit seinem Geiste trächtig machen, er mußte die Unwilligen willig, die Spröden geschmeidig machen, um sie seiner Artung anzuähneln. Es war dies, wie wir sahen, zuweilen ein Kampf um Werk und Leben, nicht bewußt auf ein Ziel hin geführt, aber aus dunklem nötigem Drang, der schon in der Jugend den rechten Freund und Gefährten forderte.

Im ganzen Pariser Kreis war niemand, der dem innern Fordern genügt hätte. Man könnte sich hier am Beginn wohl das Erscheinen eines Menschen denken, der alle Kräfte aufrief, um den zu werben und zu siegen lohnte — es wäre vielleicht die glücklichste Lösung gewesen! Statt dessen

gingen die HYMNEN aus der einsamsten Seele hervor, und die dann kamen waren wohl brauchbarer Stoff, aber in welche Zeit verhaftet und welches Land! Ein Deutschland, in dem die Menschen aus zwei entgegengesetzten Winkeln sich kaum verstanden! George mußte erst den notdürftigsten Boden einer Einheit schaffen, ohne doch seinem Gesetz gemäß die höchsten Forderungen vermindern oder aufgeben zu dürfen. Er hätte an den schlimmen Kehren seiner Fahrt das Werk hinwerfen und das Leichtere wählen können, aber er nahm das Schwere stets von neuem auf sich. So gewann er die Gefährten und alle wurden von ihm mit dem Teil der jedem eigentümlichen Kraft in sein Wirken eingegliedert und dienten die Weile, die sie taugten. Auch als endlich in letzter Stunde der seit der Jugend Ersehnte erschienen war, ging dieser Kampf auf Leben und Tod um das höchste Wirkliche, den menschlichen Seelenstoff, weiter, ja er bedurfte der Träger seines Reiches jetzt mehr als je. Der deutsche Stoff war sperriger als irgendein anderer, aber er bändigte ihn und schuf eine geistige Grundlage für die Seinen, so daß heute einer von den baltischen Marken mit einem vom Berner Land sich versteht, wenn vom Gemeinsamen unter ihnen die Rede geht.

Auch die Nächsten Vertrautesten mußten diese herrscherliche Führung erfahren und es bedurfte oft langer Mühen und Jahre, bis ihr Metall aus dem Erze geschmolzen und zu jenem klaren Spiegel geläutert war, der alle Mischung und Trübung ausschließt. Auch diese Kraft der Ausschließlichkeit war nicht bequemer Besitz sondern steter Erwerb. Denn die Offnen und Erschütterbaren waren ja Georges tauglichster Stoff, solche die mit allen Sinnen an die Welt verhaftet waren und Gefahren nicht scheuten — auch nicht den Untergang wenn das Schicksal gebot. Die aus Schwäche oder Feigheit oder Verrat weggingen — denn aus Überlegenheit ging keiner, wie die Zeit bewiesen hat — bemühten die Sorge des Herrschers nicht lange. Wenn schon früher aufgezählt wurde, wie viele sich von George und seinem Kreis getrennt hätten, so führen wir dazu das endgültige Wort einer langjährigen Freundin, Hanna Wolfskehls, an: „Die einzelnen Mitglieder des Staates sterben, der Staat aber bleibt". Die bei George blieben waren die Kinder seiner unablässigen Waltung und Sorge. Sie waren die stärkeren Naturen, eben weil sie bleiben und sich neben dem Stärksten behaupten konnten. Hätte es keine gegeben, die ihm so unbedingt zu folgen vermochten, so hätte George einsam zugrunde gehen oder als letzter Mahner und Flucher enden müssen — hätte es aber nur solche gegeben, die kampf- und willenlos folgten, so könnte sein Reich nicht in seinem Geiste vollendet werden. Denn der Genius ist aus seinem Wesen heraus unendlich-fordernd, wie Hölderlin

sagen würde, und seine Herrschaft müßte im schwachen Stoff despotisch werden: eine „absolute" Form, die seiner eignen lebendigen nicht entspricht. Er muß im Widerstande der Starken sein Reich gründen, sie müssen als Eigene sein Werk und Wesen aufnehmen: müssen etwas haben und sein, damit sein Samen in nährendem Grund gedeihen kann. „Nicht was einer nützt, sondern was einer ist, fällt ins Gewicht". Erst wenn einer Kräfte besitzt, kann er überhaupt so nahe kommen, daß George sich seiner annehmen und etwas aus ihm machen kann. Liebe ohne Tatkraft, Verehrung ohne Können, sind diesem männlichsten aller Werker fremd, ja beinah lächerlich, und wer nur für die friedliche Welt gerüstet ist, wird in seiner Nähe bald matt und wund. Wer aber ohne an eine Einrichtung oder Satzung gebunden zu sein, vor der herrscherlichen Mitte das rechte Gefühl für sein Verhältnis zu ihr und zu seinem Rang unter den andern bewahren konnte, der war allen Lagen des Lebens gewachsen.

Ungeschützt in diesem Kreis freiwillig Dienender war nur der Herrscher selbst: ihn konnte verlassen und verraten wer und wann er wollte. Er duldete neben den Festen und in sich Ruhenden nicht weniger gern die Leidenschaftlichen und immer Bewegten um sich oder die Schweifenden voll alter Weisheiten Bosheiten und Grausamkeiten, die leicht geneigt waren, ein altes Gut preiszugeben, wenn dafür ein Augenblickliches winkte, einen Ausbruch zu begehen, wenn er ohne Folgen bliebe. So lange der eine sie fest bindet, kreisen sie um ihn — aber wehe ihm, wenn er die Mitte nicht sicher hielte! So steht er unter den Seinen: der Ungeschützte, der dennoch für alle durch sein bloßes Dasein, durch sein Kommen oder Gehen, Bejahen oder Verneinen Gesetz und Schicksal ist und dessen ganze Herrschgewalt darin besteht, daß er sich abwenden oder entziehen kann.

5. KAPITEL: DAS WESEN UND WIRKEN GEORGES · DER MEISTER

GEORGE ist der Meister. Es waltete, wie wir sahen, in seinem Leben ein unaufhörliches und nie unterbrochenes Hin- und Wiederströmen zwischen dem dichterischen und herrscherlichen Plane seines Wesens. So weltenfern sein geheimnisvolles Selbst stets in unberührter Ruhe zu verharren scheint, so unaufhaltsam fließt doch die Bewegung zwischen jenen polaren Kräften, und Reich wird zu Werk, Werk zu Reich, Welt zu Dichtung und Dichtung zu Welt. Diese wirkende Einheit aber hätte nicht statt ohne die dritte und innerste Kraft, die ihn beseelt: ohne die Liebe dieses

großen unerschöpflichen Herzens, ohne das nährende hegende Dunkel dieser bis zur zenithenen Unerbittlichkeit sonnenhaften Natur.

Es ist freilich die männlich harte Liebe, welche ihm mitgegeben war: Sie stand nicht mildernd oder erweichend neben seinem Formtrieb und Bezwingerwillen, sondern mußte sich in ihnen erfüllen: sie hatte kein Recht sich zu verschenken, als wo sie zeugen, kein Recht sich zu verströmen, als wo sie gestalten und bilden konnte. Dichten und lieben, lieben und wirken hieß die unabänderliche Paarung, die kreisende Svastika dieses Lebens, und seine strenge, nie verletzte Geschlossenheit beruhte darauf, daß die Arme des Sonnenkreuzes in allen Stürmen ihr Gleichgewicht zueinander wahrten und keiner mitteflüchtig wurde.

Wir haben im Verlauf unserer Erzählung gesehen, wie diese Gefahr einer jeden Kraft dieser mächtigen Seele drohte. Die Gedichte von der FIBEL bis zum NEUEN REICH verkünden immer neu das Wechselspiel von Kampf und Bändigung zwischen der drängenden Leidenschaft und dem Gesetz der dichterischen Berufung, zwischen dem Trieb in der Stille zu gestalten und zu hegen und der Lust, die Zeitmasse anzugreifen und unter den herrscherlichen Willen zu zwingen, zwischen der verschwiegenen Bewahrung des geheimen Wissens und dem hellen Ruf der Verkündung, des Aufrufs wie des weithin schallenden Jubellauts. Aber der Dichter der seine Leier zerschellen und den Tempel seines Gottes verlassen wollte, hat seine aufbegehrenden Wallungen bezwungen, immer schöner und größer das Spiel gerührt und nie einen falschen Ton im Wandel seiner Lebensstufen angeschlagen: nie dem Jüngling in den Mund gelegt, was dem Manne, nie der gereiften Weisheit des Alters was der Jugend geziemt. Der Werker, der die Wahnträume eines Algabal geträumt, der die verzehrende Glut des weltverwandelnden Täters in sich brennen fühlte und sich mächtig genug deuchte, gegen eine Welt von stolzester Selbstberühmung und Machtfülle in die Schranken zu treten, ist auch am schlimmsten Punkte seiner Bahn nicht der Verführung erlegen, den zweiten Schritt vor dem ersten zu tun, sein Werk und Reich einem kurzen Ruhme zu opfern und die Gefolgschaft der Menge zu suchen, die für ein Nichts zu haben und um ein Nichts zu verlieren ist. So hat auch der glühendste Minner das eherne Gesetz gewahrt, bis er sich in dem erfüllen konnte, was die ganzen Kräfte des Genius vollendete und in der höchsten Liebe zugleich die strahlendste Dichtung und die Mitte des Reiches schuf. Keine der schönen Frauen, deren Gestalten sein Frühwerk uns bewahrt, hatte ihn lösen, keine der fürstlichen Freundinnen und linden Geleiterinnen ihn fesseln können, kein Lehrer noch Führer erschloß den Knaben, keiner der stolzen Freunde aus fünf benachbarten Völkern hatte den

Jüngling ganz in seine Flamme reißen können. Er liebte und wurde geliebt, wie kaum einer der irdischen Menschen, aber dieser Gabe- und Hingabe-Bereite war zugleich mit einer unsichtbaren Mauer umgürtet, war zugleich der Sprödeste immer Fernste und Abschiedbereite, den auch die willigste Liebe und Freundschaft trauernd über ihr Ungenügen mußte ziehen lassen. Erst den Mann bannte der jüngste der Freunde ganz und gab seiner Liebe die höchste Erfüllung. Denn menschliches Werk und Reich können vor den ewigen Maßen wenn nicht unvollendet, so doch unvollkommen erscheinen und selbst ihr Schöpfer kann sie noch schöner und größer ersehnen: die Liebe aber muß einmal ihre ganze Vollendung erfahren, wenn sie das Leben erneuern soll, und einmal muß auch der Größte im Tiegel des göttlichen Minners bis zum letzten Korne umgeschmolzen werden, damit er selbst die Herzen in seinen Gluten schmelzen und wandeln kann. Wie die großen schöpferischen Liebenden unserer Menschengeschichte hat George die Einzigkeit seines Erlebens an der Spanne zwischen sehnsüchtiger Qual und endlicher Erfüllung gemessen:

Da drang aus dir ein solcher schrei zu sternen
Daß erde nicht noch himmel ihn ertrug
Und antwort kam mit solchem ton von sternen
Wie vormals keines sterblings ohr vernahm.

Die Wenigen, welche so reden dürfen, haben Gott von Angesicht zu Angesicht gesehen und sind selbst die lebendige Liebe. Das Geheimnis ist immer gleich, wenn auch seine Erscheinung nach der Not der Zeit sich wandelt. George blieb auch in seinem höchsten Gotteserlebnis der Träger der männlichen harten Liebe, ja er erfuhr sie erst ganz, indem der Führer zum Geführten, der Geliebte zum Liebenden — ja daß kein Schmerz und keine Schmerzüberwindung in der Liebe ihm erspart bliebe, der ganz Besitzende zum ganz Verlassenen wurde.

Die Kraft seiner Liebe ertrug auch diese Prüfung und gedieh in ihr zur höchsten Reife und zum vollsten Reichtum. Sie verschenkte sich ganz an Werk und Mensch und forderte alles für Staat und Reich. Es ist eine gütige und harte Liebe zugleich und in jedem menschlichen Verhältnis Georges drückte sich ohne sein willentliches Zutun ihre Doppelart in dem gebenden und heischenden Wesen des Meisters aus. Seine klare rauchlose Flamme sprengt alles Feindliche weg, reißt alles Freundliche mit hinauf. Es gibt kein Beharren in ihr, ohne ihm in Sein und Wirken Genüge zu tun, Schwäche und Frevel sind vor ihm fast dasselbe und das Versagen in Tat und Reich ein Versagen der Liebe. „Es ist nicht leicht", sagte der Meister einmal, „die Leichen ehemals Befreundeter hinter sich

zu lassen, aber um des Lebendigen willen muß es sein: wer nicht mehr mitgehen kann, hat sein Recht verwirkt".

Für die weibliche Liebe ist die Hingabe und Preisgabe selbst das letzte Zeugnis ihrer Echtheit, in der männlichen Liebe muß sich das Selbst im Andern behaupten, ist die Leistung des Gleichen das echte Zeugnis ihrer Glut. Es genügte vor George nicht zu sagen: ich bin dein und dann anders zu handeln als die Einung forderte. Wo er Kraft einsenkte, erwartete er Verwendung der Kraft, wo er Samen hinstreute, Verwendung des Samens, und sein Vertrauen wollte nicht nur durch Schweigen und Bewahren, sondern durch erhöhtes Leben erwidert sein. Daß einer die Formen nicht nach den ihm mitgeborenen Maßen, die Kräfte nicht nach den ihm gegebenen Anlagen bildete, sein Bild des Lebens nicht nach dem Traum seiner höchsten Augenblicke gestaltete: das erweckte ihm Trauer und Zorn, das minderte sein Vertrauen und nichts half dem Freunde es wieder zu erwerben, als größere Erfüllung des eigenen Gesetzes. Die Einheit von Sein und Wirken, von Erscheinung und Leistung gab dem Meister erst dauerndes Zutrauen in die Artung eines Menschen und für keine Lebenslage noch Altersstufe hörte diese Verpflichtung auf: die Geschicke, die einen betreffen, gelten ihm nur als letzte Auswirkung der Person und wie einer das von Göttern Kommende trägt, ist ihm Teil und Zeichen seines Wesens.

„Es ist erfreulich", sagt Hölderlin, „wenn Gleiches sich zu Gleichem gesellt, aber es ist göttlich, wenn ein großer Mensch die Kleinen zu sich aufzieht". Im Geiste dieses Spruches hat George schon früh in den Blättern betont: es sei ein Irrtum, daß nur große Geister ein Unternehmen mit großen Gedanken zu fördern vermöchten. Von aller Wichtigkeit sei es, die kleineren zu erziehen und hinzuleiten, auf daß sie die Luft bildeten, in der der große Gedanke atmen könne: „Wir wissen wohl, daß der schönste Kreis die großen Geister nicht hervorrufen kann, aber auch dies, daß manche ihrer Werke nur aus einem Kreise heraus möglich werden". (4. F.) Sein ganzes Leben und Wirken ist eine Betätigung dieses Wissens, und wenn er bedeutende Gefährten fand, so zog er darum die weniger Bedeutenden, wenn sie nur edler Art und guten Blutes waren, nicht minder in den Bann seiner Liebe. Er gab jedem nach Rang und Gewicht und führte ihn mild und verschwiegen in den zarten Anfängen des Bundes, ernster und strenger in den gefestigten Bahnen, bis er wegessicher auch schreiten lernte in der größeren Schar.

Wir kennen die unmittelbare Äußerungsart der großen Liebenden fast nur aus mythischen Erzählungen: die lockende Platons, welche die heißen Sinne durch kühle Dialektik fesselte, die wegeweisende Christi, welche sich ins schlichte Beispiel hüllte und nur zuweilen durch die hellste Frage fast

schreckhaft die Herzen öffnete, die demütige des Franziskus, welche schenkend und leidend die Nachfolge erzwang, die flammende Dantes, welche ihre Glut durch Hölle und Himmel trug und noch die Gemeinschaft der Toten suchte, wo der Lebende einsam blieb, die gläubige Hölderlins, welche ganz Sprache wurde um die zukünftigen Liebenden, die Dichter, zu gewinnen. Hier aber möge ein Lebender vom Lebenden bezeugen, daß die Art der Liebe Georges die zarteste und härteste, schlichteste und undurchdringlichste ist: voll leichter weltmännischer Anmut und schmerzlich tiefem Ernst, im Scherz noch schicksalbeladen, in der Schwere noch von nie ermüdeter Flugkraft beschwingt. Klar und heiter ist alles was aus der freundhaften Güte, fest und unerbittlich alles was aus der werkhaften Strenge dieser Liebe strömt. Der Meister ballte die entgegengesetztesten Charaktere zu einer begeisterten Lebensgemeinschaft zusammen und löste sie wieder auf, wenn ihr fruchtbarster Tag überschritten war oder, kaum merkbar noch, die Gefahr sie bedrohte, daß die Einzelnen schon im gegebenen Kreis ihr Genüge fänden. So tief und verehrend er jedes geistige Erbe bewahrte, so unbedingt und wankellos seine Freundschaft war, so schroff und rücksichtslos war er gegen alle verengende und lähmende Gewohnheit, gegen das Alltäglich- und Selbstverständlichwerden der lebendigen Bewegungen des Geistes und der Freundschaft. Der künstlerische Trieb des immer neuen Entzündens und Schaffens bestimmte auch die menschlichen Beziehungen zu seinen Gefährten und auch die ältesten und bewährtesten durften ihr Verhältnis zu ihm nicht auf das Recht des bloßen Daseins bauen und auf den Lorbeern eines langen Bestandes schlafen. Wo ihm freiwillige Glut entgegenschlug, gab er sie doppelt zurück, wo sie versagte, verschloß sich sein Wesen von selbst. Er warnte wohl leise vor irrigen Wegen, deutete Gefahren an, wie sie jeder Lebensstufe besonders eigen sind, aber weder befahl er noch verbot er je. Wer aber seinen Winken nicht folgte, mußte notwendig ferner rücken, und wer eine Provinz der Freundschaft einmal verloren hatte, gewann sie nicht wieder, mochte er auch andre noch behalten. Doch niemals nahm George einen völlig abgerissenen Faden wieder auf. „Was ich einmal gesagt habe und was damals nutzlos war, kann ich nach Jahren nicht nochmals sagen", meinte er einmal, „es ist unwürdig für beide Teile".

Wer, der das „Vorspiel" und den STERN DES BUNDES kennt, könnte zweifeln, daß dieser Meister die lange Milde und Geduld vor den fehlbaren und fehlenden Menschenkindern übte, unter denen er stand und denen all sein Sorgen und Mühen galt! Aber eben da er mit ihnen im Verhältnis der größten Freiheit und Freiwilligkeit stand, jedem den weitesten Raum gewährte und von jedem nur das Dargebrachte nahm, so

mußte die leiseste Gebärde des Bejahens oder Versagens, mußte das Lächeln oder Verstummen für den Feinhörigen und Helläugigen alles Nötige sagen, ihr Mißkennen zur Entfremdung, ihr Mißachten zum Bruche führen.

Wird man noch immer behaupten, „die Jünger" hätten diesen Meister verdorben? Sie seien seine Feinde durch Übertreibung oder Beschränkung? Glaubt man noch immer sein Werk wäre besser bei denen verwahrt, die ihn nicht liebten .. er hätte besser auf die Schriftgelehrten und Kritiker gebaut oder jene die ihn zu verehren vorgaben und i h r e s Weges gingen? Dieser nie zu täuschende Kenner der Geister und Herzen hörte auch aus dem Übermaß und noch aus jugendlicher Verschrobenheit der Äußerungen den echten Ton der Liebe wie noch aus der scheuesten Verhaltenheit die Fülle eines ehrenden Herzens heraus, und vier Jahrzehnte haben ihm recht gegeben, daß sein Blick noch keinen übersah, der später aus Eigenem etwas geworden wäre. Die Seinen nehmen gern den Vorwurf auf sich, daß sie den Meister zu einer Idealgestalt erhöht hätten, die der Wahrheit kaum entsprechen könnte. Jedenfalls ist das Bild der Verehrenden richtiger als jenes das wir im Laufe unserer Erzählung von seiten der Widerstrebenden kennenlernten, die sich nicht anders mit dem Genius in Beziehung setzen konnten als dadurch daß sie eine Fratze aus ihm machten.

Die Bürde dieses Meisters ist nicht leicht und sein Joch nicht sanft, aber so hart auch seine männliche Liebe ist, so ist sie dennoch heute die größte und die beglückendste der Erde und alle die sie kennen, fühlen vor ihr das Wort eines Freundes: „Wenn wir bedenken was vor unsern Augen geschieht: was sollten wir tun und wie wenig tun wir!" Denn dieser Meister ist ganz Werk geworden, aber noch über das Werk hinaus in seiner körperlichen Gegenwart persönliches Vorbild für Tag und Jahr, ein steter Kompaß und Wertmesser für Tun und Lassen: die nahe und doch unumgreifbar hohe Erscheinung an der das Dasein erst seinen Sinn erhält. Die Verantwortung, die er jedem aufbürdet, trägt er selbst am schwersten, er führt sein leibliches Leben bis ins Letzte im Einklang mit seinem Werke, und keine Schwäche und kein Ausweichen öffnet denen, die ihm folgen, einen Ausweg ins Private, Lässige und Ungestalte. Wert und Unwert, Wesen und Unwesen scheiden sich vor diesem Manne so klar, daß jeder Selbstbetrug zu Boden fällt und daß nur wachsen kann, was von ihm im Kern des Herzens berührt den ganzen Menschen von der inneren bis zur äußeren Form gestaltet. Er erspart keinem den Kampf mit den äußeren Geschicken und läßt jeden sein Leben selber schmieden. Aber ein Blick auf die Haltung des Meisters vor dem schwersten Schicksal und

ehernen Fug, auf seinen unerschütterlichen Glauben an Dauer und Weiterwachstum der Kraft, die die Götter ihm gaben, erfüllt alle, die um ihn sind, mit dem Stolz und der Zuversicht, das Leben nach seinem Vorbild zu bändigen und in seinen Bahnen voranzuführen. Sie lernen an ihm den nie ermüdenden Eifer im Wesentlichen und das leichte Dahingestelltseinlassen in Nebendingen, den schnellen Zugriff wie den langen Atem in Gefahren, den schicksalfrohen Loswurf in der Entscheidung, aber auch das ruhige männliche Beharren in den Widerwärtigkeiten der Zeit, das Wartenkönnen auf die Gunst der Stunde.

Wenn Stürme und Erschütterungen diese Seele beben machen, leidet sie menschlich und trostbedürftig vor dem Vertrauten, ja Zorn und Schmerz dringen sie tiefer als andre an und bedrohen das erregbare leidenschaftliche Geblüt mit jähen Stößen. Aber durch alle Erregungen waltet ein Etwas, ein mehr-als-persönliches Fühlen, das noch den Tröster mit Trost erfüllt. Keine Zerrissenheit noch Selbstqual erschüttert je diesen innersten Grund, kein Leid noch Mitleid verletzt diese geheimnisvolle Würde, deren Unverrückbarkeit dem menschlichen Vorbild des Meisters den göttlichen Zauber verleiht und denen die ihn erfahren haben, das reinste Bewußtsein irdischer Erfüllung gibt: vor einer ewigen Gestalt zu stehen und mit ihr den gleichen Weg zu wandeln.

„Alles in seiner Art Vollkommene geht über seine Art hinaus". Der Dichter George, der in seinen Gesängen die Bilder heldischen Menschtums schuf, ist über seine dichterische Wirkung hinaus der Erwecker einer männlich-heldischen Jugend geworden, und das Schönste was wir auf Erden sahen, war das Zusammenschlagen jugendlicher, ja auch schon gereifter Seelen, die sich in der gemeinsamen Ehrfurcht und Liebe zum Führer fanden. Es waren meist fast entgegengesetzte Naturen, die sich einer am andern entfalteten und dann den Schicksalsweg des Lebens mit doppelter Spannkraft beschritten: Der eine etwa von weitausladender Gebärde, herrisch, sprunghaft, offen glühend und verwegen, der andre verschlossen, undurchdringlich, von immer gleicher verhaltener Geste, tief innen glühend und nie aufgetan. Oder: der eine schwank und von prinzlicher Anmut, kühlen Herzens und kecken Selbstvertrauens, aber mit einer verschwiegenen Schwermut in seiner südlichen Heiterkeit, der andre schwerflüssig und trotzig, fast kindlich an Lebensgewandtheit vor dem Weltklügeren aber zugleich von der Bogengespanntheit, aus der die Gewißheit klingt, daß sein Pfeil einst im Flug mit den Besten wetteifern darf.

Die unerklärliche sternhafte Beständigkeit des Meisters aber ist, daß er in der Mitte solcher Bünde immer bewegt und bewegend steht, daß ihm immer wieder zuteil wird, was für die meisten ein einmalig großes Ge-

schehnis ihres Lebens ist, daß ihm die junge Liebe immer neu gedeiht und keine frühere erstirbt. Denn wie bei allen großen Menschen ist sein geistiges Selbst, sein Genius, alterslos. Seit er ganz zu sich selbst kam, ist er der gleiche klar und entschieden in sich ruhende Mensch. Alle Erinnerungen, die jüngst bei seinen französischen und deutschen Jugendbekannten aufgetaucht sind, haben uns nur bestätigen können, wie unverändert sein Wesen durch die Jahrzehnte geblieben ist: schon im Jugendlichen die frühe Gewißheit einer verantwortungsvollen Trägerschaft, die gleiche scheue Verschlossenheit bei großer Sicherheit der Haltung, die auch aus Werk und Tun des Mannes unverwandelt spricht. Da er menschlich ganz erfüllt war, als er begann, so zeigt auch weder sein Leben noch seine Dichtung eine Entwicklung in dem Sinne auf, daß die Grundzüge gewechselt hätten oder unbekannte Keime erst sichtbar geworden wären. Gerade die Unwandelbarkeit und Einfachheit der Grundzüge ist das Kennzeichen seiner Art. Denn der Große ist reif und rund durch göttliche Mitgift, und Napoleon war mit siebenundzwanzig Jahren vollkommner und entwickelter als alle Feldherren gereifter Jahre und langer Erfahrung. Nicht er wandelt sich, sondern die Taten oder Werke des Großen erscheinen als neue Wandlungen und Mischungen mit dem Stoff der Welt an ihm, der selbst der unverwelkliche und unsterbliche Genius bleibt.

Diesem alterslosen Blühen des Geistes entspricht bei George das immer richtige Verhältnis zu den Lebensstufen des natürlichen Werdens. Die Stufung der Alterszeit vollzieht das Wachstum selbst und jede Stufe von der Kindheit bis zum Greisentum hat durch das Gesetz des Lebens ihre vollkommene Wesenheit in sich. Je vollkommener der Mensch ist, um so weniger erscheint eine Stufe vor der andern minder an Wert, wie uns nach den hohen Beispielen Platons und Goethes der lebende Meister von neuem gelehrt hat. Er lebte jede Lebensstufe ganz in der ihr gemäßen Form und prägte, wie wir schon zeigten, in seinem Werke die Eigenkraft einer jeden zum vollkommenen Bilde aus. Wie nach vorgedachtem Plane, so erschien es Simmel schon, hat George die Stufen des Alters gelebt und gestaltet, aber das Kunstwerk seines Lebens erscheint uns wie das seiner Dichtung so planvoll aufgebaut, weil der hohe Wille des Genius in seiner wandellosen Ruhe jedem tätigen und leidenden Andrang des werdenden Lebens sein Gesetz und seine Form gab. Niemand kann wissen, wo es das Werk nicht verrät, welcher Kämpfe und Bezwingungen, welcher Ausschließungen und Entsagungen es bedurfte, um das Bild dieses folgerechten Wachstums zu erzeugen und dieses schicksalbeladene Dasein zu dem Punkte zu führen, wo der Dichter das vor Göttern und Menschen seltne und schwere Wort sagen durfte: „Mein leben seh ich als ein glück“. Wenn der Dämo-

nie des deutschen Geistes überhaupt bestimmt ist, noch einmal ihr größtes Bild zu vollenden, so ist George Beginn und schon Gewähr für diese Erfüllung, weil in ihm unsere Klang- und Formwelt, unser Tattrieb und unser weltergreifendes Verlangen menschliche und dichterische Gestalt wurde, weil das Zerstörerische wie Versagende unseres Dämons schon von ihm gebändigt ist.

„Vor den Urphänomenen, wenn sie unserem Sinnen enthüllt erscheinen" sagt Goethe „fühlen wir eine Art von Scheu bis zur Angst. Die sinnlichen Menschen retten sich ins Erstaunen, geschwind aber kommt der tätige Kuppler Verstand und will auf seine Weise das Edelste mit dem Gemeinsten vermitteln". Wir maßen uns hier nicht an, die Bewehrtheit und Undurchschaubarkeit des Meisters erklären zu wollen, der selbst einmal zu uns sagte: „Wenn man mich heute schon begriffe, hätte ich gar nicht zu kommen brauchen". Wir zeichnen nur einige Linien dieser Urerscheinung hin, die wir gesehen haben: wie das unbeirrbare Dasein, das stetige Werk, die wachsende Liebe in einer ungebrochenen heldischen Selbstbehauptung in diesem Manne erschien.

Georges Stärke beruhte darin, daß er trotz der ungeheuren Macht der Gegenwelt sich über sie erhob, daß er trotz ihres gewaltigen Druckes die Freiheit fand mitten in ihrer Mechanik s e i n Werk zu tun und s e i n Reich aufzurichten, daß er atmen konnte trotz ihrer Stickluft, handeln konnte trotz ihrer Feindschaft und die einzigen Kräfte aus ihr löste, die sich zum Kerne eines neuen Lebens verdichten sollten. Die widerstrebende Welt hätte ihn am Beginn vernichten können, wenn er schutzlos in sie eingetreten wäre. Aber wir zeigten, daß er ihr erst gegenübertrat nachdem sein Werk genug erstarkt und unzugänglich für die Mittel der Gegner geworden war. Er kam als Fremdling, den sie nicht begriffen: dieser Glühendste erschien ihren Augen als der Kälteste, dieser Herrschafts-Begehrende als versponnener Träumer, dieser Liebereichste als der Liebeärmste. Als sie dennoch seine Macht zu spüren begannen, haben sie ihm alle Namen von der niedrigsten Schmähung bis zur höchsten Preisung gegeben, ohne doch diesen Stein verrücken zu können, der plötzlich mit sibyllinischen Zeichen störend auf dem Weg ihrer Entwicklung lag.

Und doch bedeutete dieser Kampf gegen die Zeit nur den geringsten Teil der Last, die George zu bewältigen hatte. „Schicksale von Völkern und Staaten und Richtungen von ganzen Zivilisationen" sagt Jacob Burckhardt, „können daran hängen, daß ein außerordentlicher Mensch gewisse Seelenspannungen und Anstrengungen ersten Ranges in gewissen Zeiten aushalten könne". Das Werk Georges ist die Kunde solcher Mühen und Siege, aber nur zuweilen verrät uns ein stilles Wort wie dieses

— — — — — — du bist rundum so bewehrt
Daß dich was jeden brechen muß nicht bricht

sein stolzes Bewußtsein, auch für die härteste Probe des Schicksals gewappnet zu sein. Alle Bilder des Tadels wie des Lobes, die man von ihm entworfen hat, haben nichts an dieser diamantenen Undurchdringlichkeit und Unbrechbarkeit zu ändern vermocht. Auch in der Umgebung seiner Nächsten, auch beim heitersten Gelage, wo sich die menschlichen Ränge mischen, verliert sich nie um diese Stirn der kühle Adel einer göttlichen Fremdheit: mit einem Lächeln weiß sein Genius sich die Raumweite für seinen Flügelschlag zu öffnen. Der Fernraum, von dem alle großen Liebenden sprechen, wo sie mit dem Vater, mit der Herrin oder den Göttern allein sind, verwehrt für immer sie in Strich und Zwickel des Verstandes zu passen. Ihre seelische Spannung ist um vieles gewaltiger, ihre persönliche Haltung um vieles leichter als die Neunmalklugen erdenken können.

Daher stehen die Kleinen immer ratlos vor der Selbstdarstellung und dem Bewußtsein eignen Ranges, das jedem Großen eignet. Sie werfen auch George vor, seine Gedichte hätten immer nur ihn selbst zum Gegenstand und unerträglich sei sein Anspruch auf Seher- und Richtertum vor Menschen und Völkern. Aber „die weltgeschichtlichen Individuen" sagt Hegel „sind diejenigen, die nicht ein Eingebildetes Vermeintes sondern ein Richtiges und Notwendiges gewollt und vollbracht haben: d i e w i s s e n, daß ihrem Innern sich offenbart hat was an der Zeit und was notwendig ist". Wo Schicksal und Aufgabe, Person und Sache in einem Menschen völlig eins sind, stellt er mit seinem eingeborenen Wesen auch seine mitgeborene Sendung dar; aus seinem Ich, das von sich aussagt, spricht seine göttliche Notwendigkeit und je größer sein Amt ist um so geringer ist der Spielraum, den sein Geist zwischen Wollen und Müssen findet. Wie sollte ein solcher, der Willkürloseste, gerade nicht den Ort kennen und bekennen, wo er selbst vor vielen steht! Das helle Wissen um die Höhe der Stellung hat allen starken Zeiten als Zeichen der Bedeutung eines Mannes gegolten und nur der Neidangst kleiner Bürgerseelen ist dieser Stolz unfaßbar. Sie sehen Eitelkeit und Anmaßung wo nur ein ruhiges Behaupten des echten Ranges und der rechten Würde statthat, sie zweifeln an allem, weil Zweifel von allem entpflichtet, sie wollen als letzte Ausflucht das Augenscheinliche noch — wenn das Wort erlaubt ist — durch das Knall-Evidente überboten haben. „Wenn ich ihnen", sagte der Meister, „durch ein Wunder die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche um neunzig Grad um ihre Achse drehte, so würden sie sagen: ‚Ja das hätte ein andrer auch gekonnt, aber wenn du wirklich zeigen willst was du vermagst, so versetze die ganze Kirche nach dem Gensdarmenmarkt'. Darauf

gäbe es nur eine Antwort: S...! Der Gefallen wird euch nicht getan". Denn wer überhaupt nicht glauben kann, wird durch kein noch so großes Wunder gläubig.

George hat den Glauben an sich selbst und seine Sendung im Gedicht und im Gespräch mit der gleichen Schlichtheit ausgesprochen, wie alles was ihm als Schicksal zugefallen ist. Uns ist es ein fraglos Gegebenes, um das es so wenig zu rätseln und zu deuteln gibt, wie um das Unbegreifliche seines Daseins selbst. Von der ersten „Weihe" in den HYMNEN bis zum „Geheimen Deutschland" im NEUEN REICH ist dieses klare Bewußtsein des Wertes immer wieder mit einer Bitte um Segen verbunden: der Selbstherrlichkeit hält die Selbstbeherrschung in George stets das Gleichgewicht, und die größte Habe, die ihm mitgegeben ward, ist zugleich die größte Forderung die das Leben an ihn stellt. Sein Beruf war mit jedem Schritte eine neu zu lösende Aufgabe, er mußte sich von allen Nebenzwecken lösen, er mußte frei sein von kleiner Liebe und kleinem Haß, von Sorge und Bekümmerung um den Alltag, er mußte dem Glück des Herzens gebieten, wenn es den Weg zum höheren Ziele hemmte, mußte scharf und schroff die Grenze zwischen Freundschaft und Feindschaft setzen, fallen lassen und verwerfen, was dem Werke widersprach, auch wenn Gerühmtes und Schönes mit zugrunde geht. Er hing nicht an Heim noch Hof und stand in steter Wache vor Freund und Feind. Er allein durfte niemals wanken noch klagen, nicht beim Erreichten ruhen noch am Gewonnenen sich sättigen. Er trug die Verantwortung für viele Lebenden, und das Heil vieler Kommenden hing an dem was er tat, aber niemand konnte ihm eine Bürde seines Amtes abnehmen, weil nur er das Letzte-zu-Tuende sah und doch nur mit dem rechnen konnte, was die Gunst von Tag und Jahr ihm an Menschtum bot. Gewiß „jeder wirkliche Urgedanke eines Menschen", wie Gundolf sagt, „fruchtet unaufhaltsam bis er alle seine Kräfte erschöpft hat", und die fraglose Gelassenheit Georges vor der künftigen ‚Spur seiner Erdentage' ruht auf diesem Wissen um die schicksalhafte Auswirkung seines Dichtens und Tuns. Aber kein Gott nimmt auch dem Größten die Aufgabe ab, den neuen Keim ins Blut der Mitgeborenen zu pflanzen und dort zu hegen, daß er langsam erstarke und Leib und Luft gewinne. Unscheinbar begann es, ohne Versuch einer Wirkung ins Weite, ohne Gewalt noch Aufruhr. Aus dem kleinsten und einfachsten Punkt, dem persönlichsten Erlebnisausdruck im Gedicht, aus der kleinsten möglichen Welt dem geschlossenen Gedichtkreis, dessen Dreiheit scheinbar ein Spiel der Zahl doch zugleich den festen formalen Aufbau der dichterisch bezwungenen Weltgehalte ankündigte. „Von je Wenigerem etwas seine Vollkommenheit erlangt, desto edler ist es" sagt ein alter Weiser,

und wie bei kaum einem der schöpferischen Geister begegnen wir bei George vom Beginne bis in sein heutiges Wirken der Fähigkeit, mit dem geringsten Aufwand das Bedeutendste zu tun. „Es steht nichts darin, als ein paar Dinge die waren. So kann ich nicht dichten", sagte Wolfskehl einmal bewundernd von Gedichten Georges. Denn das Wunderbarste an diesem Meister ist die göttliche Einfalt mit der er sein Werk und seine Welt aufbaut — ja man darf sagen, daß das Urtümliche und Einfache immer stärker aus einer überreifen, an Lebens- und Wissensformen übersteigerten Umwelt heraus- und hervorwuchs, die sich in seinen ersten Werken noch spiegelt und deren er dort Herr ward.

Er beherrschte als klügster und weitschauendster Sohn der Zeit alle Mittel dieser Zeit, aber er machte keinen Gebrauch von ihnen, wenn sie seiner Sendung widersprachen. Wer das nötige Eine zu tun hat, darf sich nicht an die Vielfalt verlieren und Dinge betreiben, für welche die Zeit genug Köpfe und Hände zur Verfügung hat. Man hat ihm vorgeworfen, daß er dennoch seine Dichtungen mit kurzen andeutenden Sätzen begleitete und einigen Gefährten erlaubte, sie in den Prosen der Blätter mit darstellender Rede zu erläutern. Wir haben gezeigt, aus welchem Grunde sie es taten und mit welcher Ehrfurcht vor Werk und Gestalt. George zeigte auch darin gerade die Grundart der großen europäischen und besonders der deutschen Schöpfernaturen, für welche die geistig bewußte Überschau keine Schwächung der Instinkte bedeutet. Sie haben ähnlich wie die Griechen, nur in einem anderen Wechselverhältnis der Seelenkräfte, immer gesucht, mit dem schöpferischen Aufbau zugleich das Gesetz des Aufbaues zu durchdringen, sie haben wie Goethe und Schiller, Jean Paul und Hölderlin, Wagner und Marées den hellen Blick in die dunklen Kammern des Schaffens nicht gescheut. Denn wo genug Tiefe ist, schadet der erhellende Strahl nicht, und George hat oft gesagt: „Man kann nicht alles verstehen, aber man soll verstehen wo es möglich ist". Er selbst gebrauchte weder Fachausdrücke losgelöst von einem Menschlichen noch bekümmerte ihn ein rein logischer Gedankenbau ohne persönlichen Gehalt. Ein schlechthin unsinnliches Reden, das sich nur in Begriffsbeziehungen bewegte, kam nie aus seinem Munde und er ließ es von andern über sich ergehen wie nassen Schnee oder heißen Sand, den er bald unwillig abschüttelte. Bücher ohne Seele, also das meiste der gerühmten Fachwissenschaften des letzten Jahrhunderts, waren ihm ein Greuel und er las sie nur oder ließ sie lesen, wenn sie seine Stoffkunde wirklich vermehrten oder sein Kampffeld berührten.

Denn alles Wissen muß bei ihm ins Wirken eingehen und alle seine Äußerungen, selbst und gerade die über Kunst, sind zugleich Sätze der

Pädagogik und Politik: auf bestimmte Zwecke zu bestimmter Zeit gerichtete Äußerungen seines angreifenden oder abwehrenden Willens. Daher haben seine an die Öffentlichkeit gerichteten Prosasätze einen staatlichen Ton. Im tätigen und tätlichen Ausdruck unserer Sprache überwiegt bei Luther wie Nietzsche der Streitton, der in der Reizung des Gegners und der Rache an ihm seinen Ursprung hat. Georges Aussageweise dagegen ist ohne „Ressentiment", da ihr Urheber sich von nichts zu befreien brauchte, da das Gegnerische von vornherein außer ihm, nicht — wie bei jenen — in ihm stand. Sie ist vor allem kurz und gedrängt, hat jene heilige Sparsamkeit der Worte, von der Hamann sagt, daß sie „mehrenteils eine günstige Vermutung für eine Barschaft der Gedanken und für einen verborgenen Schatz des Herzens abgibt".

Im Gespräch dagegen ist die Redeweise Georges von der urbanen Anmut und freien Fülle des Weltmannes, erregend durch sein immer beseeltes Gegenwärtigsein und den wachen empfänglichen Anteil am Unterredenden. Es gibt bei ihm keinen lehrhaften Ton, keine langatmige Darlegung sondern nur im Wechselgespräch eine stete Unmittelbarkeit der Gegenwirkung, eine lebendig aufblühende Augenblicklichkeit der Gedanken und Bilder. Ruhiges Zuhören und blitzendes Ergreifen, tiefes Prüfen und leichtes Scherzen, mahnender Ernst und beißender Spott wechseln schnell in diesem entzündlichen Geiste, aber immer bleibt er beim nächsten Tun, der gegebenen Lage, dem Dienst an Tag und Stunde und fast nie weist er auf ein äußerstes Ziel, eine fernste Sicht. Er bedarf keines besonderen gehobenen Tuns oder Tones, wie man draußen sich gern erzählte: da seine Gegenwart selbst dem gemeinsamen Luftraum eine weckende und belebende Spannung gibt, so ist das Schlichte wie Bedeutsame der mit ihm erlebten Stunden von gleichem Gewicht: sein Tiefsinn und seine Laune sind von der gleichen männlichen Dichte und Richtigkeit. Dem Gedicht beläßt er seinen eigenen Raum und niemals zitiert er im Gespräch auch nur das Bruchstück eines Verses. Seine Erklärungen und Erläuterungen entnimmt er der Welt des Alltäglich-Wirklichen, seine Beispiele und Gleichnisse der handlichen Tätigkeit, der kundigen Geschäftigkeit, kurz den Bewegungen und Äußerungen der Menschenart, die mit ihrer ganzen Person ihre Sonderzwecke und Nutzbelange im Alltag vertritt. Dadurch haben sie die schlagende Überlegenheit des sachlichen Bildes und die gesunde Spottlust des Volkes, die durch Übertreibung und Verkehrung das Falsche enthüllt und lachend das gewollte Echte sichtbar macht, ohne daß es eines Wortes darüber bedarf.

Das Sinnliche und Augenhafte herrscht in seiner Rede vor: wie geschaut ist was er dichtet, so ist was er sagt, stets gesehen. Er hat im höch-

sten Maße für Stoff und Ding jenen schnellen Sachkennerblick der handwerklichen Meister und für menschliche Werte jene blitzartige Einsicht wie sie Führer und Feldherrn haben, um im Bruchteil einer Sekunde an einer Person das Taugliche und Wofürtaugliche, Rang und Platz zu erfassen. Aber darüber hinaus ist ihm von den Göttern das untrügliche Auge gegeben, den inneren Keim des Menschen zu erkennen und zu spüren. An noch undeutbarer Jugend liest er aus leiblicher Formung und Bewegung die Stärke oder Schwäche des Blutes, am Erwachsenen spürte er, selbst ohne ihn zu sehen, aus schriftlichem oder übermitteltem Wort die Echtheit oder Fäulnis eines Wesens, und wo andre noch brausendes Talent oder unentwickelte Fähigkeiten verteidigten, witterte er längst das verborgene Siechtum. Doch auch wo die Klügsten zu viel Zartheit und Dumpfheit, Überstiegenheit und Verranntheit schmähten, erkannte er im Menschen die echte Not und Kraft und hob das Versenkte mit langsamer Hut oder schnellem Griff ans Licht. Dasselbe Auge, das im dichterischen Traum den Ursinn der Dinge schaute, sah mit dem gleichen Tiefenblick das wachsende und welkende Leben der Seele und stand voll Freude oder Trauer, aber immer unbefangen und unbestechlich vor dem unabänderlichen Sosein dessen, was ihm an Menschenwesen gegeben ward.

Um so frei in Wahl und Ablehnung zu sein, wie sein Genius forderte, brauchte George jene Unbeengtheit und Losgelöstheit, die ihm sein Wanderleben gewährte. Je weniger dieser seltne Gast für seine persönlichen Bedürfnisse benötigte, desto ungezwungener und offner mußte der Raum sein, in dem er sich bewegte. So sehr er Regel und Ordnung liebte, so wenig liebte er in ein zu fein durchklügeltes, zu sehr vorausgesichtetes Leben gespannt zu werden, und mehr als die sorgfältige Berechnung schätzte er das Glückhaben und den günstigen Zufall für die Stunde der Freundschaft. Wie Sebastian Bach einem Raume sogleich ansah, welche Akustik er habe, so hat George ein Gefühl für den geistigen Ort, die Feinfühligkeit der großen wandernden Fremdlinge für die Lage, in der sich seine Menschen bewegen: nur wo ganz die Luft seines Geistes weht, öffnet sich der verschlossene Stolz dieser Seele. Dort ist er zu Hause und jede Stunde des Planens oder der Freude mit ihm ein volles Glück.

Er bleibt auch da der Unbegreifliche vor dem sich das Schwere und Leichte vertauscht und die Arbeit zu heitrer Muße, die Muße zu ernster Arbeit wird: Tätigkeit und Ruhe sind bei ihm zu einer undurchschaubaren Einheit verbunden. Wenn man seine Tage und nicht nur aus der Ferne kennt so gehört er zu den frevelnden Dichtern, die sich den Göttern gleich dünken, die Tage vertun, wie die Lilien im Felde nicht säen noch ernten, sondern das ewige Loblied singen .. zu ihnen die nur die

Spiele der Jugend und Liebe, den Reigen der Feste führen, nicht die Tat aus sich entlassen, damit der Geist in steter ungetrübter Klarheit aus ihnen rede — wie im Buch der „Gestalten" der Minner singt: „im rausch des festes hab ich meinen hauch". Er gehört so ganz zu diesem frevelnden Geschlecht der Dichter, daß die Menschen der geschäftigsten Zeit, welche jemals die Erde gesehen hat, ihn lange als die Grundgestalt dieser Artung sahen, als den „Ästheten", den „Formalisten", den „reinen Genießer" — und er ist diese Grundgestalt bis in jede Faser seines Herzens, ist der Dichter, der die Kinder der Deutschen mit seiner lockenden Stimme um sich sammelte und sie lehrte, daß nur eines zu schaffen not sei: das neue Leben und der festliche Sang .. der Dichter der klagte, daß mit dem Aufhören der Olympischen Spiele das griechische Volk in seinem Wesen erstorben sei, der dem Untergang der christlichen Feiern nachtrauerte und nicht wahr haben wollte, daß der öde Gleichgang der modernen Arbeit und Wirtschaft das allein des Mannes würdige Tun sei. Er ist dieser eine und doch auch der andre, der Träumer und Sänger und doch auch der Werker und Täter: der Mann, der Leistung auf Leistung hinausstellte, ohne daß jemand ihn jemals hätte arbeiten sehen, der die Geister der Zeit bewirkte, ohne daß jemals einer die Mühsal des Tages an ihm bemerkte, der an die Seinen den „Ruf zum Wirken" schickte und doch ihnen sagte: „Arbeit ist gut, aber es ist Sache der Schamhaftigkeit, daß man sie euch nicht anmerkt. Schafft euer Werk in der Stille, w i e ihr es schafft ist euere Sache, aber unbedingt wichtiger ist jede Stunde, die das gemeinsame Leben fordert".

Sein Tun ist so als ob er nicht täte, seine Haltung so als ob seine unbelasteten Schultern noch ganze Welten tragen könnten. An seinem Vorbild lernte jeder das Etwas-Mehr als das Äußerste dulden, das Etwas-Mehr als das scheinbar Letzte tun: jene beglückende Kraft, die nur unter dem Atem großer Geister gedeiht. Nie versagt der Meister sich selbst einem menschlichen Anspruch, er ist immer bereit, immer für andre da und duldet nur tätige Menschen in seiner Umgebung. Wenn ein jüngst verstorbener deutscher Gelehrter meinte, die neue geistige Bewegung sei wie die Romantik „wesentlich kontemplativ und aristokratisch und dadurch gegen die Aktivität der Revolution im Nachteil", so hat er die nötige Traumstille und festliche Ruhe mitten im Wirken mit tatloser reiner Betrachtung verwechselt. Nirgendwo weniger als um George gibt es betrachtendes Leben und müden Verzicht. Seine feurige Seele duldet kein Träges und Welkes um ihn. Wir wandelten in den trüben Jahren nach dem Frieden eines Tages in den Straßen der kleinen Stadt und die Jungen sprachen tiefsinnige Dinge von der Leere und Lähmung, die die Welt befallen habe.

Der Meister hörte schweigend der Jugend zu, aber als das Wort fiel: „Die Weltseele ist müde geworden" wandte er sich mit blitzenden Augen dem Sprecher zu und „Die meine nicht!" fuhr wie ein Pfeil aus seinem Munde und zerstoben war aller Spuk von Müdigkeit und Lähme der Welt. Er ist mißtrauisch bis zum Argwohn gegen jedes Weich- und Mürbewerden, ablehnend bis zur Härte gegen jedes Eingefahrene, rücksichtslos bis zur Verachtung gegen jedes Verkalkte und Bequemgewordene. Er hat seinen Werk-Ruhm ein Leben hindurch gewahrt und gemehrt, aber fühlt sich stark genug, Triumphe und Schätze zu verschenken um des höheren Rechtes und des Reiches willen. „Wenn heute ein Junger käme und ich sähe, daß er mehr wäre und mehr könnte als ich", so sprach er jüngst, „ich würde ihm mit Freuden sagen: Nun walte du und nimm jeden Rat meines Alters wenn er dir dienen kann".

Wie zuerst in einem, dann in mehreren Kreisen seiner näheren und weiteren Umgebung so ist heute die ganze geistige Luft in Deutschland in Schwingung geraten, weil ein großer Geist ruhig in der Mitte steht. Ob gewußt oder ungewußt rührt sein Hauch alle lebensfähigen Keime und Kräfte an, und wenn die Gottheit noch einmal diesem Volke gnädig wird und ihm eine neue Erfüllung gewährt, so geschieht es, weil der eine das Herz der Welt erschüttert hat. Wir haben erzählt, wie sein Erscheinen vom ersten Beginn ab seltsames Erstaunen, rückhaltlose Bewunderung und rückhaltlose Feindschaft erweckte. Sie fanden ihren Niederschlag in Legenden, die oft mehr Wahres von dem inneren Sachverhalt wiedergeben, als die dürre Erzählung vermöchte. Das Korn bildlicher Wahrheit, das auch die Legende enthält — komme sie nun aus der Liebe oder dem Entsetzen — geht hervor aus dem unmittelbaren sinnfälligen Eindruck und ist Zeichen einer lebendigen Wirkung. So steht „der junge Goethe", das Bild des Jünglings wie ihn keins der neueren Völker in dieser Form besitzt, und noch neben ihm „der Olympier" in mythischem Schimmer vor uns. So sagen die Legenden um Napoleon mehr von seinem Wesen aus als wahrheitsgetreue Berichte und überdauern die phantasiearme „Objektivität", welche in jedem Jahrfünft ihr Ergebnis wechselt. Die kleinere zerstört nie die größere Wahrheit, die niedrigere Wirklichkeit nie die höhere. Wenn die Menschen heute erfahren haben, daß es um George keine Schlösser und Purpurmäntel gab, daß die Prunkräume Lechters bescheidener waren als jeder „Salon" und mehr durch ihre Fremdheit und Einheit als durch Aufwand und Reichtum bezauberten, daß das Zimmer Georges in Bingen noch viel einfacher war, daß ein Schreibtisch, ein Stuhl, eine Bank, ein Bücherbort, die der benachbarte Schreiner nach seinen Angaben fertigte, der ganze Inhalt der Klause war — so steigt aus

dieser Schlichtheit erst recht das Bild des Reichtums und Glanzes auf, wie es die Legende um George zu sehen liebt. Es ist auch für die Person des Meisters gleichgültig, ob er in der Frühzeit, als es gegen die tüdeske Plumpheit nottat, die geschmackvolle Kleidung des Mannes von Welt bevorzugte oder später im schlichten Mantel und der rauhwolligen Mütze ging. Keine äußerliche Wandlung noch die lange Gewohnheit konnte vom Zauber seiner Erscheinung nur das Geringste abdingen und wenn er die Schwelle der Tür betrat, schlug oft schon die Luft eines Ungewöhnlichen dem Öffnenden entgegen. Jeder der ihm begegnete und ein kurzes oder langes Stück des Weges mit ihm ging, wurde von ihm bis ins Innerste erschüttert, empfing den Ernst einer bisher unbekannten Verantwortung von ihm, und mochte er gehen oder bleiben, widerstreben oder lieben: er mußte eine Wandlung seines Selbst, eine Veränderung seiner Lebensbahn von dieser Begegnung mit sich nehmen.

Zur Zeit als den ernüchterten Europäern die Unabwendbarkeit des Untergangs dämmerte, hatte er schon die frohe Botschaft des abendländischen Aufgangs unter den Deutschen verkündet und das Erdenreich des schönen und streitbaren Menschen sicher gegründet. Er gab der Jugend um ihn das Gefühl der beginnlichen Welt: das Ende, der Sumpf liegt hinter uns und wir sind der Anfang! Es gilt kein Zurück ins Archaische, Primitive, Urmütterliche oder wie die Täuschungen heißen. Der Meister selbst ist Urseele und bringt das junge Licht. Denn der große Liebende steht immer am Anfang der Zeit, ihm taucht die Sonne der Welt zum ersten Male über dem dunklen Umkreis auf, den ganzen Bogen der Bahn sieht er vor sich und grüßt den beginnenden Tag. Am Verhältnis zu ihm erweist sich, ob unser Volk noch fähig ist, seinem und den großen Bildern unserer Väter auf einer neudurchglühten Erde zu entsprechen oder ob er nur als Richter über uns stehen soll, dessen gewaltiger Glaube die Versagenden verdammt. Noch ist es eine kleine Schar, die ihn nicht als Rächer und Verächter über sich, sondern als Freund und Führer neben sich fühlt. Aber die schon Graugesträhnten wie die Jüngsten von ihr bekennen und bezeugen ihn als ihren Ursprung. Sie, die Söhne der Blätter, sind sein Aufbruch, sein Volk und sein Reich und ihr Stolz glaubt daran, daß die Erdensaat Georges weiter aufgehen und wachsen wird: bewehrt aber geschmeidig, hart aber schön.

Hemmt uns! untilgbar ist das wort das blüht.
Hört uns! nehmt an! trotz eurer gunst: es blüht —
Übt an uns mord und reicher blüht was blüht!

6. KAPITEL: DAS BILDNIS

Es gibt außer dem Werk und der Wirkung auf die Mitlebenden noch ein letztes Zeugnis für die Wesenheit Georges: seine leibliche Gestalt und vor allem sein Antlitz, der Spiegel dessen, was die ewige Natur ihm mitgegeben und dessen, was die Kämpfe mit den Mächten des Lebens in diese Grundform geprägt haben. Für manche dieser Kämpfe sind die Züge des Gesichtes der einzige Niederschlag des seelischen Geschehens. Denn anders als beim Feldherrn und Staatsmann gibt es beim Dichter und geistigen Bildner verschwiegene Siege und Niederlagen, von denen kein Wort und keine Kunde etwas aussagt: Triumphe über den Stoff, von denen das vollendete Werk nicht spricht, tote Träume und zerbrochene Wünsche, die kein Vers und keine Mitteilung verrät, aber auch das schweigende Wissen des Genius um seine Macht und sein Maß, seine Flugkraft und Grenze.

Jeder der in dieses Antlitz schaute, empfing über Werk und Wirken des Mannes hinaus den Eindruck einer ungewöhnlichen und bedeutenden Menschlichkeit. Wir sahen wie die Pariser Freunde an dem jungen noch unerschlossenen Deutschen, wie andre Ausländer an dem ihnen Unbekannten und eigne Volksgenossen an dem kaum erst im engsten Künstlerkreise Genannten eine zwingende Gewalt bemerkten, für die sie nur in Geistern hoher Lagen die passenden Gleichnisse fanden. Das Geheimnisvolle, ja Unheimliche seiner Erscheinung ist früh betont worden, was um so erstaunlicher anmutet wenn man sich erinnert daß sein äußeres Auftreten geschildert wurde: als das eines eleganten Weltmannes, der eine gegebene Lage mit kühler Überlegenheit beherrschte. Bei den ihm vertrauteren Menschen schlug sich der Eindruck seiner Person meist in Gedichten nieder und von den frühesten Widmungszeilen Hofmannsthals bis zu den ungedruckten Widmungsgedichten der Jüngsten heute spricht eine solche erschütterte und doch klar bewußte Huldigung vor der leiblichen Erscheinung Georges, wie sie unseres Wissens noch nie einem Lebenden entgegengebracht worden ist. Auch die wenigen Prosestellen aus späterer Zeit haben diesen Ton der unbedingten Verehrung und hellen Sachlichkeit, der allein vor diesem Manne geziemt und so fern ab von Schmeicheln bleibt wie von trüber Schwärmerei. „Wer ihn auch nur einmal unbefangen gesehen hat" sagte Friedrich Gundolf im Jahre 1913 in seiner Rede vor Göttinger Studenten, „der weiß: dieser Mann ist stark mit Anmut, schlicht mit Würde und sachlich ohne Trockenheit . . . von heiterer Strenge gegen sich und andre, eher eine bäuerlich harte als städtisch mürbe Natur, aber durchgeistet von stetem Feuer und beseelt durch Leid

das ihn hellsichtig und gütig gemacht hat. — — Zweierlei vereint die Form seines Kopfes: unerbittlichen Willen und regsame Zartheit. Form ist alles geworden, in die Flächen und Linien des Schädels eingearbeitet, nichts ist bloße Zuckung und Stimmung — ein plastisches, kein malerisches Haupt. Auch hier, wie in seinem Werk, ist der innere Gehalt zu sichtbarer Gestalt, zu Charakter (das ist: umrissene Form) verdichtet und durchglüht — nirgend unbewältigter Seelenrohstoff ... ein Mensch, der bei mächtigen Trieben und empfindlichen Nerven sich völlig in der Gewalt hat, dem Phantastik, Schwelgerei, Spielerei sehr fern liegt, den ein zentraler Wille beherrscht und sichert — unter den geschichtlichen Köpfen dem Dantes am ähnlichsten, aber bei gleicher Energie mehr sensitiv als spirituell. Wer ihn also nach seinen Gedichten für schwach hält, den widerlegt die unverkennbare Willenskraft dieses Gesichts. Wer ihn für eng und stumpf hält, kann die belebte Mannigfaltigkeit des Ausdrucks nicht leugnen. Wohl aber findet man die ehernen Reihen der Zeitgedichte und die leisen Schwingungen des Jahrs der Seele wieder: harte Tat und zarten Traum".

Die Jahre des Streites um die Gestalt Georges, wie ihn das jüngere Geschlecht der Blätter damals in der deutschen Öffentlichkeit begonnen hatte, klingen noch durch dieses Bild, ein Jahrzehnt später spricht die weibliche Stimme der „Georgika" über das meisterliche Antlitz aus der Stille des unwiderleglichen Sieges, den der Dichter über die Umwelt gewonnen hat: „Bei Anaximander" schreibt sie „gibt es den Gedanken vom ἄπειρον, den Gedanken, daß die vollkommene Mischung aller bestimmten Qualitäten ein Unbestimmtes ergebe. Daran mahnt sein Antlitz, in dem kein einzelner Zug, weder Wille noch Klugheit, weder Traum noch Leidenschaft, weder Leid noch Lust einzeln oder dominierend hervortritt, sondern alles gebunden in einer übermannenden Hoheit: wie das Antlitz eines griechischen Gottes, wie ein Seraph bald und bald wie ein Löwe, ein unbegreifliches Zugleich von Mächtigkeit und Zärtlichkeit".

Alle Aussagen in Vers und Prose über die Erscheinung Georges während seines vierzigjährigen Wirkens sprechen übereinstimmend von der Mächtigkeit oder der Mischung von Mächtigkeit und Zartheit in seinem Haupte. An dem Grundzug der Größe und Strenge in seinem Antlitz scheint das Lebensalter keinen Anteil zu haben und von der Jugend bis in die Jahre des reifenden Mannes wird sein Bild in der gleichen Unwandelbarkeit gesehen wie sein geistiges Wesen. Die Lichtbilder aus allen Lebensstufen, welche die Gesamtausgabe seiner Werke und der Verkauf früherer und jüngster Aufnahmen jetzt bekannt gemacht haben, bestätigen den augenhaften Eindruck der Zeitgenossen und lassen zugleich erkennen,

wie die unverrückbaren Grundlinien im Laufe der Jahre aus zarten Anfängen immer stärker hervortraten und wie sich innerhalb ihres ehernen Rahmens die Runen des Lebens immer tiefer eingruben. Unverändert bleibt die fast kugelhafte Gesamtform des Kopfes mit der Achsengleichheit der inneren Rundung in Höhe Breite und Tiefe, aber die schon im Bildnis des Zwanzigjährigen deutliche Einsenkung der Augenhöhlen wird mit jedem Jahrzehnt tiefer und dunkler, das groß aufgetane Auge der Jugend kehrt sich zwar nicht nach innen wie das des Betrachters und Mystikers, aber es schaut aus einem immer tieferen Innenraum in die Welt, die Lider schließen sich öfter und dichter darüber und verhüllen auf einem Bildnis völlig die Augensterne — die Darstellung eines Lebenden, deren wir uns in der Kunst nur bei einem Porträt des Paracelsus oder auf dem Bamberger Grabmal Heinrichs II. bei der Figur des Arztes erinnern, der in allen Zügen eine große Ähnlichkeit mit George hat. Unverändert bleiben die drei wunderbaren Linien des Profils: der Stirn, der Nase und des Lippen-Kinnteils. Sie verlaufen — jede kräftig in sich und von feingewellten Schwingungen — in kaum merklichen spitzen Winkeln zueinander, deren gemeinsamer Scheitelpunkt am Ansatz des Haupthaares liegt. Durch diese zusammenstimmende Dreiheit der Linien unterscheidet sich das Profil Georges von dem bekannten griechischen, in dem die beiden oberen Linien möglichst zu einer verbunden sind und der Schnittpunkt mit der unteren Lippen-Kinnlinie in der Nasenwurzel, ja bei den archaischen Bildwerken noch tiefer liegt. Die Linien im Profil Georges sind also bewegter und reicher aber sie behalten durch den gemeinsamen Scheitelpunkt und ihre nur wenig von der Grundfläche aufgehobenen Winkel dennoch eine sichere Ruhe und Geschlossenheit. Den drängenden Kräften der Bewegung halten Maß und Bändigung das Gleichgewicht, das Vielfältige ist wieder in einer großen Einfachheit zusammengehalten. Dieser Eindruck wird noch verstärkt durch die gewaltige Linie des Kinnbackenknochens, auf dem das ganze Antlitz wie auf einer unerschütterlichen Basis zu ruhen scheint, dann durch das große volldurchgebildete Ohr und die Wucht des langgesträhnten Haupthaars, dessen tief in den Nacken reichende Fülle alle bewegten Teile des Gesichtes auffängt. Trotz der mächtigen Einzelformen, der breiten hohen Stirn mit den schwergewölbten die Augen überschattenden Brauenknochen des genauen Beobachters, trotz des willensstarken unerbittlich festen Kinns unter der leicht vorgestoßenen Unterlippe und den ungewöhnlich räumigen Wangenflächen und Schläfen, tritt doch keine Einzelform aus der geschlossenen Gesamtform heraus. Die Teile überschreiten auch nirgends das wohlgebildete menschliche Maß: sie erwecken den Eindruck des Bedeutenden nicht durch eine über-

mächtige Größe sondern durch ein besonderes Verhältnis ihrer Formen zueinander. Seltsam ist der überraschende Wechsel zwischen Seiten- und Vorderansicht des Georgeschen Kopfes: er erscheint in der Seitenansicht bei aller Herbheit Strenge und Wucht der großen Linien und Ebenen schmal, langgezogen und von urbaner Reizbarkeit, dagegen in der Vorderansicht bei aller lebendigen Bewegtheit und Vielfältigkeit der Schatten und Lichter breit, trotzig-bewehrt und von fast erdnaher Dauerhaftigkeit. Daß dennoch kein eigentlicher Gegensatz zwischen beiden Ansichten statthat, haben Kenner der Mienenkunde schon bemerkt: uns scheint dies neben der steten Lebendigkeit des geistigen Spieles in diesem Antlitz vor allem auf der plastischen Grundart des Georgeschen Kopfes zu beruhen, dessen volle Erscheinung erst bei der Erfassung des ganzen Baues sichtbar wird.

Alle die genannten Formen haben, wie gesagt, der Veränderung durch die Jahrzehnte widerstanden, aber wenn wir eine Reihe von Lichtbildern vom zwanzig- bis zum sechzigjährigen George betrachten, so sehen wir wie in einem Schicksalsbuche seinen Lebensweg in ihnen aufgezeichnet. Die zarte Rundung des Kinns, die schöngeschwungenen Linien der Nasenflügel und Wangen werden herber und eckiger .. der volle lebensfrohe Mund preßt die Lippen strenger, verachtender zusammen und schon nach der Mitte des dritten Jahrzehnts erzählen die tiefen Seitengruben von schweren Kämpfen und Schmerzen . . die Wölbungen über den Augen werden lastender drohender, auf der gefurchten Stirn ballt sich das Gewölk einer einsamen Weisheit und zwischen den kaum angedeuteten Brauen steht die herrscherliche Senkrechte eines nie ermüdeten Führerwillens. Das Haupthaar behält seine wuchtige Fülle, aber durch sein goldkäferfarbenes Braun ziehen sich frühzeitig die grauen Fäden der Nachdenklichkeit und lange vor dem Alter wurde es völlig weiß. Die gleichmäßig olivenfarbige Haut, die nur in den Augenlidern einen dunkleren Ton hat, blieb unverändert, aber sie straffte sich mit den Jahren noch fester über das innere Gerüst und ließ die starken Jochbeine deutlicher und kantiger nach außen treten als auf den früheren Altersstufen.

Die wesentliche Wende von der strahlenden regsamen Jugendlichkeit des Bildnisses zum ernsten schwermütigen Ausdruck des Manntums fällt nach dem JAHR DER SEELE, die stärkere zur Prägung des stoßkräftigen harten Tätertums, zu den leidbeladenen aber auch leidüberwindenden Zügen des Bildners und Führers in die Zeit der Entstehung des SIEBENTEN RINGS. Einige Züge von weiter Milde und weiser Güte sind seitdem deutlicher geworden, aber keiner spricht auch heute von weicher Duldsamkeit, kein Zug meldet von einem verborgenen Bruch oder fressendem Zweifel und nie hat ein Hauch von Ekel oder Neid dieses Antlitz berührt.

Wenn wir nach einer Ahnenverwandtschaft für das Gesicht Georges suchen, so finden wir sie in Dante und dem jüngeren Napoleon, dem ersten modernen und dem letzten antiken Kopfe unserer Weltzeit, deren Ähnlichkeit Berthold Vallentin in seinem Napoleonbuche überzeugend geschildert hat. Denn die Verbindung hoher Geistigkeit und klarer Sinnlichkeit gibt den Bildnissen dieser großen Täter und Dichter eine Ähnelung, die sie als eine gemeinsame menschliche Grundart, die des geistigen Heldentums erkennen läßt. Eine jüngere Verwandtschaftslinie geht von Hölderlin über den jungen Franz Liszt zu Richard Wagner. Was den Köpfen all dieser Männer als besonderes Kennzeichen zukommt, ist der scharfe Schnitt des Gesichtes, ein Merkmal das den Deutschen heute am meisten fehlt und nur zuweilen noch an den Schädeln unserer guten Bauerngeschlechter auftaucht. Unser Gelehrtenstand hat manchmal kultivierte aber entstofflichte Gesichter hervorgebracht, und in der Zucht des harten preußischen Geistes blieben doch die Seelen weich und daher die Konturen der Köpfe verwischt. „Alle preußischen Helden von Schwerin bis Bismarck" schreibt die Verfasserin der ‚Preußischen Prägung', „sind unscharf konturschwach in ihrem Wesen, schwerfaßliche Wesen, waren keineswegs die deutlichen knorrigen Charaktere, die Treitschke liebte und die Geschichtsschreibung so sehr erleichtern, vielmehr höchst erschlossene, jedes Adjektivs spottende freie, oft monströse Gestalten".

Unter den lebenden Deutschen um die Jahrhundertwende hatten nur die Gesichter Georges und Maximins den scharfen Schnitt in vollkommener Durchbildung, Zeichen der unbedingten Übereinstimmung eines leidenschaftlichen Geblütes mit einer hohen Vernunft. Wir wissen wohl, daß die Männerköpfe ermattender Geschlechter und Völker zuweilen noch jene scharfe Prägung tragen, auch wenn die Blutkraft schon schwächer geworden ist: „Die Engländer", so sagte Cyril Scott einmal, „sehen oft bedeutend aus, aber sind es nicht. Die Deutschen sehen oft nicht bedeutend aus, aber sind es". Er drückte damit die Unausgeglichenheit der Kräfteverhältnisse auf den zwei äußersten Polen aus . . in der Mitte steht die leibliche Erscheinung des Mannes mit scharfumrissenem — also weder überspitztem noch verwaschenem — Ausdruck.

Daß eine deutsche Grundart von solcher Prägung fehlte, bewies mehr als alles andre den Mangel an einer echten Bildung, an der Einheit sinnlicher und geistiger Kräfte in unserem Volke und das Fehlen eines einheitlichen künstlerischen Stiles hatte hierin seinen eigentlichen Grund. Denn nur aus der menschlichen Erscheinung kann der Kunst frisches Leben erblühen, und neue Kultur entspringt nur aus neuem Menschtum. Damit haben wir schon die ganze Schwierigkeit bezeichnet, mit der

die Maler der Zeit vor dem Bildnis Georges zu ringen hatten. Sie standen alle vor einer ihrem Sehen und besonders ihren Mitteln noch unerfaßlichen Erscheinung. Der Überlieferungsgrund, auf dem sie hätten stehen können, war damals vollständig zerbrochen, sie waren Einzelne, die entweder im Bewußtsein der Notwendigkeit einer Stileinheit sich inbrünstig an eine schon versunkene Vergangenheit, die der Gotik, der Niederländer oder andre anlehnten . . oder solche die alle Bindungen verschmähten und frei aus dem Urgrund des menschlichen Nichts und der menschlichen Hefe eine neue Schöpfung hervorzaubern wollten. So weit sie George nahe kamen, spürten sie wohl den Abstand des Dichters von den geschichtlichen wie gegenwärtigen Lebensformen, und die ihm befreundet wurden, sind liebend und verehrend ein Stück des Weges mit ihm in die n e u e Landschaft der Dichtung geschritten. Aber keiner ging nach der großen Wende im Dasein des Dichters die Bahn mit ihm weiter und erhielt den verwandelten Blick für die neue Menschlichkeit. Jeder hat, soweit sein Einzelblick in die Welt Georges reichte, mit seinen individuellen Kräften und Mitteln sein persönliches Bildnis der Dichtergestalt geschaffen und eine besondere Seite an ihr festgehalten, ohne zu einer völlig überzeugenden Darstellung des Ganzen zu gelangen, wie Tizian beim Bild Karls V., Bellini des Loredano, Velasquez des Innocenz.

Karl Bauer hat seit der ersten Bleistiftzeichnung des George-Kopfes mit kurzem Haar im Jahre 1892 und der Ölfarbenskizze des folgenden Jahres in scharfem Profil auf goldenem Grund mit glasfensterartigen Konturen immer wieder von neuem den Versuch aufgenommen, „das (gleich dem Goethes) unerschöpfliche Gesicht Georges" im Bilde zu gestalten. Mehr als ein Dutzend Zeichnungen, Ölgemälde und Pastelle, Radierungen und Schnitte von der ganzen Gestalt Georges, seiner Halbfigur oder seinem Kopfe entstanden in den ersten anderthalb Jahrzehnten der Freundschaft beim häufigen Zusammensein der beiden in München, zu denen später noch einige Abwandlungen aus dem Gedächtnis traten.

Auch Hofmannsthal, Wolfskehl, Klages, Perls, Gundolf und andere Glieder der Münchener Blättergemeinschaft hat Bauer in der Frühzeit mit Stift und Pinsel festgehalten und einige von ihnen zu einem Gruppenbild vereinigt (eine Skizze davon in der Daheim-Nummer vom 16. Mai 1914). Wie wir schon erwähnten, haben die zahlreichen Bildnisse von Bauer die Gestalt und besonders den Kopf Georges in der deutschen Öffentlichkeit am meisten bekanntgemacht. Er hat ihn als weltmännischen Großstädter wie als rheinischen Wanderer mit der beliebten Baskenmütze gekennzeichnet . . aber vor allem lockte es Bauer die dichterischen

Phasen und Wandlungen Georges im Bilde wiederzugeben: den stolzen Herrscher des ALGABAL und den ritterlichen Beter der SAGEN UND SÄNGE, den sinnenden Dichter des JAHRS DER SEELE mit den Dantezügen und den finsterernsten Meister des TEPPICHS. Die beiden Seiten des Georgeschen Wesens, Kraft des Willens bei hohem Zielbewußtsein und Tiefe des Sinnens bei klarer Gedankenarbeit sind seiner Darstellung am besten gelungen. Die beiden bekanntesten Steinzeichnungen, das Profilbildnis mit dem Colleonistandbild im Hintergrunde und das ganz von vorn gesehene lebensgroße Abbild des Kopfes aus der TEPPICH-Zeit geben das Unbekümmert-Stolze wie das Drohend-Kühne des Dichters, den herrischen Nackenwurf wie den durchdringenden Blick der Augen, wenn auch im Maß zu gewaltsam, doch groß in der Auffassung wieder. Von den in den Jahren 1893 und 1894 entstandenen Bildnissen Georges, der Radierung von Herrmann Schlittgen (Abb. Bl. f. d. Kunst II, 1) und dem Ölgemälde von Gebhard Fugel (Abb. Allg. Kunstchronik Heft 23) werden in der ersten kaum die großen Umrißlinien richtig wiedergegeben und die Einzelzüge zugunsten einer spirituellen Blässe völlig verflüchtigt . . dagegen hat Fugel in dem Kniestück des sitzenden George, auf dem auch die adligschöne lebendige Hand mit den kräftig gegliederten Fingern sichtbar wird, eine wohltuende Einheit für die wesentlichen Merkmale gefunden. Es ist bei guter altväterlicher Malweise eins der besten Bildnisse Georges aus der Frühzeit, man sieht auf ihm die zarte Beeindruckbarkeit und Verletzlichkeit eines leicht erregbaren und stets entflammbaren Temperamentes mit der Festigkeit und Unüberwindlichkeit eines früh geschulten Willens gepaart, Schnellkraft mit Ausdauer, blitzenden Zugriff mit ruhiger Würde. Die gepflegte Haltung erinnert etwas an den Diplomatentyp, mit dem man George damals in seinem äußeren Auftreten verglich.

Zwei oder drei Jahre später hat Jan Toorop in den glücklichen holländischen Freundschaftstagen eine Bleistiftzeichnung und eine Radierung des Georgeschen Kopfes gefertigt. Von letzterem sind nur wenige Abzüge vorhanden, da die Platte, welche noch den Kopf Verweys neben dem Georges aufnehmen sollte, bei der Ausführung dieser Arbeit verdorben wurde. Die Radierung von Toorop ist trotz einer geringen Verzeichnung der Nasenlinie das erstaunlichste Bildnis Georges aus jenen Jahren. An ihm erkennt man erst, was alles die anderen Künstler in dieser Zeit noch n i c h t gesehen oder nicht haben gestalten können. Der temperamentvolle Strich Toorops gibt die ganze königliche Leidenschaftlichkeit des Herrn der HÄNGENDEN GÄRTEN, aber ohne eine entsagende Note, wieder: mit dem ebengerichteten Blick des heldischen Menschen, der forscht und befiehlt, der ehernen Sicherheit des geheimnisvollen Gei-

stes hinter dem Wall der Brauenknochen und in allen Zügen die gefahrverachtende Kampfbereitschaft bis zum Letzten.

Kurt Stoeving hat dann 1897 den Dichter des JAHRS DER SEELE in einer schwarzen Kreidezeichnung auf grauem Papier (Abb. als Vorblatt zu Klages, Stefan George) und 1899 den des TEPPICHS in einem Erzrelief mit dem lebensgroßen Kopfe Georges (Abb. Leipz. Ill. Ztg. 1902) festgehalten. Ein Lichtbild, das Stoeving selbst zur Zeit der Entstehung der ersten Zeichnung aufnahm (Abb. im Londoner Candid Friend und in R. M. Meyer, Die deutsche Literatur im 19. Jahrh.) gibt uns die Möglichkeit, die künstlerische Umsetzung der leiblichen Wirklichkeit fast Zug um Zug zu verfolgen. Das Lichtbild hat die schärfste Profillinie und zeigt dadurch das wundervolle Verhältnis der drei Längsteile von dem wir sprachen, das Schmale, Verzehrte kommt deutlich zum Ausdruck. Stoeving hat auf diese schärfste Ausprägung des Profils durch eine leichte Drehung zur Vorderansicht verzichtet, um die Breite der mächtigen Stirnknochen, den wuchtigen Nasenansatz und die volleren Mund- und Kinnformen zu gewinnen. Dadurch verliert er die volle Ansicht der kennzeichnenden Ohrlinien und die tiefen Schläfen und Wangenflächen über und unter dem quergespannten Jochbogen. Die Züge des Stoevingschen Bildnisses werden so trotz der breiteren Sicht weicher und weniger plastisch, trotz der reicheren Lippen- Nasen- und Brauenlinien weniger sinnlich bewegt als die des Lichtbildes: selbst der Blick des Auges bleibt zurückgehalten und innerlich, während er auf diesem scharf beobachtend nach außen gerichtet ist. Was Stoeving gibt, ist der Dichter höchster Bildung und feinster Geselligkeit in einer adligen Ausgeglichenheit der Kräfte, was das Lichtbild zeigt ist ein Menschenhaupt von innerlich brennender Glut unter dessen schlichten Formen noch eine Welt von künftigen Bildungen schlummert. Stoevings Bild ist schön in der zarten Nachfühlung aller reichen und vornehmen Linien dieses Jünglingskopfes, das Urbild ist einfacher, nackter, härter, männlicher.

Die Bleistiftzeichnung des Georgekopfes von Melchior Lechter aus dem Jahre 1900 ist eine Studie für das Dichterantlitz auf dem Temperagemälde „Die Weihe am Mystischen Quell" im Kölner Pallenbergsaale (Kunstgewerbemuseum). Sie beruht auf einer genauen Kenntnis der Maßverhältnisse des Georgeschen Kopfes, aber der Ausdruck wird durch den besonderen Zweck, dem die Vorstudie diente, bestimmt: das geschlossene Auge, der zum Trinken geöffnete Mund, das weit vorgestreckte eckig wirkende Kinn, der hagere Hals sind ebenso wie Kronreif und Ordensgewand durch die kniende Lage vor der Priesterin bedingt, die dem nach langer Mühsal Ermatteten, vom Harren verzehrten Pilger vor der Pforte des offenen

Tempels den Trank des Willkomms und der Weihe reicht. Lechter hat in dem Bildnis sein inneres Gesicht vom Dichter festgehalten, wie es ihm aus dessen Werken aufgestiegen und wohl auch in Stunden des Hersagens von Gedichten aus den leiblichen Mienen Georges erschienen war: die Erscheinung des Begeisterten und Entrückten, die nicht dem Alltag sondern der verborgenen Stunde der Werkgeburt oder noch der Erschütterung beim ersten Wiedergeben einer Dichtung angehört. So hat sie in der sinnbildlichen Darstellung des Vorganges der Eingießung im malerischen Werke ihr Recht, wie sie auch auf anderen Werken Lechters der Temperatafel „Orpheus", dem Glasgemälde „Der Dichter" — mit den kennzeichnenden Versen des Gedichtes „Im Park" aus den HYMNEN — und noch auf anderen Darstellungen in veränderten Formen öfter wiederkehrt. Nicht die ganze Menschlichkeit Georges hat Lechter oder wollte er in seiner Studie und in diesen Bildern verfangen, wohl aber den Augenblick der höchsten schöpferischen Erleuchtung einer großen Seele, wie er dem Künstler durch den lebenden Dichter offenbar geworden war: den Augenblick der gänzlichen Versenkung eines inbrünstigen Geistes, der nichts mehr von sich, doch alles von der oberen Gnade erwartet. Was Lechter überhaupt in immer neuen Abwandlungen bildlich zu fassen versucht hat, die Einhauchung des Geistes, den Trank der göttlichen Begeisterung aus dem Urbrunnen des Lebens ist ihm bei der Darstellung des Dichterantlitzes am tiefsten gelungen. Daß dabei die Miene des asketischen Suchers überherrschend wurde, daß jede Spur des Tathaften bei George ausgelöscht wurde, ging aus der geistigen Haltung Lechters vor dem Leben und dem besonderen Sinn seines Werkes hervor. Wenn sein Bildnis als einziges erhalten wäre, so würden wir nicht eine falsche aber unvollkommene Wiedergabe des Dichterantlitzes haben: wir würden den Ausdruck des ekstatischen Entrücktseins aber nicht den des heroischen Pathos von ihm kennen.

Aber mehr als alles Außersichsein kennzeichnet den Dichter gerade sein geschlossenes Drinnesein, das Geborgensein eines unveränderlichen Selbst und was in Goethes scheinbar offenem Antlitz mit den wachsenden Jahrzehnten seines Lebens ein immer deutlicheres Merkmal wird: das Verschwiegene und Verhaltene, ist in Georges Antlitz von früh auf unverkennbarer Wesenszug: seine Züge sind geradezu die sinnbildliche Verleiblichung für das klare aber unaufdeckbare Geheimnis der Gestalt, das dieser Meister ist und wirkt, lebt und dichtet. Eben hierin scheint die letzte Schwierigkeit für eine zeichnerische und mehr noch eine malerische Lösung seines Bildnisses zu liegen. Reinhold Lepsius hat beide versucht. Aus der Zeit der Jahrhundertwende stammt sein schöner Holzschnitt, der

unter allen Bildnissen am besten das unnahbare verschwiegene Erfülltsein Georges ausdrückt, aber es nicht zu einem Insichgekehrtsein umfälscht, sondern ihm gerade seine herbe Weltzugewandtheit läßt. Diese von Lepsius gegebene Seitenansicht ist an Linienaufwand von einer Kargheit und Sparsamkeit ohnegleichen. Gerade dadurch erscheinen die Grundzüge des Gesichtes in einer reinen klaren Schönheit von unwiderstehlichem Zauber: metallisch verschlossen aber denkend ist die Doppelwölbung der Stirn, schweigsam aber sangbereit der Mund, die Ohrmuschel groß und lauschend, das Auge, halb unter den Lidern verborgen, sendet den löwenlauernden Blick nach außen mit dem schnellen Blitz der Beobachtung der nichts entgeht. Der scharfe Schnitt des Gesichtes ist von Lepsius am sichersten getroffen, aber mit einem Verlust an sinnlich-stofflicher Fülle erkauft worden. Lepsius selber glaubte das Vielfältigbewegte von George besser farbig erfassen zu können, es war sein Kummer, daß er bei so langem nahen Verkehr kein Gemälde des Freundes geschaffen hatte. In späten Jahren hat er endlich einen seiner Entwürfe ohne die Anwesenheit Georges ausgearbeitet und Sabine Lepsius hat ihn als nachgelassenes Werk vervielfältigen lassen (Verlag Bondi). Aber es bekundet deutlich, daß gerade die Richtung auf das rein Malerische für die Gestaltung des Georgeschen Bildnisses hinderlich war. Der Holzschnitt ist weitaus treffender: eine schnelle und sichere Lösung. Den Versuch im Gemälde einen größeren Reichtum an Farbigkeit und Körperlichkeit zu gewinnen, büßte Lepsius gerade vor dieser Gestalt mit dem Verfehlen dessen, worin sonst seine besondere Fähigkeit lag: sein Bild läßt die Innerlichkeit vermissen, die in diesem Falle nicht durch komplizierte Flächen und Brechungen sondern nur durch die Darstellung einfacher plastischer Formen zu erreichen ist. Das Tathafte und Leidenschaftliche Georges, das Lepsius durch starke Bewegungen auszudrücken versuchte, wurde zu einer gepreßten und fast übertriebenen Gebärde, die mehr etwas von einem Schauspieler oder Volksredner hat als von dem Bändiger aller Formen.

Die im Strich überscharf bewegte Zinkätzung von Paul Hermann (Paris 1900) gibt uns vielleicht die wilddurchfurchtesten und leidenschaftlichsten Züge Georges, hat aber auch den sicheren Herrenblick und das kaum merkliche aber allen Aufruhr stillende Lächeln des Wissenden um die Lippen.

Die überlebensgroße Zeichnung des Georgekopfes von Max Klinger (1907) haben wir nicht gesehen, sie soll nach den Worten des Dichters eine Note ins Gewalttätige haben. Die Züge Georges verlocken offenbar die Künstler, ja auch die wenigen Karikaturenzeichner, die sich an ihm versuchten, meist zu einer Steigerung des Ausdrucks ins Allzugespannte.

Niemand verfiel darauf, diesem Antlitz eine allzu lockere weichliche Fügung zu geben und selbst wo seine traumhafte Entrücktheit erscheinen soll, wie bei Lechter, hat es noch das Merkmal der Spannung nicht der Gelöstheit.

Auch an der plastischen Nachgestaltung Georges haben sich einige Künstler versucht. Die meisten scheiterten schon am Beginn und etwa eine erhaltene bemalte Gipsbüste von Max Klein (Abb. Der Tag, Ill. Beil. Jan. 1903) ist wohl zu ungeistig. Für unsere Plastik lag das Problem der künstlerischen Form am Ende des 19. Jahrhunderts noch schwieriger als für die Malerei. Es bedurfte fast mehr als anderthalb Jahrhunderte bis Winckelmanns Griechensicht ganz begriffen wurde: erst als Goethe, Hölderlin, Nietzsche, George die augenhafte Fähigkeit erweitert und den Schicksalsbegriff von Hellas vertieft hatten, als nun auch Erde und Meer einige der schönsten Bildwerke entließen, wurde der Sinn für das heroische Menschtum der Griechen und damit auch für ihre frühe und hohe Plastik wach und manches bisher Verschleierte faßbar.

Dem älteren deutschen Bildhauergeschlecht fehlte aber gegen Ende des 19. Jahrhunderts jede Kenntnis einer heldisch-gehobenen Menschenart. Selbst wo das erhobene Pathos der Antike sie vom Klassizismus her noch in Bann hielt, zehrten sie vom abgeblaßten Ideal einer gipsabgüssigen Schönheit, die nicht unseres Wesens war und unter dem Einbruch der neuen Kunstschulen völlig zerbrach — als welche an Stelle des alten Ideals das der psychologischen Runsen, problematischen Flecken und plebejischen Striemen setzten. In diesem Bruch der letzten Überlieferung wurde die ganze Not erst recht offenbar: daß nämlich alle Versuche der Künstler ein Tasten ins Leere waren und bleiben mußten, wenn es keine Gemeinschaft mehr gab, deren geistiger Gehalt den Formen der bildenden Kunst erst die zwingende Gesetzlichkeit und sinnbildliche Gewalt verleiht. In Deutschland ja in Europa gab es keine Gesellschaft mehr, die dem Künstler die geistige Verbindlichkeit der Zeichen und Formen bewahrt hätte. Es war freilich ein hartes Wort, das den bildenden Künstlern aus dem Munde Georges etwa so entgegendrang: Wenn noch keine heiligen Orte für den Bau euerer Hallen und Bildwerke da sind, wenn es noch keine Wände gibt euere Gesichte aufzunehmen, so wartet, tut das Mögliche und sorgt am Kleinen, daß das Können nicht erlischt.

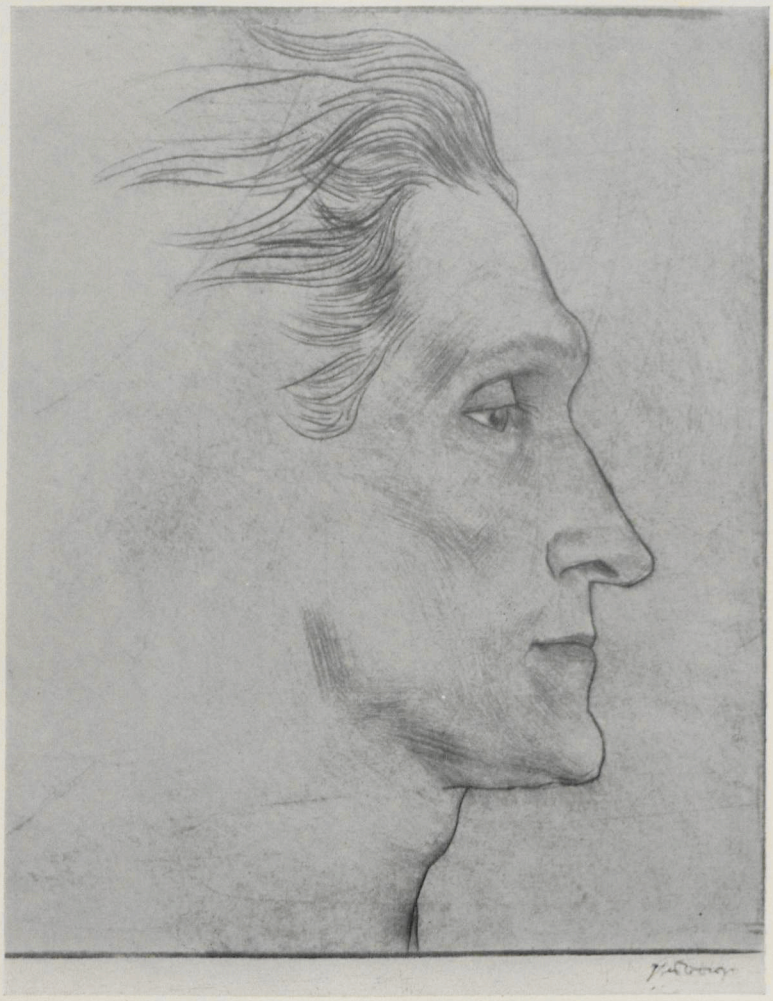
Damit das geistig-heroische Pathos Georges in Bau und Bildwerk gestaltet werden könnte, waren erst Menschen zu bilden, die es faßten, erst der Raum zu schaffen, in dem es gesehen werden konnte: in dem durch den klassizistischen Schleier auch wieder die sengende Glut und erhabene Grausamkeit des Apoll von Olympia, des unbarmherzigen Treffers, er-

kennbar wurde. Nicht frühere Verhältnisse und Maße galt es nachzuahmen aber eine göttliche Menschlichkeit mit neuen Augen zu schauen.

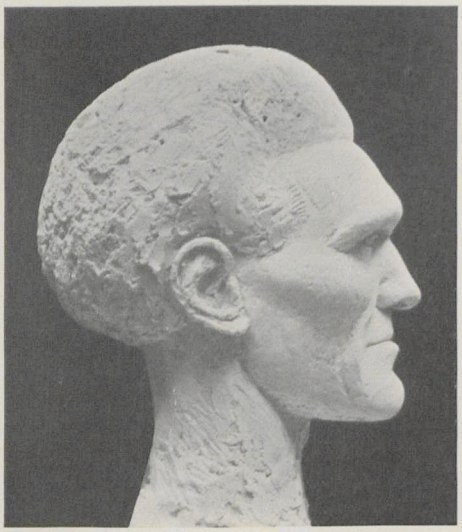
Diese Schaffung einer neuen Menschenart im neuen Raume durch George ist seit den ersten Jahren des Jahrhunderts deutlich an den Bildnissen seiner Gefährten und Folger abzulesen. Schon auf der Lichtbilder-Tafel der Mitarbeiter der Blätter, welche der siebenten Folge mitgegeben wurde, ist eine Wandlung von den Älteren zu den Jüngeren in der Richtung auf eine einheitliche Grundart festzustellen. In den Geschlechtern nach der großen Lebenswende wuchs sie immer deutlicher durch die Gesichter und Gebärden und wenn der sperrige deutsche Stoff auch widerstrebend und nur langsam dem Gesetz des geistigen Wachstums folgte: er folgte doch diesmal dem mächtigen und stäten Drange seines Schöpfers. Als so das Geistige seinen eigenen Leib gewann und wandelte, wie es vordeutend schon in Bild und Buch und Schrift geschehen war, gab ein gütiges Geschick dem Freundeskreise auch den ersten plastischen Bildner, der zu meißeln und zu formen suchte, was schon als Ausdruck des gemeinsamen Erlebens in die körperlichen Formen eingegangen war. Seine Kunst hatte also einen anderen Ursprung als die des letzten Jahrhunderts. Da die bildnerische Form nun wieder Träger eines geistigen Sinnes war, da in persönlichen Zügen wieder eine bestimmte menschliche Seelenart erscheinen konnte, durfte Ludwig Thormaehlen es wagen, die Köpfe des Meisters und der Freunde nachzubilden. Nicht solche Überlegung freilich sondern sein künstlerischer Trieb und das Innewerden des fruchtbaren Augenblicks gab ihm in den Jahren innigster Gemeinsamkeit den Meißel in die Hand, und die ersten vier Holzbüsten, welche er um 1913/14 fertigstellte, haben noch den frischen Reiz und die ganze Unbekümmertheit dieser Aufbruchszeit. Und nicht die Höhe seiner Begabung, sondern die Kühnheit und Glut des ersten Wurfes im neuen deutschen artgebundenen Bildwerk gibt seinen Köpfen in Holz, Stein und Bronze das Recht der Sonderstellung unter den Werken der individualistischen freien Künstler unserer Zeit. Sein Jünglingskopf im Klosterkreuzgang zu Magdeburg hat die strenge klassische Fügung der Flächen und Wölbungen, die heute verpönte Schönheit des Ebenmaßes und der klaren Linien und ist dennoch ein deutscher Jünglingskopf mit den Maßen und Verhältnissen unserer Art und Zeit. Seine letzte Georgebüste (Abb. im STERN DES BUNDES der Ges.-Ausg.) ruft ebensowenig eine Erinnerung an naturalistische Brüche wie an klassizistische Glätte wach. Sie verbindet zum ersten Male die geschlossene Ausdrucksgewalt mit dem durchgeistigten Triebwillen des Genius: er trägt die ruhig-stolzen alterslosen Züge eines schweigenden Triumphators. In Thormaehlens Werken schwingt noch etwas von seinem

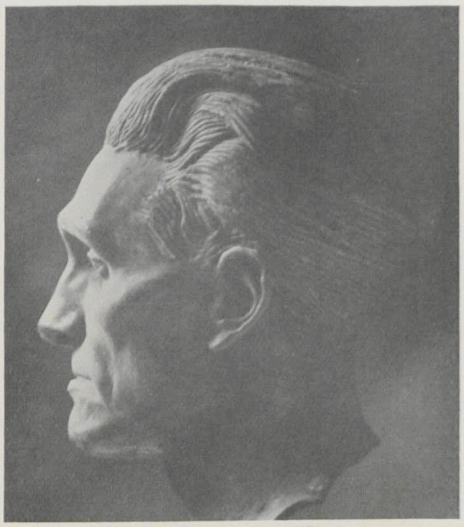
Kampf, sich dem übermächtigen Kanon der Antike zu entziehen und die unmittelbare Form der neuen, u n s e r e r Wirklichkeit zu gewinnen. Auch die Darstellung des Georgekopfes durch Alexander Zschokke, den ersten Schüler Thormaehlens, liegt in dieser Richtung. Zschokke ist fast technisch fertiger als Thormaehlen, aber erreicht ihn nicht an geistiger Umfänglichkeit. Schon ist neben ihnen, und nicht unmittelbar aus ihrer Schule stammend, der dritte jüngste der Bildhauer im Blätter-Kreise aufgetaucht, dessen Büste Georges durch eine andere Geste als die der Vorgenannten das Dichterisch-Bewegte und Menschlich-Reiche: das Meisterliche in der schönen Einheit von Bildner und Führer am stärksten zur Geltung bringt.

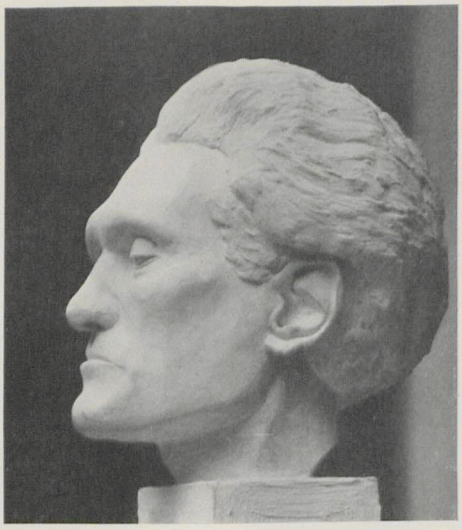
Schon heute ist gewiß, daß, so wenig wie sein Werk und seine persönliche Wirkung, das Antlitz Georges selbst als der höchsten Erscheinungsform des heutigen deutschen Menschtums aus dem Vorstellungsschatze unseres Volkes schwinden kann. Der Schritt zu seiner plastischen Gestaltung im eignen inneren Lebenskreise bedeutete mehr als die zufällige Einbeziehung eines neuen Kunstbereiches in das geistige Wirken Georges. Er deutet an, daß im Kreis der Blätter für die Kunst der Sprung über die Totenschwelle, aus der Ewigkeit des Geistigen in die ewige Gegenwart des Leiblichen getan ist und Mensch und Stoff und Raum in das eine Bild des schönen Lebens einbezogen werden kann: daß wieder ein deutscher Stil für alle Bereiche des Daseins möglich ist. Man warf in Deutschland, dem Land der Bewußtheit auch in den letzten Dingen, seit einigen Jahren öfter die Frage auf, was nach dem Zerfall des bisher geltenden Typus des Deutschen, wie ihn das Offizier- und Beamtentum mit seiner bestimmten Überlieferung und anerkannten Haltung dargestellt hatte, nunmehr an dessen Stelle treten sollte. Man gab nun zu, daß der politische und militärische, wirtschaftliche und wissenschaftliche Zusammenbruch seine tieferen Ursachen im Zerfall jenes unwägbaren geistigen Etwas, der Artung und Haltung des Deutschen, hätte, daß unser Menschtum trotz einiger traditionellen Reste schon seit langem auf allen jenen Gebieten Pose und Fassade, verblasene Idee und dünne Begrifflichkeit gewesen wäre, daß ein Volk ohne einen geschlossenen und seine ganzen Kräfte umfassenden Wesensausdruck, ohne belebte und beseelte Körperlichkeit, ohne gültige Sitte und Überlieferung kurz ohne verleiblichten Geist haltlos und kraftlos unter fester umgrenzten und dichter geschlossenen Völkern stünde. Man sah endlich, worauf die Blätter für die Kunst vom Beginn ihres Wirkens an gewiesen und was sie um die Jahrhundertwende in dem Satze zusammengefaßt hatten: „Daß der Deutsche endlich einmal eine Geste: die deutsche Geste bekomme — das ist ihm wichtiger als zehn eroberte Provinzen". Wenn man jetzt nach dem Einsturz der gröbsten Außenwände



RADIERUNG VON TOOROP 1896



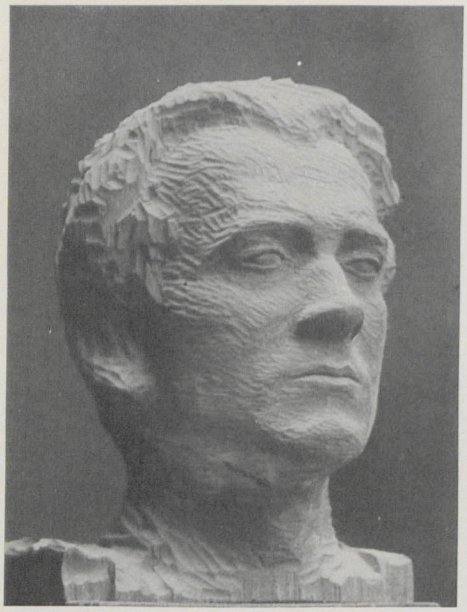


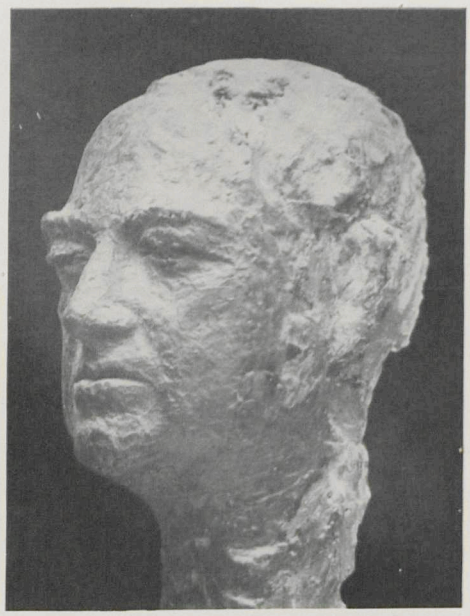


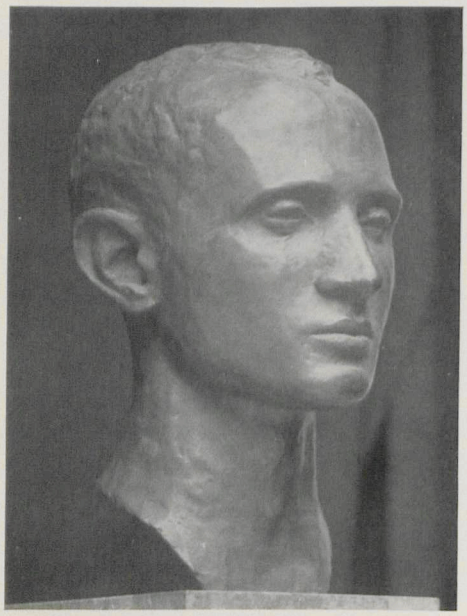
DREI GEORGE-BÜSTEN AUS DEN JAHREN 1927—1929

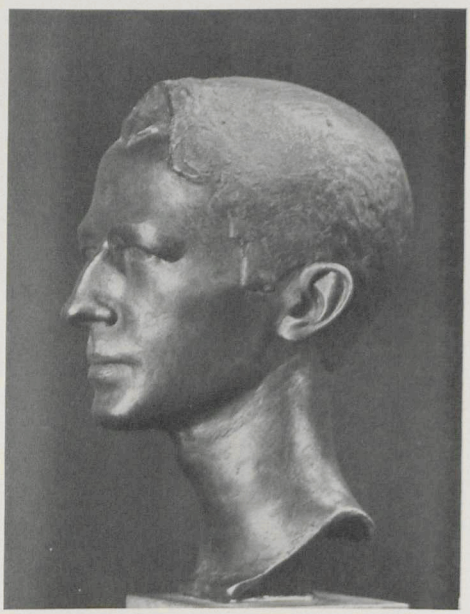
1. LUDWIG THORMAEHLEN 2. ALEXANDER ZSCHOKKE

3. FR. ROTENWALD









VIER BÜSTEN VON LUDWIG THORMAEHLEN

FRIEDRICH WOLTERS (Holz)
ERNST MORWITZ (Bronze)
BERTHOLD VALLENTIN (Wachs)
A. VON BLUMENTHAL (Bronze)



DICHTERKOPF VOM GEFALLENENDENKMAL
DES KLOSTERKREUZGANGES ZU MAGDEBURG (THORMAEHLEN)

ängstlich nach Köpfen Ausschau hielt, die dem Deutschen eine neue Artung und Haltung verbürgen könnten, so schlossen die Klügsten schon den kalten Tatsachenmenschen wie den tatabgewandten Weisheitslehrer und ebenso den geistfremden Welt- und Geldwirtschafter als Möglichkeiten für eine Neubildung aus, weil keiner von den damals oft genannten, heute schon halb verschollenen Vertretern dieser Art überhaupt eine maßsetzende Haltung hatte, weil keiner von ihnen aus innerer Notwendigkeit, aus dem seelischen Aufbau seines Wesens und Werkes nur einen zureichenden Grund für sein Dasein, viel weniger für eine vorbildliche Menschlichkeit darbot. Die Willigen und Widerwilligen blieben nach allen vergeblichen Versuchen mit eintägigen Größen immer wieder an der Gestalt Georges haften, weil bei ihm unbezweifelbar Werk und Schicksal mit der Erscheinung seiner Person eins war. Und mochte man immer noch, weil man gewohnt war von der Masse her und auf die Masse hin zu sehen, an der unmittelbaren Wirkung seiner Gestaltungskraft auf die Zeitgenossen zweifeln, man konnte nicht leugnen, daß sich in ihm allein ein männliches Vorbild von leibhaftsicherer Haltung, ein geistiges Führertum von höchster deutscher Artung verwirklicht hatte und daß seine leibliche und geistige Gebärde schon unauslöschlich in die Seelen der Jugend gedrungen war. Dieser letztere Vorgang hatte freilich eine größere und dichtere Wirklichkeit als solche Betrachter meinten. Unter der Georgeschen Jugend ist nicht irgendeine allgemeine unfaßliche Jugend zu verstehen, welche den Dichter nach einer schnellen rauschhaften Aufnahme bald wieder „überwunden" hatte, noch jene die verzichtend vor der harten Gewalt dieses Bildners beiseite trat, sondern s e i n e Jugend: nicht die vielen, sondern die wenigen, vor deren unbedingter Hingabe an den Meister und sein Werk der Bürger sich bekreuzigte, weil er an ihnen eine Ähnlichkeit der Haltung, ja eine gewisse gleiche Grundart der Züge, eine gemeinsame Annahme und Ablehnung in wichtigen Lebensfragen, ja eine gewisse Übereinstimmung in der geistigen und sprachlichen Führung bis auf Schrift und Lesung bemerkte — Dinge, die ihm, wie wir geschildert haben, als Verrat an der freien Persönlichkeit, als unmännliche Nachahmung, als Mangel an schöpferischer Eigenkraft erschienen, nur nicht als das was sie waren: als leibgewordene Sitte und Übereinkunft der lebendigen Gemeinschaft um George, als freier Ausdruck der Menschenart, die er gestaltet und erzogen hat, als unverkennbares Zeichen, daß es heute in Deutschland den Georgeschen Menschen gibt.

Es war freilich gleichgültig wer den blauen Frack und die gelbe Weste Werthers trug und ist freilich gleichgültig wer — nach dem Wort eines Spottvogels — „die viermalgeschlungene Kultkrawatte Georges" trägt,

aber es ist nicht gleichgültig ob Deutsche, wie ehmals vom Geiste Goethes, so heute vom Geiste Georges so tief durchdrungen werden, daß ihr Tun und Lassen in allen Lebensäußerungen vom Herzen bis zum Finger davon bedingt und geformt wird. Wo wirklich das Äußere der Spiegel des Innern ist, wird auch das scheinbar Äußerliche zum Zeichen der gewonnenen Lebenseinheit und ihre Darstellung in Werk und Gebärde der selbstverständliche Ausdruck der in ihr verbundenen Menschen. Erst wo ein Schöpfergeist die Seelen einer Gemeinschaft mit solchen Fäden bindet, daß alle ihre hellen und dumpfen Triebe danach streben, sich in tausend Zeichen der Gestaltung als Träger des einen hohen und schönen Lebens zu erweisen, kann eine Gesamtbildung, eine Kultur, und ihre Darstellung in einer einheitlichen Kunst entstehen. Kein noch so tiefes Wissen um vergangene Formen, keine noch so gewaltige Mechanik — wir wissen es heute nach mehr als hundertjährigen Versuchen — kann das eigentümliche Gepräge, kann den lebendigen Stil ersetzen, in dem Geist und Seele als sinnlicher Leib in allen Formen des Lebens erscheint. Die Griechen haben ihre gesamte Bildung auf Homer zurückgeführt, von Giotto bis zu Michelangelo und Raffael wußten die Künstler was sie Dante verdankten, der Bildhauer Rodin hat uns vor den Kathedralen der Gotik auf die großen Hymniker des Mittelalters gewiesen: „Der Dichter war es, der den Werkmeister geleitet und recht eigentlich die Kathedrale errichtet hat" und in unseren Tagen bekannte der Baumeister: „Es kann nicht verschiedene Künste geben, weder bildende allein noch dichtende allein, sondern nur e i n e n schöpferisch gestaltenden Geist, dessen Werk nicht Bild sondern Tat, seine Form ist. — — Aber der Tat, der Form vorauf schreitet der Künder im Wort". (Paul Thiersch im 2. Jahrb.) Wie immer und je wird auch heute der Dichter als der Künder und Schöpfer des neuen Lebens „das Wunderwerk der Endlichkeit" unter den Deutschen gestalten oder es wird niemals mehr aus ihnen erwachsen. Aus seinem Gedicht ist die neue Seele, aus seinen Händen der neue Mensch, aus seiner Gestalt die neue Gebärde hervorgegangen, in seinem Werk sind Musik und Malerei, Bildnerei und Baukunst im Keime vorbestimmt — und erst dadurch, daß dies heute schon weithin spürbar und sichtbar ist, hat unsere Geschichte, wie wir sie hier geschrieben haben, ihren Sinn.

INHALT

VORREDE 5

ERSTES BUCH

DIE WANDERSCHAFT

1. KAPITEL: HERKUNFT · KINDHEIT UND KNABENALTER 7
2. „ DIE REISEN IM AUSLAND 16
3. „ DER ERSTE GEFÄHRTE UND DAS ERSTE WERK 23
4. „ NEUE WERKE UND GEFÄHRTEN 30
5. „ DIE GRÜNDUNG DER „BLÄTTER FÜR DIE KUNST“ UND DIE „ERSTE FOLGE“ 42
6. „ DIE WIRKUNG IM AUSLAND 48
7. „ DIE NEUE DICHTUNG UND DER DEUTSCHE NATURALISMUS 53

ZWEITES BUCH

DIE KUNST

1. KAPITEL: DIE ERWEITERUNG DER BLÄTTER-GEMEINDE 60
2. „ DIE ZWEITE FOLGE UND DER MÜNCHENER KÜNSTLER-KREIS 72
3. „ VON BELGIEN BIS POLEN 85
4. „ DIE BÜCHER 91
5. „ HOLLAND UND ENGLAND 102
6. „ BERLIN ALS MITTELPUNKT 114
7. „ DIE DRITTE FOLGE UND DAS JAHR DER SEELE 126
8. „ SCHRIFT UND DRUCK 138
9. „ DAS BILD GEORGES UND DER NEUEN DICHTUNG DRINNEN UND DRAUSSEN 150
10. „ DIE VIERTE FOLGE 165

DRITTES BUCH

DIE MEISTERSCHAFT

1. KAPITEL: DIE ÖFFENTLICHEN AUSGABEN UND IHRE WIRKUNG . . 172
2. „ DAS HERSAGEN VON GEDICHTEN 186

3. KAPITEL: DER TEPPICH DES LEBENS 195
4. „ DEUTSCHE DICHTUNG 209
5. „ DIE FÜNFTE UND SECHSTE FOLGE 227
6. „ DIE KOSMIKER IN MÜNCHEN 240
7. „ DIE KOSMISCHE RUNDE 258
8. „ DIE SIEBENTE FOLGE 274
9. „ SCHEIDUNG UND SAMMLUNG 285

VIERTES BUCH

DIE SENDUNG

1. KAPITEL: DIE NOT 301
2. „ DIE BEGEGNUNG MIT MAXIMIN 307
3. „ DER TOD MAXIMINS UND DAS GEDENKBUCH 314
4. „ DER SIEBENTE RING: DIE ZEITGEDICHTE 321
5. „ DER SIEBENTE RING: ZWEITES BIS SECHSTES BUCH . . 328
6. „ DER SIEBENTE RING: TAFELN 340

FÜNFTES BUCH

DIE HERRSCHAFT

1. KAPITEL: DER SIEBENTE RING UND DIE ÄLTEREN GEFÄHRTEN . . 345
2. „ DIE ACHTE UND NEUNTE FOLGE 353
3. „ ANTIKE UND CHRISTENTUM 364
4. „ DIE KRONZEUGEN 369
5. „ DIE FOLGER UND DAS NEUE WIRKEN 377
6. „ DER NEUE KREIS IN BERLIN UND MÜNCHEN 388
7. „ DER STERN DES BUNDES 397
8. „ DIE ZEHNTE FOLGE 408
9. „ DIE AHNEN 418

SECHSTES BUCH

SCHICKSAL UND GESTALTUNG

1. KAPITEL: STAAT · VOLK UND KRIEG 433
2. „ DIE ELFTE UND ZWÖLFTE FOLGE 443
3. „ DIE ELFTE UND ZWÖLFTE FOLGE (FORTSETZUNG) . . . 449
4. „ WEITERE VERLUSTE UND TRENNUNGEN 458

5. KAPITEL: DER DICHTER UND DIE ZEITMÄCHTE 470
6. „ DIE DICHTUNG UND DIE WISSENSCHAFT 478
7. „ DIE VERWANDELTE STELLUNG DER MITWELT 493

SIEBENTES BUCH

REICH UND BILD

1. KAPITEL: DIE FÜHRUNG DER JUGEND 515
2. „ DIE NEUEN DICHTUNGEN UND „DAS NEUE REICH“ . . . 523
3. „ DAS WESEN UND WIRKEN GEORGES: DER DICHTER . . 536
4. „ DAS WESEN UND WIRKEN GEORGES: DER HERRSCHER . 545
5. „ DAS WESEN UND WIRKEN GEORGES: DER MEISTER . . 555
6. „ DAS BILDNIS 572

TAFELN

I: LICHTBILD AUS DEM JAHRE 1928 (MÜLLER-HILSDORF) . . . . Titelbild
II: GEBURTSHAUS GEORGES . . . . . zu S. 16
III: JUGENDBILDNIS . . . . . zu S. 40
IV: DICHTERTAFEL AUS DER SIEBENTEN FOLGE. . . . . zu S. 280
V: RADIERUNG VON TOOROP 1896
VI: DREI GEORGE-BÜSTEN AUS DEN JAHREN 1927—29
a) VON LUDWIG THORMAEHLEN
b) VON ALEXANDER ZSCHOKKE
c) VON FR. ROTENWALD
VII: VIER BÜSTEN VON THORMAEHLEN
a) FRIEDRICH WOLTERS (HOLZ)
b) BERTHOLD VALLENTIN (WACHS)
c) ERNST MORWITZ (BRONZE)
d) ALBRECHT VON BLUMENTHAL (BRONZE)
VIII: DICHTERKOPF VOM GEFALLENENDENKMAL DES KLOSTERKREUZ-GANGES ZU MAGDEBURG (THORMAEHLEN)
Die vier letzten Tafeln stehen nach Seite 584

WERKE DER DICHTUNG

AUS DEM KREISE DER BLÄTTER FÜR DIE KUNST

STEFAN GEORGE · EINZELAUSGABEN

Die Bücher der Hirten und Preisgedichte, der Sagen und Sänge und der hängenden Gärten . . . . . Halbleinen geb. M. 5.—
In Ganzleinen M. 6.50

Der Teppich des Lebens und die Lieder von Traum und Tod Mit einem Vorspiel . . . . . Halbleinen geb. M. 5.—
In Ganzleinen M. 6.50

Der siebente Ring . . . . . Halbleinen geb. M. 6.50
In Ganzleinen M. 8.—

Tage und Taten. Aufzeichnungen und Skizzen Broschiert M. 3.50
In Ganzleinen M. 6.—

Baudelaire, Die Blumen des Bösen. Umdichtungen
Halbleinen geb. M. 5.—
In Ganzleinen M. 6.50

Dante, Göttliche Komödie. Übertragungen . . . Broschiert M. 7.50
In Ganzleinen M. 10.—

Shakespeare, Sonette. Umdichtung . . . . . Broschiert M. 3.—
Halbleinen geb. M. 5.—
In Ganzleinen M. 6.50

STEFAN GEORGE · GESAMTAUSGABE

IN ACHTZEHN BÄNDEN

BIS ENDE 1929 SIND DIE FOLGENDEN BÄNDE ERSCHIENEN:

Die Fibel (Band 1) . . . . . Broschiert M. 5.50, in Ganzleinen M. 7.50

Hymnen, Pilgerfahrten, Algabal (Band 2) . . . Broschiert M. 5.50
In Ganzleinen M. 7.50

Das Jahr der Seele (Band 4) . Broschiert M. 5.50, in Ganzleinen M. 7.50

Der Stern des Bundes (Bd. 8) Broschiert M. 5.50, in Ganzleinen M. 7.50

Das neue Reich (Band 9) . . Broschiert M. 5.50, in Ganzleinen M. 7.50

Zeitgenössische Dichter. Übertragungen. 2 Bände (Band 15 und 16)
Broschiert je M. 5.50, in Ganzleinen je M. 7.50

BLÄTTER FÜR DIE KUNST

Eine Auslese aus den Jahren 1892—1898, 1898—1904, 1904—1909. 3 Bände im Umdruck nach der ersten Ausgabe. 1929.
In Pappband gebunden je M. 6.—

DEUTSCHE DICHTUNG

Herausgegeben und eingeleitet von
STEFAN GEORGE und KARL WOLFSKEHL

I. BAND: Jean Paul . . . . . Halbleinen geb. M. 2.50
III. BAND: Das Jahrhundert Goethes . . . . . Halbleinen geb. M. 4.50

BERTHOLD VALLENTIN

Heroische Masken . . . . . Broschiert M. 3.50, Ganzleinen geb. M. 5.50

FRIEDRICH WOLTERS

Der Wandrer. Zwölf Gespräche . . . . . Broschiert M. 2.—
Ganzleinen geb. M. 4.—

Hymnen und Lieder der christlichen Zeit

I. BAND: Lobgesänge und Psalmen. Übertragungen der griechischen katholischen Dichter des 1.—5. Jahrhunderts
Broschiert M. 2.—, Halbleinen geb. M. 4.—

II. BAND: Hymnen und Sequenzen. Übertragungen aus den lateinischen Dichtern der Kirche des 4.—15. Jahrhunderts
Broschiert M. 2.—, Halbleinen geb. M. 4.—

III. BAND: Minnelieder und Sprüche. Übertragungen aus deutschen Minnesängern des 12.—14. Jahrhunderts
Broschiert M. 2.—, Halbleinen geb. M. 4.—

KARL WOLFSKEHL

Gesammelte Dichtungen. Erste Reihe . . . . . Halbleinen geb. M. 3.50
Der Umkreis . . . . . Broschiert M. 3.50, Ganzleinen geb. M. 5.50

STEFAN GEORGE-BILDNIS. Heliogravüre nach dem Gemälde von Reinhold Lepsius (Plattengröße 31½ × 42 cm) . . . . . M. 5.—
—, Heliogravüre nach der Zeichnung von Curt Stoeving (Plattengröße 17 × 22 cm) . . . . . M. 2.50

WERKE DER
AUS DEM KREISE DER



WISSENSCHAFT
BLÄTTER FÜR DIE KUNST

ERNST BERTRAM, Nietzsche. 7. Auflage (18.—21. Tausend) 1929.
Broschiert M. 10.—, Ganzleinen geb. M. 13.50

FRIEDRICH GUNDOLF, Caesar. Geschichte seines Ruhms. 2. Auflage (7.—13. Tausend) 1925. Ganzleinen geb. M. 8.—, Halbleder M. 12.50

—, George. 2. Auflage (6.—10. Tausend) 1921 . Broschiert M. 3.50
Ganzleinen geb. M. 6.50

—, Goethe. 12. Auflage (41.—45. Tausend) 1925. Ganzleinen geb. M. 18.—

—, Shakespeare und der deutsche Geist. 8. Auflage (26.—29. Taus.) 1927.
Ganzleinen geb. M. 12.—

—, Shakespeare. Sein Wesen und Werk. 1928. 2 Bände.
Broschiert je M. 12.50, Ganzleinen geb. je M. 15.—

ERNST KANTOROWICZ, Kaiser Friedrich der Zweite. Mit einem Bildnis des Hohenstaufischen Kaisers. 2. Auflage (4.—6. Taus.) 1928.
Broschiert M. 14.50, Ganzleinen geb. M. 17.50

MAX KOMMERELL, Der Dichter als Führer in der deutschen Klassik: Klopstock, Herder, Goethe, Schiller, Jean Paul, Hölderlin. 1928.
Broschiert M. 13.50, Ganzleinen geb. M. 16.50

EDITH LANDMANN, Die Transcendenz des Erkennens. 1923.
Broschiert M. 4.—, Ganzleinen geb. M. 6.50

WILHELM STEIN, Raffael. 1923 . . . . . Broschiert M. 3.60
Halbleinen geb. M. 6.—

BERTHOLD VALLENTIN, Napoleon. Mit 8 Bildnissen. 1923.
Broschiert M. 4.—, Halbleinen geb. M. 6.—, in Halbleder M. 10.—

—, Napoleon und die Deutschen. 1926 . . . . . Broschiert M. 3.—
Ganzleinen geb. M. 5.—

FRIEDRICH WOLTERS, Herrschaft und Dienst. 3. Auflage. 1923.
Broschiert M. 1.—, Ganzleinen geb. M. 2.50

SHAKESPEARE IN DEUTSCHER SPRACHE. Herausgegeben, zum Teil neu übersetzt von FRIEDRICH GUNDOLF. Neue Ausgabe in 3 Doppelbänden (15. bis 20. Tausend) . . . . Ganzleinen geb. M. 32.—

Druck von Hesse & Becker, Leipzig.

– 3. Nov. 1958

20. Dez. 1958

18.50

XI.29

spiels einer versinkenden Seele: als der Schwimmer sic
und ein Traum von neuen Zeugungskräften ihn noch e
waren die Wasser schon über ihm zusammengeschlage
Jaffier im „Geretteten Venedig", der aus Schwäche geht
der verrät wo er retten will und in der Not noch nach de
Was dann blieb war die Rückkehr in das von ihm selb
das schlimmere Paktieren mit den von ihm selbst verw
und Unternehmungen, das Immerschlechterwerden der
bedeutenden deutschen Dichters. Die äußeren Begleitum
erzählt: Im Beginn des Jahres 1903 verlebten die früh
einige schöne Wochen in München miteinander und b
gabe der Gedichte Hofmannsthals im Verlag der Blätter
erschien. Im folgenden Frühjahr besuchte George den
um ihm die siebente Folge zu bringen und von ihm sein
über Gedichte" zu erhalten, in dem er das JAHR DER S
punkt eines tiefsinnigen Gedankenspieles über die Symb
Als aber George im Herbst das ihm gewidmete „Gere
hielt, von dem er sich nur einige Glanzstellen von H
vorlesen lassen, war er tief enttäuscht von der Dichtu
täuscht als Hofmannsthal zur Aufführung des Stück
mit dem Theater in Verbindung trat. Er traf am Tage
Aufführung, der er jedoch nicht beiwohnte, mit ihm zu
mit seinem Urteil nicht zurück. Hofmannsthal, der in die
ginn einer neuen Schaffenszeit gesehen hatte, mußte
später jenes harte Urteil selbst zu eigen machen und bed
rade dieses Buch Georges Namen trüge. Doch war dies
zogene Geschehen nur ein Zeichen und Hofmannsthal
s e i n e Wege gehen. Er blieb auch dort noch mehr als
befruchtete eine ganze Schicht des öffentlichen Schrifttu
in Film und Zeitung niemals subaltern — aber der
Blätter-Frühzeit war erloschen: der einzige dessen Wer
wenn das des heutigen längst verschollen ist. — Wenn
des dichterischen Rhythmus in eine harte und eine glatt
will, wären die Gedichte Georges der harten ernsten F
einzelne Wort selbst taktische Einheit ist, die Hofma
glatten geschmeidigen Fügung zuzurechnen, in der sic
einem bildlichen Ausdruck oder gedanklichen Zusammen
Der gleiche Unterschied gilt auch für die Prosen der b
vom Beginn ihres Schaffens bei George sehr sparsam
reichhaltiger die dichterische Erzeugung begleiteten. B

Copyright 4/1999 YxyMaster GmbH www.yxymaster.com
VierFarbSelector Standard* - Euroskala Offset

gen die Bilder und Gedanken in schöngegliederten Satzgefügen in ununterbrochener Wellenbewegung weiter, lassen häufig den neuen Satz aus einem aufgenommenen Wort des vorhergehenden entfließen oder verbinden einen neuen Gehalt durch eine gleichläufige Linie des Satzbaues mit dem früheren. Er lockt uns wie ein sanft niederströmendes Wasser zum Weitereilen, die Schimmer und Schatten springen uns voraus und auch wo wir tieferen Grund ahnen verweilen wir nicht, sondern folgen dem immer neuerregten Spiel. Von dieser Leichtigkeit und Geläufigkeit hat Georges Prose nichts. Sie schmeichelt sich nicht ein, sie duldet kein gleitendes Vorübereilen, sie enthebt uns nicht durch verschwimmende Tönung oder phantastische Fernluft der Wucht des Augenblicks, sondern zwingt uns vor dem Benannten stillzustehen, nur Wort um Wort weiterzuschreiten und die verpflichtende Gegenwart des Gesagten klar und hart auf uns wirken zu lassen. Ihre Wortwahl ist ungewo[illegible] und fremd statt anheimelnd und bekannt, ihre Lautfolge meist w[illegible] spröde, ihr Satzbau gedrängt und knapp oder von weitgesp[illegible] die oft durch einen Gegenrhythmus von fallender synt[illegible]nd aufsteigender Bedeutung des Sinngehaltes [illegible] werden. Wir können auf diesem allgem[illegible]rucksarten der Prose Georges unter[illegible]iche und Betrachtungen, die meist [illegible]sgeschickt und großenteils von [illegible]die Schilderungen von Tag und [illegible] und Lobreden, welche er zu[illegible]TEN gesammelt und ver[illegible] der ersten Folge: „Wenn [illegible]b kurze Gedanken und in [illegible]st mehr vom täterhaften Trieb, [illegible] bestimmt.

[illegible] Wortes: „Der bloße Gedanke so edel er ist, [illegible]endigen Zusammenhang, nur die unverbrüchlichen [illegible]ehrlichen Gesetze des Lebens wiederholen", waren die Ein[illegible]nd Merksprüche eine sparsame Begleitung des vollendeten W[illegible], sie stammen nicht aus der Not des suchenden Verstandes, sondern aus der Gewißheit des Geschauten und suchen es in der Sphäre des Wollens und Unterscheidens sichtbar zu machen. Nur das wesentliche andeutend, auf das Bezeichnende hindeutend, ohne je das Kunstwerk als Ganzes anzutasten oder die innigen Zusammenhänge des Lebens zu verletzen, sind sie nicht wissenschaftliche Erkenntnis, sondern Kampfmittel, Abgrenzungen gegen die Widerwelt und Sichtung des eigenen Raumes. Nicht Gesetze zu ergründen war ihr Sinn, sondern Richtung Weg Absicht